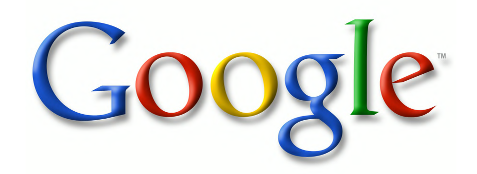
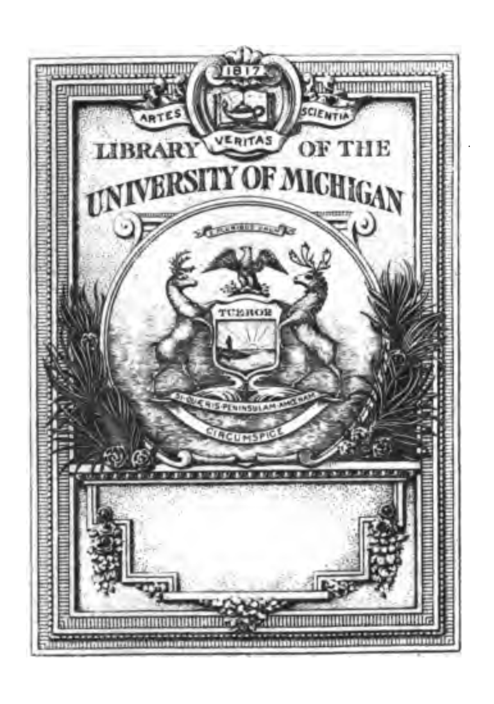
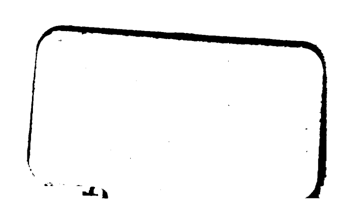
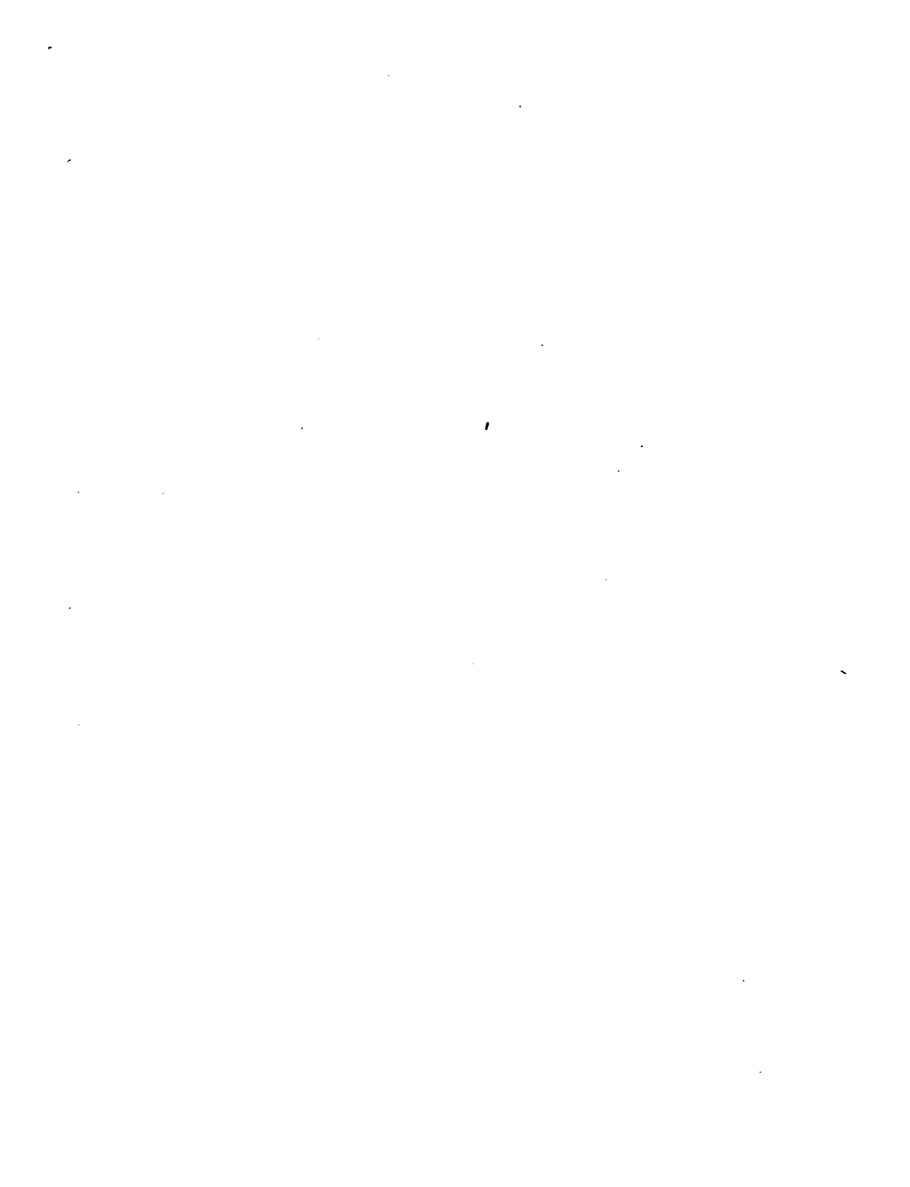



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



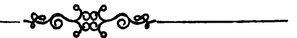


Der deutsche Roman
des
achtzehnten Jahrhunderts
in
seinem Verhältniß zum Christenthum.

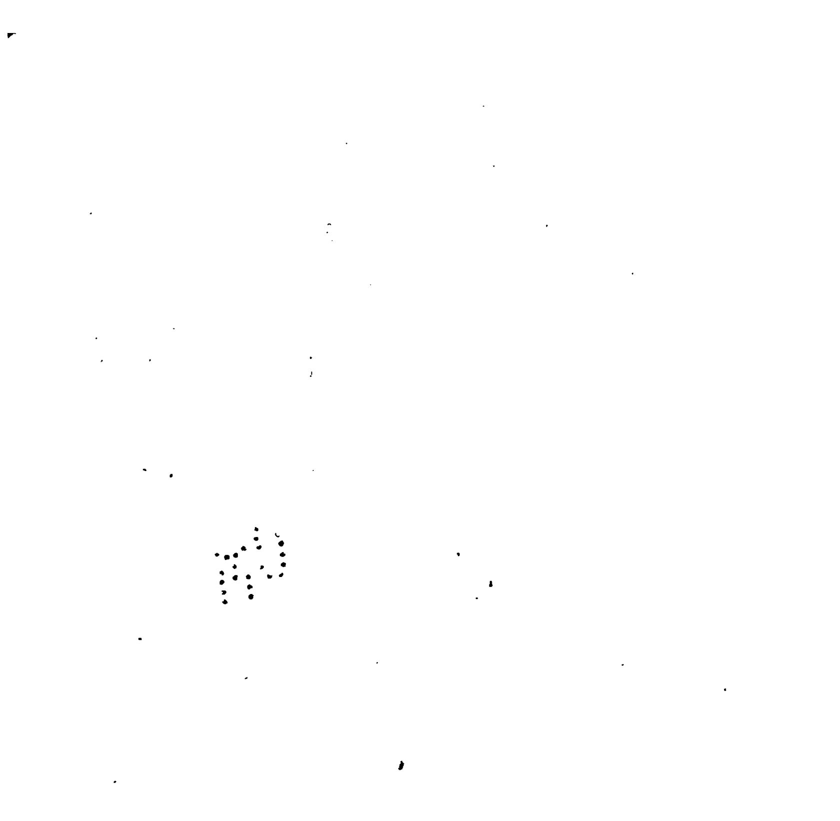
Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Zweite Auflage.



Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.
1866.



Eichendorff Vermischte Schriften III.

Inhalt zum dritten Theil.

Seite

Einleitung.

Die Poesie ist die Blüthe der Gesammtbildung einer Nation, diese Bildung aber der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes derselben, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen. Es wird daher immerdar die Poesie einer besondern Zeit vorzüglich die Sitte und religiöse Anschauungsweise dieser Zeit, auch wo sie gegen dieselbe opponirt, bildlich abspiegeln. Denn selbst ihre sogenannten Ideale, soweit sie auch über die Gegenwart hinauszuschreiten scheinen, was sind sie im Grunde Anderes als der Inbegriff aller Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen, der endliche Maßstab einer bestimmten Zeit an das Unendliche, Unermeßliche gelegt? Man durchlaufe nur einmal in Gedanken die ganze Scala dieser Ideale von Sigurd dem Schlangentödter bis zum Sigwart — welche Wechsel der Culturgeschichte rollt die bloße Musterung dieser imaginairen Weltbeherrscher vor unsern Blicken auf!

Nicht alle Dichtungsarten jedoch geben eine gleich scharfe Signatur. Das Lehrgedicht ist seiner Natur nach zu ausschließlich auf einen besondern, oft ganz unpopulairen Zweck gerichtet, die Lyrik zu schwunghaft, subjectiv, ja persönlich, um daraus die Physiognomie einer ganzen Generation mit Sicherheit zu er=

kennen. Ohne Zweifel wird diese Physiognomie durch das Drama, dessen Hauptaufgabe eben die Charakteristik des Lebens ist, überall am genauesten bezeichnet, wo sich dasselbe irgend naturgemäß entwickelt hat. Calderon versenkt uns in alle Tiefen jener wunderbaren Ritterlichkeit, die sich in Spanien am längsten gegen die moderne Bildung behauptete; Shakspeare ist durch den germanischen Geist Altenglands, der durch seine Schauspiele weht, fast unser Landsmann geworden; und selbst die classischen Franzosen haben, ganz charakteristisch, ihren Theaterhelden die Allongenperücke aufgesetzt und sie am Hofe ihres theatralischen Ludwig's XIV. courfähig gemacht.

Allein in Deutschland besitzen wir bis heut noch kein nationales Schauspiel. Unsere Tragödien sind die Schleppträger fremden Pathos, und unser Lustspiel, seitdem wir den Hanswurst vornehm begraben, quält sich mühselig mit ausländischen Plattheiten ab, als hätten wir deren nicht schon zu Hause genug. In Deutschland ist daher nur der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände. Die selbst in ihren Irrthümern und Thorheiten gründliche, grübelnde und mehr beschauliche als handelnde Natur der Deutschen ist recht geeignet für eine Dichtungsart, bei deren breiter Form oder vielmehr Unform der Dichter wie auf einem Spaziergange alles nur Erdenkliche, Natur und Menschen, Wolken und Kraut, Palast und Hühnerhof gemüthlich in seinem Gedächtniß einfangen kann. Und eben dieses bequeme Sichgehenlassen macht den Roman, der überdies neben der Lyrik bei uns am eifrigsten ausgebildet worden, zu einer wahren Musterkarte aller Gesinnungen und Narrheiten, Abgründe und Untiefen seiner Zeit. Unsere Aufgabe wird demnach hier der Versuch sein, die Geschichte der sittlichen und religiösen Verwandlungen Deutschlands im vorigen Jahrhundert, wie sie in unserm Romane hieroglyphisch angedeutet sind, in kurzen Umrissen nachzuweisen.

Unsere ganze neuere Geschichte ist durchaus revolutionär, ein Kampf des Alten und Neuen. In diesem idealen Kampfe um die Zukunft ficht die Literatur im Vordertreffen: Gedanken, gleichviel ob gesunde oder verkehrte, sind ihre Schwerter, ihre Macht die ewig schwankenden, leichtbestimmbaren Massen. Nun wird aber Der am wenigsten über den Gang eines Krieges sich orientiren können, den man mitten in das Getümmel und den Pulverdampf hineinstellen wollte. Es wird mithin auch hier weder auf ängstliche Jahreszahlen, noch auf die ästhetische Bravour Einzelner, sondern vielmehr darauf ankommen, mit möglichster Beseitigung des bloßen Pulverfutters, die durch hochmüthige Schulweisheit, moderne Vorurtheile und willkürliche Systeme aufgewirbelten Staubwolken zu theilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verschleiern.

Die Welt war culturmüde und blasirt, sie hatte sich noch einmal mit ihren abgestandenen Tugenden und Künsten wie eine alte Kokette ausgeschmückt, und konnte weder leben mehr, noch sterben. Da trat ein Kind mitten unter die Altklugen und sagte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen!“ Aber den classischen Philistern kam das eben kindisch vor, sie hatten kein Herz für den Himmel wie für die Erde; in Konstantinopel, dieser Caricatur des alten Roms, wurde die neue Lehre lau und politisch als Hofsache genommen, und eine ungeheuere Langweiligkeit lagerte über dem ganzen gebildeten Europa, wie faules feuchtes Wetter alle Fugen des alten Baues zersetzend. Da kamen die germanischen Völker wie eine Naturgewalt von ihren Waldbergen herab, zertrümmerten die morschgewordene lügenhafte Pracht, und hoben das verlassene Kind begeistert auf ihre Schilde. Und aus diesem Bündniß des altnordischen Geistes mit dem christlichen ist das Ritterthum entstanden, d. i. das durch seinen beständigen Bezug auf die Religion idealisirte Heldenleben.

Man hat sich in unserer Zeit oft darüber verwundert, wie ein so lebenskräftiges Geschlecht eine Religion der Entsagung so herzhaft ergreifen konnte. Als ob es etwa heldenmüthiger wäre, in thierischer Genüge und Genußsucht dem Erdgeist zu frohnen, als ihn zu bezwingen und das Leben kühn an ein Höheres zu setzen! Das Christenthum hatte das Irdische, indem es dasselbe mit dem Himmel in lebendigen Zusammenhang brachte, plötzlich unabsehbar erweitert; es hatte das ganze Leben zu einem Drama

gemacht, dessen letzte Acte in das Unendliche hinüberspielen, und mithin einen unausgesetzten Kampf zwischen dem endlichen äußern Dasein und der in der menschlichen Natur begründeten, unendlichen innern Anlage eröffnet. Und diesen tragischen Kampf sehen wir jenes Heldengeschlecht nun jugendlich aufnehmen, ein großartiges Ringen mit den Drachen und Lindwürmern ungeheurer Leidenschaften. Der furchtbare Egoismus der rohen Kraft wird zur Hinopferung um Gotteswillen, die unbewachte Willkür zum weltlichen Gewissen der Ehre, die Liebe zu einer religiösen Macht, wie sie ihnen in der heiligen Jungfrau in überirdischer Schönheit erschienen, deren Abglanz, auf die irdischen Frauen wieder zurückstrahlend, den idealen Minnedienst begründete. Seine eigenthümliche Heroenzeit aber hat dieses Ritterthum in den Kreuzzügen durchgefochten, und noch bis in die spätern Jahrhunderte hinauf gegen die Araber in Spanien.

Es konnte nicht fehlen, soviel Poesie des Lebens mußte auch in der Dichtung sich abspiegeln. Es war die germanische Waldnatur mit ihren Abenteuern, mit ihren Elfen, Berggeistern, Nixen, Riesen und Zwergen, wunderbar durchfunkelt von dem frischen Morgenroth, das in die ahnungsvolle Götterdämmerung der altnordischen Mythologie hereingebrochen. Es war dieselbe jugendliche Eroberungslust, die, wie dort Italien und Palästina, hier die fremden geistigen Elemente, das Altclassische und das Orientalische, anstatt von ihnen überwältigt zu werden, sich unterwarf und christlich machte. Diese Dichtung des Ritterthums aber bildete, dem wachsenden Zuge des letztern folgend, drei Hauptströme: den Kampf der gothischen, burgundischen und fränkischen Helden zur Zeit der Völkerwanderung im Nibelungenlied und Heldenbuche; die Geschichten von Karl dem Großen und seinen Gefährten; und endlich die Sage von Artus und dem heiligen Graal. Die Kreuzzüge selbst waren, weil sie der damaligen Poesie noch zu nahe standen, selten unmittelbarer Gegenstand der-

selben; aber ihr phantastischer, frommer Geist ist überall, und schon darin sichtbar, daß alle früherliegenden Heldenfahrten mehr oder minder in Kreuzzüge verwandelt wurden.

Die Nibelungen ragen noch wie ein zackiges Gebirge aus der altnordischen Titanenwelt herein, da ringen noch jene Lindwürmer trotzig auf Tod und Leben mit der neuen mildern Weltansicht, der schöne Sigfried bezwingt den Drachen und erhebt den verborgenen Hort, er selbst aber ist früh dem Tode verfallen, und das Ganze endigt, wie eine herbe Tragödie, mit dem Zusammensturz der heidnischen Heldenwelt, die es fast zornig und widerstrebend abschließt. Entschiedener schon tritt die christliche Apotheose des Ritterthums in der Karlssage hervor. Der Hauptgedanke ist die göttliche Sendung des großen Kaisers und seiner Paladine zur Ausrottung des Heidenthums. Karl erscheint als Heiliger, seine zwölf Heldengenossen als geharnischte Apostel, der falsche Ganelon als der Verräther Judas; und Karl's tapferer Neffe Roland wird, obgleich in der unglücklichen Schlacht bei Ronceval von den Ungläubigen erschlagen, dennoch in höherm Sinne als Sieger gefeiert, weil er durch seinen Tod sich die Märtyrerpalme errungen. In den wesentlich allegorischen Dichtungen von Artus und dem heiligen Graal endlich ist die volle religiöse Bedeutung des Ritterthums poetisch niedergelegt, wie sie fast gleichzeitig auch in den geistlichen Ritterorden ins wirkliche Leben trat. Der Ritter soll durch Selbstbezwingung, hohe Thaten und Tugenden sich für seinen höchsten Beruf befähigen als Bewahrer und Verbreiter des Christenthums, dessen Geheimnisse durch die heilige Abendmahlsschüssel, worin Joseph von Arimathia das Blut des Heilands aufgefangen hat, symbolisch bezeichnet werden. Die funfzig Heldenritter aber, die um des Königs Artus Tafelrunde sitzen, sind die Hüter dieses heiligen Graal's. Diese geistliche Weihe des weltlichen Ritterthums bildet z. B. den eigentlichen Inhalt des Parzival von Wolfram von Eschenbach. In Waldeseinsamkeit fromm

und sehnsüchtig aufgewachsen, wird Parzival durch den Glanz eines vorüberziehenden Ritterhäufleins in die Welt verlockt, und kommt nach mancherlei Abenteuern an des Artus Hof. Doch unbefriedigt von den äußern Erfolgen, vielfach bitter getäuscht und gedemüthigt, verzweifelt er an Gott und stürzt sich trotzig in neue Abenteuer. Aber mitten in dieser Verwilderung treibt ihn der geheime Zug seiner edlern Natur zur Fahrt nach dem heiligen Graal. So kommt er zu dem Einsiedler Trevrizent, von dem er endlich das Irdische heldenhaft dem Göttlichen unterzuordnen lernt. Sein Bruder und seine frühern Gefährten ringen nun weltlich um dasselbe Ziel und sind ihm an Glück, Ruhmesglanz und ritterlichen Künsten überlegen, aber nur Parzival wird König im Graal.

Die bilderreiche Farbenglut des Orientalischen, womit das Abendland durch die Kreuzzüge in Berührung kam, blieb eigentlich immer nur eine phantastische Arabeske der christlichen Poesie, und hat diese nur mit der luftigen Wunderwelt der Feen dauernd bereichert. Eingreifender war der Einfluß des Altclassischen, das sie zugleich mit dem Christenthume von den Römern überkommen. Allein die Poesie der Alten war, wie schon oft genug gesagt worden, aus dem Gefühl einer harmonischen Gesundheit des endlichen Daseins hervorgegangen, die sich selbst genügende Verherrlichung, ja Vergötterung der Sinnlichkeit. Im Christenthum dagegen erhielt das Irdische nur durch seine höhere Beziehung, nicht durch Das, was es ist, sondern durch Das, was es bedeutet, seine volle Geltung und Schönheit. Jene war eine Poesie der Gegenwart, der Freude, diese eine Poesie der Zukunft, der Wehmuth, der Ahnung und der Sehnsucht; beide konnten nicht ineinander aufgehen. Die sogenannten Barbaren nahmen daher was bei den Alten groß, reinmenschlich oder sonst noch lebensfähig war, mit kindlichem Gemüthe auf, um es in ihrer Art in das neue Licht zu stellen und die eigentliche Heroen- und Götter-

welt allegorisch dem Christenthume zu vermitteln. Dieser Proceß läßt sich vielleicht an dem Alexandergedicht des „Pfaffen Lamprecht" am deutlichsten erkennen, das übrigens, wie natürlich, in Plan und Motiven viel Verwandtschaft mit dem Parzival hat. Hier ist die Geschichte Alexander's des Großen, wie lateinische Traditionen sie fortgepflanzt hatten, schlicht und einfach ins Altnordische übersetzt. Alexander kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestahn, der seine Wuth kühlt an Allem, was seine Klauen ergreifen." Auch das nordische Naturgefühl und die Lust am Wunderbaren üben, oft überaus lieblich, ihr eingeborenes Recht, z. B. in dem Walde voll prächtiger Blumen, deren Knospen, wenn sie sich erschlossen, wunderschöne Mädchen singend entsteigen, roth und schneeweiß gekleidet wie die Blumen. Der Held leuchtet noch in seiner vollen alten Größe, ist aber durch wenige eingeflochtene Züge fast unmerklich schon ein christlicher Ritter geworden, der in der gefangenen Gemahlin des Darius die Frauen ehrt, der am äußersten Ende der Welt ein echtdeutsches Heimweh fühlt, und den in jenem Walde mit den Mädchenblumen eine tiefe Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen überkommt, „da die Zeit vollging, die Blumen gar verdarben, und hinstarben die schönen Frauen, die Bäume ihr Laub ließen und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen." Und als er endlich den ganzen Erdkreis erobert, faßt ihn der menschliche Schwindel, und er will auch das Paradies stürmen und Zins haben von den Engelchören. Da tritt ihm am Himmelsthor ein Alter entgegen und mahnt ihn, sein Gemüth an Güte zu kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich; und der Gewaltige beugt sich in Demuth vor dem unsichtbaren Höhern über ihm. „Da ward ihm vergeben." Aber von aller Herrlichkeit, da er starb, behielt er nichts als sieben Fuß Erde, wie der ärmste Mann.

Man sieht, diese ganze Zeit und ihre Poesie war also wesent-

lich nach dem Unendlichen gewendet. Da aber das Unendliche an sich undarstellbar ist, so mußte nun, um es zur poetischen Erscheinung zu bringen, seine Vermittelung mit dem Irdischen durch Symbolik versucht werden. Dies geschah auf zweierlei, einander scheinbar entgegengesetzten Wegen. Die Einen faßten alles Geheimnißvolle, das der Natur und dem Menschenleben einwohnt, in eine allgemeine Weltsymbolik zusammen, und suchten dann von oben herab das Bild dafür in der irdischen Erscheinung, als einer bloßen Allegorie jener Symbolik. Diese Richtung erreichte in Dante ihren wunderbaren Gipfelpunkt. Andere dagegen, mehr organisch von der Mannichfaltigkeit und dem Einzelnen der bunten Weltanschauung ausgehend, suchten gerade umgekehrt für das gegebene Bild die höhere Bedeutung, und strebten, die halbvernehmbaren Naturlaute und was in der Menschenbrust gleichsam wie in Träumen zu uns spricht, jeden verhüllten Keim des Ewigen, von unten hinauf zu der symbolischen Schönheit emporzuranken, nach der sich Alle sehnen. Diese in der Gegenwart, in der Geschichte und nationalen Erinnerung wurzelnde Richtung ist ihrer Natur nach objectiv, plastisch, episch. Aber in beiden Fällen war jene Symbolik eine durchaus christliche, und wir haben bereits oben gesehen, wie das Christenthum die Poesie immer mehr von der äußern Welt nach der innern Welt, vom Realen zu Gemüthszuständen, von Handlungen zu Charakteren, mit einem Wort vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung überführte, welche aber eben das Eigenthümliche des modernen Romans bildet, der mithin wesentlich christlichen Ursprungs ist.

Dieser Uebergang vom Epos zum Roman ist an sich keine Verirrung oder Entartung der Poesie, er hat seine innere Wahrheit in dem ganzen Entwickelungsgange der Nation, es ist dieselbe urkräftige Poesie, nur mit veränderter Weltansicht. Und diese neue Weltansicht war der Poesie wenigstens ebenso günstig

als die alte sinnliche, denn es ist gar nicht abzusehen, warum im Reiche der Erfindung die historische Wahrheit, wie sie im Epos vorwaltet, mehr werth sein sollte, als die ideale des Romans. Eine falsche Idealität freilich, in der alles Sinnliche und Objective krankhaft zerfließt, ist überall, weil sie eines der unabweisbaren Elemente aller Kunst vernichtet, der Untergang der Poesie. Allein jene Weltansicht war eben die christliche, der damalige Roman hatte festen Grund und Boden in einer positiven Religion, die beständig auf ihre Bethätigung im äußern Leben, auf den Heroismus echten Ritterthums, mithin auf eine wenngleich erhöhte Wirklichkeit hinwies, und ihn daher vor der subjectiven Verflüchtigung ins bodenlose Leere bewahrte.

Die willkürlichen Classificationen der Aesthetik haben in der Literatur, wo, wie im Leben, die Grenzen ineinanderlaufen, jederzeit viel Verwirrung angerichtet, und so sind in jener Uebergangszeit auch die Gebiete des Epos und des Romans, zumal bevor der letztere formell in Prosa übergleitet, selten mit vollkommener Sicherheit einzuhegen. Indeß läßt sich dennoch der alte Roman durch einige ihm eigenthümliche Hauptzüge scharf genug bezeichnen: Vorherrschen des Gefühls vor der Handlung, der innern Motivirung vor dem Factischen, geistiges Uebersiedeln der sagenhaften Vergangenheit in die lebendige Gegenwart, durchgehende Verklärung dieser Gegenwart durch den Glauben an eine göttliche Leitung in irdischen Dingen, und endlich der Wiederschein der himmlischen Liebe in einer idealisirten irdischen Liebe, die nun als ritterlicher Frauendienst überall in den Vordergrund tritt.

Diese in den Romanen abgespiegelte Weltansicht wird vorzüglich durch zwei große Dichter in zwei verschiedenen Richtungen repräsentirt: durch Wolfram von Eschenbach in ihrer ganzen strengen sittlichen Tiefe; durch Gottfried von Strasburg von der mehr heitern, weltlichen, ästhetischen Seite. Wir haben schon oben im Parzival gesehen, wie ernst sich dort Alles um den heiligen

Graal gruppirt. In dem gleichfalls der Graalsage angehörigen Titurel (nur in den ersten 170 Versen von Wolfram, das Uebrige wahrscheinlich von Albrecht von Scharfenberg) erreicht jene ernstere Richtung ihren extremen Gipfelpunkt. Der christliche Glaubensheld vermag nichts durch sich selbst, aber Wunder durch den Beistand von Oben. Fortuna, die muntere Göttin der Aventiure, muß ganz der leitenden Vorsehung weichen, denn „Gelücke und soelden lûne lit an Gott alleine." Das „Brackenseil" ritterlicher Tugenden wird gewunden aus Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe, also im geraden Gegensatz zu dem Narrenseil unserer neuesten Romane. Das Ritterthum geht fast im Geistlichen auf, die Priester sind gottberufene Könige, die besten Ritter Priesterkönige im Graal. Weniger mystisch und allegorisch dagegen entfaltet, obgleich unvollendet, Wolfram's Willehalm (Wilhelm von Oranse) in sehr objectiv und scharf ausgeführten Charakteren fast alle oben erwähnten Züge des Romans, Alles streng dem leitenden Gedanken unterordnend, daß den höchsten Preis erwerbe, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt". Um des Christenthums willen verläßt die schöne Arabelle, Gattin des heidnischen Königs Tybalt, mit ihrem Entführer Wilhelm Hof und Glanz, den Christen zürnend, „weil sie wähnten, sie habe das um menschlicher Liebe willen gethan. sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis (Wilhelm)." Und als nun die Noth hereinbricht, und Wilhelm von Arabelle's Gatten und Vater in furchtbarem Kampfe bedrängt wird, mahnt sie noch vor der Schlacht mit rührender Milde zur Schonung gegen die Heiden, denn auch Gott habe seinen Mördern verziehen und für die Sünder sein Leben gelassen. Der

Kampf selbst aber wird ganz wie ein Kreuzzug aufgefaßt, die Ritter streiten für das Himmelreich, dem verblutenden Viviand erscheint ein Engel in der Todesstunde, Wilhelm reicht wie ein Priester den Sterbenden das geweihte Brot. Endlich siegen die Christen, aber ihr Hauptkämpfer Rennewart fehlt, und mit Wilhelm's Klage über ihn schließt das schöne Gedicht.

Vor Allem aber ist es eben der scharfe Accent, der auf die Liebe gelegt wird, was den alten Roman eigenthümlich bezeichnet. Wir haben soeben gesehen, wie die Liebe im Willehalm durch Anknüpfung an das Höchste im Leben ihren Ritterschlag erhält; auch in einer Episode des Titurel erscheint sie in fast überirdischer Schönheit; in Flos und Blankflos von Konrad von Flecke aber bildet ihre Unschuld, ihr Schmerz und endlicher Sieg schon den ganzen Inhalt des Romans. Hier, in das duftige Reich der Kinderwelt versenkt, ist es gleichsam der seelische Leib, die träumerische Ahnung von der Schönheit der Liebe, die wie ein Frühlingshauch Blumen und Laub des Gartens bewegt, wo Flos, ein Sohn des Königs von Spanien und die geraubte Blankflos miteinander aufwachsen und Liebe spielen. Und dieselbe Reinheit durchdringt das ganze Gedicht, wie Flos nachher seine Geliebte, die von seinem Vater insgeheim an morgenländische Kaufleute verkauft worden, mit unverwüstlicher Treue überall aufsucht, sie endlich bei dem zauberischen Sultan von Babylon wiederfindet, und vom Pförtner in einem Korb mit Rosen zu ihr gebracht wird; wie dann der Sultan, der die List entdeckt, sie verbrennen lassen will, und Beide dennoch es verschmähen, von heidnischen Zaubermitteln zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen, bis der Sultan zuletzt, von solcher Treue gerührt, den Liebenden verzeiht und sie nach Spanien heimfahren läßt, wo inzwischen auch der König Feinix gestorben ist.

Hierzu bildet Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, wo außerdem schon Alles fast nur auf Seelenschilderung

ausgeht, ein entschiedenes Gegenstück. Tristan's Oheim, König Mark in Cornwall, will die schöne Isolde von Irland heirathen. Der höfische lebensgewandte Tristan übernimmt die Werbung für ihn, und führt die junge Braut zu Schiff dem Oheim zu. Isolde's Mutter aber hat ihr heimlich einen Liebestrank für Mark mitgegeben, den Isolde und Tristan unbewußt trinken und in unreiner Liebe zueinander entbrennen; also freilich scheinbar durch eine äußere unwiderstehliche Nöthigung, aber mit so meisterhafter Motivirung ihrer innern Empfänglichkeit für den bösen Trank, daß dieser eigentlich nur als Allegorie ihres eigensten Gemüthszustandes erscheint. Nun wird der ehrliche Mark unausgesetzt auf die empörendste Weise getäuscht, die falsche Isolde hat ihn wie eine schöne bunte Schlange zierlich umringelt. Trotz dieser Buhlerkünste werden doch Beide endlich von Mark verbannt, und leben nun zusammen in der „Höhle der Liebenden“, über deren Waldeinsamkeit der Dichter allen Zauber der Poesie verbreitet hat. Indeß auch hier verstört sie Mark und nimmt, schwachmüthig sich selber täuschend, Isolde wieder bei sich auf. Tristan aber muß entfliehen und verliebt sich, nicht ohne innere Vorwürfe und mit sophistischer Entschuldigung seiner Untreue, in eine andere Isolde.

Immerhin mag Gervinus Recht haben, wenn er annimmt, Gottfried habe in diesem genialen Gedichte seinen Helden eben nur als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft und überhaupt nur einen ironischen Reflex des Zeitgeistes geben wollen. Jedenfalls aber zeugt die Thatsache, daß jene Zeit die Minne so auffassen und die Poesie diese leichtfertige Auffassung so verschwenderisch verschönern konnte, schon von dem religiösen Abfall der Liebe. Hier hat sie nichts mehr von ihrer überirdischen Beziehung, sie entsagt dem Himmel und will für sich allein gelten. Ehebruch, Lüge, Betrug, listige Verhöhnung des Eides und des Gottesgerichts, alles soll im Tristan durch die Macht der Liebe, sowie durch die höfische Virtuosität des Helden in allen weltlichen Künsten

gerechtfertigt und geadelt, und diese Rechtfertigung durch die Schönheit der dichterischen Form vermittelt und verkleidet werden. Der Dichter sagt selbst, Liebe sei ein so seliges Ding, daß Niemand ohne ihre Lehen weder Tugend noch Ehre habe, sie lasse sich nicht erzwingen und nicht verbieten, und das Weib, das daher gerne Lob und Ehre bewahre, sei aus der Art geschlagen, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; und nach diesem System der Minne wird dann Isolde als ein Ideal der Weiblichkeit hingestellt. — Man sieht, schon in so früher Zeit wurzelt das Ausschmücken der Liebe mit Glorien, die ihr nicht im mindesten zustehen, der falsche Heiligenschein und die Emancipation der Leidenschaft, jener Monstreliebe oder Liebemonstrums, das späterhin im Garten der Poesie alle Blumen aufgefressen und insbesondere den Roman jämmerlich zu Grunde gerichtet hat. Schon damals also, dem durch alle Geschichte gehenden Dualismus der menschlichen Natur folgend, theilte sich der Roman in jene zwei auseinanderlaufende Richtungen, in die ideale des Wolfram von Eschenbach und die reale Gottfried's von Strasburg. Doch war das religiöse Element in der Nation noch zu gewaltig, und Wolfram's Tiefsinn beherrschte, gleichsam als ein poetisches Gewissen, noch lange hin dieses ganze Gebiet, sodaß manche Romane, z. B. der „Lohengrin" eines unbekannten Verfassers, wegen innerer Verwandtschaft gläubig dem Eschenbach zugeschrieben wurden, viele andere, um höher zu gelten, sich absichtlich mit seinem Namen schmückten. Auch war jener Zwiespalt keineswegs etwa nur auf Deutschland beschränkt, sondern ging durch das ganze Abendland. Sehr natürlich; denn das Christenthum, die Religion der sittlichen Gleichheit, hatte diese Völker zu einer großen Familie gemacht und die Begeisterung der Kreuzzüge auch äußerlich verbrüdert; es war, wie im Leben, so auch in der Poesie überall dasselbe, nur nach den nationalen Eigenthümlichkeiten verschieden variirte Grundthema. So langen die

Sagenwurzeln des Nibelungenliedes noch in die nordische Heldenmythe, die des Heldenbuchs in die gothische oder lombardische Zeit hinab. So boten die Engländer den Artus und seine Tafelrunde, die Franzosen und Italiener den Kreis von Karl dem Großen und seinen Genossen; und das Alles war im Titurel, Parzival, Lancelot, Wigolais, im Rolandsliede, im Reinold und Malagis und Ogier von Dänemark nicht blos in unserm heutigen Sinne übersetzt, sondern wahrhaft deutsch gemacht und also nationales Eigenthum geworden. Diese Universalität der Poesie, in den ersten Stadien ihrer Entwickelung durch die lateinische Weltsprache vermittelt und repräsentirt, erforderte jedoch Sprachkenntniß und einen gewissen Grad historischer Gelehrsamkeit, und hatte daher zur natürlichen Folge, daß im Anfange die Poesie fast ausschließlich in die Hände der Geistlichen, namentlich der Mönche kam, ein Umstand, der nur günstig wirken konnte; denn die Dichtkunst ist eben eine **Kunst**, die nirgend im bloßen Volksliede erschöpft und am wenigsten durch die Breite eines vagen Dilettantismus gefördert wird, sondern, um zu gedeihen, jederzeit der ernsten Pflege der wenigen vorzüglich Befähigten bedarf. Wer aber konnte hierzu berufener sein, als eben die Geistlichen jener Zeit? Häufig als ehemalige Krieger oder Lenker der Staatsangelegenheiten mit den bedeutenderen Beziehungen des Lebens vertraut, fanden sie dann im Kloster jene Unabhängigkeit und beschauliche Muße, die allein im Stande ist, große Erlebnisse dichterisch zu bewältigen, während sie andererseits mit dem Volke aus dessen Mitte sie hervorgegangen, durch die Seelsorge beständig in lebendigem innern Verkehr blieben und also am geeignetsten waren, Kunst und höhere Einsicht auch wieder volksthümlich zu machen.

Diese letztere Aufgabe hatten sie auch in der That gelöst. Die frischen Quellen, die halbverschüttet durch den alten Sagenberg trieben, waren zu Tage gefördert, ein Jeder konnte nun mit

geringer Mühe je nach seinem Maße davon schöpfen. Zur selben Zeit aber ging eine ungeheuere Erschütterung durch alle Gemüther, die Kreuzzüge hatten eine neue Welt eröffnet und zu den alten Heldensagen neue Wunder und eine neue Heldenzeit gefügt. Ein großer Frühling rauschte belebend über das ganze Abendland, in der allgemeinen Poesie des Lebens entglitt auch die Dichtkunst immer mehr den Händen der Mönche, aus der Poesie vom Ritterthum war eine Poesie der Ritter geworden. Fürsten und Helden dichteten, Ministrels, Troubadours und Minnesänger zogen von Burg zu Burg, in geistigen Turnieren nach dem Preise ringend, den schöne Frauen vertheilten. Und eben dieser ritterliche Frauendienst war das Charakteristische und der eigentliche Inhalt jener Gesänge, die Verklärung nämlich der irdischen Schönheit im Weibe, und die Wehmuth und der Schmerz über die Vergänglichkeit dieser Schönheit. Dieser Schmerz tönt, z. B. bei Walter von der Vogelweide, beständig wie Nachtigallenklage durch die duftigen Frühlingsnächte; jene Verklärung aber läßt sich kaum deutlicher bezeichnen, als durch ein Lied von Novalis, wo er die heilige Jungfrau anredet:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Es war die himmlische Erscheinung „unserer lieben Frau“, mannichfach niederglänzend in der hohen sittlichen, alle sinnlichen Begierden streng zurückweisenden Würde des Weibes; die tiefe, innige Sehnsucht nach einer symbolischen überirdischen Schönheit, deren Gegenstand mancher Sänger hienieden niemals oder nur im Traum gesehen; eine ernste, ideale Liebe, „die alle Enge und

im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist."

Nachdem jedoch die Poesie auf solche Weise aus ihrer stillen Werkstatt ins weite Meer des Lebens hinausgefahren, wurde sie auch gar bald von den Stürmen dieses ewig wandelbaren Elements und von jener schon vorhin angedeuteten Doppelströmung erfaßt, deren eine zur ursprünglichen Heimat strebt, die andere unaufhaltsam ins Neue, Ungewisse fortreißt. Der durch alle Menschengeschichte gehende, bald verborgen, bald offen fortarbeitende Kampf des Rationalismus gegen die alte religiöse Gesinnung war mit aller furchtbaren Größe der führenden Charaktere jener Zeit in den gewaltsam miteinander ringenden Parteien der Ghibellinen und der Welfen durchgebrochen; und der größte Ghibelline, der geniale und hochgebildete Kaiser Friedrich II., hatte diesen Kampf durch Einführung des verstümmelten und mißverstandenen Aristoteles, sowie durch seine eigene Theilnahme an den dichterischen Bestrebungen der Zeit, unmittelbar an Kunst und Wissenschaft geknüpft. Der mildernde, vermittelnde und versöhnende kirchliche Goldgrund, dem früher sich alle poetische Gestaltung enthob, war von der scharfen skeptischen Luft allmälig zerfressen, und die von dieser positiven Grundlage religiöser Gesinnung gelöste Phantasie nun im Leben wie in der Dichtung eine selbständige und also verheerende Macht geworden.

Die zarteste Blume der Poesie, der Minnesang, wurde zuerst von dem herbstlichen Hauche betroffen. Ihre duftige Seele, diese schlanke, nach überirdischer Schönheit verlangende Liebe, verwirrte sich nun immer mehr in ein metaphysisch-allegorisches Gedankenspiel, bis sie endlich in sinnliche Begierde umschlägt, und der ganze ideale Frauendienst, nachdem er seine höhere Bedeutung vergessen, zur bloßen Galanterie und conventionellen Modesache wird. Wenn man z. B. die beiden berühmten Minnesänger, Walter von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein miteinander vergleicht,

so macht es fast den Eindruck, wie die fromme Innigkeit der ersten Jugendliebe gegen die Weiberjägerei eines frivolen Roués. Ulrich von Lichtenstein, der seinen eigenen Lebenslauf in einem Minneliedercyklus beschrieben, hat daheim eine wackere, von ihm in seiner Weise geliebte und geehrte Ehefrau, und setzt gleichzeitig Ruh und Leben an den sinnlichen Genuß einer andern, ebenfalls verheiratheten Frau, die ihn nicht mag, aber dennoch seine närrischen Huldigungen duldet, ja gewissermaßen begünstigt, blos weil dies einmal zum guten Ton einer Weltdame gehört. Und es ist nicht nur lächerlich, sondern geradezu ekelhaft, wie der Sänger sich unablässig quält, die gute Dame zu verführen, wie er, ihr zu Liebe, sich seine Doppellefze und einen krummgewordenen Finger abschneidet, dann als Venus verkleidet tiostirend durchs Land fährt und endlich in gemachter Verzweiflung sich selbst ersäufen will.

Man sieht indeß schon aus diesen wenigen Zügen, nicht nur die Liebe, das ganze Ritterthum war durch den neuen Umschwung der Gesinnung alterirt. Und das konnte nicht anders sein. Das Ritterthum beruhte wesentlich auf der Idee der Vertheidigung des Glaubens, oder, was davon unzertrennlich war, der Kirche, und hatte diese Idee praktisch in den Kreuzzügen und den geistlichen Ritterorden, poetisch in der Graalsage dargestellt. Sobald aber dasselbe sich mit der Kirche in Opposition setzte, wie dies in dem Ghibellinenkampfe allerdings geschehen, nachdem also das allgemeine Band gelöst und diese Richtung vorherrschend geworden, mußte auch das Ritterthum in seine natürlichen Bestandtheile und Elemente, deren Verklärung und Verbindung zu einem höheren Zwecke eben sein Charakter war, unaufhaltsam wieder zerfallen. Dem großen göttlichen Vasallenthum aller christlichen Ritter traten jetzt zersplitterte Sonderinteressen in tausend souverainen Ländchen, Städten und Burgen keck gegenüber; die stets revolutionären Leidenschaften, ihres mildernden und versöhnenden, höhern Berufs entlassen, gingen, ihrem natürlichen Hange nach, gewalt-

sten auf das Extreme, Absolutistische bei beiden Parteien; die alte Liebe zum Wunderbaren, das eben nur durch die gläubige Beziehung auf das Göttliche zum Wunder ward, wich immer mehr der Lust am Wunderlichen und Phantastischseltsamen; der Glaube an einen unmittelbaren Beistand von oben dem Aberglauben an magische Naturkräfte; der von männlicher Demuth und aufopfernder Unterordnung unter ein Höheres freigesprochene Heldenmuth dem ritterlichen Uebermuth und jenem furchtbaren Egoismus, der endlich in der gänzlichen Verwilderung der Raubritterschaft seinen schmählichen Ausgang genommen.

Mit dem Ritterthume aber, weil es der Inhalt des Romans war, mußte auch dieser dem allgemeinen Zuge folgen; und wenn gleichwol derselbe gerade zur Zeit der Hohenstaufen seine höchste Blüte erreichte, so ist dies leicht erklärlich; denn einmal folgen sich in den Wechselbeziehungen von Leben und Poesie Ursache und Wirkung nicht unmittelbar, die chaotische Zerfahrenheit solcher Uebergangsperioden muß immer erst zu einem faßlichen Bilde sich wieder zusammenfügen, um poetisch abgespiegelt zu werden, und der einmal stark angeschlagene Grundton hallt durch den Lärm der Gegenwart noch lange nach. Sodann wird durch einen ins ganze Leben getretenen Widerspruch, seine Bekämpfung, Vertheidigung und Verhüllung, jederzeit die Kritik und mit ihr auch in der Poesie die Kunst der Formen gefördert, die wir schon bei Gottfried von Strasburg bemerkten. Und endlich ist überhaupt jeder innerlich motivirte Krieg, da er durch große Charaktere und Begebenheiten die prosaische Gleichgültigkeit der Gemüther gewaltsam erschüttert und durchbricht, in allen Zeiten der Poesie günstig gewesen, was sich während der Kreuzzüge, die überdies bis in die Zeit Kaiser Friedrich's II. hinausreichten, und selbst späterhin noch im Dreißigjährigen Kriege vielfach bewährt hat. Nicht jener Ghibellinenkampf an sich also zwischen Staat und Kirche um die Herrschaft der Welt, sondern die diesem Kampfe zum Grunde lie-

gende zwiespältige Weltansicht hatte, wie das Leben, so auch die Romanliteratur in zwei mehr oder minder feindliche Heereslager getheilt.

Von den Altgläubigen versuchten Mehrere eine Reaction gegen den Ungestüm der weltlichen Richtung durch Wiederbelebung der Legende, die schon früher durch die Rittergedichte in den Hintergrund gedrängt war. Es waren häufig die Dichter jener ritterlichen Aventiuren selbst, die gleichsam zur Sühne ihrer frühern profanen Dichtungen, sich zum Geistlichen gewandt, wie Konrad von Würzburg in den Legenden vom heiligen Sylvester und Alexius, oder Rudolf von Ems in seinem Barlaam und Josaphat, den er selbst „der welte widerstreit" nennt. Allein es war die ungebrochene Glaubenskraft nicht mehr, die noch im 12. Jahrhundert die Legende getragen, sie hatten in ihrem „Widerstreit" mit der Ungunst der Zeit den ursprünglichen Flügelstaub unbefangener Unschuld eingebüßt; man spürt überall das Tendenziöse heraus, ja einige derselben accommodiren sich schon dem widerstrebenden Zeitgeiste, wie z. B. das Gedicht von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius, wo eine sehr frivole Liebesgeschichte hindurchläuft und durch ihren poetischen Glanz den wohlgemeinten Ernst des Gedichts fast ganz verdunkelt. Andere wieder strebten, der wachsenden Freidenkerei gegenüber, den Roman selbst in seinem alten strengen Stil zu regeneriren, indem sie ihn noch einmal an Wolfram von Eschenbach knüpften. In diesem Sinne wurde Wolfram's Titurel durch Meister Albrecht fortgesetzt, sein Willehalm von Ulrich von Turlin umgearbeitet und seine ganze Art und Weise vielfach nachgeahmt. Ebenso vergeblich. Das offensive Neue ist jederzeit im Vortheil, denn es hat den Reiz, die Hoffnungen und die kecke Zuversicht der Jugend, und daher die Gunst der Menge. Und wie es stets bei ungleichem Kampfe zu geschehen pflegt, daß der Bedrängte immer hartnäckiger und verbissener über sein Ziel hinausschießt, so erging es auch den Dichtern dieser Rich-

tung. Je mehr das echte Ritterthum in der Wirklichkeit Grund und Boden verlor, um so eifriger suchten sie es mit priesterlicher Heiligkeit und ungeheuerlichen Tugenden aufzusteifen, zu überschmücken und ein unmögliches Ritterthum herzustellen. Und je allgemein verbreiteter und daher zum Theil auch roher die Poesie im andern Heereslager ward, desto exclusiver, vornehmer und gelehrter wurde dieser forcirt-altväterische Roman, bis er endlich, in Prosa übergleitend, sich ganz an die Höfe und vorzugsweise in die Boudoirs fürstlicher Frauen zurückzog. Wir erinnern hier nur an Margrete von Lothringen, die selbst den Roman Lother und Maller aus dem Lateinischen, und an Eleonore von Oestreich, welche den Roman von Pontus und Sidonia aus dem Wälschen übersetzt hat.

Anders verhielt es sich mit dem Roman des Fortschritts, wie wir es heutzutage nennen würden. Wie jener aristokratisch-conservativ, so war dieser wesentlich destructiv, und schmiegte sich, gleich dem Faltenwurf eines Gewandes, demagogisch allen wechselnden Bewegungen der Zeit an. Da aber diese Zeit vorherrschend auf das Weltliche gerichtet war, so ging auch der Roman nun immer praktischer von dem träumerischen Gedankenleben auf die Wirklichkeit, vom Dogma auf moralische Belehrung, von gläubiger Anschauung auf das verständig Allegorische; das Menschliche wird über das Religiöse gesetzt und weil jenem hiernach der höhere Zusammenhalt und größere Maßstab fehlt, Alles in einen geistreichen Mikrokosmus aufgelöst, bis endlich die Ritter die alte Rüstung von Treue und Glauben, Ehre und Pflicht, die ihnen zu schwer und unbequem geworden, ganz von sich werfen und sich als Landsknechte, fahrende Schüler, Glücksritter und Schwartenhälse in alle Welt verlaufen. Dieser närrische Ausgang des Ritterthums wird sehr ergötzlich in den sogenannten Schelmenromanen beschrieben, auf die wir später noch besonders zurückkommen, deren Charakteristisches aber darin besteht, daß anstatt der himmlischen Vorsehung der koboldartige Zufall, anstatt der alten Minne die Göttin Fortuna die Regie-

rung der Bande übernimmt, und in der tumultuarischen Freite um ihre launenhafte Gunst oft mit großem Scharfsinn die Kehrseite der menschlichen Natur gezeigt wird. Die Brücken aber aus dem alten romantischen Lande zu den Schelmenromanen waren schon viel früher geschlagen, indem der alte Heldenroman, dem die neue Zeit nicht mehr gewachsen war, allmälig in seine Episoden, und diese wieder in einzelne Erzählungen, Novellen und Schwänke zerbröckelt wurden. Diese Genrebilder mußten denn natürlich auch alle Züge und Farbentöne des verwandelten Kleinlebens aufweisen, und so sehen wir in der That nun die Rittergeschichten immer zahmer und bürgerlicher werden und in einem liberalen Anfluge sogar schon die Rangverhältnisse der Stände untereinander vermischen und verwischen. Im Romane Pontus gibt der König von England seine Tochter einem namenlosen Abenteurer zur Frau, da wir ja doch alle von Adam und Eva herstammen, und die Historie von der „Griseldis“ vermählt eine tugendhafte Bäuerin, freilich nicht ohne harte Prüfungen, an einen Markgrafen. Wo dagegen Stoff oder Neigung noch zu dem alten und jetzt unverständlich gewordenen Heroismus zurückführte, wurde dieser durch eine brutale Leibeskraft vertreten, die, ohne nach Gott und Menschen zu fragen, wie ein toller Stier alle Ruhmeskränze auf die eingelegten Hörner nimmt; wie z. B. im „Hug Schapler“, wo ein ungeschlachter Fleischersohn mitten durch Blut und Gräuel, mit einem Gefolge von zehn natürlichen Söhnen, den Thron von Frankreich besteigt. Es ist hiernach wol begreiflich, indem die Poesie sich ganz zur Wirklichkeit wandte, diese aber immer unpoetischer wurde, daß nun die sinkende Productionskraft unter den vornehmbauschigen Mantel der Allegorie flüchtete, der auch über zwei Jahrhunderte lang vorgehalten. Denn schon im 13. Jahrhundert ist es ein Lieblingsthema, die Liebesgeschicke als eine Jagd, das Herz als den Hund, und die „Merker“ als die Wölfe darzustellen, die den Hund zerreißen; während fast gleichzeitig in

„Spiegels Abenteuer" die klagende Treue von ihrer Kaiserin, der Frau Abenteuer, ausgeschickt wird, um Liebestreue aufzusuchen, und der Dichter, den sie angetroffen, mit seiner ehelichen Treue ein ganzes Land übergülden zu können behauptet, dann aber in einem Spiegel alle lebenden jungen Weiber erblickt, und über der Schönheit des einen Spiegelbildes Frau und Treue vergißt. Und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheinen im „Theuerdank" der Kaiser Maximilian und alle Hindernisse seiner Brautbewerbung um Marie von Burgund als allegorische Personen.

Vor Allem aber ist es wiederum das Hauptmoment aller Romane, die Liebe, an deren Auffassung und Behandlung sich die religiöse und moralische Herabstimmung am schlagendsten nachweisen läßt. Die alte Minne nämlich verwandelt sich fast unmerklich in die Frau Venus, die indeß noch immer auf Zucht und Treue hält; bald aber wird diese Frau Venus eine Heidin, wie z. B. in der „Mohrin", dann gar schon eine Teufelin, wie im „treuen Eckart", bis zuletzt, durch ein anmuthiges Labyrinth von sinnlichen und leichtfertigen, meist den Italienern entlehnten Intriguenovellen hindurch, Alles unaufhaltsam in's Bäurische und Obscöne umschlägt. Ja, die zwischen Liederlichkeit und moralischem Redesalm mattgehetzte Poesie kehrt sich nun selbstmörderisch gegen ihren eigenen bisherigen Inhalt, gegen das Ritterthum selbst, indem sie dasselbe nach der neuen Elle praktischer Nützlichkeit mißt und daher allzu unmenschlich riesenhaft befindet. So mäkeln (im 13. Jahrhundert) Reimar von Zweter und Suchenwirt an den Turnieren, der eine wegen ihrer Mordsucht, der andere gerade umgekehrt wegen ihrer gefahrlosen Affectation, und Heinrich der Teichner (im 14. Jahrhundert) bespricht das letzte Aufleuchten des Ritterthums in der Preußenfahrt des deutschen Ordens schon wie ein moderner Philister: die Ritter sollten, anstatt um Marien willen die Heroen zu spielen, lieber ruhig zu Hause bleiben und ihre Kinder wiegen, Minnesang und Ritter-

schaft überhaupt wögen weit unter dem Pfennig, und alle Freude sei doch nichtig, wenn nicht Magenfreude dabei wäre. — Man sieht, das in seinen Uebertreibungen phantastisch gespreizte Ritterthum hatte seinerseits allgemach die Rolle des Don Quixote, und sein geborener Schildknappe, die Poesie, nun die des Sancho Pansa übernommen. Es ist im Grunde dieselbe Opposition, die das Thierepos von Reineke Fuchs so sinnreich ausgeführt hat, welches daher eben jetzt in Deutschland einheimisch und beiweitem die bedeutendste und beliebteste Dichtung dieses Zeitalters wurde; die Opposition nämlich des sich emancipirenden Verstandes gegen den ritterlichen Geist des Mittelalters, des Realen gegen das Ideale, des klugen Fuchses gegen den alt und matt gewordenen Löwen. Und denselben Gegensatz, tiefergreifend und als den letzten Grund aller dieser poetischen Bewegungen gewahren, wir gleichzeitig endlich auf dem religiösen Gebiet: eine nüchterne Scholastik neben dem verstandesmuthigen Hinarbeiten nach einem blos praktischen vermeintlichen Urchristenthum bei den Waldensern und andern ketzerischen Sekten, der tiefsinnigen Mystik und himmelklaren Frömmigkeit eines Tauler und Thomas von Kempen gegenüber.

Allein das wesentlich religiöse Element der Poesie konnte wol verdunkelt, aber nicht ausgerottet werden. Die Demoralisation, von der uns Suchenwirt, der Teichner und Sebastian Brant in ihren Satiren und Priameln ein schreckenerregendes Bild hinterlassen, hatte nur erst die oberen Schichten der Gesellschaft ergriffen, der eigentliche Kern des Volkes blieb zur Zeit noch unberührt davon. Zu diesem flüchtete daher nun unter prosaischer Verkleidung der alte Ritterroman in den sogenannten Volksbüchern, die sich zum Theil noch bis heute im Volke erhalten haben. Und diese unscheinbare Volksliteratur gibt uns dann noch einmal einen lebendigen Ueberblick auf die nun zum Abschluß gekommene Periode und ihre allmäligen Uebergänge in die neue Zeit, gleichwie die Abendsonne vor ihrem Scheiden noch einmal

die Landschaft hinter uns scharf beleuchtet, die sonst von den ringenden Morgennebeln und dem Schiller der Mittagschwüle mannichfach verhüllt und verdeckt wurde. Denn alle Elemente des alten Sagenepos finden wir auch in diesen Volksbüchern wieder; aber der große Strom hat sich hier in zahllose, wildüberstürzende oder anmuthig rieselnde Flüsse und Bäche vertheilt, das mächtige Naturgefühl, das sonst in Feld und Wald und allen Erscheinungen ein heroisches Thun erkannte, bildet und dichtet nicht mehr wie ein organisches Naturwerk in lebendig fortlaufender Tradition; die Tradition ist schon fixirt und zu Buch gebracht, Alles ist vereinzelt, menschlicher und milder geworden.

So hebt die Historie vom gehörnten Siegfried aus der reichen Welt der Nibelungen nur diesen einzelnen Helden und von diesem wiederum fast nur die wilde Kraft hervor, wie er seinen Vater Sieghard verläßt, im Walde den Drachen tödtet, mit dessen Fett er sich bestreicht, daß von dem erstarrenden Blute sich ihm der ganze Leib, nur zwischen den Achseln nicht, mit einer Horndecke überzieht; und wie er dann des Königs Gilibaldus Tochter, die ein Drache entführt hatte, errettet, sie zur Ehe nimmt und endlich vom grimmen Hagenwald an der Quelle erschlagen, und in der Folge von seiner Gattin gerächt wird: Alles in bloßen schmucklosen, aber sichern und kräftigen Umrissen. Ebenso, ja noch unmittelbarer, stellt die Historie von den vier Haimonskindern — gleich der vom Kaiser Octavian, ein Nachhall der romantischen Dichtungen von Karl dem Großen — uns recht mitten in die riesenhafte, vorritterliche Heldenzeit hinein. Dieser furchtbare Vasallentrotz gegen den gleich eisernen Kaiser Karl, neben rührender Treue, der gutmüthige ehrliche Held Reinold mit seinen ungeheuern Leidenschaften, mit seiner Klinge Florenberg und dem Heldenrosse Bayard, daneben seine drei tapfern Brüder und sein Vetter, der schlaue Negromante Malagys: es ist, als hätten die unförmlichen, eckigen Steinbilder sich von ihren uralten Grabmälern erhoben, und eine

ganz fremde Felsengegend spräche in grauenhaften Naturlauten zu uns, die wir nicht mehr verstehen. Und doch ist das Volksbuch nur ein verfärbtes Abbild des wilden, man möchte sagen mit Blut geschriebenen Gedichts von den ältern Haimonskindern oder Reinold von Montalban.

Bald aber, je näher und verständlicher die Zeit uns rückt, gehen auch jene elementarischen Kämpfe immer mehr ins bloße Abenteuer, die nordischen Heldenfahrten und der alte Riesengeist in einen phantastischen Reisegeist über. Und wie jener Uebergang vorzüglich durch das schon oben erwähnte Alexandergedicht des Pfaffen Lamprecht bezeichnet wird, so zerfällt hier dieses Gedicht sogleich wieder in mehre volksthümliche Reiseromane. In der Reise des engelländischen Ritters Johannis de Montevilla sind alle Wunderdinge, die Alexander der Große auf seinem sagenhaften Zuge angetroffen, mit eingeflochten: das Paradies im fernen Indien auf dem Berge von Adamanten, der bis zum Monde reicht; das Höllenthal, wo der Teufel in Gestalt eines grauenvollen Hauptes schwebt; das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen tönen; der goldene Baum mit den künstlichen Vögeln, der Vogel Phönix, die Amazonen u. s. w. Hierher gehört auch der, einer kurzen Erzählung in den „Gesta Romanorum" entlehnte Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, sowie die aus einem gleichnamigen Gedichte Heinrich's von Veldeck in Prosa aufgelöste Historie vom Herzog Ernst in Baiern und Oestreich, der von seinem Vater, dem Kaiser Otto aus seinem Lande verjagt wird, nach Jerusalem wallfahrtet, Schiffbruch am Magnetenberge leidet, auf einem Floß durch den Karfunkelberg fährt und in Indien für die Pygmäen gegen die Kraniche ficht.

Jetzt ist der Schauplatz allmälig schon ein ganz anderer, und Alles kleiner, enger und innerlicher geworden. Das furchtbare Felsengeklüft mit seinen Riesen und Drachen versinkt immer mehr in den märchenhaften Duft der Ferne, die Drachen sind er-

schlagen und ihre Nachgeburt schlängelt sich nur noch als Leidenschaft zwischen den Blumen, der blutige Kampf verwandelt sich in Intrigue und der Heldenroman in den Liebesroman. Schon der durch Tieck's treffliche Bearbeitung bekannte Octavian ist eigentlich mehr ein Intriguenspiel als ein Heldenspiel. Noch mehr die gleichfalls aus einem ältern epischen Gedichte entstandene Geschichte von der geduldigen Helena, wie sie vor ihrem Vater, dem Kaiser Antonius von Konstantinopel, der sie ehelichen will, ganz allein sich auf ein Schifflein flüchtet und an die englische Küste verschlagen wird, wo der König von Engelland sie zur Gemahlin nimmt. Hier, von des Königs Mutter verleumdet, soll sie verbrannt werden, wird jedoch, da die Nichte des Herzogs von Glocester sich für sie verbrennen läßt, mit ihren zwei neugeborenen Kindlein nun in die weite Welt vertrieben. In der Wildniß rauben nun ein Löwe und ein Wolf ihr die beiden Kinder, die aber ein Eremit wieder rettet, worauf Helena nach mancherlei Abenteuern endlich von ihrem bereuenden Vater und dem versöhnten Gemahl zu Tours wiedergefunden und in Freuden heimgeführt wird.

Wie hier das Intriguenspiel der Leidenschaften, so wird dagegen in den Historien vom Markgrafen Walther und von der schönen Magellone die Liebe einzeln und als Hauptsache hervorgehoben. Im Markgrafen Walther, dem Gemahl der schon oben erwähnten Griseldis, ist es der Triumph der demüthigen und bis zum Tod ergebenen Liebestreue über Rang und Seelenqualen; ein sehr beliebtes Thema, das schon 1395 in Frankreich, und neuerdings bei uns von Halm auf die Bühne gebracht worden ist. In der Magellone aber ist es die einfältige, rührende, fromme Schönheit der Liebe selbst, wie ein Nachklang des alten Minnegesangs aus seiner besten unschuldigen Zeit.

Dazwischen spielen dann immerfort die orientalischen Einflüsse, die schon frühe von Osten durch die Kreuzzüge, im Westen

durch den Kampf mit den Mauren ins Abendland gedrungen. So erinnert „die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister“ schon der Form nach an Tausend und eine Nacht. Wie dort die berühmte Erzählerin, um sich vom Tode zu retten, Märchen aus Märchen spinnt, so kämpfen hier funfzehn köstliche Novellen gegeneinander um denselben Preis. Der aus Griechenland zurückgekehrte Sohn des Kaisers Pontianus wird nämlich von diesem zum Galgen verurtheilt, da die Kaiserin, seine Stiefmutter, ihn aus Rache, weil er ihren Liebesantrag zurückgewiesen, als Ehebrecher angeklagt hat. Er kann sich nicht rechtfertigen, denn er muß, zur Vermeidung eines ihm sonst prophezeiten großen Unglücks, sieben Tage lang sich stumm stellen. So oft er daher nun zum Galgen geführt wird, weiß einer der sieben Meister jedesmal durch eine Erzählung den Kaiser zur Milde, die Kaiserin ihn aber durch eine andere Novelle wieder zur Verurtheilung umzustimmen, bis der Jüngling nach Verlauf der sieben Tage endlich sein Schweigen bricht und die Tücke der Kaiserin aufdeckt.

Auch die aus dem Orient herübergewehte Feenwelt hat sich im Volksroman angesiedelt; z. B. in der Geschichte „von dem unschätzbaren Schloß in der afrikanischen Höhle Raxa“, wo die Erdgeister, die Luftgeister und die Feuergeister für und wider den schönen unschuldigen Jüngling Lameth miteinander ringen, wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt. Merkwürdiger aber ist das liebevolle Bestreben, gleichsam aus Schmerz und Mitleid mit der heidnischen Schönheit dieser Feenwelt, dieselbe menschlich und christlich, und somit der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen, ein Zug, der namentlich der bekannten Historie von der schönen Melusina einen so eigenthümlich rührenden Reiz verleiht, wie sie, von irdischer Liebe bezwungen, sich treu und fromm zu den Menschen gesellt, und dennoch, durch menschlichen Vorwitz verscheucht und einem geheimnißvollen Naturgesetz folgend, zuletzt von Gatten und Kindern

scheiden und unter herzzerreißender Wehklage wieder in das Feenreich zurückkehren muß. Das schöne Thema wiederholt sich noch in manchen andern Volkssagen, z. B. vom Donauweibchen; der Roman selbst aber ist aus einem altfranzösischen, schon im 14. Jahrhundert von Jean d'Arras verfaßten und 1500 in Paris gedruckten Gedicht, dieses aber wiederum aus einer uralten Familiensage entstanden, wonach die Melusina noch oft in Witwenkleidern an der Quelle erscheint und jeden Samstag um die Vesperzeit sich badet, halb als schönes Weib und halb als Schlange, oder auch, wie die spätere weiße Frau, sich am Fenster des Thurmes zeigt, einen furchtbaren scharfen Schrei ausstoßend, wenn ihren Nachkommen oder dem Lande ein großes Unglück bevorsteht.

Wir haben schon oben der poetischen Wiederbelebung der Legende gedacht, als Reaction gegen die neuere frivole Richtung der Dichtungen, des geistlichen gegen das überwuchernde weltliche Element derselben. Der spätere Volksroman gehört aber, seinem Inhalt und seiner Gesinnung nach, wesentlich jener frühern frommen und ernsten Richtung an, oder ist vielmehr nur eine prosaische Verkürzung der alten Rittergedichte, und so hat er denn auch das Legendarische gläubig in sich aufgenommen. Hier ist vorzüglich die Historie des heiligen Bischofs Gregorii auf dem Stein, die Geschichte der seligen Euphemia und unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch (Beschreibung der Kindheit Jesu, der Flucht nach Aegypten u. s. w.) zu bemerken: eine wunderliebliche Idylle in der Religion, wie es Görres nennt, welche zwar zunächst dem Leben Maria's und Christus vom Karthäusermönch Philippus (im 13. Jahrhundert) nachgebildet ist, aber ursprünglich zu den alten apokryphischen Schriften gehört, die schon Papst Gelasius I. im Jahre 495 von den echten heiligen Büchern schied. Die meiste und dauerndste Gunst aber unter diesen geistlichen Romanen hat sich die Geschichte der heiligen Pfalzgräfin Genoveva erworben, die, wegen falscher Anschuldigung der Untreue vom Hofe ver-

treiben, in der Wildniß ihren Sohn Schmerzenreich gottesfürchtig erzieht, und dort endlich von ihrem Gemahl, der sich von ihrer Unschuld überzeugt hat, wiedergefunden wird. Hier waltet noch die keusche, innige Frömmigkeit der alten Legende und umgibt in wenigen einfachen Zügen die Heldin mit einem milden Heiligenschein, welcher Hof und Garten und die stille Waldeinsamkeit, wo Vögel und Wild ihr vertraulich dienen, wunderbar beleuchtet.

Es konnte indeß nicht fehlen, das Gefühl von dem Widerspruch jener ritterlichen Romanenwelt mit der Gegenwart und dem Verderben und Verfall des Ritterthums, der alten, naiven Lebenseinfalt mit der grübelnden Wissenschaft mußte auch das Volk durchdringen. Und so haben denn auch diese Volksbücher ihre weltliche Kehrseite, wo der hausbackene Bauernverstand sich gegen die Phantasie und Romantik wendet; mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch von der spätern Zeit, daß dieser Verstand sich hier noch keineswegs hochmüthig und hochfahrend für den unfehlbaren Meister hält, sondern vielmehr unter herzhaftem Lachen über sich selber, sich als Narr gibt, als Hofnarr an den Fürstenhöfen, als Volksnarr z. B. im Till Eulenspiegel. Es sind die ersten rohen Lineamente zu der modernen Erscheinung der Ironie und des Humors, die erst später mit den wachsenden Contrasten ihre volle Macht und Alleinherrschaft in der Poesie erhalten sollten. Schon in der Historie vom König Ecinhard aus Böhmen erhält die Heldenkraft der Riesen durch ihre ungeheuere Plumpheit fast unwillkürlich eine ironische Färbung. In „Frag und Antwort König Salomonis und Marcolphi“ ist es die Beschränktheit eingebildeter Schulweisheit, die der Lynchjustiz des Bauernwitzes verfällt. König Salomon setzt vom Throne ernst und feierlich, wie ein sich brüstender Puthahn, alle seine weisen Sprüche dem Marcolph und seinem Weibe auseinander, welche dann sogleich jeden Spruch in ihrem Volksidiom parodisch verarbeiten. Ueber Geist und Ton dieses ergötzlichen Dialogs

mag das plastische Signalement des tölpischen Gesellen vielleicht die kürzeste und getreueste Auskunft geben: „Und die Person Marcolphi war kurz, dick und grob, und hat ein groß Haupt und eine breite Stirn, rot gerunzelte harige Ohren, hängende Wangen, groß fließende Augen, der unter Lebs als ein Kalbslebs, ein stinkenden Bart, als ein Bock, plochent Händ, kurtze Finger und dicke Füß, ein spitzige hogerte Nasen und groß Lebsen, ein eselich Angesicht, Haar als ein Igel u. s. w.“ Die frappanteste Familienähnlichkeit mit diesem Marcolph hat der berühmte Till Eulenspiegel, ein verbauerter Reineke Fuchs, der allem Ritterthum und vornehmen Wesen schadenfroh ein Schnippchen schlägt, und praktisch den Satz ausführt, daß aristokratische Tugenden, Tapferkeit, Bildung und Gelehrsamkeit gegen einen hurtigen Verstand, List und Verschlagenheit nicht Stich halten. Die ganze Schalksnarrheit des deutschen Bauern, ungeschlacht, unflätig und nicht ohne Tücke, concentrirt sich in der mythischen Person dieses Eulenspiegels, dem daher auch alle Traditionen von echtem Witz, Spaß und Schwänken, die das Volk beim Bierkruge seit Jahrhunderten erdacht und belacht hatte, in die Schuhe geschoben werden. Ja, so uralt zum Theil und weit verbreitet waren diese Schwänke, daß ein Paar derselben, z. B. der Ritt des Knaben Eulenspiegel mit seinem Vater auf dem Esel, wenngleich weniger derb, bereits im Grafen Lucanor, einer spanischen Novellensammlung aus dem 13. Jahrhundert, vorkommen und auch dort wieder auf noch ältere Ueberlieferungen zurückdeuten. — In dem Lalenbuch, oder den Schiltbürgern, dagegen zeigt sich jene ansteckende Volksnarrheit schon über eine ganze Gemeinde verbreitet, in durchaus meisterhaften, oft großartig humoristischen Zügen, die in der Hauptsache aus Tieck's Bearbeitung als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürfen. — Und endlich auch die abenteuerliche Poesie der Reisen findet ihre Parodie in den komischen Volksromanen, wo zum Gegensatz der unerhörten Begegnisse und Entdeckungen jener

Poesie lieber gleich die ganze Welt lustig auf den Kopf gestellt wird; z. B. in dem „edlen Finkenritter mit dem tapferen Kavalier Monsieur Hans Sack in die Welt“, einem witzigen, phantastisch lügenhaften Prahlhansen, der noch vor seiner Geburt die Welt durchwandert, seinem eigenen Kopfe, den ihm der Sturm abgewehet, nachläuft u. s. w., und welcher der Stammvater des spätern Schelmufsky und des noch jüngern Münchhausen geworden ist. — Zuletzt geht indeß auch hier der Lebensathem aus, Alles wird matter und bleicher, eine ziemlich steife Ehrbarkeit tritt an die Stelle der alten Ehre, die Prosa des Belehrenden und Nützlichen drängt sich, je näher uns die Zeiten rücken, immer zudringlicher vor, und der frische Strom der Volksdichtungen verläuft endlich, wie der Rhein in dem platten Niederlande, in zahllose Arzneibücher, Bauernpraktiken, Wetterbüchlein und praktische Volksbücher für einzelne Gewerke und Innungen; doch so, daß auch jetzt noch zuweilen dunkle Erinnerungen und eine oft ganz verwunderliche Phantasterei, wie zum Spott, mit hineinspielen, wie z. B. im Albertus Magnus von Weibern, Geburten der Kinder u. s. w. gelegentlich auch ein Recept aus Metel und Martagon zur Herstellung der alle Schlösser öffnenden Springwurzel gegeben, bei den Zimmerleuten die mystische Ansicht des Hauses als einer sichtbaren Kirche geltend gemacht, oder das Kürschnerhandwerk als von Gott selbst eingesetzt vorgestellt wird, weil Gott dem Adam und der Eva bei ihrer Vertreibung aus dem Paradiese Röcke aus Fellen gemacht habe.

Durch diese ganze Periode aber schlingt sich in mannichfachen Gestaltungen eine Sage, die jenen immer weiter auseinanderlaufenden Zwiespalt der Zeit, den Gegensatz von Glauben und Verstand, am tiefsten und schärfsten bezeichnet, wir meinen die Sage vom Faust. Es ist ziemlich gleichgültig, ob Faust, den Paracelsus und Sickingen gekannt haben sollen, wirklich gelebt hat; er war jedenfalls, wie Eulenspiegel hinsichtlich der

Schwänke, nur der reiche Erbe aller Thaten und Fahrten, die im Laufe der Jahrhunderte schon bei Andern, z. B. dem Zauberer Virgilius, gleichlautend vorkommen. Bei der Composition aber geht die Volksmeinung, welche diese Traditionen so lange fortgebildet und getragen, sehr einfach und entschieden zu Werke. Der widerchristliche, blos negirende Verstand ist kurzweg der Teufel, die hoffärtige Vernunftreligion ist höllische Magie, und Faust selbst eigentlich ein alberner, eitler Geck, der an fürstlichen Höfen um Geld, Gunst und sinnlichen Genuß den Lustigmacher und Schwarzkünstler spielt, und den zuletzt ohne Umstände der Teufel holt. Und dennoch macht überall ein tragischer Schauer und eine gesunde Ahnung der tiefern Bedeutung des Ganzen sich fühlbar, mit der die Volkssage noch unbeholfen ringt und die erst Goethe in seinem ersten Fragmente poetisch gelöst hat. Denn alle Unruh, Müh und Wagniß ist umsonst, der stets unbefriedigte Faust kann es doch zu nichts Rechtem bringen, das Trugbild der schönen Helena zerfällt ihm, da er es umarmen will, in schmuzige Asche; und es ist wahrhaft erschütternd, wenn in einem der vielen Puppenspiele vom Faust sein ehemaliger Diener Harlekin nun als Nachtwächter die verhängnißvolle Stunde ausruft, während Faust in wachsender Todesangst durch die nächtige Straße irrt und beten will und nicht beten kann, und auf seine verzweifelte Frage: ob er noch zu Gott gelangen könne? der Teufel doch nicht Nein zu sagen wagt.

Das sind die Trümmer der alten ritterlichen Poesie; halbzerfallene Ruinen, die alte Herrlichkeit nur noch in kühnen Bogen und Pfeilern andeutend, von Epheu und Waldblumen überrankt; in dem verwilderten Burggarten weiden die Ziegen, aber Hirten und Jäger freuen sich noch bis heute daran, und lauschen den noch wie damals durch die Wildniß gehenden Bächen, die träumerisch von der untergegangenen Welt und Schönheit erzählen. Einige dieser Ruinen sind vor nicht gar langer Zeit von der neuen

Romantik auch für die Honoratioren wieder zugänglich gemacht und zu Promenaden eingerichtet worden, so: Lother und Maller von Friedrich Schlegel, von Tieck die Genoveva, Magellone, Octavian und Fortunat. Aber auch sie sind seitdem, mit der Romantik, in dem wachsenden Lärm und Staubwirbel des Tages wieder versunken und vergessen.

Man sieht leicht aus den oben angedeuteten Symptomen der Zeit: die Reformation war nicht aus den Wolken gefallen, oder ein durch raschen Griff dem Himmel entwendeter Prometheus-funken, sondern die Frucht mehrer Jahrhunderte, die, als sie reif geworden, Luther nur herzhaft vom Baum der Erkenntniß schüttelte. Die Reformation wurzelt in dem uralten Zwiespalt der menschlichen Natur, und beginnt historisch schon mit dem Ghibellinischen Kampfe gegen die Kirche, welcher, nachdem im Laufe der Zeiten die großen Ideen, die ihn ursprünglich bewegten, vergessen und allmälig in Politik, Eigennutz und die kleinen Leidenschaften der Menschen übergegangen waren, endlich das ganze Leben durchdrang und durch lange Uebung und Gewohnheit populär geworden war. Auch ihre glänzende Blütezeit hatte diese antikirchliche Richtung, als die vor den Türken aus Konstantinopel und dem byzantinischen Reiche flüchtenden Griechen ihre alten literarischen Schätze, Studien und Schulen mit herüberbrachten und in Italien und dem geistig nahverbundenen Deutschland plötzlich eine „heidnisch-antiquarische Begeisterung" entzündeten, welche nun Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft nach der Denkart des Alterthums und auf Grundlagen, die nicht die christlichen waren, restauriren wollte. Wir erinnern, was Italien betrifft, hier nur an die in diesem Sinne für Poesie und Kunst wirkenden Bestrebungen am Hofe der Medicäer; an Boccaz' frühere Versuche, die heidnische Mythologie christlich umzudeuten; an Petrarca's Sympathien für die von dem politischen Schwärmer Rienzi unternommene Wiederbelebung der antiken Republik in Rom und vor Allem

an die furchtbare, alles Christenthum ignorirende, altrömische Consequenz Machiavelli's. Ein tiefes und wohlbegründetes Gefühl von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Wiederherstellung ging damals durch das ganze Abendland. Allein die neue Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die hierzu Weg und Richtung zu bieten schien, hatte die nicht gehörig Vorbereiteten mehr oder minder überrascht und geblendet, und mußte im Allgemeinen eine Menge von Mißverständnissen und jene Halbbildung erzeugen, die jederzeit auf Neuerung begierig und dem Irrthum am zugänglichsten ist. Die Reformation fand also einen gründlich vorbereiteten Boden; sie hat die Krankheit und das allgemeine Gefühl derselben weder erzeugt noch geheilt, aber sie hat ihre, nach welthistorischen Dimensionen noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Krise herbeigeführt, indem sie der Sehnsucht der Wohlmeinenden und Besonnenen, sowie der sich selbst unverständlichen Unruhe der Menge, den einzeln zerstreuten und sich kreuzenden Gedanken und Richtungen concentrirend ein bestimmtes Ziel, Namen und Banner gab, ein Umstand, der überall im Thatsächlichen den Ausschlag gibt.

Es kann natürlich hier von einer Würdigung des dogmatischen Werthes oder Unwerthes der neuen Lehre nicht die Rede sein, sondern vielmehr nur darauf ankommen, diejenigen Momente derselben näher zu beleuchten, welche auf die Entwickelung der deutschen Poesie, und namentlich des Romans, von wesentlichem Einfluß waren. In dieser Hinsicht aber sind es vorzüglich drei charakteristische Erscheinungen, welche hervorgehoben werden müssen: die durchgreifende Subjectivirung der Religion, das Revolutionäre ihres Verfahrens, und ihre Hinneigung zum classischen Alterthum.

Zuvörderst nämlich trat die Reformation als Protestantismus, d. i. als Negation und sonach wesentlich als eine Demonstration des Verstandes auf, welchem daher hiermit eine unverhältnißmäßige Bedeutung und Macht über Phantasie, Gefühl und die andern für eine harmonische Bildung gleich unentbehrlichen Seelen-

kräfte zuerkannt wurde. Der menschliche Verstand aber, in seiner Ungebundenheit, ist jederzeit ein durchaus absolutistischer, trockener und hochfahrender Gesell; bei dem raschen Aufräumen hatte er im Eifer der Rechthaberei, neben mancherlei wirklichem oder vermeintlichem, zum Theil aber sehr poetischem Aberglauben, auch die uralte Tradition der Kirche, die Hierarchie der himmlischen Heerscharen und die Fürbitte und Verehrung der Heiligen bei Seite geschafft; es war gleichsam eine Bilderstürmerei des Himmels, die von der einen Religionspartei, die sich daher auch vorzugsweise die reformirte nannte, am consequentesten ausgeführt ward. Kein Wunder, daß nun der Mensch, weil er von dem lebendigen Verkehr mit der höheren Geisterwelt abgeschlossen war und auf der geheimnißvollen Stufenleiter der Wesen nicht mehr über sich, sondern immer nur unter sich blickte, sich auf einmal überaus groß und vornehm vorkam. Und in diesem Gefühl hatte daher der Mensch jetzt sich selbst zum Recensenten der göttlichen Offenbarung und des Dogmas bestellt; die Bibel sollte zwar das einzige und höchste Gesetz und doch wieder ihre Auslegung der subjectiven Ansicht jedes Einzelnen überlassen sein; ein Jeder konnte uud sollte blos innerlich in sittlicher Freiheit sich und seine individuelle Religion aus sich selber herausbilden. Es war mithin fortan aller Accent auf das Subject gelegt, und dieses eine souveraine Macht geworden.

Schon das große Gewicht aber, das hiernach dem Buchstaben der Bibel eingeräumt wurde, mußte von selbst zu einer sorgfältigern Erforschung des Urtextes der heiligen Schriften, und somit zu philologischer Gelehrsamkeit in der griechischen und römischen Sprache zurückführen. Noch mehr aber als dieses theologische Bedürfniß that es die niemals ganz ruhende poetische Reproductionskraft des menschlichen Geistes, die, gleichsam organisch, ihre verletzte Gliederung sofort wieder zu ersetzen strebt und daher auch jetzt, da ihr das Mittelalter verleidet und ausgestrichen wurde,

eine andere, schönere Vergangenheit suchte und in dem classischen Alterthume gefunden zu haben glaubte, dessen Angedenken überdem, wie wir oben gesehen, aus ähnlichen Gründen schon früher neubelebt worden war.

Endlich war der Protestantismus, wie schon der Parteiname andeutet, eigentlich keine Reformation, sondern eine Revolution, die anstatt vermittelnd und auf den historischen Grundlagen fortbauend reformatorisch zu regeneriren, vielmehr gegen die Ueberlieferung schlechthin protestirte; gleich jeder Revolution über das Bestehende und seine innere Berechtigung hinweg auf einen angeblich echtchristlichen Urzustand ging, die neue Unfehlbarkeit häufig sehr despotisch von oben in das verblüffte Volk hineinexperimentirte und demnach zunächst auch die gewöhnlichen Erscheinungen der Revolution: Anarchie der Meinungen, Ueberstürzung und einen verzweifelten Kampf von Absolutismus gegen Absolutismus zur Folge hatte, wie er im Bauernkriege, in dem Skandal der Münster'schen Wiedertäufer und in der wüsten Raserei des Dreißigjährigen Krieges sich auch äußerlich kundgethan und ausgetobt hat.

Man mag daher die geschichtliche Bedeutung der Reformation noch so hoch anschlagen, von der einen Seite als Befreiung des menschlichen Geistes von der Knechtschaft veralteter und verknöcherter Formen, oder andererseits als nothwendige, von Gott verhängte Mahnung und Erweckung für die Kirche: darüber wenigstens wird kein Unbefangener sich täuschen, daß sie auf die naturgemäße Entwickelung einer wahrhaft nationalen Poesie im Anfang nur verderblich wirken konnte; denn indem sie Deutschland gleichsam in zwei innerlich verschiedene Völker zerspaltete, von denen gar bald das eine die Sprache des andern kaum mehr verstand, war, wie im Leben so für die Poesie, auf Jahrhunderte der rechte gemeinsame Mittelpunkt verloren. Indem ferner die Reformation, das gläubige Gefühl im Volke unläugbar abschwächend, die Religion aus dem bisherigen heitern Gebiete sinnlicher Erscheinung in eine

mehr metaphysische und poetisch unfruchtbare Region verwies; indem sie endlich die Gegenwart scharf vom Mittelalter und dessen Sagen und volksthümlichen Erinnerungen abschied, hatte sie in der That alle lebendigen Wurzeln verschnitten, aus denen allein die Dichtung ihre gesunden Blüten wieder emportreiben konnte. So hatte z. B. unser Drama im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts aus den mittelalterlichen „Mysterien“ und Fastnachtsspielen einen ganz nationalen Anlauf genommen. Wir erinnern nur an die freilich noch rohen Versuche bei Hans Sachs, Ayrer u. s. w. Englische Komödianten durchzogen das Land und fanden überall verwandtschaftlichen Anklang, und selbst Gryphius, wenngleich nicht original, war doch auf richtiger Fährte, welche, verständig verfolgt, ohne Zweifel zu volksthümlicher Selbständigkeit geführt haben würde, hätte nicht einerseits der wachsende Nachdruck auf die classische Gelehrsamkeit dem natürlichen Gange eine falsche Richtung gegeben, andererseits der unzeitige Rigorismus der protestantischen Eiferer das Schauspiel überhaupt als sündhaft verdächtigt, und die in den Kriegen ausbrechende Barbarei endlich alle Bühnen über den Haufen geworfen. Wenn ähnliche Verhältnisse in England in diesem Betracht nicht denselben Einfluß äußerten, so lag dies vorzüglich darin, daß dort das Schauspiel durch die Mysterien und Moralitäten längst Volkseigenthum und schon vor der Reformation in seinen Hauptzügen festgestellt war, welche dagegen bei uns das noch unbeholfene Drama in seinen allerersten kindischen Anfängen überraschte. Und auch in England hat dennoch der Fanatismus der Rundköpfe und Puritaner selbst einen Shakspeare, der ihnen freilich nicht sonderlich hold war, von den Brettern zu verbannen gewußt und eine Störung und hemmende Lähmung herbeigeführt, die bis jetzt noch nicht ganz überwunden ist; während in Spanien, wo das katholische Element erhalten blieb, sich ein ganzes Jahrhundert hindurch um die beiden Hauptführer Lope de Vega und Calderon zahllose Gruppen fast eben-

bürtiger Gefährten bildeten. In Deutschland dagegen hatte der vom alten Glauben abgewandte Geist rüstig nach andern Schätzen geschürft, das ganze Leben war längst von den heimlichen Minen des religiösen und politischen Rationalismus durchlaufen und unterhöhlt; es bedurfte eben nur des Schlagworts der Reformation, um die endliche Explosion zu bewirken, die das alte Gerüst des Mittelalters in die Luft sprengte, und aus deren Trümmern, Schutt und Dampf erst viel später und allmälig die neue Gestaltung und Schönheit sich formiren sollte. Und ein solches wüstes Bild chaotischer Verwirrung tritt uns denn auch aus der unmittelbar folgenden Literaturperiode entgegen. Zunächst nämlich fällt hier jene gehässige Polemik widerwärtig auf, die bornirte Parteibefangenheit und satirische Bosheit, die in wachsender Hitze und Verbissenheit zuletzt zu völliger Barbarei verwildert. Schon die neuern Bearbeitungen des „Reineke Fuchs" nehmen diese Farbe der Zeit an; die alte episch-naive Form geht immer mehr in unruhige Opposition über, und der Kampf der Laien gegen die Geistlichkeit bildet bereits das Hauptthema des Ganzen. Noch entschiedener nimmt diesen Kampf Fischart in seinem „Gargantua" auf, wo der Mönch Jan Oncapourt ein Kloster nach den neuen Grundsätzen einrichten will, ohne Mauern und ohne Uhr, damit nicht die Glocke, sondern die Vernunft Alles regele; die Klosterleute sollen sich gottgehorsamer Freiheit bedienen, kein Gelübde ablegen, arbeiten statt zu contempliren u. s. w. Die Hitze des Kampfes steigert sich bei Thomas Murrner, einem unstät vagirenden Mönche, der anfänglich für einen Freund Reuchlin's und Luther's galt, in seiner Narrenbeschwörung und Schelmenzunft Geistliche und Klöster verspottet, und dann ebenso maßlos mit Ketzeralmanachen gegen Luther zu Felde zog. Mit Ulrich von Hutten endlich wird die protestantische Literatur ganz und gar kriegerisch. Der leitende Gedanke in seinen Schriften ist die Wiederherstellung des Urdeutschthums, sowie eines angeblichen Urchristenthums, und daher die

absolute Vertilgung der Juristen und des Klerus. Da diesem reformatorischen Unternehmen aber Papst und Kaiser meist sehr unbequem im Wege standen, so wird, neben den heftigsten Angriffen gegen den erstern (z. B. in seiner Trias), auch der Gehorsam gegen Kaiser und Reich bedingungsweise als unrecht und sündhaft dargestellt, ja gelegentlich, nachdem Hutten vom Herzog von Würtemberg persönlich gekränkt worden, sogar die Tugend des Tyrannenmordes gepredigt. Er stützt sich überall auf das Volk, und doch sollen die Pfaffen und Juristen nur durch rohe Waffengewalt des Adels ausgerottet werden. Er will deutsche Einheit durch Einigkeit der Gesinnung; und doch lockert er einerseits sophistisch an dem einzigen politisch noch zusammenhaltenden Reichsverbande, während er andererseits gerade der Eifrigste ist, die einige Volksgesinnung in ihrer Wurzel zu spalten und in wüthenden Religionsparteien Deutsche gegen Deutsche auf Tod und Leben aneinander zu hetzen. Hutten, mit seinen großen Talenten und Leidenschaften, ist ein warnendes Vorbild der modernen Zerrissenheit und hat die Poesie des Hasses bei uns eingeführt. Wo aber der Haß die Stelle der Begeisterung vertritt, und mit absichtlichem Verkennen und Verdrehen der einfachsten Wahrheiten alle Begriffe verwirrt, da zieht sogleich die Schadenfreude und scandalsüchtige Gemeinheit jubelnd zur Hülfe und so wird auch hier gar bald der Streit und das Schimpfen zum förmlichen Metier und die wildeste Uebertreibung zur Tugend, bis endlich die ganze Klopffechterei mit zahllosen Pamphleten, Pasquillen und Caricaturen in ein wechselseitiges Mitkothbewerfen ausläuft. Selbst der bessere und besonnenere Fischart nennt die Jesuiten bald Jesuwider, bald Sauiter, oder Götzsuiter und Schüler des Ignaz Lugiovoll, und schreibt in seinem „Kuttenstreit“ eine gereimte Erklärung zu einem Holzstich, auf welchem der heilige Franciscus im wörtlichen Sinne in den Koth getreten wird. In einer ähnlichen Erklärung des Thieractus im strasburger Münster wird der Papst als Fuchs von

einem Schwein und einem Bock in Procession getragen, der Bär geht mit dem Weihkessel voran, der Wolf mit dem Kreuze, der Meßesel mit dem Kelch. Ebenso ist in einem Fastnachtsspiele von Nikolaus Manuel die Beichte an der „schweinenden Sucht" erkrankt; der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt u. s. w.

Der vielverschriene Dreißigjährige Krieg, wie grauenvoll er auch Land und Sitten verheerte, war doch für jene Verbitterung der Parteien keineswegs von so verderblichem Einfluß gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Das katholische und das protestantische Volk hatten endlich einander Aug' in Aug' gesehen und mit Erstaunen sich wechselseitig gar nicht so kalibanenhaft befunden, wie die wüthenden Theologen und gelehrten Zänker ihnen ein Menschenalter hindurch eingeredet. Vielmehr entstand, bei dem allgemein abgeschwächten Glauben, aus diesem zur Lebensgewohnheit gewordenen Kriege eine gewisse soldatische Kameradschaftlichkeit und religiöse Indifferenz; Katholiken fochten unter protestantischen, Protestanten unter katholischen Fahnen, die religiös ganz neutralen Landsknechte zogen nicht dem bessern Glauben, sondern dem bessern Sold und wechselnden Glücke nach, und Alles endigte mit dem Palliativ eines interimistischen Religionsfriedens. Allein der innere Zwiespalt hatte schon zu tief gegriffen, um sich nicht auch in der Literatur zu äußern. Ohne dieses isolirende Zerwürfniß hätte die katholische Literatur in leidiger Nothwehr sich nicht, gleich einer belagerten Festung, so lange hermetisch abschließen, die protestantische nicht so ungestüm sich überstürzen können, zum wesentlichen Nachtheile Beider. Der einmal gestörte Hausfrieden ließ daheim kein rechtes Behagen aufkommen, überdies war in Deutschland durch die vorlaute Politik und den Lärm des Krieges die Poesie für lange Zeit fast ganz verscheucht, und der alte Nationalschatz vergessen; die Poeten blickten daher sehnsüchtig nach der Fremde, die Protestanten, aus Antipathie gegen

alles Katholische, vorzüglich nach den gelehrten Niederlanden, und es begann, im Leben wie im Dichten, jene plumpe und doch dünkelhafte Nachmacherei des Ausländischen, die uns vor den andern Nationen so gründlich lächerlich gemacht hat. Und wenn bei dieser geistigen Völkerwanderung zuletzt die Franzosen sich als alleinige Führer behauptet, so lag dies größtentheils mit darin, daß dort ein verwandter, gleichsam literarischer Protestantismus eben damals Sprache und Kunst von den wirklichen oder eingebildeten Fehlern und Auswüchsen der phantastischen Vorzeit zu säubern und dem Mittelalter einen rein negativen Normalgeschmack entgegenzusetzen mit glänzendem Erfolge bemüht war.

Eben dieser blos negative Charakter aber entwickelte, wenngleich in anderer Richtung, in Deutschland eine wahrhaft barbarische Pedanterie, die vom Himmel anfangend, nachdem sie dort die Heiligen beseitigt, immer tiefer hinabsteigend, eigentlich gegen alle Schönheit des Lebens, ja gegen das Leben selbst protestirte. Die kirchlichen Volksfeste, sowie die „vermaledeite" Fastnachtslust wurden in die Rumpelkammer des Mittelalters geworfen, die Freundschaft und Freude an der Natur wurden als zu irdisch verschmäht und die Liebe abgeschafft. Sie wird mit Unzucht, Poesie mit Lüge identificirt. Grefflinger nennt die Liebesjahre die „Kälberjahre", und Simon Dach wird wegen seines schönen Liedes vom Annchen von Tharau noch nach dem Tode verleumdet; ja der allgemein gefeierte Rist verwarf in seinen geistlichen Liedern alle daktylischen und anapästischen Maße, „weil die andächtige Seele sich nicht mit Hüpfen und Springen, sondern mit Sehnen und Seufzen nach dem himmlischen Jerusalem wenden solle." — Seltsam! Während sie das Klosterleben nicht nur der Mißbräuche wegen, sondern auch seiner Idee nach so leidenschaftlich bekämpfen, quälen sie sich gleichzeitig ab, eine neue und völlig ausgenüchterte Ascetik und Weltverachtung willkürlich an dessen Stelle zu setzen. Kein Wunder daher, daß namentlich in der Lyrik bei den wenigen

wirklichen Dichtern jener Zeit überall eine fast hypochondrische Wehmuth hindurchklingt.

In dieser trostlosen Oede nun hatte das allein übriggebliebene Subject die Vollmacht überkommen, das zerstörte Leben wiederherzustellen. Da es aber draußen so bettelhaft wenig vorfand, so kehrte es in sich zurück und versuchte, die neue Welt aus sich selbst zu construiren; und da die schaffende Phantasie kein tüchtiges Material mehr hatte, so übernahm der Verstand den Bau aus eigenen Mitteln. Das Uebersinnliche und Geheimnißvolle des Lebens aber ist nirgend Sache des Verstandes, er betrachtete es daher mit vornehmem sarkastischen Lächeln, indem er alles Ideale nach der wahrnehmbaren Wirklichkeit, und namentlich die Religion als bloße Moral sich vernünftig zurechtlegte. Und so dient denn nun auch in der Poesie das Objective eigentlich nur zur Folie des vergötterten Subjects, die individuelle Empfindung, Ansicht und Neigung, mit einem Worte: die Persönlichkeit des Dichters tritt maßgebend in den Vordergrund; er will nicht begeistern oder einfach ergötzen, sondern überzeugen, und es beginnt die Epoche des herrschenden Lehrgedichts. Schon der treffliche und wohlgesinnte Sebastian Brant führt in seinem „Narrenschiff" aus dem eigentlich poetischen und religiösen Gebiet in das der bloßen Moral über, indem er diese nicht sowol auf die göttlichen Geheimnisse der kirchlichen Lehre, als vielmehr auf Sachkenntniß und eine verständige Betrachtung der Welt stützt, und daher häufig in einen weltlichen Predigerton hinabsinkt, wie denn auch wirklich Geiler von Kaisersberg die Sprüche aus dem Narrenschiff zu Texten seiner berühmten Predigten verwendet hat. Noch unmittelbarer und praktischer ging Balthasar Schupp auf Sittenverbesserung in seinen satirischen Reden und Dissertationen gegen das Spiel, die Sprachmengerei, über die Kunst reich zu werden u. s. w.; aber so religiös auch Alles hier gehalten ist, so gesteht er doch gelegentlich ein, daß er dafür

mehr von Laien, in der Büttelei rc., als von Theologen gelernt habe.

Am schärfsten ist ohne Zweifel diese ganze Richtung und der allmälige Uebergang vom Idealen zum Praktischen, vom Romantischen zum Lehrhaften in Hans Sachs ausgeprägt, dem einzigen bedeutenden Poeten des 16. Jahrhunderts und besten Verstandesdichter der Deutschen. Hans Sachs war ein eifriger Protestant, täuscht sich jedoch keineswegs über die Gefahren und Extravaganzen der neuen Lehre, fühlt sich vielmehr beständig von dreierlei Partei umtrieben, „erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten, und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen, die er nicht ziehen kann.“ Seine poetische Anlage wendet ihn noch häufig zu den altritterlichen Stoffen vom Siegfried, Fortunat, der Magellone u. s. w., während er zugleich der Erste ist, der, nachahmend und reproducirend, das classische Alterthum volksmäßig bei uns einführt. Allein es sind weder die großen Gedanken, welche die romantische Vergangenheit bewegten, noch die plastische Schönheit des heidnischen Alterthums, was ihn anzieht, sondern die darin zerstreuten kleinen Charakterzüge und moralischen Nutzanwendungen, die er in tausend wechselnden Formen verarbeitet. Und so objectiv auch oft seine Dichtung und Allegorie erscheint, so ist es doch eigentlich nur seine eigene Individualität und liebenswürdige Persönlichkeit, die Alles färbt und belebt; seine Helden, türkischen Kaiser und heidnischen Götter sind durchaus nürnberger Patricier, sein Patriotismus ein bürgerlicher Gemeindesinn, seine Poesie ein löbliches Handwerk, wie der ganze Meistergesang, den er vorzüglich zu Ehren gebracht.

Jakob Grimm sagt: „Minne und Meistergesang sind eine Pflanze, die erst süß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte.“ Noch im 15. Jahrhundert trägt der Meistergesang Spuren dieser Herkunft, in der Feier der heiligen Jungfrau und dem Legendarischen, das größtentheils seinen Inhalt bildete.

Später bemächtigte sich seiner die Reformation als ihres, nebst dem Kirchenliede, fast ausschließlichen poetischen Ausdrucks. Seitdem fällt auch hier aller Accent auf das Subjective, und das auf das mannichfaltigste variirte Hauptthema ist fortan die Rettung des freien Willens, als des Göttlichen im Menschen, vor äußerer Beschränkung und Autorität unter die Aegide der Bibel. Bei ihren Hauptsingen lag daher stets Luthers Bibel aufgeschlagen auf dem Pult, und der Merker controlirte streng die Uebereinstimmung des Liedes mit der behandelten Stelle der Schrift. Auch waren ihre von Puschmann 1572 herausgegebenen Statuten blos negativer Natur, lediglich auf Abwehr „falscher“ (d. i. gegen Bibel und Staat verstoßender) und „blinder“ d. h. undeutlicher Meinungen gerichtet. Man begreift leicht, so handwerksmäßig an ein trockenes Spalier genagelt, mußte die ohnehin längst herb gewordene Pflanze wol gründlich verholzen und das Ganze, nachdem die erste Aufregung der Reformation verflogen und also der eigentliche Inhalt ausgegangen war, mit seinen, noch aus dem Minnegesang ererbten überkünstlichen Formen endlich in eine leere „Tabulatur“ umschlagen, wo der höchste Ruhm allein an die Erfindung einer neuen Versart oder „Tones“ geknüpft war, wie z. B. „der kurze Ton“ Bartel Regenbogen's, „die geblümte Paradiesesweise“ Joseph Schmierer's, oder „die schwarze Tintenweise“ des Magisters Ambrosius Metzger.

Diesen schmählichen Abfall hatte indeß auch die von der Reformation adoptirte Richtung auf das classische Alterthum größtentheils mit verschuldet. Denn indem das unstudirte Volk ihnen in diese Region nicht nachgehen konnte und mithin die Poesie nun zum Gelehrtenstande überging, mußte die sich selbst überlassene Volksdichtung immer mehr verwildern; was andererseits auf die Gelehrtendichtung wieder die Rückwirkung hatte, daß diese, weil ihr das heimische Rohe anekelte, sich dem Fremden in die Arme warf. Aber das Volk besitzt jederzeit eine nicht leicht verwüstbare Heilkraft und dichtete,

wenn auch roh, doch noch immer lebendig genug in seinen Liedern und fliegenden Blättern munter für sich fort, während jene Vornehmthuerei der Kunstdichter sich an diesen selbst bei weitem empfindlicher bestrafte. Sie geriethen nämlich durch ihre humanistische Richtung, sowie durch ihr exclusives Wesen unrettbar entweder unter das Schulmeisterthum der nördlichen protestantischen Universitäten, die nur lateinische Carmina duldeten, oder in die Gewalt der Höfe, die nur Spaß, Gelegenheitsgedichte und Festoden wollten. Hier insbesondere waren sie in die Stelle der alten Pritschmeister getreten, und eigentlich nur als Doctoren verkleidete Hofnarren, denen mit der Schellenkappe der Witz abhanden gekommen. Wie tief aber diese geistige Leibeigenschaft einschnitt, bezeugt die überschwengliche Schmeichelei, von der diese Hofpoeten lebten; wenn z. B. Riemer vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm sagt: „sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen und nur der Anfang zu seinem Preise, daß seines Gleichen nie gehört worden. Die Thaten Cäsar's sind Kinderspiele gegen seine Kriege; der große Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diesen Quell des Kriegslichts. Hannibal's Heldenübungen gegen die Expeditiones unsers Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unterofffiziere bedeuten können."

Der lateinischen Kunstdichtung und Sprachmengerei sollte nun durch die gelehrten Sprachgesellschaften gesteuert werden. So wurde im Jahre 1617 zu Weimar der fruchtbringende Palmenorden gestiftet, um „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechtem Verstande, ohne Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten, aufs aller zier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben." Aehnliche Zwecke „zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre und deutscher Sprache und Dichtung Ausübung und Vermehrung" verfolgte der 1644 in Nürnberg

von Härsdörfer und Klai gestiftete gekrönte Blumenorden der Pegnitzschäfer. Allein so gut gemeint das Alles sein mochte, es war doch eben nur eine vorübergehende Gelehrtengrille, die, völlig unpopulär, höchstens durch ihren sprachlichen Purismus einigen negativen Nutzen hatte, durch wechselseitige Lobhudelei aber die poetische Impotenz und Mittelmäßigkeit wahrhaft barbarisch emancipirte, und die deutsche Dichtkunst, der sie eben selbständige Würde verleihen wollte, erst recht gründlich unter die Botmäßigkeit des Adels gebracht hat. Alle diese Gesellschaften waren eigentlich nur das vornehme Gegenstück zu den spießbürgerlichen Meistergesangschulen, eine andere Art prosodischer Tabulatur, Zopf gegen Zopf; und sie hätten ohne Zweifel endlich denselben verknöchernden Einfluß gewonnen, wie in Frankreich die Akademie, wenn sie mit ihrer schafmäßigen Hirtenspielerei nicht glücklicherweise sehr bald an ihrer eigenen Lächerlichkeit wieder verstorben wären.

Auch das Drama entging diesem allgemeinen Miasma nicht. Die Gebildeten wandten sich von dem Schauspiel, weil es noch roh und unentwickelt war, und das Schauspiel konnte sich nicht entwickeln, weil alle höhern Kunstbestrebungen sich von ihm abwandten. Während den herumschweifenden Schauspielertruppen Volk und Magistrate bis an die Grenzen des Stadtgebiets jubelnd entgegenzogen, verachteten die Fürsten die ungehobelten Bretter, und die protestantische Geistlichkeit verketzerte und excommunicirte Schauspiel und Schauspieler. Und während daher das Volksdrama vor diesem doppelten Zelotismus sich ganz und gar in die Marionettenbuden flüchtete, zimmerten die Gelehrten dafür ihre „Staatsactionen“, eine unmögliche, feierlich breite, biblische, römische, griechische, türkische Heldenwelt mit Haarbeutel und Reifrock, wo gleichwol der Hanswurst noch immer parodirend dazwischen fahren durfte; bis zuletzt nach obenhin sich Alles fast epigrammatisch in bebänderte „Schäfereien“ und sogenannte „Wirthschaften“ zuspitzte, höfische Witzgefechte ohne eigentlichen Inhalt, die an den deut-

schen Höfen vor Fürsten und Grafen aufgeführt wurden, und wobei namentlich auch Leibnitz zu Charlottenburg als prahlerischer Zahnarzt großen Beifall eingeerntet haben soll. Auf diesem Wege aber war der beabsichtigte Aufschwung des Schauspiels aus wirklicher oder eingebildeter Barbarei am wenigsten zu erwarten. Das Drama ist seiner Natur nach demagogisch; der gesunde Sinn des Volks, zu dem es unmittelbar spricht, und nicht die prüde Gelehrtenaristokratie einer großen Residenz, ist seine geborene Jury. Es ist weltbekannt, welche tödtliche Tyrannei in dieser Hinsicht Paris einst ausübte, indem es jede Abweichung von dem ästhetischen Katechismus Boileau's mit Bann belegte; und auch in Spanien ließe sich leicht nachweisen, daß selbst der kunstverständige Gönner Calderon's, Philipp IV., durch das Hoftheater zu Buen Retiro mit seinem opernartigen Luxus und den unvermeidlichen Rücksichten auf ein exclusives Publicum, den volksthümlichen Fortgang des Dramas mehr gehemmt als gefördert hat.

Alle diese Evolutionen des Zeitgeistes aber, die wir hier nur im Allgemeinen angedeutet, wiederholen sich speciell im Romane und bilden eigentlich den modernen Charakter desselben. Der gelehrte Verstand, nachdem er, wie wir gesehen, die Deutung des Lebens übernommen und durch erweitertes Wissen in Geschichte und Geographie plötzlich reich geworden, läßt als erlaubte Ergötzlichkeit und zur Erholung von seinen Regentenpflichten auch den Roman sich nebenher gefallen. Dafür muß dieser aber auch Vernunft annehmen, nicht mehr kindisch nach den höchst unwahrscheinlichen Heldensagen des Mittelalters zurückblicken oder gar in religiöse Tiefsinnigkeiten sich versteigen, sondern vielmehr sich praktisch nützlich machen, das etwa Erfundene erst historisch beglaubigen und vor Allem Moral und die ganze große Gelehrsamkeit auf eine schlaue Weise unter die Leute bringen. Allein der Verstand kann überall nichts Neues schaffen, sondern nur das Vorhandene ordnen und nachahmen, und da er überdies der großen Vergan-

genheit den Rücken gekehrt und vor der religiös begeisterten Aussicht in die Zukunft vorsichtig die Augen geschlossen hatte, so mußte er wol mit seinen schwerfälligen Romanen auf der bloßen Gegenwart sitzen bleiben. Da diese aber, wenn sie nicht als organisches Mittelglied zwischen Vergangenheit und Zukunft begriffen worden, nothwendig prosaisch wird, so wurde es auch der Roman, wie diese ganze bornirt-verständige Weltansicht. Schon die erzählenden Volkslieder und die vornehmern sogenannten Heldengedichte jener Zeit, welche die Brücke zum Romane bilden, handeln fast nur von Männern und Begebenheiten der Gegenwart: von Gustav Adolf, Friedrich von der Pfalz, Bernhard von Weimar, Tilly, Wallenstein u. s. w.; aber durchaus nüchtern, bänkelsängerisch oder steifleinen, und häufig militärische Paraden und Friedensmanöver, Parforcejagden und dergleichen Cavalierlappalien in voller Brunst des Pathos als Heroismus feiernd, wie z. B. Joh. Ulr. König in seinem „August im Lager“, wo unter andern Allegorien auch die Eintracht erscheint, „das silberhelle Haar hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden“.

Bei dieser Inproductivität des dichtenden Verstandes mußte denn die wißbegierige Lesewelt in Deutschland, wo sie nicht die ältern Volksbücher beliebte, eine Zeit lang sich noch mit Uebersetzungen begnügen. Unter diesen trat der berühmte „Amadis“ besonders keck aus der versinkenden Ritterwelt in die neue Zeit herein, ein noch altfränkischer ungeheuerlicher Gesell, aber schon mit zierlichen Manschetten und mancherlei neumodischen galanten und schäferlichen Gelüsten; der sich daher in seiner übergängerischen Doppelnatur auch am längsten conservirt und auf Ton und Farbe der nachfolgenden deutschen Originalromane den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Endlich aber wurde er doch übergerannt von den vielen, zum Theil ganz ehrenwerthen fremden Gästen. So kam aus Spanien der „Landstörtzer Gusman von Alfarache“

des Aleman, die „Diana“ des Montemayor; aus Italien die „Eromena“ von Biondi, der „Caloandro“ des Marini; aus England die „Arcadia“ von Sidney; aus Frankreich die „Astrea“ des d'Urfé, die „Ariana“ des Desmarets, die „afrikanische Sophonisbe“ u. m. A.

Aus diesem wunderlich gemischten Boden wuchsen nun allmälig die ersten deutsch-modernen Romane für die Gebildeten: die Liebes- und Heldengeschichten, oder Wundergeschichten, wie sie gleichfalls genannt wurden; mit dem charakteristischen Unterschiede jedoch, daß sie, bei der deutschen Gründlichkeit in gelehrten Dingen, oft geradezu wie Parodien ihrer ausländischen Vorbilder sich ausnehmen und fast alle an unermeßlicher Langweiligkeit leiden. Der mit prätentiöser Selbstgefälligkeit ausgesprochene Hauptzweck ist überall Erbauung und Belehrung. Birken in seiner Vorrede zur Aramena nennt sie „Gärten, in denen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen“; und Lohenstein sagt: „die Weisheit und ernste Wissenschaften müssen der Grund, jenes (das Dichten) der Ausputz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll“. Jene Belehrung aber war keineswegs etwa, wie wir es von den jetzigen Romanschreibern wol gewöhnt sind, auf das Innere des Menschen, sondern auf die allerverschiedenartigsten Gegenstände des praktischen oder gelehrten Wissens, auf Länder- und Völkerkunde, Astrologie, Klugheitsregeln, Geschichte und geheime Hofintriguen gerichtet, und in dieser letztern Beziehung sind diese Romane eigentlich nur die in Prosa aufgelösten Staatsactionen, deren wir oben beim Drama erwähnten. Es ist als durchwandelte man eine fürstliche Kunst- und Raritätenkammer, wo chinesische Fächer, indianische Waffen, Fetische, Mumien und abenteuerliche Skelete an der dünnen Schnur einer Liebesgeschichte an den Wänden umherhängen, und nach ihrem Ursprung und Nutzen von dem gelehrten

Poeten mit weitschichtigem Anstande erklärt werden. Diesem Inhalt, der hiernach alles Erdenkliche und Undenkliche umfassen sollte, entspricht denn auch die monströse Form dieser Romane. Lange Reimereien, Schäfer- und Tanzspiele, ja ganze Dramen sind eingeflochten, Alles durch kunstreiche Beiwörter wie eine Allongeperücke gekräuselt, und der höchste Ruhm besteht darin, aus einem wahren Labyrinth von Verwickelungen, die durch breite „Nebengeschichten" absichtlich noch verwickelter gemacht werden, den erstaunten Leser dennoch an dem Ariadnefaden ordinärer Wahrscheinlichkeit glücklich wieder ins Freie zu bringen. Wie allgemein beliebt aber diese breitspurigen Lehrbücher und wie geduldig die damaligen Leser waren, bezeugt schon der Umstand, daß z. B. der Magister Schwab in Leipzig, zu Gottsched's Zeiten, allein aus dem 17. Jahrhundert anderthalbtausend solcher deutschen Romane besaß.

Den Reigen eröffnet Dietrich v. d. Werder mit seiner „Diana" (1644), wo in den Nebengeschichten von Tinanderso, Lodaso, Lastewin u. s. w. die Hauptbegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges und seine Helden sub Rosa vorgeführt werden, weshalb denn dieser Roman als ein Räthselgedicht gerühmt wurde, „das man zum ersten male der Fabel wegen, das erste bis dritte mal der Reden und Sachen, und das vierte mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen lesen müsse". Diese verschleierte Geschichte aber hat vorzüglich Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714) sich zur Aufgabe gemacht. Das allgemein negative Princip hatte längst auch das öffentliche Leben durchdrungen; nicht durch naturwüchsige Entwickelung der eigenen positiven Kräfte, sondern durch Abwehr und Verneinung der Uebermacht Anderer sollte der Staat gedeiben und sich erhalten. Aus diesem politischen Protestantismus eines Jeden gegen Alle und Aller gegen Jeden war das mechanische System des Gleichgewichts entstanden, und in der Politik an die Stelle der christlichen Moral die sogenannte „Staatsraison"

getreten: ein diplomatisches Schachspiel verhüllter Intentionen, welche die Neugier der Laien um so mehr reizten, je verwickelter und undurchdringlicher sie erschienen. Und eben diese Staatsgeheimnisse bilden den eigentlichen Inhalt der Geschichtsgedichte und Gedichtgeschichten Ulrich's von Braunschweig. Sein Roman „Die durchlauchtigste Syrerin Aramena" (welcher, beiläufig gesagt, 6822 Seiten enthält) spielt zwar in der Patriarchenzeit, die darin vorkommenden Prinzessinnen aber sind Allegorien von Ländern, Künsten und Ereignissen der Gegenwart. Noch entschiedener zeigt sich diese versteckte Richtung in seiner „Octavia", wo durch die Erzählung der römischen Geschichte von Claudius bis Vespasian sich in episodischen Schäfer- und Schauspielen, fragmentarischen Epen und Nebengeschichten ebenso viel Hofräthsel schlingen, von denen das eine auf die Gemahlin Georg's I. bezogen wurde, während sich über die historische Deutung der andern selbst Leibnitz vergebens den Kopf zerbrochen hat. Glücklicherweise indeß war der Dichter besser und größer als seine Romane, und beschloß ein thätiges und segenreiches Regentenleben mit seiner Rückkehr zur Kirche.

Weniger auf eigentliche Geschichte als auf antiquarischen Gelehrtenkram hatte es der fast gleichzeitige Philipp von Zesen abgesehen, der sich daher auch gegen den Verdacht etwaiger Erfindung ausdrücklich verwahrt. In seiner „Assenat" z. B. dient ihm die biblische Geschichte Joseph's nur zum willkommenen Vorwande, ein ägyptisches Museum mit großem Schwulst und langen Anmerkungen vor uns auszulegen. Erfinderischer war der braunschweigische Superintendent Buchholz (1607—1671); doch ist es ihm dabei seltsam genug ergangen. Er verband mit seinem Romane: „Des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte", außer der einmal obligaten Unterweisung in allen möglichen Disciplinen, auch noch einige ganz besondere Intentionen. Zunächst nämlich will er

damit die „Amadis'schen Fabelbruten und Misgeburten" aus dem Felde schlagen, geräth aber selbst im Eifer des Gefechts gerade in dieselben Ungeheuerlichkeiten von Tugend und Laster, rhetorischen Freundschaften, Weltschlachten, Entführungen und Errettungen, die seinen Gegner Amadis auszeichnen. Sodann hatte er die ebenso löbliche als patriotische Absicht, die Gottesfurcht als den eigentlichen Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe darzustellen und zugleich zu beweisen, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind". Allein die dick eingestreute Moraltheologie des wohlgesinnten Superintendenten hat mit der Tapferkeit und Liebe, wie sie das Ritterthum meinte, überall nichts mehr zu schaffen; und was den patriotischen Theil seiner Aufgabe betrifft, so bleibt es wenigstens sehr problematisch, ob ein wilder Bär im Walde nicht gescheiter und poetischer wäre, als diese großfürstlichen Helden und tugendsteifen Prinzessinnen, die noch überdem jedenfalls keine Deutsche, sondern ziemlich bärenhaft nachgemachte Franzosen sind. Seinen eigentlichen Triumphzug aber hält dieser unförmliche Roman in Lohenstein's „Arminius und Thusnelda", wo der hochtrabende Pegasus endlich den ganzen Rüstwagen damaliger Gelehrsamkeit unter Paukenschall und schmetternden Trompetenstößen nachschleppen muß. Durch zweierlei Maßlosigkeiten hat Lohenstein mit diesem Werke die Bewunderung fast eines vollen Jahrhunderts errungen, dadurch nämlich, daß er alle Richtungen, welche die andern Romane vereinzelt gaben, in einen ungeheuern Ballen zusammenpackt; und sodann, daß er den Stil nicht mehr als Mittel und um des Stoffes willen, sondern als selbständiges Kunststück gebraucht. Hier finden wir auf einmal Alles beisammen: abenteuerliches Ritterthum, classischen Heroismus, die Entdeckung von Amerika, Staatsraison, Geographie, Moral, Arzneikunde, verschleierte Historie, die habsburgschen Kaiser in Hermann's Vorfahren, den Kaiser Leopold im Hermann selbst, ja sogar einige wirkliche Poesie in einzelnen Gedichten und be-

schreibenden Stellen, sowie in der begeisterten Vaterlandsliebe, die ihn auf Hermann geführt.

Es ist indeß leicht begreiflich, über dieser unnatürlichen declamatorischen Anspannung mußte doch endlich den Poeten, wie dem Publicum, Geduld und Athem vergehen, und das gelehrte Romanungeheuer begann daher sich nun allmälig in mehre ausweichende Gruppen zu theilen, in Stil und Gegenstand zwar von einander verschieden, alle aber darin übereinstimmend, daß sie von jener bombastischen Höhe zur Gegenwart und Wirklichkeit wieder ablenken, und als die eigentlichen Anfänge unsers heutigen Romanes zu betrachten sind.

Den Uebergang machen Ziegler und Weise. Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen (1663—1697) in seinem Romane: „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" stößt allerdings noch mit derselben bausbackigen Begeisterung in die ungeheuere Tuba seiner Vorgänger; und zum Valet möge hier ein für alle mal als Probe dieses Klanges eine Stelle seines Romans stehen, der sogleich anfängt mit: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen, auch mit Daransetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes, nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächt-

liches Andenken überbliebe!" — Allein trotz diesem wüthenden Anlaufe ist hier aus der großen Weltkarte doch schon eine bestimmte Provinz ausgeschnitten, das Königreich Pegu mit seinen barbarischen Sitten und Gebräuchen, und eine wirkliche Begebenheit, die sich bei dem gewaltsamen Umsturz dieses Reiches im 15. Jahrhundert zugetragen hat. Und dieses breite Ausmalen einer fremden Natur und Landschaft mit der analogen Staffage wirklicher Thatsachen leitete in vielen Nachahmungen einerseits zu den Robinsonaden, andererseits zum historischen Romane über. Beide Gattungen spielen noch heute, z. B. in den Seeromanen, in den letzten Mohikans u. s. w., mannichfach ineinander; können aber erst späterhin bei ihrer weitern Entwickelung in nähern Betracht kommen.

Gründlicher als Ziegler ging Christian Weise (1642—1708) gegen das Lohenstein'sche Prachtgerüst zu Werke, indem er „die Sachen also vorzubringen sucht, wie sie naturell und ungezwungen sind." Er wirft sich daher von jenem hochtrabenden Pegasus auf einen ordinären Bauernklepper und trabt aus der großfürstlichen Heldenwelt mitten in die Wirthschaften und Märkte des Volks hinein. Aber es nützt eben nicht viel; wie er sich auch wendet, es ist nur eine andere Art von Pedanterie, die übelanstehende Herablassung eines Gelehrten. Auch ihm begegnet das gewöhnliche Unglück dieser Natürlichkeitsmacher: er vergißt, daß nicht alles Schöne natürlich und das Natürliche nicht immer schön ist; in der Entrüstung gegen das Vornehme wird er häufig gemein, aus Angst vor dem Schwulste platt, und Leibnitz sagt von ihm, „daß er etwas schmuzig zu reden kein Bedenken trage". Vorzüglich bemerkenswerth bei ihm aber ist der durchgehende religiöse Bezug. Er meint nämlich, „man müsse der kitzeligen und neubegierigen Welt auch die Tugend per piam fraudem beibringen", d. h. durch faßliche Satire, unterhaltende Beispiele und deren moralische Nutzanwendung. Nun stellt er in seinen „drei klügsten Leuten", und besonders in den „drei ärgsten Erznarren"

und im „politischen Mäscher“ unter allerlei Verwandlungen einen schon vor ihm allgemein beliebten Charakter hin, den man damals mit dem Namen Curiosus bezeichnet; den menschlichen Fürwitz, der aus Eitelkeit und mit blos weltlicher Politik Alles erfahren, von Allem naschen und profitiren will. Dieser Curiosus indeß, indem er sich überall „das Maul verbrennt“ und durch solche Unmäßigkeit („Sicherheit“) sich gleichsam den Magen verdirbt, kann demnach niemals zu rechtem Genusse und häuslicher Zufriedenheit gelangen, denn die Vernunft sagt: „Nichts ist gut, was nicht einen guten Ausgang hat.“ Der Mensch ist aber da, um glücklich zu sein; das kann er jedoch nur durch den Kappzaum der Religion werden, also wird er um seiner lieben Gemüthsruhe willen bei Christo in die Schule geschickt. Das ist aber im Grunde doch nur verdeckte Selbstsucht; eine religiös gefärbte Lebensklugheit. Und so sehen wir denn bei Weise, dessen Weltansicht ebenfalls in zahllosen Nachahmungen, z. B. in Riemer's politischem Stockfisch, politischem Maulaffen, u. s. w. sich immer weiter verbreitete, bereits den Keim jener praktischen Lebensphilosophie, welche späterhin und namentlich durch Wieland, in den sogenannten philosophischen Romanen, als Religion der Gebildeten, zu einer förmlichen Glückseligkeitstheorie ausgesponnen wurde.

Endlich aber führte noch ein anderes Motiv schon etwas früher zu einer dritten Hauptgruppe, welche mit unserm jetzigen Romane unmittelbar zusammenhängt. Das Ritterthum war nämlich, wie wir gesehen, längst ausgeartet, und wir erschrecken fast vor seinem Zerrbilde, das Hans von Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten und Moscherosch in seinem Philander von Sittewald vor uns aufdeckt. Das Ritterthum stand durchaus auf religiösem Grunde; da dieses Fundament wich, so mußte wol auch das stolze Bauwerk aus seinen Fugen weichen und um so lächerlicher, je mächtiger es gewesen, in eine nun völlig unpassende und schiefe Position gerathen. Das ganze Wesen war in seinen bloßen

Schein umgeschlagen: die Vasallen in Hofcavaliere, die Liebe in Buhlerei, die Ehre in conventionelle Reputation, der Glaube in Aberglauben an Hexen, Beschwörungen und Astrologie, und die Tapferkeit der alten Kämpen in ein prahlerisches Soldatenthum „lotterbübischer und zotiger Junker", deren Katechismus bei Moscherosch dahin lautet, daß des Teufels sei, wer sich erbarmt — „als ob sich Gott vor den Scharrhansen fürchten, oder um schnarchender eigensinniger Esel willen die Zehn Gebote abschaffen oder ändern müsse". Es konnte nicht fehlen, dieser gemeine Zustand mußte edlere Gemüther mit Sehnsucht, Schmerz und Zorn erfüllen und zum Widerstand reizen; und aus diesem Gefühl entstand die moderne Selbstironie und der Humor, d. i. der schneidende Contrast zwischen dem unvergänglichen höhern Bedürfniß und der prosaischen Gegenwart, wie er sich in poetischen Gemüthern abspiegelt, und noch in unsern Tagen das Hauptthema des Romans bildet. Gervinus nennt sinnreich den Humor eine Krankheit des Geistes und Gemüthes, die auf diese Weise sich das Unerträgliche erträglich zu machen suche, wo einem Individuum oder Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben. Wir aber möchten den Humor vielmehr die natürliche Reaction der noch gesunden Kräfte gegen die allgemeine Krankheit der Zeit nennen.

Der größte Humoristiker in diesem Sinne ist ohne Zweifel Cervantes; der Inhalt seines berühmten Romans ist, trotz aller Lächerlichkeit, tragisch, der tragische Untergang des Ritterthums, und häufig überkommt uns dabei das Gefühl, als sei eigentlich nicht Don Quixote, sondern nur seine Zeit verrückt geworden. Wenn wir aber dem Don Quixote unsern deutschen Simplicissimus hier unmittelbar anreihen, so soll dies Beiden nicht zum Nachtheil gereichen. Cervantes hatte den Nachglanz des Ritterthums, eine noch immer romantische Zeit und fast eine schon völlig ausgebildete nationale Poesie vor sich; der deutsche Dichter

dagegen die brutale Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges und eine in der Prosa noch ganz barbarische Sprache. Don Quixote ist daher das fertige Vorbild aller modernen Romane überhaupt, der Simplicissimus nur der oft noch ungeschickte und tölpelhafte Urtypus des neuen deutschen Romans geworden. An Lebendigkeit der Anschauung aber, an Tiefe der Intentionen und epischer Durchführung derselben sind beide Dichter einander ebenbürtig.

Zuvörderst muß für die Vornehmen hier der noch sehr gangbare Irrthum beseitigt werden, als sei der Verfasser des Simplicissimus ein roher Landsknecht gewesen, der, wie müßige Soldaten wol zu thun pflegen, seine Figuren mit ersparter Stiefelwichse an die kahlen Wände gemalt. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, anagrammatisch German Schleifheim von Sulsfort oder auch Samuel Greiffensohn von Hirschfeld genannt, war im Anfange des Dreißigjährigen Krieges zu Gelnhausen geboren, focht selbst eine Zeit lang mit, trat aber dann in bischöfliche Dienste und lebte zuletzt als Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald sehr geachtet in angesehenen Verhältnissen und Verbindungen; und daß er die damalige gelehrte und vornehme Dichtung gar wohl kannte, bezeugen seine Kunstromane: „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai", „Dietvelt und Amelinde", und „Proximus und Lympida", die aber, als bloße Concessionen an den oben bezeichneten Zeitgeist, hier nicht weiter in Betracht kommen. Sein Simplicissimus dagegen ist ein unmittelbar aus dem Volke gegriffener, poetischer, treuer Gesell, der sich durch die entsetzlichste Zeit, die Deutschland je erlebt, so gut es gehen mag und freilich nicht ohne bedeutend Haare zu lassen, als Musketier, Reiter, Jäger, Vagabond und Glücksritter rüstig hindurchschlägt. Dieses Romadenleben und die jugendliche Lust an Abenteuern, der bedeutende historische Hintergrund dieser Abenteuer mit einzeln auftauchenden Helden und Narrengestalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffassung und Darstellung, der verständige Soldatenblick, der sich von keiner falschen Convention

irre machen läßt; das Alles ist durchaus kerngesund. Da ist nichts gemacht, kein Wort zu viel oder zu wenig, Alles naturwüchsig, Rinde, Aeste, Knorren, Blüten und Galläpfel durcheinander treibend, wie ein Baum im Walde, in welchem die wilden Vögel singen, der Sonnenschein glitzert oder der Sturm rast. Der Dichter steht mitten zwischen den Schrecken und Trümmern des Dreißigjährigen Krieges, und es ist eine Lust ihm zuzusehen, wie er diese bestialische Welt humoristisch zu bewältigen weiß. Die moralische Fäulniß und Ruchlosigkeit parodirt Simplex zum Anfange durch seine bäuerische Unschuld und Herzenseinfalt, während er später als verstellter Narr die Scharrhansen narrt, die ihn zu narren vermeinen. Ein wirklicher Narr aber, der sich für Jupiter hält, muß die ganze politische und religiöse Philosophie der damaligen Zeit repräsentiren, indem er ein parlamentarisches deutsches Weltreich ohne Fürsten und Abgaben, und eine geläuterte Universalreligion einführen will, „und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren“. Mit dieser Confusion stimmt es auch ganz gut, wenn Simplex selbst confus wird, da die einen wider Luther, und die Lutheraner wider den Papst schreiben. „Zu welchem Theil soll ich mich dann thun, wann ja eins das andre ausschreiet, es sei kein gut Haar an ihm. Sollte mir wohl jemand rathen, hineinzuplumpen wie die Fliegen in einen heißen Brei? Es muß unumgänglich eine Religion recht haben, und die andern beide unrecht; sollte ich mich nun zu einer, ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so konnte ich ebenso bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde, ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irr laufen.“ Selbst mit dem herzzerreißenden Jammer und dem blos Wüsten weiß uns der Dichter zu versöhnen, indem er es theils als tollen Spectakel rasch vorübersausen läßt, theils den frischen poetischen Hauch, der bei der Anarchie ist, fühlbar macht; gleichwie ja auch die wild emporwirbelnde Flamme eines verderb-

lichen Brandes immerhin etwas Großartiges hat. Und ebenso keck und humoristisch faßt er Frau Fortuna auf, gleichsam als eine jener Sagengestalten, die vorn gleißend anzuschauen und von hinten ein hohler Baumstamm waren. So ist dieser Simplex nie verworrener und possierlicher, als da er, plötzlich reich geworden, den Freiherrn spielt, sich auf galante Bildung legt und ein Wappen annimmt mit drei rothen Larven im weißen Feld und auf dem Helm einen Kopf mit Hasenohren, vorn mit Schellen geziert; bis er endlich selber sagen muß: „Die Hoffart hielt ich vor eine Art von Phantasterei, welche ihren Ursprung aus der Unwissenheit habe, dann wann sich einer selbst kennet und weiß, wo er her ist und endlich heimkommt, so ists unmöglich, daß er mehr so ein hoffartiger Narr seyn kann. Wann ich einen Pfau oder Welschen Hahn sehe, der sich ausbreitet und etwas daher kollert, muß ich mich vernarren, daß diese unvernünftige Thiere dem armen Menschen in seiner großen Krankheit so artlich spotten können." Doch nicht blos die Verwilderung, Laster und Thorheit werden hier humoristisch paralysirt, auch die Moral, die sich damals so gern breit machte, muß in diesen Vexirspiegel blicken und, über sich selbst lächelnd, sich ihrer Langweiligkeit begeben. So ist das ascetische Einsiedlerleben mit seinen antiquitätischen Bärten und Gewändern überall durch einen leisen ironischen Hauch belebt; und als Simplicissimus selbst Einsiedler wird, ist es ihm anfänglich, wie unsern neueren Romantikern, eigentlich doch nur um den Vogelgesang und die prächtige Waldeinsamkeit zu thun, und er visirt durch sein mitgenommenes Perspectiv in die schöne Landsgegend hinaus, oder nimmt, wenn es Nacht geworden, sein Hörrohr zu Handen, und horcht wie etwa auf etliche Stunden Weges weit die Bauernhunde bellten, oder sich ein Gewild in seiner Nachbarschaft regte.

Man sieht, dieser merkwürdige Roman steht recht eigentlich auf der Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Alles

wird nur lebendig und bedeutend durch die subjective Auffassung des Dichters; diese aber ist eine humoristische, und daher ihrer Natur nach wesentlich protestirend und negativ; und eben hierdurch greift er unmittelbar in die neue Romanenliteratur ein, die noch bis heut von diesem Elemente lebt. Allein jenes negative Wesen des Humors ist hier noch nicht so übermächtig, um, wie in der Folgezeit, sich selbst genügend allen Stoff zu verzehren und ins Leere zu verflüchtigen. Wie in den alten Rittergedichten und Volksbüchern vielmehr ist hier noch Alles objectiv und plastisch mit einem ganz positiven Hintergrunde; denn der Dichter hat keinesweges, wie seine Zeitgenossen, über dem Lärm des Krieges den Grund und die eigentliche Bedeutung dieses Krieges vergessen. Ein tiefreligiöses und specifisch-katholisches Gefühl schlingt sich durch diese wilde Welt, ja man könnte, gleichwie Golo's Lied in der Genoveva, hier das schöne Lied des Einsiedlers: „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!“ als den Grundaccord betrachten, der durch das Ganze tönt, bis endlich Simplicissimus aus dem Schiffbruch der Welt, wie aus einem Traum, in dem er Zeit und Tugend verloren, sich als Einsiedler auf eine wüste Insel rettet.

Diese Insel aber ist die eigentliche Stammburg eines weitverzweigten und noch heut nicht ganz ausgestorbenen Romanengeschlechts. Die abenteuerlichen und fast unglaublichen Fahrten und Entdeckungen der Conquistadoren lebten noch im bewundernden Andenken der Menschen, und die bedrängte Romantik, nachdem das gesellige Leben immer beengter und prosaischer geworden, flüchtete in die Einsamkeit einer noch unberührten neuen Welt, wo wenigstens die Natur noch wunderbar schien. So entstanden die zahlreichen Robinsonaden, späterhin von dem (1721) aus dem Englischen übersetzten „Robinson Crusoe“ des Daniel Defoe Namen und verdoppelten Cours erhaltend; Reisebeschreibungen abenteuerlicher Touristen, die anfänglich wol auch zuweilen den Mond oder phantastisch lügenhafte Länder besuchen und in ihrem

ganzen Wesen noch eine starke Verwandtschaft mit ihren Vettern, den spanischen Schelmen, zeigen, dann immer wirklicher, zahmer und gesitteter werden, und endlich, seit Campe, als Schulmeister einer seichten Pädagogik sich in den Kinderstuben verlaufen haben. Das Bemerkenswertheste darunter ist „Die Insel Felsenburg" von Schnabel, die zu Anfange des 18. Jahrhunderts allgemein beliebt, dann ebenso allgemein verrufen war, und neuerdings von Tieck herausgegeben, auch von Arnim in seinem „Wintergarten" zu einer schönen Novelle benutzt worden ist. Eine Reihe von ineinandergreifenden und sich wechselseitig ergänzenden Geschichten mehrer Seefahrer, die durch wunderliche Schicksale auf der genannten Insel zusammentreffen und dort eine Colonie bilden. Hier ist es nicht mehr das reumüthig zerknirschte Einsiedlerthum des Simplex, sondern eine protestantische, bibelgerechte, etwas nüchterne Frömmigkeit, die sich gleichwol mit gelegentlicher Seeräuberei und verliebten Entführungen ganz gut zu vertragen weiß, und sich so patriarchalisch einrichtet, daß man wol selbst in dem irdischen Paradiese mitwohnen möchte. Der Dreißigjährige Krieg, aus dessen Noth der „Altvater" der Insel noch hervorgegangen, hat längst ausgerast, und es ist auf dieser Insel nun wie ein schöner stiller Abend nach einem Gewitter, wo die Leidenschaften nur noch als leise Blitze fern am Horizonte zucken; Alles sommerkühl, ruhig, verständig, ohne Roheiten, aber auch nicht mehr so reich und in das innerste Volksleben greifend, wie im „Simplicissimus".

Noch entschiedener leitete der letztere zu den Schelmenromanen über; ja der Verfasser des „Simplicissimus" führt diese unmittelbar selbst ein, indem er aus seinem Epos einzelne Figuren als Helden kürzerer Erzählungen selbständig heraushebt. So den „seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, wohlversuchten und tapfern Soldaten, und nachmahlen ausgemergelten, abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörtzer und Bettler" mit Stelz-

fuß und Geige; ferner „die Erzbetrügerin und Landstörtzerin Courage, wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Lieutnantin, bald eine Marquetenderin, Musquetirerin und letzlich eine Zigeunerin abgeben"; und in seinem „wunderbarlichen Simplicianischen Vogelnest" einen Vagabonden, welcher durch ein Vogelnest sich unsichtbar macht und aus diesem Versteck, gleich dem Studenten im „Hinkenden Teufel", die Sünden und Thorheiten seiner Zeit belauert. Seine Nachfolger auf diesem Felde, wo sie nicht aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Spanischen, blos übersetzt haben, sind nicht der Rede werth. Das Charakteristische dieser ganzen Sippschaft aber ist das lächerlich schief gewordene Ritterthum, von dem wir oben sprachen, eine irrende Glücksritterschaft ohne Religion, Liebe, Ehre und Wunder, die ihre Sache auf den Egoismus der Thierheit, auf Stärke, List und Geschicklichkeit gestellt, und daher auch häufig bis zum Ekel gemein wird. Gleichwie das bischen Romantik in die Robinsonaden, so hatten sich indeß auch einige verlorene Erinnerungen und Formalitäten der Ritterlichkeit noch auf die Universitäten gerettet, und insofern gehören die vielen landstreicherischen und rauflustigen Studentengeschichten, z. B. Happel's „Akkademischer Roman", gleichfalls zu dieser „schwarakischen" Zunft.

Jede sich überstürzende Richtung aber ruft unvermeidlich die Reaction hervor. Die über jene volksmäßigen „Knollfinken" aufs äußerste entrüsteten Gelehrten setzten ihnen mit vornehmer Verachtung den galanten oder Schäferroman, dem deutschen Schwenker eine französische Menuet entgegen, welche Herr von Corridon und Fräulein von Chloe, einander zierlich an den Fingerspitzen anfassend, zur erlaubten Ergötzlichkeit des hohen Adels zwischen abgezirkelten Scherbenbeeten und verschnittenen Buxbaumalleen aufführen, und sich dabei vor frischer Morgenluft, ungepudertem Haar, Frömmigkeit und dergleichen plebejischen Unan-

ständigkeiten sorgfältig in Acht nehmen. Den Vortänzer machte 1697 Paul von Winkler in seinem Buche „Der Edelmann“; August von Bohse schrieb „Hoher Personen unterschiedliche Liebesgeschichten“, auch ein Liebescabinet für Damen, und der Titel eines dieser Romane: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ gibt ungefähr den Inhalt Aller an. Allein der französische Haarbeutel stand den ungeschickten Deutschen noch übler zu Gesicht als die verbogene Pickelhaube, und ein verwegener unbekannter Autor übernahm daher die Rache für den unnatürlichen Zwang. Nicht als Fortsetzung der Schelmenromane nämlich, als eine kecke Parodie vielmehr, sowohl der aufschneiderischen Robinsonaden, als des galanten Romans, ist die Lebensbeschreibung des „Schelmufski“ anzusehen, wie er mit seinem „Bruder Grafen“ über das „gelübberte Meer“ fährt, überall ungeschliffen den Charmanten spielt, über der Ausländerei seine „Fraumuttersprache“ verlernt hat, dann mit der Frau Großmoguln tanzt und dabei so hohe Sprünge macht, daß, „der Tebbel hol mer!“, Alles vor Bewunderung das Maul aufsperrt u. s. w.

Präciser aber, als alle Parodie oder weitläufige Erörterung es vermöchte, spiegeln die aufrichtigen Poetiker jener Zeit die ganze Jämmerlichkeit ab. Da will unter Anderm ein „poetischer Trichter“ die Kunst zu dichten. „in sechs Stunden eingießen“, und nach Balthasar Kindermann's „Deutschem Poeten“ ist die Dichtkunst nichts Geringeres, als das Mittel, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen sich hören zu lassen, wodurch man sich oft bei großen Herren beliebt machen könne; weshalb denn auch Gottfried Ludwig noch 1703 die Poesie in „Ansingungen, Brautmessen und Brautsuppen“ eintheilt. Ja, um recht liebenswürdig und galant-scherzhaft zu erscheinen, suchte man den Gedichten in Ton und Versart auch äußerlich die angenehme Gestalt eines Vogels, Herzens, Eies und dergl. zu geben. Z. B.:

„Mein Freund, du bist beglückt, da dich die Aeltern lieben,
Da deine Lehrer dich in guten Künsten üben,
Und deine Gönner stets auf deine Wohlfahrt sehn,
Wohl dem, dem so wie dir, mein liebster Freund, geschehn.
Gönner, Lehrer, Aeltern sind ja diejenigen Personen,
Welche Fleiß mit Lob und That schon zu rechter Zeit belohnen.“

Dies soll eine Nachtigall und zugleich den erhabenen Aufschwung eines Palmbaumes vorstellen! — So kindisch war die Poesie geworden, da sie sich schämte, kindlich zu sein.

Die Naturreligion.

Das bewegende Princip des 18. Jahrhunderts ist die Aufklärung; ihr Kampf mit den widerstrebenden Kräften um die Alleinherrschaft bildet fast den ganzen Inhalt dieses Zeitraumes, im Leben wie in der Literatur. Keine geistige Aufgabe ist so häufig wie diese mißverstanden, von den Einen hochgefeiert, von den Andern verketzert, und der Streit ist um so hartnäckiger und erbitterter geführt worden, da beide Parteien in gewissem Sinne Recht haben. Es ist gewiß nichts so natürlich, edel und christlich, als das menschliche Streben nach Licht, ein reformatorischer Gebrauch der Vernunft. Auch ist es an sich unverfänglich, daß dieses Streben, indem es eben Alles, was das Licht bedeckt oder verhüllt, zu beseitigen sucht, ursprünglich verneinend erscheinen muß. Allein hier liegt auch schon das Verführerische für den menschlichen Geist, und es scheiden sich die Wege. Wo nämlich die Aufklärung ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als bloßes Mittel zu höhern Zwecken betrachtet und vergißt, daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie von dem Lichte Zeugniß gebe; wo sie daher in vermeintlicher Consequenz selber das Licht machen und alles Licht außer ihr verneinen will — da ist es eine falsche Aufklärung. Diese falsche Aufklärung ist keineswegs erst eine Erfindung der Reformation, sie wurzelt und beginnt vielmehr viel früher in dem allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur,

dessen vereinzelte Symptome wir schon oben angedeutet haben; aber sie hat sich vorzüglich der Reformation, ihrer Consequenzen und wechselnden Stimmungen bedient, um sich endlich im 18. Jahrhundert als eine förmliche Philosophie des Lebens herauszubilden.

Der Streit zwischen den Sachsen und den Schweizern, zwischen Gottsched und Bodmer, womit das Jahrhundert eröffnet wird, ist an sich und in seinen unmittelbaren Resultaten für die Poesie ganz bedeutungslos. Denn wenn Gottsched die wilde Sprachmengerei und den Lohenstein'schen Schwulst über den Haufen warf, so folgte auf dieses liederlich-phantastische Delirium nur der entschiedenste Katzenjammer, der nicht einmal begreift, wie in der Fabel Thiere und Bäume reden, oder in der Oper die Menschen in der Leidenschaft singen können, der von den „Teufeleien des Tasso" und von den „abgeschmackten Hexereien des Shakspeare" spricht, und mit Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Dichtkunst abschließt. Wenn dagegen Bodmer die Minnesänger, den Parzival und die Nibelungen wieder bekannt macht, so erscheint dies fast wie Ironie, oder wie ein bloßes Mißverständniß, wenn man weiß, daß er zu gleicher Zeit den Hans Sachs verhöhnt, die Musik nicht leiden kann, den Witz eine „Krätze des Geistes" nennt, Lessing, Goethe und die gesammte deutsche Nation haßt, und seine eigenen politischen Schauspiele über Aeschylus und Sophokles stellt. Wenn endlich Gottsched Bodmer'n den Ausdruck „schöpferische Kraft" als Sünde vorwirft, so gibt ihm dieser das Reden von Verbesserung der menschlichen Natur durch die Künstler als gottlos zurück; und als die einzigen Trophäen des ganzen, unerhört erbitterten Kampfes bleiben auf der einen Seite nur französisch-verzwickte Trauer- und Lustspiele, und auf der andern wo möglich noch langweiligere Patriarchaden.

Aber mittelbar wurde dieser Streit dadurch bedeutend, daß Gottsched, entschiedener und pedantischer als je vorher geschehen, auf die Franzosen, Bodmer auf die Engländer hinwies, in der

Literatur beider Nationen aber damals die Wissenschaft der seich-ten Aufklärung schon in voller Blüte stand. In Frankreich war die erst England begonnene, in ihren Consequenzen zum Materia-lismus und Unglauben führende Philosophie des Locke und Hume in rascher Folge durch Voltaire und Diderot bereits zum vollen-deten Atheismus ausgearbeitet worden, in willkürlichen Tendenz-romanen, die sich endlich zu einem gänzlichen Nihilismus conven-tionellen Salonwitzes und frivoler Geistreichigkeit verkräuselten. Und derselbe philosophische Aberglauben, nachdem er die Welt wie ein mechanisches, von selbst fortlaufendes Uhrwerk sich gehö-rig zurechtgestellt, zog nun auch seine mathematischen Figuren durch den ganzen Garten der Poesie, namentlich auf dem Felde des Schauspiels, das mit seiner courfähigen Leidenschaft, seinen abgecirkelten Redeblumen und symmetrischen Roventiken täuschend dem versailler Hofgarten Ludwig's XIV. glich. Praktischer und besonnener hatte man in England dieser epidemischen Krankheit, anstatt des abgethanen Glaubens, den sich allein für gesund hal-tenden Menschenverstand und die Macht des sittlichen Gefühls entgegenzusetzen gesucht; und in dieser ehrbaren Richtung ist Ri-chardson mit seinen psychologisch anatomirenden und weitschweifig moralisirenden Romanen als Muster und Führer anzusehen. Diese ganze Ausländerei nun eignete das allzeit gelehrige Deutschland, erst übersetzend, dann in unbehülflichen Nachahmungen sich eilfer-tig an, um sie mit gewohntem Fleiß und Aplomb bis zu ihren äußersten Consequenzen hindurchzuführen. Die letzte Consequenz einer Aufklärung aber, welche die zusammenhaltenden Klammern des Glaubens und der frommen Sitte aus dem Bau der Ge-sellschaft genommen, war und konnte nichts Anderes sein, als eine allmälige Auflösung des Lebens, die in gründlichem Instinct, von unten anfangend, erst das Haus, die Ehe und Kinder-zucht zerfressen, dann den Staat unterwühlt, und in wachsen-der Verwilderung und Zerstörungslust jetzt endlich, und nament-

sich auch in der neuesten Poesie, sich wider den Himmel selbst gewendet hat und gegen Gott renommirt.

Es fehlte in Deutschland durchaus der französische Leichtsinn, dem es vorzüglich nur um Esprit und Witz zu thun war; sowie der politische Verstand Englands, der unbedenklich die Spitze abbricht, wo sie verwundet. Daher mußte bei uns das verpflanzte Giftkraut, anfangs noch ziemlich blöde und gewissermaßen verlegen in der ehrbaren Umgebung, erst mannichfache Metamorphosen durchlaufen, um zu Blüte und Frucht zu gelangen. Der durchgehende, bewußlose oder absichtlich täuschende, keck vortretende oder verschämt verschleierte Charakterzug aller dieser Verwandlungen aber ist die Feindschaft gegen das Christenthum und alle positive Religion, und die Unermüdlichkeit sonach, dafür allerlei Surrogate zu erfinden. So kamen nach- und nebeneinander der Kosmopolitismus auf, die Philantropie, Humanität, Toleranz, natürliche Religion, Religion der Empfindsamkeit, Kunstreligion, Vernunftreligion u. s. w.; zum Theil recht löbliche Tugenden, die man aber auf einmal als etwas unerhört Neues selbständig hinstellte und dabei ganz vergaß, daß sie sämmtlich nur einem höhern Principe untergeordnet und ein jedes an seine rechte Stelle gerückt, schon längst im Christenthum mit einbegriffen waren.

Wo aber der Glaube und der Sinn für das Uebernatürliche aufhört, da fängt der Aberglaube an die Natur an. Man hatte den Meister aus der großen Werkstatt der Welt hinausgeklügelt, und die Werkstatt der Natur sollte nun für sich allein die Welt bedeuten. Da aber der Mensch sehr bald gewahr wurde, daß er die Spitze, gleichsam das Auge der Natur sei, so konnte es nicht fehlen, daß er sich auch ebenso bald als den eigentlichen Herrn und Gesetzgeber dieser Welt betrachten mußte, also erst die Natur und dann sich selbst vergötterte.

Gleich am Eingange des 18. Jahrhunderts begegnen wir zwei sogenannten und einem wirklichen Dichter: Brockes, Haller und Günther. Brockes mit seinem „Irdischen Vergnügen in

Gott“ leitet in aller frommen Unschuld schon eine Art natürlicher Religion und Offenbarung ein, wo der bereits des Beweises bedürfende Schöpfer durch die Creatur bewiesen und der Mensch, um zu glauben, gleichsam auf einem angenehmen Spaziergange durch seinen Blumen- und Küchengarten Gott greifen, schmecken und riechen soll; jene weichliche Andächtelei, die noch bis heut in vielen Schul- und Erbauungsbüchern die Stelle des Dogmas oder des Gebets vertritt. Strenger, ernster und durchaus großartiger verfällt Haller gleichwohl derselben Illusion. In seinem ersten und zugleich besten Gedicht: „Die Alpen“, wird der primitive Zustand eines Gebirgsvolks, das nur bei der Natur in die Schule geht, als ein glückseliges Ideal aufgestellt, und nachdem er in seinem Lehrgedicht: „Vom Ursprung des Uebels“, die Unschuld und den Fall der Engel und Menschen ziemlich abstract geschildert, steht ihm darauf, da er blos mit dem Verstande dichtet, plötzlich der Verstand still vor den übernatürlichen Geheimnissen; er übergeht — was er später bereut haben soll — die Erlösung durch die Menschwerdung Christi, und das Ganze endet mit einer herben Dissonanz. Und an dieser Dissonanz hat endlich Günther sein bedeutendes Dichtertalent aufgerieben. Günther's Lieder sind häufig wie ein Schmerzensschrei aus tiefster Seele, und es ist wahrhaft ergreifend, wie er immer glauben und herzinnig beten will und doch nicht kann; wie er daher, um Alles zu vergessen, sich verzweifelnd am Taumelkelch der Welt berauscht, und dann wieder mit Gott und mit sich selber hadert, bis er endlich, wie in geistigem Selbstmord, kopfüber stürzt und in Elend und Liederlichkeit untergeht. So heftige Gemüthsbewegungen aber waren ebenso unbequem, als jene schwerfällige Lehrhaftigkeit der Andern. Man erfand daher ein Mittelding zwischen Ernst und Scherz, zwischen Christenthum und Heidenthum; man nannte es die denkende Freude der Tugend und Wahrheit, und da man es mit dem Denken, sowie mit der Tugend und Wahrheit eben nicht genau nahm, so

blieb am Ende nur eine geschmackvolle Religion der „weisen Wollust“, welcher der Erde Untergang blos darum unmöglich ist, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat. Horaz bildete das neue Evangelium, und Gleim meinte, Bacchus und Amor könnten eher helfen, als Moses und David. Hagedorn ist der gehaltenste, Johann Georg Jacobi der zerflossenste unter ihnen, dazwischen Michaelis, Götz, Klamer Schmidt u. s. w., eine galant tänzelnde Gruppe goldener Eintagsfliegen, die nur eines Sonnenstrahls bedürfen, um zu leben und ganz glückselig zu sein.

Auch dieser lispelnde und düftelnde Naturalismus wurde indeß sehr bald fortgerissen von dem hereinbrausenden Strome der beredsamen Naturbegeisterung Rousseau's, auf dem plötzlich die wilden Völker des Urwalds daherfuhren, um ohne Rücksicht auf positive Religion und Staat, mitten in der Civilisation sich anzusiedeln. Jeder Einzelne sollte fortan in unbedingter Freiheit sich blos der Natur gemäß entwickeln und dann sich selber Religion und Staat machen. Sofort geriethen zahllose junge Deutsche in die Berserkerwuth und stellten sich gleichfalls wild, um die neue Colonisation auf dem kürzesten Wege ins Werk zu richten. Da aber das überseeische Colonisationswesen in jener Zeit noch nicht so bequem wie jetzt organisirt war, und man vielmehr daheim erst einen Urwald herstellen mußte, so kam es vor Allem darauf an, das Bestehende, das allerdings gerade damals ziemlich unnatürlich erschien, umzuwerfen und zu vernichten. Man wollte nicht reformiren, sondern die Weltgeschichte, als wäre seit Jahrtausenden eben nichts geschehen, gleichsam vom Paradiese wieder anfangen; man wollte, umgekehrt wie Schelmufski, die erlernte Sprache der Bildung vergessen und nur die „Fraumuttersprache“ reden. Und so begann der bekannte „Sturm und Drang“ der Starkgeister oder Kraftgenies.

Klinger kann als der Führer dieser wilden Freischaaren betrachtet werden, und ein kurzer Umriß seines Romans: „Geschichte Giafar's des Barmeciden“, gibt vielleicht über Zweck und Richtung

des Ganzen die beste Auskunft. Klinger selbst sagt von diesem Giafar, daß er die Uebel und Gebrechen der Gesellschaft zu heilen suche „durch die Stärke der Vernunft, durch feste Anerkennung ihres allgemeinen verpflichtenden Gesetzes, gegründet auf die Freiheit und die Reinheit des Willens". Hiernach sind denn auch gleich von vorn herein mit unglaublich unkünstlerischer Roheit die Hauptpartien grell zurechtgelegt; dem starren Begriff der Freiheit gegenüber die ebenso starre Tyrannei des Orients, und über beiden als Maschinist der Teufel unter der Maske des weisen Ahmet's. Auf Anstiften des Letztern begibt sich der von Tugend strotzende Giafar nach Indostan an den Hof des Kalifen Haroun, um dort als Premierminister an der moralischen Harmonie der Welt zu arbeiten. Hier widersteht er auch tapfer allen Anfechtungen von Sinnlichkeit, Stolz, Ehrgeiz und Habsucht, erregt aber eben dadurch die Eifersucht Haroun's, der ihm nun alles gebrannte Herzeleid anthut. Er entreißt ihm die geliebte Braut und macht sie zu seiner eigenen Gemahlin. Als Ersatz dafür erhält Giafar zwar Haroun's Schwester Abassa zum Weibe, muß aber geloben, ihr nie als Mann zu nahen. Das Alles erträgt und verspricht Giafar aus lauter Tugend, um seine Weltverbesserungspläne nicht aufgeben zu müssen. Denn er hatte „die Ueberzeugung, daß er seinen Ruf erfüllte, die anerkannte Gewißheit, daß die Ereignisse der moralischen Welt durch unsern reinen Willen, durch den wahren Gebrauch unserer Vernunft, unabhängig von aller fremden und äußern Macht, in unserm Vermögen stehen, unser Vermögen bestimmen müßten." Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Der stoisch aufgeblasene Held vergießt sich in einer schwärmerischen Stunde, Abassa wird schwanger und von einem Knaben entbunden, der nun heimlich fortgeführt und verborgen werden soll. Es fällt freilich Giafar schwer, sich gegen Haroun zu verstellen, „aber seine Vernunft lispelte ihm zu: erspare dem Grausamen ein Verbrechen, und siehe nur auf deinen Zweck". Allein die

Entführung des Knaben wird dennoch entdeckt, und Haroun läßt ihn mit scheußlicher Brutalität in den Armen der Mutter Abassa, und diese dazu vor Giafar's Augen ermorden, den Letztern aber „in den Thurm des Todes" werfen. In dieser Noth nun erscheint dem Gefangenen Ahmet, das ist der Teufel Leviathan, wieder und verheißt ihm Befreiung, Größe und Herrschermacht, wenn er sich durch den Tod Haroun's rächen wolle. Dem aber fährt nun Giafar noch einmal mit allem schweren Geschütz seiner Philosophie entgegen. „Was ist für mich außer dieser Welt?" ruft er aus. „Ich erfülle den Kreis meines Wirkens durch die Vernunft, strebe so zu handeln, daß der Beweggrund meines Handelns Gesetz für Alle sein mag. Weißt du, warum ich frei bin? Nicht darum, weil ich Alles kann, was ich will, sondern weil ich will, was ich soll. Auf dieses Sollen ist meine Freiheit eingeschränkt, daß sie das moralische Gesetz nicht verletze, das die Vernunft mich lehrt. Als ein zur intellectuellen Welt gehöriges Wesen kann ich die Bestimmung meines Willens nicht anders als unter der Idee der Freiheit denken. Mit dieser ist die daraus fließende, sich selbst Gesetz zu sein, unzertrennlich verbunden. Die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetze der Vernunft gehandelt zu haben!" Hiermit besiegt Giafar die Versuchung und läßt sich stolz hinrichten. Darüber aber will nun der Teufel ganz des Teufels werden, verwünscht die kalte starke Vernunft des Menschen und meint (mit offenbarem Seitenblick auf Kant), wenn die Philosophie, die dieser Giafar nur ahnete, einst von einem tiefen Denker systematisch bearbeitet werde und faßlich unter den Menschen in Gang komme, so sei Alles aus in der Hölle. Doch sein Fürst, Satanas, tröstet ihn noch damit, daß das Licht viel zu hell sei für die blos an Helldunkel gewöhnten Menschenaugen, sowie mit seiner Lieblingstochter, der Politik, die er dem päpstlichen Hofe zur Erziehung übergeben habe. Der Verfasser aber redet seinen Helden zum Schlusse also an: „Armer Giafar,

warum mußtest du gleich einer fremden Pflanze aus einem Boden hervorwachsen, dessen politischen Anordnungen deine edle Natur widerstrebte? Hättest du in einem Winkel des heiligen römischen Reichs das Licht erblickt, wo die Menschen mit dem Schicksale, das ihnen ihre Fürsten, Erzbischöfe und Feudaltyrannen zuschneiden, so zufrieden sind, daß sie sogar diejenigen Völker geradezu für aufrührerisch gegen Gott und die Natur erklären, die sich von dem Wahne der Freiheit verblenden lassen; du würdest über alles das, was dir Qual verursacht, nicht einen Augenblick nachgedacht haben."

Die hier angedeuteten Hauptzüge wiederholen sich mit geringen Modificationen in allen Klinger'schen Romanen: ein vermeintlich natürlicher Vernunftzustand ohne Religion und Staat im Zusammenstoß mit allen möglichen und unmöglichen Gräueln der Civilisation, und mitten dazwischen ein Mann von Kraft, „der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen, nur aus sich selbst handelt und weiß, daß er das Schicksal in sich beherrscht". Hierbei aber begegnet, wie nicht selten in solchen Fällen, dem Autor das Menschliche, daß sich ihm unbemerkt das ganze Verhältniß geradezu umkehrt. Das angestrebte Natürliche liegt hier keineswegs auf Seiten des forcirten Urzustandes, sondern vielmehr in der feindlich gegenüberstehenden Natur der Dinge, es ist kein Zusammenstoß wirklicher Tugenden mit wirklichen Uebeln, sondern nur ein Conflict zwischen der Vernunftschwärmerei und der kalten Verständigkeit des Dichters, und man muß es der letztern zur Ehre anrechnen, daß jenes selbstgeschaffene Schicksal seiner Kraftmänner überall einen gar schlechten Ausgang nimmt. Wie Giafar an dem kategorischen Imperativ, so gehen alle seine Helden, sein „Faust" an seiner ungeschlachten Unersättlichkeit, sein „Rafael de Aquillas" an einer unmöglichen Resignation zu Grunde, und der beständige Wolkenflug seines idealistischen Rousseau-Dichters „Falkenburg" entgeht nur durch ein Romankunststück den Schlingen des Wahnsinns. Kein Wunder daher, daß hiernach z. B. Giafar „die Welt als

ein ungeheueres, von Blut triefendes, von Brüllen und Gestöhn erschallendes Schlachthaus ansieht, wo ein unersättlicher Dämon herumwüthet und würgt, und nur der Dampf der Vernichtung in seine Nase steigt.

Aus dieser bornirten Weltansicht aber, die übrigens in der Hauptsache auch die des Dichters ist, folgte natürlich der Gedanke, daß die bisher dummerweise auf guten Glauben angenommene göttliche Führung, da sie ja eben mit Hülfe der Pfaffen jene Conflicte und den ganzen Zusammenstoß herbeigeführt, ihre Sache eigentlich sehr schlecht gemacht habe. Daher überall bei Klinger der wüthende Haß gegen die göttliche Leitung, womit er fragt, was denn die ganze Geschichte anderes sei, als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie im Sinne der orthodoxen Theologen lesen solle? — Doch ihn selbst ereilte das Unbegreifliche, und es ist fast wie eine Ironie der höhern Waltung, daß dieser Dichter, nachdem er fast ein Menschenalter hindurch an der Naturfreiheit und Weltverbesserung sich vergeblich zerarbeitet, das Schicksal seiner eigenen Helden getheilt, zuletzt sophistisch den Despotismus vertheidigt, und als russischer Exercirmeister mit absoluter Weltverachtung geendet hat.

Wenn Klinger nach seiner herben Natur blos die Gegensätze ohne Versöhnung gab, so ging dagegen Heinse auf eine Vermittelung jener Gegensätze aus. Seine Philosophie, wenn man es so nennen will, würde ungefähr so lauten: Das Leben ist durch die Civilisation, durch die Ehe, „diese vieltausendjährige Sklaverei", und insbesondere durch das Christenthum verkünstelt und häßlich geworden. Die Rettung von diesem unnatürlichen Zwange liegt nicht darin, daß, wie bei Klinger, der Trotz der Tugend sich an jener chinesischen Mauer unnützerweise den Kopf einrenne; es muß vielmehr die ursprüngliche Schönheit, die ewig in der Natur wohnt und die das Christenthum und die Civilisation gebunden haben, freigemacht und in das verkünstelte Leben wieder hin-

eingetragen, die natürliche Begierde nach sinnlicher Lust daher keineswegs bezähmt oder bekämpft, sondern nur verschönert und veredelt werden; denn die Schönheit ist eben nichts anderes als das Leben in Vollkommenheit. Diese Erlösung und Verjüngung kann ferner am füglichsten nur durch die bildenden Künste erfolgen, die Erkenntniß und das tiefere Gefühl des Schönen aber ist Genialität, und das Genie ist demnach der geborene Vermittler und, weil sein Wesen auf Intuition und dem Dämonischen der Natur begründet, gleich dieser zu Allem berechtigt; denn „jeder Mensch hat einen Dämon, der ihm sagt, was er thun soll. In jedem Menschen wohnt ein Gott, und wer sein inneres Gefühl geläutert hat, vernimmt ohne Wort und Zeichen dessen Orakelsprüche, erkennt seinen eigenen höhern Ursprung, sein Gebiet über die Natur, und ist nichts unterthan."

Dieses System und die Dummheiten, zu denen es folgerecht führt, sind am schlagendsten niedergelegt in Heinse's Hauptromane: „Ardinghello und die glückseligen Inseln". Ardinghello ist der leibhaftige Repräsentant dessen, was man damals Genie nannte: jung, schön, ein rüstiger Fußgänger, Maler, Dichter und ein enthusiastischer Verehrer Homer's und der Griechen überhaupt, eine Art von Don Juan, dessen Liederlichkeit aber um so widerwärtiger wird, da sie das Gemeine philosophisch ausschmückt. „Genuß jedes Augenblicks," sagt er, „versetzt uns unter die Götter. Was hat der Mensch und jedes Wesen mehr als die Gegenwart? Traum ohne Wirklichkeit alles Uebrige. Wer den reizbarsten, innigsten Sinn für die Schönheiten der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann und denselben abhilft nach Kräften, der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus." Kein Wunder daher, daß er die Beschreibung eines Bachanals in Rom, wo junge Künstler und Mädchen nackt miteinander tanzen, mit den Worten schließt: „und es ging immer tiefer ins Leben, und das Fest wurde heiliger".

Dieser Naturreligion gemäß zeugt nun Ardinghello ein Kind mit der edeln Venetianerin Cäcilie, ermordet ihren Bräutigam meuchlings am Hochzeitstage, treibt dann mit Fulvia Ehebruch und sucht gleichzeitig, aber vergeblich, die keusche Lucinde zu verführen, die aus verhaltener Liebe zu ihm wahnsinnig wird, worüber er voll Entrüstung ausruft: „Weide dich, barbarische Moral, Feindin des Lebendigen, mit Wolfsgrimm hier an deinem Opfer!“ Nun erscheint, um die neue Lehre recht praktisch einzuschärfen, auch noch gleichsam ein weiblicher Ardinghello, ein emancipirtes Weib, in der Person der vornehmen und höchstgebildeten Buhlerin Fiordimona, der gleichfalls Alles erlaubt ist, denn „was kann das Feuer dafür, daß es brennt?“ Sie meint: „Ein Frauenzimmer sei unklug wenn es sich das unauflösliche Joch der Ehe aufbürden lasse. Eine Göttin bleibt es, unverheirathet, Herr von sich selbst, und hat die Wahl von jedem wackern Manne, auf so lang es will. Die wahre, reine Lust ist, mit seiner ganzen Person, so wie man ist, wie ein Element göttlich, einzig, unzerstörbar, lauter Gefühl und Geist, gleich einem Tropfen im Ocean durch das Meer der Wesen zu rollen, alles Vollkommene zu genießen und von allem Vollkommenen genossen zu werden, ohne auf demselben Flecke kleben zu bleiben.“ Hierauf abermals Unzucht und neuer Mord, indem Ardinghello einen frühern Liebhaber Fiordimona's tödtet, einen Andern verwundet, dann landesflüchtig und endlich Seeräuber wird. Nun sollte man doch nicht anders glauben, als müsse den Helden, so gut wie den Don Juan, zuletzt der Teufel holen. Allein „ein großer Geist, ein edles Herz wiegt manches Laster auf, in das uns die Schlechtigkeit bürgerlicher Verfassungen stürzt“. Er fragt vielmehr triumphirend: „Wie, bin ich strafbar, daß ich mich mit dem Schönen zu vereinigen suche, wo ich es finde? Ist dies nicht der edelste Trieb unsers Geistes? Ist der nicht ein Elender, ein von Gott Verworfener, der diesen Trieb nicht hat, nicht ausübt? In was

für einer Welt bin ich, wo dies Naturlaster sein soll? Den Menschen zerrüttende bloße bürgerliche Ordnung ist es. Komm, göttlicher Plato, und stürze alle die barbarische Gesetzgebung über den Haufen, und führe deine Republik ein, wo wenigstens Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frei sind." Und an die Ausführung dieser angeblich platonischen Republik wird denn auch sofort Hand angelegt. Auf den Inseln Paros und Naxos, die Ardinghello vom Sultan sich erbeten, treffen mehre Genies zusammen, mit ihnen eine unter den Christen entstandene Sekte, die, mit der Lehre Mohammed's wesentlich übereinstimmend, die Natur als einen ewigen Quell von Leben, die Freude als den Trieb alles Daseins verehrt, und gegen die „sogenannten Orthodoxen" ganz besonders ergrimmt ist. Aus diesen Elementen wird nun ein idealer Staat improvisirt, mit Gemeinschaft der Güter und der Weiber; die Kinder gehören dem Staat, die Weiber haben Stimmen in den allgemeinen Geschäften, dürfen Schiffe ausrüsten und auf Streifereien auslaufen; „und ihnen blieb das Recht, gut oder nicht gut zu heißen, besonders was sie selbst betraf". Die neue Religion wird erst insgeheim nur Auserwählten, dann der ganzen Gemeinde gepredigt; eines von den Genies wird zum Hohenpriester der Natur, ein anderes zum Priester des Meeres, Ardinghello zum Priester der Sonne und der Gestirne, Fiordimona zur Priesterin der Erde gewählt. Die beiden Letztern setzen für die Gemeinde Gesänge auf aus dem Moses, den Psalmen, dem Hohenlied, aus dem Homer, dem Plato und den Chören der tragischen Dichter, und erfinden heilige Gewänder in echter alter ionischer Grazie und Schönheit, so daß bei diesem Gottesdienste „alle Nerven harmonisch dröhnten wie Saiten, von Meistern gespielt, auf wohlklingenden Instrumenten. Alles leere Pöbelblendwerk ward verworfen und wir wandelten in lauter Leben". Grund und Zweck dieses Staates ist Glückseligkeit; Glückseligkeit aber besteht „in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß. Kraft

zu genießen, oder, welches einerlei ist, Bedürfniß gibt jedem Dinge sein Recht, und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Der Starke und Tapfere hat daher zu Mehrem Recht, eben weil er weitere Bedürfnisse hat; das beste Instrument gehört dem besten Virtuosen u. s. w."

Man sieht also, die ganze projectirte Erlösung, auf ihrem Rückgange zu dem nackten Leben und Naturdienst der Alten, um die Schönheit herzustellen, läuft auf den grassesten Egoismus des Sinnengenusses, auf eine Aesthetik der Wollust hinaus. Es ist keine Vermittelung zwischen Natur und Civilisation, die eben versöhnt werden sollen, sondern anstatt beider wird willkürlich ein Drittes, ein bestialischer Cynismus, gestellt, der weder Natur ist, die er bedeuten will, noch moderne Bildung, von der er doch nicht lassen mag.

Ebenso wenig hat Heinse in seinem zweiten Romane: „Hildegard von Hohenthal", jene Aufgabe gelöst. Auch hier sind es wieder zwei Genies, der Componist Lockmann und die „hohe" Hildegard, die über alle Weltverhältnisse hinausstreben. Während aber im Ardinghello ganz consequent Alles in eitel Phantasterei ausgeht, soll hier eine Vermittelung der Gegensätze dadurch herbeigeführt werden, daß beide Helden, man weiß nicht wie und warum, endlich der Welt sich accommodiren, und Lockmann schlechtweg eine Italienerin, Hildegard einen vornehmen Lord heirathet. Als ob der Rausch kein Rausch wäre, weil man ihn verschlafen kann! Diese praktische Nüchternheit zeigt sich hier auch in der immer materiellern Auffassung des Lebenszwecks. Dieser soll nämlich zwar wieder in „Seligkeit auf dem Erdboden" bestehen und die letztere nur durch Abwechselung erzielt werden; die schwächste Abwechselung jedoch soll die Poesie und Geschriebenes, eine stärkere Getränk und Speise, die stärkste das Gefühl, der Sinn der Liebe, gewähren, die Liebe aber nichts anderes sein, als der Drang ein Kind zu zeugen! Und so ist denn in der That Heinse's

ganze Poesie eine durchaus verfehlte; weder Wald noch Garten, sondern ein verwilderter moderner Park, wo das natürliche Unkraut die Blumen erstickt und die marmornen Götterbilder überwuchert hat.

Diesen Starkgeistern gegenüber, oder vielmehr parallel mit ihnen läuft die Gruppe der sentimentalen Romane. Wenn jene den Stein des Anstoßes, den ihnen die Welt entgegenstemmt, titanisch zertrümmern wollen, möchten diese ihn durch Thränen tropfenweis aushöhlen und erweichen; wie jene mit ihrer strotzenden Ueberkraft, so kokettiren diese mit einer gewissen anständigen Kränklichkeit, die sich vor jedem rauhen Hauche verletzt in sich selbst zurückzieht, und beständig über die Tyrannei der Welt und ihre eigene, verkannte Vortrefflichkeit seufzt. Beide aber stimmen darin überein, daß sie, auf die sogenannte Natur zurückgehend, von aller positiven Religion absehen, nur daß die Einen ein unverhehltes Heidenthum zur Schau tragen, während die Andern gern noch Christen scheinen möchten, dem Christenthum aber unmerklich eine Privatreligion der bloßen Empfindsamkeit unterschieben. Eine nähere Betrachtung einiger Hauptrepräsentanten der letztern Gattung wird hoffentlich dies Alles klarer machen.

Werther ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der seine feinere Genußsucht mit anständigerm Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es ist wiederum der Götzendienst und daher die ängstliche Beschönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur sich selbst genießen, ja, wie ein echter Gourmand, den haut goût der Leiden selbst sich zu einer vornehmen Wollust präpariren will, und also gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die sie in jenem schwelgerischen Selbstgenusse stört oder hindert. Werther sagt es selbst, daß er sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem Alles gestattet wird. Daher weist er jede praktische Beschäftigung verächtlich von sich, denn sie mahnt an ein strengeres, unbequemes

Zusammenfassen der Kräfte; die Ehe färbt sich ihm unwillkürlich ins Pedantisch-Philiströse, da sie ihn von seiner geliebten Lotte trennt; und „die fatalen bürgerlichen Verhältnisse" necken ihn überall, weil sie ihm eben gerade im Wege stehen, wo er noch ein wenig Freude auf dieser Erde genießen könnte. Ja auch sein Selbstmord ist nicht etwa eine heldenmüthige Aufopferung für Lotte's Seelenruhe, sondern recht eigentlich nur weichliche Feigheit, um dem eigenen Unbehagen zu entgehen, und so erinnert sein „wie ein krankes Kind gehaltenes Herzchen" lebhaft an die von Schubert irgendwo erzählte Geschichte von der Lieblingskatze, die ihrem Herrn, der sie groß gezogen und verhätschelt, plötzlich bei Nacht die Kehle zerbeißt. Werther ist ein moderner Narciß, der beständig im Bach sich selbst bespiegelt, wo der Himmel sich seinem Bilde weich unterbettet und die schwanken Wipfel und Uferblumen es bekränzen; und der dann, als er sich wendet, außer sich geräth, daß der wirkliche Himmel über ihm und die trotzigen Bäume noch anders zu thun haben, als ihn zu kränzen. Im Ardinghello ist es eine Liederlichkeit der Sinne, bei Werther eine Liederlichkeit der Gefühle; beiden liegt der Hochmuth zum Grunde, der seine individuelle Leidenschaft für gescheiter und berechtigter hält, als die unscheinbaren Tugenden der Andern. „Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück. Dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen; mein Herz habe ich allein." Und ist es nicht der sublimste Hochmuth, wenn er sagt: „Ich ehre die Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem Jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt

nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt?“ In diesem Sinne sehnt er sich daher, „aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt“. Indem er also wählerisch dem positiven Christenthum entsagt, um lieber selbst Gott zu sein, verfällt er unverkennbar einer pantheistischen Weltansicht, die sich der sittlichen Erschlaffung jederzeit als die bequemste und vornehmste Auskunft darbietet.

Dieselbe Liederlichkeit der Gefühle, dieselbe Vergötterung des Dämonischen im Menschen, nur abermals noch tiefer gefaßt, bildet auch das Thema der „Wahlverwandtschaften“, einer ausführlichen Geschichte geistigen Ehebruchs. Die Sünde ist gleichsam prädestinirt durch jene hier auf die Geister bezogene geheimnißvolle chemische Naturverwandtschaft, wonach „vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden“. Denn „es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen“. Diesem Naturtriebe folgend, faßt daher der verheirathete Eduard zu Ottilie, der Nichte seiner Frau, und seine Frau Charlotte zu einem Hauptmann eine gegenseitig erwiderte Liebe, und nach mancherlei vergeblichen Kämpfen und Umwegen bietet Eduard seine Frau dem Hauptmann an, der ihm dagegen Ottilie zuführen soll. Charlotte, da ihr Mann sie verlassen, kommt zuerst zur Besinnung; Ottilie dagegen, die eigentliche Apotheose jener Naturverzauberung, wird

nur durch ein zufällig verschuldetes großes Unglück zum Entschluß pflichtmäßiger Entsagung aufgeschreckt. Aber welche Entsagung, die sich selbst nichts versagen kann! Anstatt einer resoluten Umkehr und Trennung, die allein hier sühnen konnte, vermag sie es nicht, sich „der seligen Nothwendigkeit des reinen Zusammenseins“ zu entziehen; sie bleibt im Hause Eduards, und es waren „nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt“. Dennoch erfahren wir, nachdem Ottilie diesem widernatürlich gespannten Verhältniß endlich erlegen, gelegentlich, daß sie schon längst durch allmälige Entziehung aller Nahrungsmittel einen Selbstmord beabsichtigte. Und für alles dies wird sie zuletzt als eine Heilige gefeiert, die noch nach ihrem Tode Wunder wirkt. Eduard dagegen fühlt, es gehöre Genie zu Allem, auch zu solcherlei Märtyrerthum; er möchte ebenfalls gern sein Leben enden, aber „seine Natur hält ihn zurück“. Eines Morgens findet man ihn todt mitten zwischen den Angedenken, Locken und Blumen Ottilie's; und „wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen“.

Diese Seligsprechung und Verzärtelung dissoluter Gefühle aber ist der eigentliche Mißklang dieser harmonischen Dichtung, und es nützt wenig, daß zuletzt nach dem Gemeinspruch: „wer nicht hören will, muß fühlen“, jedem Mitschuldigen sein tragisch Ende gehörig zugemessen wird; denn die Ehe, die hier die Vergeltung ausübt, erscheint fast wie ein unleidliches Joch, wie ein brutales Fatum, jenen verlockenden Naturlauten gegenüber, und diese dagegen sind, hier wie im Werther, mit einer lebendigen Unmittelbarkeit und Wahrheit geschildert, die schon häufig den Irrthum veranlaßt hat, den Werther und Eduard für Goethe selbst zu nehmen; ein Irrthum, der vielmehr nur die Abneigung oder Unfähigkeit unserer subjectiven Zeit bezeugt, die Objectivität einer Dichtung zu verstehen oder gelten zu lassen. Goethe erscheint im Wer-

iher nicht im mindesten als Schwärmer, sondern bei weitem öfter als bloßer trockener Referent des Ueberschwenglichen, und in den Wahlverwandtschaften wie ein genialer Arzt, der, um zu experimentiren, der kranken Seele an den Puls fühlt. Ueberhaupt ist es im Allgemeinen gewiß ebenso unrichtig als ungerecht, den Dichter mit seiner Dichtung zu identificiren. Der Dichter, mit seiner größern Erregbarkeit und Empfänglichkeit, umfaßt freilich lebendiger als andere Menschen, und gleichsam in einer Art gefährlicher Seelenwanderung, alle Elemente seiner Zeit in sich, aber nicht, um in ihnen aufzugehen, sondern um sie in Schönheit aufgehen zu lassen. Der Stoff wird daher in der Dichtung jederzeit das Untergeordnete, die Form, d. i. die Schönheit der Erscheinung, die Hauptsache sein; sonst möchte es sich leicht fügen, daß z. B. der wackere Gellert, oder auch Schönaich mit seinem überaus patriotischen Hermann, unsere vortrefflichsten Dichter wären. Schiller ist nicht durch seine Tugend, sondern durch sein prächtiges Gewand der Tugenden ein Lieblingsdichter geworden. Man kann in diesen Dingen nur soviel zugeben, daß kein Dichter das an sich Unsittliche poetisch, d. i. schön darstellen soll, theils aus eigener Pietät, vorzüglich aber, weil das Unmoralische in seinem Grunde gemein, also häßlich ist, und daher der überall seltenen Virtuosität eines Goethe bedarf, um künstlerisch bewältigt zu werden. Auch wird die moderne Poesie der nur durch ihren Mißbrauch berüchtigt gewordenen Sentimentalität niemals entbehren können; denn was ist die Sentimentalität anders als das in sich vertiefte Gemüth, das alle Erscheinungen der Welt auf sich bezieht? Diese der subjectiven Zeitrichtung entsprechende Innerlichkeit gibt uns nicht mehr die Dinge wie sie sind, sondern wie sie der Dichter empfindet, genießt oder erleidet. Daher steht bei uns unter allen Dichtungsarten gerade die subjectivste, die Lyrik, jetzt in der üppigsten Blüte, das Epos ist fast verklungen, und unser Roman und unser Drama scheitern mehr oder minder an dem unvermeid-

lichen lyrischen Element. Der moderne Dichter ist wie eine Aeolsharfe, an der sich der lebendige Hauch der Welt melodisch bricht. Und jeder Unbefangene wird eingestehen, daß Goethe's Harfe in ihren drei Hauptaccorden: des Gefühls, der Phantasie und des Verstandes, durchaus harmonisch gestimmt ist, und daher überall, woher der Wind auch blase, einen guten Klang gibt.

Wie absonderlich aber das Instrument klingt, wenn es etwa blos mit Einer Saite bespannt ist, oder mit andern Worten, wie aller Accent eigentlich nur auf der Darstellung beruht, das zeigt der fast gleichzeitige „Siegwart", eine Klostergeschichte von Martin Miller, der im Grunde dasselbe Thema wie Werther behandelt, und doch, bei aller ernsthaften und ehrlichen Intention, nur wie eine Caricatur Werther's erscheint. Auch hier liegt die alleinseligmachende Liebe, wie eine Verschwörung besonders bevorzugter und geweihter Seelen, der tyrannischen Welt gegenüber; das Klosterleben ist gutmüthig und ohne feindseligen Beischmack beinah idyllisch aufgefaßt, aber es ist auf die bloße Empfindsamkeit aus lauter Seufzern aufgebaut, und Siegwart selbst wie ein Mann von Butter, der an der heißen Alltagssonne zerschmilzt. Doch er mag sich selber persönlich vorstellen. Siegwart und sein Schulfreund spielen eines Abends auf der Geige ein Adagio von Schwindl: „Und nun spielten sie so schmelzend, so bebend und so wimmernd, daß ihre Seelen weich wie Wachs wurden. Sie legten ihre Violinen nieder, sahen einander an mit Thränen in den Augen, sagten nichts, als: Vortrefflich, und legten sich zu Bette." Diese Violinen geben so ziemlich den Grundton des Ganzen an. Siegwart, obgleich er sich mit einer juvenilen Liebhaberei zum Mönchsleben bestimmt hat, verliebt sich schon als Student in Mariane, die ihn im Concert „bei einem Triller so schmachtend und bedenklich ansah, daß ihm die Thränen in die Augen schossen". Als sie dann Beide einmal beisammen im Walde sitzen, bemerken sie in der Nähe das Nest einer Grasemücke, und gehen, um sie nicht

zu stören, tiefer in das Gebüsch. „Hier zwitscherte ihnen die Grasemücke ihren ungekünstelten Gesang vor. Horch! sie dankt dir, sagte Mariane, und sank ihm ans Herz. Eine selige Wehmuth füllte ihre Seelen. Mariane lag in seinem Arm und weinte vor Zärtlichkeit. Sie langte nach dem Schnupftuch, um die Thränen wegzuwischen. Nicht wegwischen, sagte er, ich muß sie wegküssen! Halbe Stunden lang sprachen sie kein Wort.“ Unter so seligen Umständen entsagt er natürlich sofort dem geistlichen Stande, um seine Geliebte zu heirathen. Aber Mariane's stolzer Vater ist unglücklicherweise anderer Meinung; er will sie mit einem reichen Hofrath vermählen und läßt sie, da sie diesen durchaus nicht mag, barbarisch in ein Kloster abführen. Nun tritt Siegwart als Gärtner in Dienst dieses Klosters, die Nonne Brigitte, die sich ihrerseits in den vermeintlichen Gärtner verliebt hat, vermittelt geheime Zusammenkünfte mit Mariane, und es wird eine Entführung verabredet. Allein Brigitte, eifersüchtig und zaghaft, verräth Alles an die Aebtissin, Mariane wird in ein anderes Kloster versetzt, und in der zur Entführung bestimmten Nacht für todt ausgegeben. Jetzt überkommt den verzweifelten Siegwart wieder sein ascetisch Gelüsten, er wird wirklich Kapuziner. „Nun gehör' ich Gott — und meinem Engel, und es wird bald ausgeweint sein!“ Aber einstweilen wird doch noch tüchtig Vorrath geweint; bei seinem Abschiede von Schwester, Schwager und Freunden kann er vor Schluchzen nicht weiter reden. Er „nahm ein Glas mit Wein und sagte: Seht! meine Thränen fließen in den Wein. Es sind Thränen der Freundschaft, der Trennung und des Dankes. Jedes trink' und wein' in das Glas! und laßt mich vollends leeren. Und nun gebt mir's mit, daß es mir heilig sei bis an mein Ende! O, Gott segne Euch, meine Lieben, für die vielen Thränen!“ Und in seinem Kloster hängt sein Auge ganze Stunden lang am stillen, melancholischen Mond, und er schreibt Aufsätze an Gott und Mariane, und aus der Erinnerung melancholische Stellen aus

Klopstock, Haller, Kleist u. s. w. Endlich wird er eines Abends in das benachbarte Nonnenkloster gerufen, um dort einer todtkranken Nonne Beichte zu hören. Diese Nonne ist Mariane — sie erkennen einander, Mariane stirbt sofort, Siegwart fällt die ganze Nacht durch aus einer Ohnmacht in die andere. In der folgenden Nacht aber schleicht er heimlich mit einem Blumenkranze auf den Kirchhof und stirbt dort auf Mariane's frischem Grabe, ins Land der Ruhe eingehend, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen".

So sehen wir also die revolutionäre Poesie der Subjectivität in zwei Hauptgruppen zerfallen: in die Kraftgenies, die aus eigener Machtvollkommenheit ein selbsterfundenes Ideal octroyiren, wie Klinger und Heinse, und in die Sentimentalen, die man die passiven Genies nennen könnte, indem sie, wie Jene sich auf die Welt, so umgekehrt die ganze Welt lediglich auf sich und ihr individuelles Gefühl beziehen. Beide haben eine zahlreiche und, da das Genie nicht erblich ist, fast blödsinnige Nachkommenschaft hinterlassen, die sich, nach und nach ihre gemeinschaftliche Abstammung vergessend, gar schlecht unter einander vertrug. Klinger und Heinse zeugten die bis zum Zerplatzen von Kraft und Männlichkeit strotzenden Hasper a Spadas, die Löwenritter, Rinaldos, die Friedriche mit den gebissenen Wangen u. s. w. des Cramer, Spieß, Vulpius, Schlenkert, wo die Ritter fluchen und die Pfaffen zechen; der leibhaftige deutsche Bärenhäuter, der sich bekanntlich verschwor, nicht zu beten, Haar und Nägel nicht zu verschneiden, sich nicht zu kämmen und zu waschen. Und als endlich die Humpen leer, und Lanze und Harnisch gänzlich abgenutzt waren, wurden die Ritter plötzlich vaterländische Biedermänner, und aus dem verschossenen mittelalterlichen Plunder trat des Pudels Kern, der deutsche Michel, als polternder Familienvater oder pensionirter Husarenoberst hervor.

Mit Werther's Nachfolge dagegen verhält es sich fast wie mit

dem Rhein. Jugendfrisch aus Felsen brechend und im geschwungenen Laufe Burgen und Rebenhügel spiegelnd, dann quer durch den breiten See der Siegwartiaden hindurch, verrinnt er zuletzt im platten Lande der bürgerlichen Häuslichkeit in tausend matte Romanenbäche, die am besten mit dem Geschlechtsnamen Lafontaine zu bezeichnen sind. Hier concentrirt sich endlich jener empfindliche Gefühlscultus in eine Religion des sogenannten guten Herzens, das sich von Sünde und Narrheit durch liederliche Thränen rein zu waschen meint. Dieses gute Herz ist eigentlich nur die extreme Consequenz jener Schönthuerei und Selbstverzärtelung, eine gemüthliche Impotenz, die ihre Genußsucht mit der Moral verkuppeln will, um sich alle Verantwortlichkeit und die unbequem störende Reue zu ersparen. Das gute Herz stielt und raubt aus Tugend, um der kranken Mutter oder einer armen Familie eine Flasche Wein zu verschaffen; das gute Herz verführt und läßt sich verführen, da ja die Liebe natürlich und gar so etwas Edles und Heiliges ist; ja, Gott selbst ist nichts als gutes Herz, lauter gemüthliche Gnade ohne alle fatale Gerechtigkeit, ein über die Liebenswürdigkeit seiner ungezogenen Kinder gerührter Komödienpapa. Treffend — und für die ganze Sippschaft dieser Gemüthlichkeitsromane gültig — sagt daher Wolfgang Menzel, Lafontaine habe in den neunziger Jahren auf die unschuldigste Weise die französische Revolution in der deutschen Familie wiederholt, den Triumph der Natürlichkeit über den altväterischen Zwang der Sitte.

Die Religion der Moral und der Pietismus.

Der vorstehend bezeichneten destructiven Richtung arbeitet in der Romanenwelt eine wesentlich conservative entgegen, die aber, je nach den verschiedenen Mitteln, womit sie ihren gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen sucht, wiederum in zwei Reihen — in die moralisirende und in die pietistische — auseinanderläuft. Beide Spielarten wollen ehrlich das Christenthum, und unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß die Einen, vom Positiven absehend, die Religion allein von Seiten ihrer praktischen Nützlichkeit, also als bloße Moral, auffassen; während die Andern allerdings auf das Positive gehen, dieses aber nicht unmittelbar auf die göttliche Offenbarung und den historischen Glauben stellen, sondern vielmehr durch die Innerlichkeit des subjectiven Gefühls erst begründen wollen.

Die Reihe der moralisirenden Romane eröffnet Gellert mit seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G.“, die wir auch deshalb hier voraus stellen, weil dieser Roman auf eine merkwürdige Weise schon die ganze geistige Signatur der spätern Romanliteratur im Keime enthält und den schlagendsten Beweis von der Gewalt des Zeitgeistes gibt, da selbst ein so nüchterner und peinlich gewissenhafter Mann wie Gellert mit fortglitt, und in seiner Unschuld nicht einmal ahnte, daß er mit dem großen Strome fahre. Gleich im Anfange ist dem künftigen Triumph-

zuge des philanthropischen Rationalismus vorläufig nur ein bescheidenes Pförtchen aufgethan, wenn die Gräfin von ihrem ersten Religionsunterrichte sagt: „Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir, in Dingen, die noch über meinen Verstand wären, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde."

Ganz übereinstimmend mit dem skeptischen Accent, der hier auf den Verstand gelegt wird, zeigen sich denn auch bereits alle leisen Symptome der spätern Aufklärungsseuche in einzelnen Zügen und einer durchgehenden Denkweise, die wir freilich längst an den Kinderschuhen abgelaufen haben, die aber für die damalige Zeit von Bedeutung ist. So erklärt die Gräfin den Vorzug der adeligen Geburt, „wenn man ihn vernünftig betrachtet", für sehr gering. Sie selbst heirathet daher in zweiter Ehe einen Bürgerlichen. „Was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern." Ein Herr R., welcher der Meinung ist, daß die Schmeichler „der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freigeister", will alle Menschen, und so auch seinen Bedienten, vernünftig und glücklich machen; denn „wer sich schämt, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu sein". Und damit endlich auch das Hauptingredienz, die Toleranz, nicht fehle, so erscheint, einem boshaften Popen gegenüber, ein polnischer Jude als ein Ausbund von Großmuth und Tugend.

Insbesondere aber werden hier sanft und geräuschlos schon

alle Fundamente zu der oben erwähnten Religion des guten Herzens gelegt. Von einem gefallenen Mädchen z. B. heißt es: „eine gewisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler zum voraus"; und weiterhin: „ein solches Frauenzimmer verdient eher Mitleid als Vorwürfe". Eine Nonne, die heimlich aus dem Kloster entlaufen, um zu heirathen, wird fast auf Händen getragen; und von dem alten Kaufmann Steeley wird gerühmt, daß er an dem Hochzeitsfeste seines Sohnes bis um 11 Uhr getanzt, und dann ausrief: „Ist doch das Tanzen keine Sünde; wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir eine Freude doch nichts schaden. Man kann fromm und auch vergnügt sein. Ich habe meine Pflicht in Acht genommen, ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen und Gott wird es auch gegen mich sein. Die Welt ist hier schön, aber jene wird noch besser sein." Der Graf G. endlich, der seine Gemahlin, die ihn todt glaubte, mit dem Herrn R. verheirathet findet, fängt auf dessen Verlangen mit ihr die zärtlichste Ehe wieder an; und dieses restaurirte Ehepaar, sowie jener Herr R. und die frühere Concubine des Grafen bilden zusammen Eine vergnügte Familie. Ja, die Concubine glaubt, dem Grafen bei aller ihrer Zärtlichkeit und obgleich sie zwei Kinder von ihm empfangen, doch nie ihre Tugend aufgeopfert zu haben, da sie nur unter der Bedingung die Seinige gewesen, daß er sie einst öffentlich dafür erklären werde. Es ist überhaupt überall eigentlich blos die Wohlanständigkeit der Tugend, von welcher es zum ästhetischen Anstand des Lasters nur eines kleinen Umschwungs bedurfte. Und in der That finden wir in der schwedischen Gräfin auch schon sämmtliche Gräuel, womit die neuesten Romane luxuriren, arglos angedeutet. Da ist eine Geschwisterehe, eine geistige Doppelehe, Vergiftung und Selbstmord; und Alles aus Liebe und gutem Herzen. Man sieht also selbst bei dem frommen Gellert die See schon innerlich hohl gehen, und die Wogen sind nur durch das obenauf schwimmende Oel der Moral noch beschwichtigt und niedergehalten.

Jene sanfte Moral aber, wie sie an sich weibisch ist, wurde daher auch sehr bald ausdrücklich für Frauen und von Frauen debütirt, deren Romanhelden wiederum Frauen sind. Von dorther datiren selbst noch die zahlreichen Entsagungsromane der neuesten Zeit, wo die alten Jungfern, welche im Grunde nichts mehr aufzugeben haben, anstatt eines wahrhaften Aufschwungs ernster Selbstüberwindung, gegen die imaginäre Teufelei der Männer kein anderes Mittel wissen, als sich zimperlich auf eine ebenso imaginäre Frauenwürde zurückzuziehen, die eigentlich nur die weibliche Kehrseite der männlichen Biderbigkeit ist. An der Spitze dieses weiblichen Tugendbundes steht eine brave Frau, die bekannte Sophie von Laroche, von den gleichzeitigen männlichen Tugendbündlern nur durch eine sorgfältige Parure von Empfindsamkeit unterschieden, gegen die jene Biedermänner gerade sehr plump und polternd zu Felde zogen. Gleich ihr erster Roman: „Das Fräulein von Sternheim", eröffnet jenen feierlichen Rückzug der Damen in ihr tugendgeschmücktes Boudoir. Die Verfasserin raubt „dem gefühlvollen Herzen" ihrer Heldin Vermögen, Ansehen, guten Ruf, Freunde und Gemahl, um zu beweisen, „daß, wenn das Schicksal uns auch Alles nähme, was mit dem Gepräge des Glücks, der Vorzüge und des Vergnügens bezeichnet ist, wir in einem mit nützlicher Kenntniß angebautem Geiste, in tugendhaften Grundsätzen des Herzens und in wohlwollender Nächstenliebe die größten Hülfsquellen finden würden". In „Rosaliens Briefen" wünscht sie unter Anderm durch die Darstellung des Hofmanns Cleberg junge Männer, die sich Hofdiensten widmen, auf den rechten Weg zu bringen; und „Melusinens Sommerabende" sind aus dem Verlangen entstanden, „aus ihren Lieblingsschriftstellern ihre Freundin Melusine unsterbliche Blumengewinde des Guten und Schönen der moralischen Welt neben Fruchtschnuren des Nützlichen sammeln zu lehren und ihre Tage damit zu schmücken". Seltsam, während die Laroche die geistige Ahnfrau jener süßlichen

Frauengeschichten geworden, ist sie, wie zur Buße, zugleich die leibliche Großmutter eines völlig andern genialen Geschlechts, und nimmt sich dabei wie eine Henne aus, die unverhofft Schwäne ausgebrütet hat, und nun verwundert und ängstlich das ihr ganz fremde Element umkreist, auf welchem diese sich wiegen und zu Hause sind.

Entschiedener aber, als alle Vorgänger und Nachfolger, hat sich Hermes auf die moralische Lehrkanzel gestellt. Er beabsichtigte, nach Richardson's Muster und den frivolen französischen Romanen entgegen, den deutschen Roman zur Tugend zu bekehren und schrieb in diesem Sinne Romane für Frauen, für Töchter edler Herkunft, für Aeltern und Ehelustige. In seinem Hauptromane: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (1770) nahm er sich endlich vor, an der Familiengeschichte des Pastor Gros alle Capitel der Moral zusammen abzukanzeln. Der Mann hat im Grunde überall Recht und Unrecht zugleich; denn er meint es redlich, fängt es aber regelmäßig verkehrt an. So will er die schon etwas wackelig gewordene Würde des geistlichen Standes retten. Sehr löblich; aber womit will er das bewirken? Die Regierungen sollen das verborgene Verdienst durch Spione und Ordensverleihungen überwachen und stacheln, und die Consistorien die Wahl der Gattinnen der Pastoren leiten. Er will die Ehe hochgestellt wissen; darum „soll das Mädchen im Bräutigam wieder den wirklichen Adamssohn sehen, der eine Frau haben will; der Bräutigam in ihr wieder ein Geschöpf suchen, welches Kinder haben, die Hausluft vertragen, das Kreuzlein mit anfassen, eine Suppe kochen, eine Naht nähen, die Wirthschaft führen und Kranke pflegen kann“. Er will das Christenthum heben und stellt es daher der Poesie feindlich entgegen, indem er ihm dafür die Nachtmütze der Häuslichkeit aufsetzt. Aus demselben löblichen Grunde eifert er überall zelotisch gegen die Empfindsamkeit, ohne zu ahnen, daß die falsche Sentimentalität nur eine

Krankheit des reprimirten, in seinen natürlichen Functionen gestörten Gemüths ist, die eben aus dem Philisterthum entstanden, das er wieder einführen will. Sein ganzer Romanencomplex ist wie ein Herbarium der Tugenden, ein trockenes Exempelbuch: für jede Tugend eine abgestandene Menschenfigur, die nicht sich selbst, sondern ein besonderes Stückchen Moral vorstellt, und an die daher Niemand glaubt.

Man sieht, auf diesem einseitigen Wege war den religiös zerfahrenen Weltkindern nicht beizukommen. Aesthetisch genommen, sind diese moralisirenden Tugendromane, wie alle ausschließliche Tendenzpoesie, ganz ohne Werth; aber auch in ethischem und religiösem Betracht haben sie wenig genützt und sind sehr bald veraltet. Vor jeder ernsten Radicalcur erschreckend, suchen sie mit überzuckerten Hausmittelchen die sieche Welt zu heilen und die allzubedenkliche Krise hinzuhalten; für die productive Begeisterung des Guten, woran der Patient leicht Aergerniß nehmen könnte, auf der aber alles Heldenthum, auch das moralische, ruht, geben sie das bloße, flaue Bleibenlassen des Schlechten, und rühren nirgend an jene geheimnißvolle Tiefe, wo das Uebel und die Rettung wohnt. So tasten sie, anstatt in das Centrum der Dinge zu dringen, ewig rathlos an der äußersten Peripherie umher, gleichsam mit dem Ende anfangend; denn die Sittlichkeit, die sie allerdings wollen, ist keineswegs, wie sie meinen, der Grund, sondern eben nur erst die natürliche Folge der Religion; der Grund aller Religion aber ist der lebendige Glaube.

Dies erkannten Andere und suchten daher tiefergehend vorzüglich das gläubige Element wieder zu wecken und zu stärken, und aus diesem Bestreben entstand der pietistische Roman. Diese pietistische Richtung ist eigentlich nur eine Abart der sentimentalen, die auf die Religion angewandte Sentimentalität; indem alle Radien des Gefühls, das jene lediglich um seiner selbst willen und gleichsam als ein Kunstwerk für sich behandelten, von den

Pietisten innerlicher und praktischer auf das Christenthum wie in einem Brennspiegel concentrirt wurden. Unter den Letztern ist Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) der hervorragendste, ein durchaus ehrenwerther Charakter, dem, bei allen seinen Um- und Irrwegen, kein Unbefangener den innigsten Antheil versagen wird; denn so irren konnte nur ein redlich Suchender.

Stilling ist recht das Bild eines glaubensbedürftigen und glaubensstarken Gemüths, wie es sich außerhalb der Kirche ausnimmt und jederzeit ausnehmen muß: mitten zwischen Trümmern das vereinsamte, lediglich auf sich selbst gewiesene Individuum mit der Bibel in der Hand. Diese protestantische Vereinsamung erklärt die ganze merkwürdige Erscheinung des Mannes. Es ist freilich das Christenthum, aber mehr oder minder ein Jung-Stilling'sches, durch diese besondere Persönlichkeit bedingtes Christenthum; die Persönlichkeit ist Alles. Daher sind auch fast alle seine Romane persönlich, eine mehr oder minder getreue Darstellung seiner eigenen innern Erlebnisse. Und wenn überhaupt der Zusammenstoß einer idealen Natur mit der Wirklichkeit das Wesen des modernen Romans bildet, so ist seine berühmte Selbstbiographie („Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft", 1778) recht eigentlich zu den Romanen zu zählen; man könnte sie die religiösen Flegeljahre eines frommen Gemüths nennen. Der Grundgedanke dieser Schrift aber, sowie bei allen seinen fingirten Romanhelden, ist eine unmittelbare göttliche Leitung, der Glaube, daß Gott sie persönlich durch willkürliche oder zufällige Hindernisse oder Förderungen einem oft kaum geahnten großen Ziele zuführe.

Da eine solche Führung indeß nicht blos materiell sein kann, sondern vielmehr die innern Regungen, Wünsche und Stimmungen des Geführten als Winke Gottes gedeutet werden sollen, so liegt hier natürlicherweise die Gefahr der Täuschung und Selbstüberschätzung sehr nahe; und beide blieben auch bei Stilling nicht

aus. So hat ihn, wie er in seiner Biographie meint, Gott selbst nacheinander zur Schulmeisterei, dann zur Medicin und endlich zur Staatsökonomie geführt, und doch war offenbar weder dies noch das andere sein wirklicher Beruf. So schloß er, in gleicher Ueberzeugung von der göttlichen Fügung, mit einem ihm fast unbekannten hysterischen Mädchen eine Ehe, die sich gleichwohl nachher als ungeeignet erwies. Und wenn er in demselben Buche erzählt, daß er und seine Frau zuweilen auf der Reise wie Engel Gottes aufgenommen worden, oder daß die Vorsehung etwas ganz Sonderbares und Großes mit ihm vorhaben muß, so klingt dies mindestens wie Ueberhebung eines theologischen Autodidakten.

Aus jenem Gefühl individueller Vereinsamung stammt auch seine beständige Sehnsucht nach einem Surrogat der verlassenen Kirche, das Bestreben, eine unsichtbare Kirche mit einer gleichgestimmten Gemeinde von „Stillingsfreunden" herzustellen. In seinem „Heimweh" z. B. soll der Christ durch die Prüfungen des Geheimordens der Felsenmänner zum Kreuzritter in dem Tempel von Jerusalem ausgebildet werden. Die Geschichte zerfährt aber sogleich in maßlose Allegorien. Die Felsenmänner, Aeltern und Freunde des Eugenius, Urania, der graue Mann, Theodor u. s. w. sind lauter göttliche Geisteskräfte, die den Christen im Anfang und Fortgang leiten, die Frauen von Eitelberg, von Trauer, von Rischlin und andere dagegen finstere verführende Kräfte, zwischen denen der arme Eugenius fast wie Tamino in der Zauberflöte erscheint. Derselben Ungenüge eines Glaubensbedürftigen außerhalb der Kirche entsprang ferner die oft willkürliche und phantastische Auslegung der Bibel, z. B. in seiner Erklärung der Offenbarung Johannes („Siegsgeschichte der christlichen Religion"), wo die Ankündigung der Nähe des Antichrists und der Wiederkunft Christi den Hauptgedanken bildet; — sowie endlich sein ängstlich umhertappendes Bemühen, seine religiösen Aperçus mit der Gedankenrichtung der Zeit in Einklang zu bringen und zu

einer christlichen Religionsphilosophie zu construiren. Es ist rührend, wie er in letzterer Beziehung sogar von der Kant'schen Philosophie sich Berechtigung und Erlaubniß holt, in religiösen Dingen dem Glauben allein folgen zu dürfen, weil Kant den Satz aufgestellt, daß die menschliche Vernunft außer den Grenzen der Sinnenwelt nichts wisse.

Da aber dies Alles für die Dauer natürlich weder gelingen noch befriedigen konnte, und die grübelnde Vernunft auf solchem Wege sich keineswegs beschwichtigen ließ, so verfiel Stilling fast sein halbes Leben hindurch den trostlosesten Zweifeln und namentlich dem Aberglauben an ein in der Natur der Dinge liegendes unabänderliches Fatum, gegen das selbst das Beten nicht helfe. Ja er äußert einmal gegen seine Frau: „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle auch nicht größer ist als die meinige, so ist sie groß genug." Und voll Unmuth über so viel innere und äußere Anfechtungen fragt er ein andermal: „Warum haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, wenn seine Seele im Reiche der Phantasie herumschwärmt, herrlich dichtet, herrlich malt und vortreffliche Romane schreibt? Das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält und von ihr romanen- und feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren und einen solchen Mann aus der menschlichen Gesellschaft hinausbannen." Hierauf ist denn freilich einfach zu antworten: weil eben die Religion kein Roman ist. Und dies hat auch Stilling selbst recht gut gefühlt, denn durch seine spätern Schriften geht das unverkennbare Bestreben, die Religion von dem „Romanhaften" immer mehr zum Praktischen hinüberzuleiten. In seinem „Herrn von Morgenthau" wird der Pietismus aus seiner exclusiven Stellung auf Wohlthätigkeit und eine gemeinnützige Wirksamkeit hingewiesen, und im „Theobald" hat er den ausgesprochenen Zweck „unser deutsches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und

ewigen Glück zwischen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe." Von dem letztern Buche sagt er selbst, daß er darin eigentlich Nichts erdichtet, sondern das Leben des Helden aus lauter wahren Begebenheiten zusammengesetzt, und sogar aus seinem eigenen Leben einige Anekdoten mit eingeflochten habe. Da er mithin hier wieder seine eigenen innern Erfahrungen gibt, und gleichsam, rectificirend, mit sich selbst endlich ins Reine zu kommen und abzuschließen strebt, so wollen wir diesen Roman noch besonders hervorheben und mit wenigen Worten näher beleuchten.

„Theobald, oder die Schwärmer" (1784) ist, so sehr sich auch der Autor dagegen zu verwahren sucht, eigentlich doch nur eine Apotheose des Pietismus, mit dem ängstlichen Bemühen, ihn möglichst im Spiegel des Verstandes aufzufassen. Er sagt es selbst: „Verzeiht mir, theure Seelen, die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen und ihm zu dienen, rechtschaffene, wahre Pietisten; vornämlich euch zu vertheidigen schreibe ich, aber auch, euch vor vielen Klippen zu warnen, die der guten Sache so unendlich schädlich sind und der Welt Anlaß zur Lästerung geben." Aber wie sind diese vielen gefährlichen Klippen zu vermeiden? Wo das subjective Gefühl allein das Steuer regieren soll, wird es immerdar von Wind und Wetter und den wechselnden Stimmungen des wetterwendischen Steuermanns abhängen, ob das Schifflein auf den Sand des Rationalismus läuft, oder in dem romanhaften Utopien der Schwärmer landet. Oder fliegt nicht unser Autor schon selbst mit vollen Segeln dem letztern zu, wenn er ausruft: „Ich kenne kein besseres Leben, als die schöne Schwärmerei jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal in die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und Anderer mehr. Ihr seht einen Menschen, der überzeugt ist, die ganze Welt liege im Argen, und es stehen ihr große Strafgerichte bevor; er aber habe den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freiheit gefunden, er sei nun sicher. Zudem ist er gewiß, daß er nun bald, er, ein armer

geringer Mensch, König und Priester im herrlichen Reiche Christi wird, wo seine Herrlichkeit erst tausend Jahre hier in der Welt, ganz ohne Wechsel, und dann eine ganze Ewigkeit durch, alle Majestät der größten Könige hinter sich lassen soll. Was meint ihr wohl, ist ein Mensch, der so Etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig? Sollte man eine solche Gesinnung unter dem Volke nicht fördern, sie wenigstens mit Geduld leiten und tragen?"

Man sieht also, nach welcher Seite hin die eigenen Sympathien des Autors gingen; allein er war zu ehrlich und verständig, um vor den nothwendigen Consequenzen dieses Zuges nicht stutzig zu werden, ohne doch aus dem heimatlichen Zauberkreise herauszukönnen. Bei diesem peinlichen Conflict hat er sich nun im Theobald — wie schon das Motto: „Mittelmaß die beste Straß" angedeutet — wahrhaft abgemartert, die an sich unversöhnlichen Extreme zu vermitteln, und in diesem Dilemma zwischen Unglauben und Schwärmerei bewegt sich das ganze Buch. Daher die seltsamen Widersprüche und Contraste in diesem Romane, wo das eine immer wieder aufhebt, was das andere beweisen will.

So geht die Geschichte von vorn herein von dem Grundsatze aus, daß die republikanische Freiheit der Reformation dem Reiche der Wahrheit zuträglich sei; denn „wenn Jeder frei denken darf, so erscheinen Millionen Lehrsätze, die Jeder beleuchten kann, dadurch entstehen allgemeine Gährungen, die dem Geist immer mehr Licht und Reinigkeit geben." Demungeachtet wird weiterhin, diesem anarchischen Umwege zur Wahrheit geradezu entgegen, wiederum behauptet, keine Religion könne ohne äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen, weshalb der Separatismus und alle besondere Sektirerei so selten gute Früchte habe, die Sache möge so rein und heilig angefangen werden als sie wolle. Er will, wie wir gesehen, in diesem Romane eigentlich den Pietismus vertheidigen, und doch erscheint derselbe fast überall als eine Parodie des Pietismus. Er erzählt darin unter Anderm, in

Bezug auf den Grundsatz von einer unmittelbaren, speciellen göttlichen Leitung, seine eigene schon oben erwähnte Verlobungsgeschichte. Ein hysterisches Mädchen spricht während ihrer Krankheit in frommer Verzückung. „Theobald riß den Vorhang ihres Bettes voneinander und fragte: Was ist Ihnen, Mademoiselle, was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an und antwortete: Herr Theobald, da hat mir der Herr Jesus etwas sehr Wichtiges gesagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit. — In dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele, und war überzeugt, daß sie Beide sich heirathen sollten. Sowie er das fühlte, sagte er lächelnd: Ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat. — Wissen Sie's? — Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand! — Ja, das ist der Wille Gottes; mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände ineinander und versprachen vor Gott, sich zu heirathen." Aber gleich darauf — nicht unähnlich dem Eimer kalten Wassers, womit Marsay den Sektirer Rock curirte — folgt die ebenso prosaische als richtige Bemerkung, daß die Liebe zwischen solchen jungen Leuten nichts Anderes sei „als Geschlechtstrieb, der sich aber hinter die Larve erhabener geistiger verfeinerter Liebe steckt, und durch sie hervorheuchelt, allerhand Rollen spielt und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht". Es wird ferner Niemand in Abrede stellen, daß die Erziehung des Theobald correct-pietistisch gehalten ist: er wird von allen andern Kindern abgesondert, sein eigener Wille beständig gebrochen, alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt; „so bildete sich kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht, Alles war sanfte Unschuld und unbeschreibliche Anmuth." Allein was war die Folge davon? Er *spielt* Religion, ein Luxus, der den Pietisten überhaupt zum Vorwurf gemacht werden könnte. Er hält das Nachbarkind Lisettchen albern für die Eva mit dem Apfel, wird zur Abwechselung, da das phantastische Gefühl einseitig gespannt und der Wille gebrochen ist,

auch einmal ein ganz ungezogener Bube, und läuft dann wieder, um Einsiedler zu spielen, echt picarisch in die Wälder hinaus, wo sein blindes Vertrauen auf die Kraft des Gebets von einem humoristischen Kohlenbrenner mit einem Butterbrote derb mystificirt wird.

Fassen wir nun den Ideengang dieses seltsamen Romans in kurze Worte zusammen, so ergibt sich ungefähr folgendes System. Nach den Grundsätzen der pietistischen Erziehung bewirkt Gott, oder der Geist Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen, und darum ist man auch schuldig, sein Leben darnach einzurichten. Aber nicht alle Empfindungen, auch frommer Menschen, sind gut, denn selbst in den frömmsten gelüstet noch das Fleisch wider den Geist. Man muß daher jedesmal erst nachforschen, ob die Empfindung wirklich von Gott ist, und nur, wenn man sie kraft dieser Prüfung nach der Bibel dem Willen Gottes gemäß findet, darnach handeln, oder mit andern Worten: „sich von seiner durch das Wort Gottes erleuchteten und von demselben ganz unabhängigen (christlichen) Vernunft leiten lassen." Allein dies heißt doch nur im Cirkel herumgehen. Ich soll nicht unbedingt meiner eigenen Empfindung folgen, sondern sie nach der Bibel prüfen, und doch wieder diese Empfindung und die Bibel nach meiner eigenen Empfindung und Vernunft auslegen, also dennoch Alles wieder auf mein subjectives Dafürhalten stellen. Stilling erzählt im Theobald scheußliche Geschichten von religiöser Schwärmerei, z. B. von einem jungen Schmied, der die rechte Materie zum Stein der Weisen gefunden zu haben glaubte; und von dem Sektirer Polin, welcher durch Reiben und Kneipen des Bauches am warmen Ofen den Uebergang aus dem natürlichen ins göttliche Leben eröffnete. Gegen alles dies verordnet nun Stilling sein Universalmittel: das einfältige Lesen der Bibel; vergißt aber dabei gänzlich, daß eben diese Schwärmer, die er überdies noch einfache gute Leute nennt, ihren heidnischen Unsinn gerade aus

der Bibel herausgelesen hatten. Wo die Bibel lediglich der subjectiven Kritik des Einzelnen, es sei nun Verstandes- oder Gefühlskritik, anheimgegeben ist, da werden auch, da bei weitem nicht Jeder zu lesen versteht, ihre Wahrheiten stets in die verschiedensten Privat- und Winkelreligionen umgedeutet werden, und also die Klippen nimmer zu vermeiden sein, zwischen denen eben Stilling mitten durchsteuern wollte. Neben dem geschriebenen Worte aber geht seit fast zwei Jahrtausenden erweckend, mahnend und erläuternd der lebendige Strom von Erkenntniß der Frömmsten und Erleuchtetsten: die Tradition und darauf gegründete Autorität der Kirche, oder, wie man es in anderm Sinne mit Stilling nennen könnte, die „christliche Vernunft" der Jahrhunderte.

An Heroismus des Glaubens steht Lavater dem Stilling gleich, aber er überragt ihn weit an Bildung und genialer Kühnheit des Ausdrucks. Lavater ist eigentlich ein Revolutionär, und würde ganz in die Reihe der Starkgeister und Stürmer gehören, wenn er nicht, in geradem Gegensatz mit diesen, seine ganze Kraft auf das positive Christenthum concentrirt hätte, das Jene desavouirten. Auf diesem Gebiete aber revoltirt er zunächst gegen die starre Orthodoxie des Protestantismus, die ihm Herz und Zunge binde. „Ich vermisse," sagte er, „in solchen zu genauen, vorschreibenden und offenbar menschlichen Bestimmungen den apostolischen unbindenden Geist. Hat Philippus den Kämmerer nicht eher getauft, bis er die Lehre von der Dreieinigkeit und der Genugthuung so unterschrieben oder so ausgesprochen? Ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit abspreche, wenn man mir nur die biblische läßt. Ich werde es nie vor Gott zu verantworten haben, daß ich nicht dachte wie Calvin und Athanasius, weil ich keine Gründe sehe, diese Männer für göttliche Autoritäten zu halten." Ebenso entschieden protestirt er gegen die bloßen Moralisten; er will keinen blos nachgeahmten, er will einen lebendigen, freithätigen, persönlichen Christus. „Dieser

Gottmensch (wie er von den Aposteln verkündigt wird) ist nicht der Christus unsers Zeitalters, weder unserer Pharisäer noch Sadducäer, weder unserer Orthodoxen noch Heterodoxen, weder unserer Mystiker noch Herrnhuter. Jede dieser Parteien (die Sadducäer abgerechnet) hat Etwas von ihm; der Eine nimmt seine Moral, der Andere seine Institute, der Dritte seine Gottheit, der Vierte seine Wunder. Mein Bemühen ist: den ganzen ungetheilten Christus zu bekommen und bekommen zu machen.* Diesen Christus aber sucht er lediglich in einer in ihm selbst fortwährend wirksamen Offenbarung, mithin in einer Intuition seines eigenen Gefühls: ein Grundzug, der ihn wider Wissen und Willen mitten unter die Pietisten stellt. Wie bei diesen war daher auch bei Lavater die Persönlichkeit wieder Ein und Alles. Er nennt einmal die Individualität geradezu das Allerheiligste der Menschheit, sie sei der Maßstab aller Dinge und die Religion die subjective Ansicht der Welt in Beziehung auf das Individuum, ja, des Menschen Ueberzeugung sei sein Gott. Auch die dem Pietismus eigenthümliche geistige Genußsucht macht sich bei Lavater fast gewaltsam geltend, wenn er alle Namen, sogar Christ und Christenthum, für Genuß und Seligkeit hingeben möchte; oder wo er den Reformirten glücklich preist, weil er die Freiheit hat, sich ohne Gewissensangst an alle Genussesmedia anzuschließen, die er in seinem Evangelium demüthig sucht und findet, und dabei sich täglich beruhigter und seliger fühlt. Denn „Genuß ist der Zweck der Tugend, der Gewissenhaftigkeit und der Religion, oder was sonst? Wenn die Sünde nichts als Genuß verschaffen, wenn sie nicht zum Genuß unfähig machen würde — wer wäre so thöricht sie zu hassen? Tugend und Religion ist der Epikuraismus der Vernunft und des Herzens. Nur der Satan will kriechende, genußlose Märtyrer. Ich will so sehr wie möglich existiren, leben, genießen und mich selbst besitzen; was mir constanten, geistigen, reinen, vollen, innigen, unzerstörbar scheinenden, nie gereuenden

Selbstgenuß verschafft, das ist mein Gott, mein Himmel!" So hoch und edel man aber nun auch den geistigen Genuß fassen mag, den Religion und Tugend gewähren, so ist doch ein System, das ihn zum Zwecke beider macht, nichts weiter als ein sublimirter Egoismus. Und ebenso natürlich gleitet jene Anschauungsweise von subjectiver unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott und der damit verbundenen speciellen göttlichen Führung theils in Fatalismus, theils in geistlichen Hochmuth aus. Zu dem Determinismus, der Stilling so lange quälte, mußte nothwendig Lavater's Physiognomik führen, mit der er die Bestimmung des Menschen und seine Talente aus der Natur erkennen wollte; denn jeder Mensch könne nur, was er kann, sei nur, was er ist, ein Fürst, aber nur in seinem Fürstenthum; weshalb denn auch Lichtenberg mit gutem Recht sagen konnte: wenn dies wahr sei, so werde man künftig die Kinder hängen, ehe sie die Thaten thun, die den Galgen verdienen. Und wenn wir auch andererseits das harte Urtheil Goethe's, der in späterer Verstimmung Lavater einmal geradezu einen feinen Betrüger nennt, keineswegs billigen wollen, so deuten doch leider mehre seiner Aeußerungen auf einen tiefverhüllten pharisäischen Stolz hin. So rühmt er sich, daß Gott stets äußerst zärtlich mit ihm umgehe, seine größten Fehler verberge, sein Gutes immer ans Licht gezogen, seine geheimsten Wünsche erfüllt habe u. s. w. In seinem „Tagebuch" sagt er: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Siehe da, deinen großen Beruf, Mensch!" Und sein „Pilatus" hat das stolze Motto: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich."

Wir können schließlich nur wiederholen, was wir schon anderswo gesagt: die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Lebensaufgabe Lavater's und, da er sie nicht in der Kirche suchte, seine Krankheit, indem er die von ihm so inbrünstig ersehnte, fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Eucharistie, sondern in allen Lebensmomenten als ein specielles Wunder an seiner

Person allein erfahren wollte: eine Erwartung und Begierde, die gegen sein Lebensende immer ängstlicher und ungestümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher sein Freund Cunningham diese stete Begier nach mehrer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln.

Wie tief aber diese Stimmung damals ins Leben griff, bezeugt schon der Umstand, daß selbst Goethe, der im Grunde dem Kreise innerlich immer fern gestanden, aber kühl und blos künstlerisch alle Bildungsphasen seiner Zeit mit durchzumachen berufen war, nicht umhin konnte, jenes Element gleichfalls anzuerkennen und poetisch zu registriren. Sämmtliche Hauptzüge des Pietismus: die krankhafte Verstimmung, das ethische Grübeln, die Tändelei der frommen Empfindung, das stete Begehren nach immer größerm, geistigen Selbstgenuß, der Glaube an specielle Führung und die daraus entspringenden Anwandelungen von Hochmuth einer besondern Bevorzugung — das Alles sehen wir in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ (in Meister's Lehrjahren), wie in einem geistreichen Resumé noch einmal an uns vorübergeführt und gleichsam abgeschlossen.

Es wäre jedoch ebenso unbillig als unhistorisch, den Pietismus unbedingt verdammen zu wollen, weil er zuweilen zu Heuchelei oder eigennützigen Zwecken mißbraucht und noch häufiger durch hysterische alte Jungfern und altjüngferliche Männer carikirt und abgeschmackt wurde. Man darf nicht vergessen, daß der Pietismus schon an sich eine Krankheit war, die aus der Sonderstellung und dem Abfall glaubensbedürftiger Gemüther von der Kirche sich nothwendig entwickeln mußte. Man muß ferner in Anschlag bringen, daß er damals noch entschiedener als heute eine Partei gegen doppelte Gegner, gegen die alte Kirche und die neue Aufklärung bildete, und daher, wie alle bloßen Parteien, in der Hitze des Gefechts leicht zu den Extremen griff. Jedenfalls lag dem Pietismus ein richtiges, wenn auch unklares Gefühl zum

Grunde von der nothwendigen innerlichen Belebung des erstarrten Protestantismus und von der Unzulänglichkeit der flachen Aufklärung, der er unläugbar mehr Schaden gethan, als alle orthodoxen Theologen. Dieses an sich richtige Gefühl aber erscheint nirgends so durchaus wahr, rein und tief als bei Claudius, dem bekannten Wandsbecker Boten. Claudius ist der Pietist, wie er sein sollte, und wie ihn Jung-Stilling darzustellen sich vergeblich abmühte: ohne Affectation, ohne Schwärmerei und dumme Beschränktheit. Wie die Frühlingssonne brütet er liebreich über der träumenden, ringenden Zeit, und weiß in allen literarischen und socialen Erscheinungen den verborgenen Keim zu finden und erwärmend dem Lichte der Zukunft zuzuwenden.

In Hamann dagegen sehen wir den merkwürdigen Kampf des Pietismus mit einer Faust'schen Natur; einen ungestümen Glaubensdrang bei ebenso ungestümer Sinnlichkeit und einen brennenden Durst nach Erkenntniß, gegen die sich jenes religiöse Gefühl beständig sträubt. Das Wissen allein genügt ihm nicht. „Ich habe," sagt er, „bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß, und sich nicht ergrübeln, noch ererben, noch erwerben läßt. Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien." Aber eben dieser Glaube, den er in seiner pietistischen Kinderzeit sich angewöhnt, später verloren und endlich mitten im Getümmel der Welt plötzlich wiedergewonnen hatte, war in ihm nicht, wie bei Claudius, bis zu einer wahrhaften Frömmigkeit durchgedrungen, und genügte ihm an und für sich im Grunde ebenso wenig, als das abgesonderte Wissen. In dieser Seelenangst suchte er daher beide Elemente, Glauben und Wissen, durch ein höheres Erkennen zu versöhnen. Vernunft und Schrift sind ihm nun einerlei: Sprache

Gottes; und die Offenbarung nichts Anderes als die lebendige Einheit von Schrift, Natur und Geschichte. „Rede, daß ich dich sehe! Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Creatur durch die Creatur ist." Hiernach lag ihm allerdings die Frage nahe: „ob nicht die Perle des Christenthums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft sein müsse, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaß geschätzt werden kann". Und zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion scheint ihm daher kein anderer Unterschied zu sein, als „zwischen dem Auge eines Menschen, der ein Gemälde sieht, ohne das Geringste von der Malerei und Zeichnung, oder der Geschichte, die vorgestellt wird, zu verstehen, und dem Auge eines Malers; zwischen dem natürlichen Gehör und dem musikalischen Ohr". Der Accent liegt also hier nicht auf der unbedingten Kraft und Wahrheit des positiv Gegebenen, sondern auf der besondern Art und Weise seiner subjectiven Auffassung; also doch im Grunde wiederum auf einem Act individueller Intuition, wie bei den Pietisten.

Wir haben oben gesagt: in Hamann lagen Glauben und Wissen, Verstand und Gefühl, Einsicht und That wie Glieder eines Riesen, unvermittelt auseinander; und daß er selbst in jeder dieser Kräfte sich einen Riesen und allen seinen Zeitgenossen überlegen fühlte, und ihm dennoch die ethische Kraft gebrach, den idealen Riesenleib lebendig herzustellen, das machte ihn elend bis an sein Ende, und bitter, hart und gehässig gegen Freund und Feind. Daher das Ungeordnete, ja Unordentliche bei ihm in Leben und Schrift: eine Gewissensehe bei beständigen Gewissensscrupeln, das dunkel Abgerissene, Fragmentarische in Gedanken und Stil, der stete Wechsel von scheinbarer Abspannung und titanischem Ringen; Alles wie eine schwüle prächtige Nacht, wo zwi-

schen wild vorüberfliegenden Wolkengebilden immerfort die ewigen Sterne hindurchblitzen und ein fernes Wetterleuchten oft plötzlich zugleich den Himmel aufthut und alle geheimnißvollen Abgründe der Seele.

Es ist übrigens leicht erkennbar, wie auf diesem pietistischen Gebiet, nur noch unklar und gleichsam verschämt, alle Lineamente zu dem künftigen babylonischen Thurmbau schon leise aufdämmern, sich mannichfach durchkreuzen und ineinanderschlingen. In Stilling und noch entschiedener in Lavater ist einerseits schon die spätere Humanitätsreligion angedeutet, die das Göttliche allein im Menschen sucht und aus dem Individuum herausconstruiren will; während anderseits seine geistige Genußsucht zur bloßen Schönheit, zum Verästhetisiren der Religion hinüberführt, das weiterhin in der Romantik zur üppigsten Blüte gelangen sollte. Hamann's einsamer Tiefsinn dagegen bahnt schon mächtig die Philosophie der Religion an, wohl ahnend, daß alle Philosophie, wo sie nicht blos den Apparat und Schematismus des Denkens gibt, die höhere Versöhnung von Glauben und Wissen zur Aufgabe hat und immerdar haben wird. Durch alle diese Wohlmeinenden aber war das Christenthum, als sollte es erst neu erfunden werden, atomistisch in das Subjective aufgelöst worden; es beruhte alles auf Persönlichkeiten, die sich selbst allein Norm und Autorität waren. Dieser nebelhaft schwankende Zustand konnte indeß nicht allgemein und dauernd befriedigen. Ganz anders geartete Persönlichkeiten nahmen mit gleichem Fug dasselbe natürliche Recht auch für sich in Anspruch und stemmten sich, wie wir früher bei den Kraftgenies erfahren, ungestüm jenem christlichen Anlaufe entgegen, und aus diesen einander diametral entgegengesetzten Richtungen entstand die Diagonale, ein nüchternes Mittelding zwischen beiden: die sogenannte Vernunftreligion.

Alle diese verschiedenen Stimmungen und Verstimmungen haben wir allerdings aus erster Hand vom Auslande, namentlich

von England und Frankreich überkommen. Allein es war von jeher der unbeneidete, welthistorische Beruf der Deutschen, alle höhern Streitfragen Europas zuletzt innerlich zu formuliren und auszufechten, jedes Neugeborene im eigenen Herzblut auszubaden. Wir haben, gleich den alten Römern, alle fremden Götter der geistig eroberten Provinzen gastlich bei uns aufgenommen und auf die Altäre unsers Pantheons gestellt, bis wir endlich nicht mehr wußten, welcher der rechte Gott sei. Und in dieser Verlegenheit, wiederum wie die Römer zu des Apostaten Julian's Zeiten, fingen wir nun an, unsere alte Religion zu idealisiren und geistreich umzudeuten, um sie mit der ganzen Götterschaar in leidliche Concordanz zu bringen. Diese deutsche Universalität hat freilich ohne Zweifel auch ihr Gutes. Die lebendige Mannichfaltigkeit, wo eine Ansicht die andere eifersüchtig überwacht, zügelt, berichtigt und ergänzt, wahrt am besten die Freiheit der Gedanken, die durch eine strenge Centralisation, wie sie z. B. Paris über ganz Frankreich so lange ausgeübt, bis zur völligen Stagnation geknechtet werden. Bei uns fand Gottsched seinen Lessing, Kotzebue seinen Schlegel, Werther seinen Nicolai, die Nicolaiten ihren Zerbino und das Zopfantike, sowie der Rousseau'sche Naturalismus, an denen Frankreich noch bis heute laborirt, waren hier eben nur vorübergehende Bildungsphasen. Aber ebenso gewiß hat diese in alles Fremde sich schlank hineinlebende Allerweltsweisheit unser Nationalgefühl zerfressen, das mit einem gewissen einseitigen Zusammenfassen bestimmter Kräfte zum Gedanken die That verlangt. Der ideale Kampf der Gebildeten ist im Verlauf eines Jahrhunderts allmälig immer tiefer, breiter und materieller endlich bis ins Volk gedrungen und ein innerlicher Bürgerkrieg geworden. Wir sind, so scheint es, keine Nation mehr, sondern ein verworrener Haufe von bloßen Prototypen aller möglichen und unmöglichen Zeitgeister, je nach den verschiedenen religiösen und politischen Bekenntnissen sich gegenseitig befehdend, hassend und anfeindend

ohne irgend ein thatsächliches Resultat, da Ja und Nein mit wechselndem Glück beständig einander wieder aufheben. Wo aber Brüder miteinander zanken und der Hausfrieden gebrochen ist, da fehlt nimmer der kluge Nachbar, der, um sein eigenes Haus zu wahren, mit dem Schwerte schlichtet und Ruhe schafft, die aber freilich in solchen Fällen dann die Ruhe des Grabes zu sein pflegt.

Die Vernunftreligion.

Einer solchen Geisteranarchie wo möglich vorzubeugen, war die große Lebensaufgabe Lessing's, der mit einer Kraft des Verstandes und des Charakters, die in der Literatur aller Nationen kaum ihres Gleichen hat, wie in einem Processe alle chaotisch ineinanderschwimmenden Zeitfragen scharf sonderte und sie spruchreif machte, so daß eine Entscheidung so oder so erfolgen mußte. Wir übergehen seine ästhetische Reformation: wie er namentlich das deutsche Drama von dem verjährten Aberglauben an den französischen Aristoteles zu Shakspeare wandte; und wollen uns hier nur auf seine Wirksamkeit innerhalb des religiösen Gebiets beschränken.

In Lessing culminirt der Protestantismus, dessen subjective Freiheit er mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit und Consequenz unbedingt und für alle Dinge in Anspruch nimmt. „Der wahre Lutheraner," sagt er, „will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß." Ganz folgerecht aber wendet er dieses Princip nun auch auf den Protestantismus selbst an, gegen die Orthodoxen, wie gegen die Rationalisten. Er bestreitet die Unfehlbarkeit und alleinige Autorität der Bibel, die nur aus ihrer innern Wahrheit

erklärt werden müsse, und erkennt die Tradition, wie sie die Kirche annimmt, als gültig an, denn das Christenthum sei dagewesen, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hätten. Er zerfällt daher gänzlich mit den Orthodoxen und will, wenn die Pastores dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen dürfen, der Erste sein, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. Aber noch gründlicher verachtet er die neumodigen Geistlichen, die zwischen der Orthodoxie und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen könne, ohne die andere zu hindern. Er will die volle Wahrheit, keine solche Kuppler der Wahrheit, und ist von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen lasse, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren würden, als es die Orthodoxen jemals gethan. Gegen diese Rationalisten vertheidigt er sogar das alte Religionssystem der Kirche, denn er wisse kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen wolle, und zwar mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaße. Ja, Schritt vor Schritt immer entschiedener und tiefer zum eigentlichen Mittelpunkt vordringend, verlangt er endlich geradezu eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens. „Oder vielmehr die Vernunft gibt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist."

Allein eben diese (freiwillige) Ergebung der Vernunft unter den Glauben, wie sie mit seinem Ausgangspunkte von unbeschränkter subjectiver Verstandesprüfung in geradem Widerspruche stand, war auch die Klippe, an der er selber scheiterte. Gleich Moses führt er bis dicht vor das gelobte Land, ohne es selbst betreten zu können, und baut sich nun in halber Verzweiflung

aus den Trümmern der Götzen, die er mit so titanischer Kraft gestürzt, wieder nur den Tempel einer Naturreligion, die einen möglichst würdigen Begriff von Gott zu fassen, und auf diesen Begriff alle Gedanken und Handlungen zu beziehen sucht. Da aber die Art und Weise dieser Auffassung lediglich von der individuellen Kraft und Einsicht jedes Einzelnen abhängt, und es sonach fast ebenso verschiedene Religionen als Menschen geben würde, so habe man sich, um der daraus entstehenden Verwirrung im Staate vorzubeugen, über gewisse Begriffe und Ansichten zu einer gemeinschaftlichen positiven, mithin conventionellen Religion vereinigt; und die beste positive Religion sei demnach die, welche durch die geringste conventionelle Zuthat die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt. Diesen Grundsatz nun auf das Christenthum insbesondere anwendend, unterscheidet er sodann „die Religion Christi", die Christus „als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann", also im Grunde jene natürliche Religion der bloßen Moral; und „die christliche Religion", als diejenige, „die es für wahr annimmt, daß er (Christus) mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht." Hiernach stellt er denn auch (im Nathan, in den Märchen von den drei Ringen) Judenthum, Islam und Christenthum auf gleiche Stufe; denn die Berechtigung und göttliche Abstammung aller positiven Religionen lasse sich nur an ihren Früchten erkennen, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen". In seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) versucht er endlich dieses sein Glaubensbekenntniß mit dem christlichen möglichst in Einklang zu bringen, indem er die Offenbarung als einen stufenweisen, einstweilen an dem Volke der Juden bis zu Christus durchgeführten Act göttlicher Erziehung der Menschenvernunft, Christum selbst aber als einen großen Pädagogen darstellt, „als den ersten zuverlässigen praktischen Lehrer der Unsterblichkeit der Seele, und

zwar für das Knabenalter der Menschheit". Da aber die Offenbarung nur die Vernunft leite und nur geschwinder und leichter gebe, worauf die sich selbst überlassene menschliche Vernunft ohnedem selbst auch kommen würde, so schließt er mit der Aussicht auf ein „neues Evangelium" der höchsten Aufklärung. Denn „sowie wir zu der Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; sowie wir allmälig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen; könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?"

So hat er denn das Princip des Protestantismus rücksichtslos, ja verwegen bis an die äußerste Grenze seiner Consequenzen hindurchgeführt; aber er that es nicht aus eitler Lust am Verneinen, sondern mit dem vollen Ernste redlicher Forschung. Daher will er auch seine Schlüsse und Andeutungen keineswegs als unfehlbar oder maßgebend angesehen wissen; er vergleicht sie vielmehr nur mit einem unentbehrlichen Sturmwinde, wobei der Verlust lediglich die leichte christliche Spreu treffe, die bei jedem Windstoße des Zweifels von den schweren Körnern sich absondere und auffliege. In gleichem Sinne hatte er ferner die dem Hamburger Reimarus zugeschriebenen „Wolfenbüttler Fragmente", worin Christi Leben und Lehre als ein schlauer Versuch, ein irdisches Messiasreich zu gründen, dargestellt wird, der Oeffentlichkeit übergeben, um sie sobald als möglich widerlegt zu sehen. Ja, er selbst besorgt, indem er gewisse Vorurtheile weggeworfen, schon zuviel weggeworfen zu haben, denn es sei unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll. Und so arbeitet und ringt er wie ein verschütteter Bergmann, überall anklopfend, rastlos nach dem Lichte empor. „Ich hungere," sagt er, „nach Ueberzeugung

so sehr, daß ich, wie Erisichthon, Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es; ich bitte, ich beschwöre ihn; er verdient einen Gotteslohn an mir.“ Aber diesen Gotteslohn erwarb sich Keiner, und konnte sich wohl Keiner an dem soweit Vorausgeeilten erwerben. Sein Scharfsinn, sagt Hamann von ihm, war sein Dämon.

Lessing war wie ein ungeduldiger Arzt, der bei einem Patienten, welcher weder sterben noch gesund werden kann, kurzweg die Krise erzwingt. Daß er kraft jenes Dämons alles Gewicht seines Geistes mehr auf diese Krisis als auf die eigentlichen Heilmittel, den vollen Accent mehr auf die Erforschung als auf den Besitz der Wahrheit legte; daß er seinen Zeitgenossen seine eigene ethische Kraft, den unbeschränkten Anlauf aller Zweifel auszuhalten, zumuthete; daß er alles hindernde Halbwesen schonungslos niederriß, ohne doch mit einem neuen Baue, der ihm selbst genügt hätte, fertig zu werden: das war nicht nur *sein* Unglück, sondern auch von den bedeutsamsten Folgen für die Zukunft. Denn eine Krise war allerdings erfolgt, aber nicht zur Genesung, wie Lessing hoffte; die Krankheit hatte nur endlich entschieden eine bestimmte Richtung genommen, an die er am wenigsten gedacht. Man vergaß sehr bald den eigentlichen Nerv, die heldenmüthige Aufopferung und Treue seines Kampfes; man übersah, oder wollte nicht sehen, daß er blos *suchte*; man hielt den Zweifel, den er nur als Feuerbrand und gemeine Waffe zur Eroberung des Schatzes gebraucht, schon für den Schatz selbst, den Knecht für den Herrn und Meister. Das Geschlecht der Epigonen nahm das zweischneidige Schwert, mit dem er kampfesmüde und verblutend an den Stufen des Allerheiligsten hingesunken, getrost als Erbtheil in die schwache Hand, und so kam es, daß Lessing's herculische Arbeit zunächst

und auf lange Zeit hin eigentlich doch nur gerade die ihm verhaßtesten Rationalisten groß gezogen und stark gemacht hat.

Die „Literaturbriefe", an denen anfangs Lessing selbst noch mitarbeitete, und späterhin die „Allgemeine deutsche Bibliothek" führten die Kritik, die Lessing erfunden, in die Welt ein. Aber gleich hier schon zeigte sich der Abstand zwischen dem Meister und den Schülern. Alle Kritik ist an sich unfruchtbar, wenn sie sich mit der bloßen Negation begnügt, ohne zugleich productiv und gleichsam weissagend in eine neue Aera hinüberzugreifen. Lessing hatte das letztere für die bildende Kunst im „Laokoon" gethan und auf dem poetischen Gebiete von den erschlagenen Franzosen auf eine ganz neue Welt, auf Shakspeare hingewiesen. Die Allgemeine deutsche Bibliothek dagegen macht nichts als Opposition gegen die Franzosen und gegen Shakspeare, gegen Gottsched und gegen Goethe, gegen Phantasterei und gegen Phantasie, und das Ganze läuft zuletzt auf ein lächerliches Mißverständniß Lessing's, auf die Vergötterung des Menschenverstandes hinaus, der, weil er sich allein für gesund hielt, alle Welt curiren wollte. Kein Wunder daher, daß er endlich auch die Kanzel bestieg, um der armen Menschheit über Religion, Finsterniß u. s. w. den Kopf zurechtzusetzen. Wenn aber diese Bibliothek z. B. die Romanze als „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt" definirte, welche wunderbar possierlichen Orakelsprüche ließen sich erst dann erwarten, wo sie sich ganz rathlos auf die höchsten Höhen zu versteigen wagte.

Doch wir wollen, um mit diesen sogenannten Praktischen selbst praktisch zu verfahren, lieber gleich den eigentlichen Koryphäen dieser Richtung näher ins Auge fassen. Der berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1733—1811), der Gründer der deutschen Bibliothek und ein von gesundem Menschenverstand strotzender Mann, hielt sich in vollem Ernste für berufen, dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht so ganz unpraktisch in den Himmel wüchsen.

Angst- und kummervoll und trotz der tolerantesten Wohlrednerei, im extremen Grade intolerant, sahen wir ihn daher mit seiner kritischen Scheere nach allen Seiten umherschnappen, um alle frischen Triebe rechtzeitig zu verschneiden und zu verkrüppeln, die ihm doch zu seinem beständigen Erstaunen und Aerger immer nur um so unverschämter wieder über den Kopf wuchsen. Er schrieb „die Freuden des jungen Werther“ und glaubte die Empfindsamkeit ausgerottet zu haben, indem er sie, eigentlich nur sich selbst prostituirend, ins Gemeine herabzerrte. Er meinte Lavater, Hamann und Herder aus dem Felde zu schlagen, indem er ihrem Tiefsinn die flache Lebensweisheit der halberstädter Poetenclique entgegenstellte, und wußte sich nicht wenig mit der scharfsinnigen Entdeckung, daß die Jesuiten schlauerweise den Deismus und Atheismus erfunden. Seinerseits aber erstrebte er mit dem entschiedensten Fanatismus des Verstandes nichts weiter als ein juste-milieu in Religion, Schrift und Leben, und hatte in der That allmälig ein mit sich selbst höchst zufriedenes Reich der Mittelmäßigkeit zu Stande gebracht, das sich auch durch seine nüchterne Diät bis heute recht gut conservirt hat. Es ist gewiß sehr leicht, den Mann lächerlich zu machen, aber noch viel leichter dünkt es uns, ihn, wie neuerdings wohl versucht worden, von neuem auf seinem Philisterthrone zu installiren, in einer Zeit, die voll geheimer Wahlverwandtschaft in vielen Beziehungen wieder mit ihm liebäugelt.

Zum Beweise unsers Urtheils über diesen literarischen Athleten, sowie der angedeuteten Wahlverwandtschaft unserer Zeit mit ihm, wollen wir seinen berühmtesten Roman: „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ (1773), etwas genauer in Betracht ziehen.

Hier sehen wir denn schon in der Vorrede die Grenzen dieses Romans auf das kritische Tendenzgebiet bloßer Negation abgesteckt. Der Autor, sich vor Romanhelden von hoher Imagination, schö-

ner Jugend und seiner Lebensart ausdrücklich verwahrend, will nur für Gelehrte, für Magister, Superintendenten, Schulmänner oder Studenten schreiben, und freut sich im voraus darauf, daß man in seinem Buche Abweichungen von den symbolischen Büchern, von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken und ihn sonach zum Scheiterhaufen verdammen oder in den Bann thun dürfte. Demgemäß wird auch Sebaldus Nothanker sogleich als ein Aufgeklärter eingeführt, der keine dogmatischen Wahrheiten für nöthig und nützlich hält, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben; der die Theologie philosophisch zu machen sucht, statt der alten Kirchenlieder Gellert'sche Lieder singen läßt u. s. w. Diesem unschuldigen Freidenker ist dann auf fast symmetrisch-allegorische Weise in der Person des Dr. Stauzius, der durch seine Heirath mit des Consistorialpräsidenten Ausgeberin Generalsuperintendent geworden, die leibhaftige Orthodoxie gegenübergestellt; und gegen diese werden nun mit wahrhaftem Ingrimm alle Leidenschaften des gutmüthigen Lesers: Haß, Mitleid, gerechte Rache, fortwährend gestachelt und gehetzt. Der arme Nothanker, weil er einmal anstatt der vorschriftsmäßigen Buße Vaterlandsliebe gepredigt hat und aus lauter Menschlichkeit die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht begreifen kann, wird auf Stauzius' Antrieb seines Predigtamtes entsetzt und mit recht teuflischer Barbarei sammt Weib und Kind aus dem Pfarrhaus auf die Straße geworfen, so, daß Frau und Tochter in einer Bauernhütte vor Gram und Elend umkommen, während Stauzius und der heuchlerische neue Pfarrer sich bei einer Flasche alten Rheinweins gütlich thun.

Jetzt aber kehrt sich dieselbe Negation mit gleicher Lust auch gegen die Feinde der Orthodoxen. Ein Pietist, mit dem Sebaldus Nothanker an einem hellen Sonntage bettelarm in Berlin einwandert, stellt bei den Zelten den Vorüberschwärmenden die Abscheulichkeit des sonntagschänderischen Spazierengehens vor und

preist ihnen dafür das „Seitenhöhlchen" an und die Wonne dessen, „der da seine Stunden in den Wunden des geschlachteten Lammes verbringt", worauf ihm aber ein Schlächter mit Eckensteherwitz entgegnet: er sei vorigen Sonntag im Lamm gewesen, allein das Bier war sauer. Dem Pietisten folgen sodann dicht nacheinander: ein wüthender Separatist und ein eleganter Prediger, der zwar von den symbolischen Büchern nicht sonderlich viel hält, aber doch meint, sie seien ein pactum, und pacta sunt servanda; wobei wir denn gelegentlich auch erfahren, daß damals in mehren berliner Kirchen mit großem Beifall in Versen gepredigt wurde. Bei allen diesen Leuten nun klopft Sebaldus in seiner Bedrängniß an; aber der Pietist räth ihm, sich zu den Nachtwächtern zu gesellen und mit ihnen auf eine Hauptwache zu gehen, da könne er schlafen; während ihn die Andern geradezu aus dem Hause werfen. Hinter aller dieser Renommisterei aber lauert der Hauptgedanke: daß jede Religionspartei einen Zaun um sich gezogen und jeden unbarmherzig ausstoße, der ihr Schiboleth nicht habe; und daß daher die Offenbarung eigentlich zu nichts nütze sei, vielmehr bei dem, was viele Leute Unglauben und Ketzerei nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen könne.

Doch nach solchen vorbereitenden Plänkeleien wird endlich das schwere Geschütz des Rationalismus aufgefahren. Wenn der arme Lessing noch jeden beschwört, ihm um Gotteswillen über den breiten Graben der Inspiration der Evangelien hinüberzuhelfen, so hat unser starker Autor, ohne alle Hülfe und Bedenklichkeit schon längst den Sprung gemacht. Denn „so einfältig werde doch hoffentlich Niemand mehr sein, sich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher ganz unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Sie sind nur insofern eine Quelle der Wahrheit, als sie das Nachdenken über die Wahrheit befördern. Wer aber in denn Quellen der Wahrheit zu finden glaubt, besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt, den ver-

damme wen will, ich nicht. Verdamme wer will fast ganz Asien und Afrika und den größten Theil von America, sie kennen diese Bücher nicht u. s. w." Und wenn weiterhin ein orthodoxer Geistlicher fast prophetisch in der neumodigen Theologie ein künftiges heidnisches Christenthum wittert, so antwortet ihm Sebaldus ganz entrüstet und sehr geläufig: jeder rechtschaffene Mann verdiene verehrt zu werden, er möge seine „Gedanken vor sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein Symbolum heften wollen". Die bloße Annahme einer Lehre, weil sie in einem Buche verzeichnet sei, es möge dies Buch Bibel oder sonst wie heißen, sei keine sichere Ueberzeugung; erst wenn wir durch eine vernünftige Untersuchung von einer Wahrheit überzeugt seien, könne sie moralische Wirkungen veranlassen. Kein vernünftiger Mensch aber werde doch blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweihundert Jahren gesetzt worden; er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweihundert Jahren könne verrückt oder der Weg geändert worden sein. Denn die Erfahrung lehre, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Ja, zuletzt gibt einer jener rechtschaffenen Männer, ein alter Major, auf seinem Sterbebette zwar etwas derb den eigentlichen Humor dieser Religion. Er glaubt an keine Fortdauer nach dem Tode, und mag nicht communiciren; denn Gottes Wille sei nur, daß ein Mensch ein rechtschaffener Kerl sein soll; den Einwand aber, daß unsere Natur zu schwach und unvollkommen sei, um stets ohne Sünde bleiben zu können, fertigt er damit ab, daß dann auch Gott nicht auf uns zürnen könne. „Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund und weiter nichts, er wird vor einem Huhne stehen; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn er's nicht kann."

Ist denn aber, wird endlich gefragt, zwischen blindem Glauben an die Offenbarung und schädlichem Unglauben gar kein

Mittelweg? Die Frage wird allerdings bejaht und dieser Mittelweg am erwünschtesten gefunden bei der holländischen Sekte der Collegianten oder Reinsburger, die, ohne nach besondern Lehrmeinungen und Confessionen zu fragen, jeden (sogenannten) Christen aufnehmen, in ihren Versammlungen, der Verschiedenheit ihres Lehrbegriffs und aller streitigen Fragen vergessend, nur gemeinsam erkannte Wahrheit zu ihrer Erbauung anwenden, und mithin unsern heutigen Deutschkatholiken auf ein Haar ähnlich sehen. Und dasselbe juste milieu geht dann so weiter fort durch alle Fächer: zwischen speculativer Philosophie und hausbackener Indolenz, eine Wissenschaft, die blos praktisch, d. h. nur in Absicht auf die menschliche Gesellschaft und deren äusseres Wohl von Werth sein soll. In der Liebe: eine gewisse kühle Gelassenheit, womit die Heldin des Romans, nachdem sie geheirathet, ihren Hang zu romantischen Gesinnungen fahren läßt und eine exacte Landwirthin wird, und ihr Ehemann, der empfindsame Dichter „Säugling“, seine Poesie wie einen abgetragenen Bräutigamsrock an den Nagel hängt und eine Abhandlung vom Bau der Kartoffeln schreibt. Ja dem guten Sebaldus selbst, damit er nicht etwa geradezu gen Himmel fliege, ist ein Bleigewicht lächerlicher Bonhommie angehängt, das ihn nirgend recht prosperiren läßt. Und dennoch wimmelt die Geschichte von Romanabenteuern: Räuberanfällen, Entführungen und Schiffbrüchen, die sich um so wunderlicher ausnehmen, da Alles auf den Boden der platten Wirklichkeit niedergehalten ist und daher vor lauter Natürlichkeit höchst unnatürlich erscheint. Das Ganze aber ist, als ein schauderhaft getreues Daguerreotypbild der guten alten Zeit, nicht ohne historisches Interesse, und macht ungefähr den Eindruck des Rococo- und Renaissancestils, der ja neuerdings wieder in die Mode gekommen.

Jene eingebildete Emancipation der Vernunft von der Offenbarung mußte indeß folgerecht zu einer ungefähren Gleichstellung

aller Religionssysteme, die der Mensch für sich ersonnen, oder, was dasselbe ist: zur Verachtung jeder positiven Religion führen. In der That machte daher auch Nicolai in seinem Buche von den Tempelherren den freilich schmählich mißglückten Versuch, in sämmtlichen heidnischen, antiken und modernen Religionen und religiösen Coterien das, worauf es ihm allein anzukommen schien, nämlich die Lehre des einzigen Gottes, nachzuweisen; und es bedarf hiernach wohl kaum der besondern Erwähnung, daß er es dabei überall mit einem natürlichen Instinct gegen die Kirche und „den heiligen Kram der Papisten" ganz vorzüglich abgesehen hatte. Es ist von ihm neuerdings gerühmt worden, daß er, namentlich in seiner „Reise durch Deutschland", die Welt sah wie sie ist. Er sah allerdings sehr genau, daß das deutsche Volk, und selbst ein ausgezeichneter Theil der Gebildeten, sich seiner Dictatur keineswegs so unbedingt, als er vorausgesetzt, unterwerfen wollte; daß im südlichen Deutschland und insbesondere in Oestreich eine unbegreifliche katholische Verstockung noch fortdunkelte und dem neuen Josephinischen Lichte widerstund. Aber anstatt die Ursache dieser fatalen Erscheinung in irgend einer geheimnißvollen Grundkraft der von ihm selbst so hochgelobten menschlichen Natur zu ahnen, suchte er sie vielmehr lediglich in einem unerhört verzwickten Intriguensysteme offener und heimlicher Jesuiten; und es entstand nun, im Verein mit seinen Freunden Gedicke und Biester, eine allgemeine Jesuitenriecherei, jenes gehässige Spionir- und Denunciationswesen, das, zur Schande des „einigen" Deutschlands, noch heutzutage wieder, wie es scheint, in ein neues, umfangreicheres Stadium getreten ist. Nicolai sah allerdings scharfsinnig genug schon damals die Lineamente der künftigen Romantik und eines wieder erstarkenden katholischen Bewußtseins leise empordämmern; er übersah aber ganz, daß er selbst es war, der durch seine unerträgliche Langweiligkeit die Reaction nothwendig herausforderte. Wenn er seine Lehre für unfehlbar gab und fanatisch Propa-

ganda machte; so nannte er es Tugendeifer für das Wohl der Menschheit; wenn aber die Gegner dasselbe Kriegsrecht für sich in Anspruch nahmen, so hieß es Jesuitismus. Und dieser Jesuitismus ist und bleibt nun einmal, als Fluch der Lächerlichkeit für unsere religiöse Spaltung, der wüste mittelalterliche Schutthaufen, auf welchen jeder Vorübergehende die Scherben jedes Topfes, den er selbst zerbrochen, hinwirft, und dann sich höflichst verwundert und erbost, daß der Berg immer höher wird.

Sehr begreiflich jedoch mußte Nicolai einen unermeßlichen Heeresschweif von Genossen und Nachahmern hinter sich herziehen; denn er hatte die Vernunftreligion zwar nicht erfunden, aber doch das rechte Schlagwort getroffen, und grob und unumwunden ausgesprochen, was die Gebildeten im Herzen meinten; und die mannichfachen Verfolgungen und Anfechtungen, die er von den Gegnern, den Kraftgenies und Pietisten, allerdings zu erleiden hatte, dienten nur dazu, ihn als einen Märtyrer der Aufklärung noch interessanter zu machen. Wir werden uns aber wohl hüten, da wir keine Literaturgeschichte schreiben, diesen Troß der Nicolaiten einzeln durchzumustern; wollen vielmehr zu unsern und unserer Leser Gunsten von der billigen Freiheit Gebrauch machen, nur die für unsern Zweck bedeutendern Erscheinungen hervorzuheben. Wir nennen daher aus dem langen Zuge hier nur um des Zusammenhangs willen Wetzel, Meißner und den Freiherrn von Knigge. Ihre bändereichen Romane sind längst vergessen, und Knigge's „Umgang mit Menschen“, der wohl als Revenant der guten alten Zeit in manchen Familien noch umgeht, ist blos eine fade Diplomatik des Egoismus.

Breitspuriger dagegen folgte Feßler in seinen historischen Romanen: „Marc Aurel“, „Themistokles“ u. s. w. Feßler steckt sich selbst das höchste Ziel des historischen Romans: in der Verbindung der empirisch-psychologischen Wahrheit mit dem intellectuellen Interesse, in dem richtigen Verhältniß der ästhetischen Ideen zu den

praktischen Vernunftideen. Im „Marc Aurel“ insbesondere will er durch die Darstellung der Grundsätze und Handlungen seines Helden die Größe und Glückseligkeit zeigen, zu welcher eine über Vorurtheile erhabene Vernunft, und auf die menschliche Natur gegründete Tugend den Menschen erhebt. Unter Tugend aber versteht er „eine vollkommene Vernunft, oder eine richtige und feste Kenntniß der Regeln, nach welchen man handeln muß, vereinigt mit einer durch Uebung erlangten Fertigkeit, in allen Fällen diesen Regeln gemäß zu verfahren“. Diese Regeln werden aber in der Natur, d. h. in den Gesetzen des eigenen Herzens gefunden, und „nur der ist tugendhaft, der nach der Natur lebt“. Ebenso ist nur das Wahrheit, was mit der Natur übereinstimmt, und Philosophie, „die Kunst, den Vorschriften der Natur gemäß zu leben“. Hier ist also Vernunft und Natur, Tugend und Philosophie identificirt, und das alles zusammen wieder gleichbedeutend mit Religion. Denn Religion ist „reiner, durch die Vernunft verfeinerter Genuß der Gaben der Natur; sie lehrt uns, ein guter Mensch, ein guter Freund, ein guter Bürger zu werden. Lehre daher dein Herz, das Dasein Gottes empfinden, aber nicht des Gottes der Philosophen, noch des Gottes der Priester, sondern desjenigen, dessen Geist in dir lebt. Bleibe auf dem Mittelwege und werde weder Zweifler noch Dogmatiker“. Aus dieser tugendhaften Naturphilosophie wird nur soviel klar, daß unter den dadurch erzielten guten Freunden und Bürgern von einer, allerdings übernatürlichen Offenbarung nicht weiter die Rede sein kann; und Alles läuft auch hier wieder auf das Dogma hinaus, daß der Mensch auch ohne positive Religion sich behelfen, ja gerade erst recht vortrefflich werden könne. Dieser Marc Aurel ist im Grunde nur der in eine Toga verhüllte Magister Sebaldus Nothanker, der hier gleichsam zur Basis für seine Heterodoxie, durch alle ordentlichen Variationen der Tugend und Großmuth hindurchgequält wird. Bei diesem Heldenpuppenspiele sieht man aber so deutlich die Hand des ungeschickten Professors

die Dräthe ziehen, und alle zu dieser Gattung gehörigen Romane sind so entsetzlich langweilig, daß sie jetzt wenigstens keine Proselyten mehr machen werden.

Ganz anders, höher, verwickelter und geistvoller stellt sich die Sache bei Hippel. Hier ist es nicht das eingeschulte Siegesgeschrei des nachstürzenden Trosses; mit Erstaunen und Theilnahme erblicken wir vielmehr den interessanten Conflict eines tiefgestimmten Gemüths mit der flachen Uebermacht der Zeit; jenes eigenthümliche Zwielicht zwischen der geheimnißvollen Nacht und dem nüchternen Tage, der die Sterne auslöscht. Aus dieser innerlichen Doppelgängerei, die er niemals überwand, erklären sich alle scheinbaren Widersprüche des räthselhaften Mannes in Leben und Schrift. Hippel jagte leidenschaftlich die ganze Woche hindurch dem Reichthume, der Ehre und dem Sinnengenusse nach, die er an Sonn- und Feiertagen gleichsam zur Erholung als anonymer Schriftsteller auf das gründlichste verachtete. Er war ein politischer Freidenker und suchte den alten Adel seiner Familie wieder hervor; er schrieb ein vortreffliches Buch über das Glück und die Würde der Ehe, und blieb aus Egoismus des Junggesellenbehagens stets unverheirathet; er war durch und durch ein Weltmann, und empfahl seiner Familie dringend den Beruf des Geistlichen. So täuschte er alle seine Freunde, wenn man den natürlichen Farbenwechsel eines Chamäleons Täuschung nennen will. Nur der alte Magus Hamann ließ sich nicht irre machen, und sagte von ihm: er besitze, wiewohl zum Redner, Schauspieler und Staatsmann geboren, doch ebenso viele Talente zur speculativen Ruhe.

Ein solcher Charakter hätte den Humor erfunden, wenn er ihn nicht bei den Engländern, bei Swift und Sterne, schon vorgefunden hätte. Denn was wäre der Humor anders als das moderne Bewußtsein des inneren Zwiespalts, das mit den Gegensätzen, weil es sie nicht mehr zu versöhnen vermag, in einer Art verzweifelter Lustigkeit spielt, um sie sich erträglich zu machen;

jene melancholische Selbstironie, die über ihre Freuden weint und über ihr Weinen lacht. Hippel war daher auch der Erste, der den Stil der englischen Humoristik mit Erfolg bei uns einführte: das Sichselbstbekriegende und überraschend Sprunghafte in Gedanken und Handlung, das seine Romane fast aphoristisch auflöst. Man könnte auf die letztern anwenden, was er in einem derselben von einem Prediger sagt: „er mischte Essentia amara und Essentia dulcis, Tod und Hochzeit, wie ein Spiel Karten untereinander, so daß man nicht wußte, was Trumpf und wie man geschoren war".

Diese Stimmung, oder besser Verstimmung, war übrigens damals ziemlich allgemein und führte, außer dem Geschmack am humoristischen Stil, noch zu einer tiefergreifenden Erscheinung. Die epidemische Skepsis hatte nämlich die positive Religion fast allen Gebildeten verleidet, die sichtbare Kirche zerfiel, aber ein vages religiöses Gefühl blieb bei Vielen und suchte nun sehnsüchtig Ersatz in einer unsichtbaren Kirche, deren idealen Aufbau man in geheimen Gesellschaften anstrebte. Man wollte, um nicht durch „Priesterwerk" betrogen zu werden, lieber sich selbst betrügen. Wir erinnern nur an den damaligen Spuk der Illuminaten, Klerikalen, Rosenkreuzer und anderer Geheimorden, welche jederzeit Symptome einer socialen Krankheit sind; denn es ist sonst nicht abzusehen, warum, wer wirklich Licht sucht, das Licht zu scheuen braucht. Auch Hippel folgte anfangs diesem Geisterzuge. Mit historischem Geschick vertheidigte er die tiefere Bedeutung der alten Ritterorden, und nimmt nur daran Anstoß, daß dort „der Gehorsam blos der Unfehlbarkeit Eines Menschen, oder vielmehr seinem Stuhle oder Pantoffel geleistet wird. An den frommen Betrug, welchen Vater Papst bei diesem heiligen Blinde-Kuhspiele beabsichtigte — wer denkt daran ohne Aerger?" Und in diesem Aerger wurde er ein enthusiastischer Anhänger der Freimaurerei, die gerade damals in Königsberg in voller Blüthe stand; ging durch alle Grade, und setzte seine ganze juvenile Glaubenskraft

an den Gedanken, daß aus diesem Orden das Heil der Welt erstehen müsse. „Der innere Mensch," sagt er, „macht eine unsichtbare Kirche, wo Alles gleich ist; der äußere eine sichtbare, wo durchaus Verschiedenheit stattfindet; die sichtbare ist der Staat, die unsichtbare vielleicht die Maurerei." Allein Hippel war keineswegs der Mann, sich für die Dauer dupiren zu lassen, und selbst viel zu sehr Schauspieler, um nicht hinter die Coulissen zu sehen. Als er daher allmälig den geistigen Kinderschuhen entwachsen war und ein neues „Blinde-Kuhspiel" ohne Vater Papst gewahr wurde, nahm er keinen Anstand, das Spielzeug, das ihn so lange erfreut, hinwegzuwerfen. Diese hohe Schule, die er selbst durchlaufen, ist der eigentliche Inhalt seiner „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z." (1793). Hier ist der Held eben ein solcher Tamino, dem auch ein freilich etwas hausbackener Papageno nicht fehlt, welcher (Tamino nämlich) mit der Zauberflöte seiner jugendlichen Empfindungen und Hoffnungen alle Wasser- und Feuerproben der Geheimorden tugendlich besteht, als er aber endlich bis zu Sarastro's Weisheitstempel emporgeklommen, verblüfft vor einem ungeheuern Vorhang anlangt, hinter dem Nichts ist. Leider; der Vorhang ist Alles, und die Hauptsumme aller Lehren: seid vernünftig!"

Noch umfassendere Selbstbekenntnisse, und zwar vorzüglich in religiöser Beziehung, enthält sein früherer und bedeutendster Roman: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778). In diesem Romane figuriren fast alle Bekannte Hippel's: Kant als „Professor Großvater" meist mit den eigensten Gedanken und Worten des königsberger Philosophen, die er diesem, wie man sagt, im vertraulichen Gespräche abgelauscht und dann zu Hause sich notirt hat. „Herr von G." ist der Kanzler von Korff; der Pastor und seine Frau sind Hippel's Aeltern; Herr und Frau v. W. die Familie, in der er einige Zeit Hauslehrer gewesen, und der Held endlich enthüllt die eigene Seelengeschichte des Autors selbst: den

steten, und doch stets unvermittelten Kampf zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Frömmigkeit und Weltsinn, mit einem Worte: zwischen Glauben und Wissen. Wir nannten schon oben Hippel ein ursprünglich tief und religiös gestimmtes Gemüth; dieser Roman gibt fast auf jedem Blatte Zeugniß davon. Eine gewisse Todesfreudigkeit, die auch in den vielen eingeflochtenen Liedern anklingt, weht siegreich durch das Ganze; „dies Leben mit seinen Drangsalen ist Tod, der sogenannte Tod ist Leben. Wir sollten zum Sterbenden nicht: Gute Nacht, sondern Guten Morgen sprechen." Er möchte den einfältigen bibelfesten Glauben seiner Mutter gegen all den Prunk „unsers versilbert blechernen Jahrhunderts" nicht vertauschen, und stemmt sich daher entschieden gegen die flachen Aufklärer: „O, ihr guten Philosophen, ihr reißt beim Jäten Unkraut und Weizen aus, so daß die Erde ohne Hemde bloß und nackt da ist, als wärs Wintertag, wenn der Wind allen Schnee weggetrieben. Mich friert! Der einzige Unterschied zwischen den Gelehrten und Ungelehrten in der andern Welt wird sein, daß der erstere mehr vergessen muß, als der letztere, um himmlisch zu wissen, was er weiß." Auch das Gebet erkennt er als ein herzliches kindliches Denken, das uns zu einer Liebe hilft, die anders ist als alle Liebe in der Welt; als eine unergründliche Kraft, die unsern Glauben fast bis zum Schauen bringt; als den Spiegel, durch welchen wir im dunkeln Ort Gott sehen — und es ist seine eigene Herzensmeinung, wenn er den Pastor am Krankenbette des Sohnes sagen läßt: „Es ist ein Gott, deine Seele ist sein Hauch. Er ist, er war, er wird sein! Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehst, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes, einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in der Welt ist. Wir werden ihn sehen von Angesicht zu

Angesicht; jetzt sehen wir ihn im Spiegel, der seine Welt ist, den er uns vorhalten ließ; und da unser Standort dunkel war, sehen wir nur wenig, nur daß er war. Dort werden wir sehen, was er ist."

Bei einer so glücklichen Constellation, sollte man meinen, hätte unser Autor, wenn er aufrichtig suchte, die insgeheim ersehnte Ruhe und Heimath endlich finden müssen. Allein auch hier täuscht und wandelt sein chamäleontisches Wesen. Sein Biograph sagt von ihm: „Setzte er sich aber an den Schreibtisch, so dachte, grübelte und schrieb er, angehaucht von dem Skepticismus der damaligen Zeit, im Kampfe mit diesem und mit sich selbst." Und in diesem Kampfe war es, wie man aus dem Nachfolgenden leicht wahrnehmen wird, kein Geringerer als Lessing, der übermächtig auf ihn eindrang. Wie bei Lessing ist zunächst auch ihm die Inspiration der Evangelien der breite Graben, über den er nicht kommen kann. Die sogenannte Offenbarung überhaupt, meint er, kommt nicht unmittelbar von Gott, sondern Gott sendet erhabene große Menschen, die immerdar Menschen bleiben, zu den Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Diese Sendboten sind Genies, die einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und den Menschen sehen. So ist jede Religion durch einen denkenden Menschen, wenn nicht durch einen philosophischen, so doch durch einen sich unterscheidenden Kopf gegründet worden, und in diesem Sinne wird das Pfingstfest Geniefest und Christus der Professor des ganzen menschlichen Geschlechts genannt. Denn es kommt dabei überall nur darauf an, das Licht der Vernunft, das in uns ist, anzuzünden, um zu dem Ziele, das jeder erreichen kann, zu gelangen, zu dem Ziele der Vernunft und Menschheit; und da es der erstern erlaubt ist, jede historische Wahrheit durchzuprobiren, so muß auch jede Sache, wenn nicht vor meinen sichtlichen Augen, so doch vor dem Auge meiner Vernunft noch einmal vorgehen, wenn ich sie gläubig

annehmen soll. Die Vernunft ist daher unser Schutzgeist; Glaube aber: Mittelmäßigkeit im Wissen; und dem schwachen Bruder hier beispringen und, wenn Vorurtheile ihm über den Kopf gewachsen sind, ihn davon befreien, heißt: ihn aufklären.

Beziehen wir nun diese mehr allgemein religiösen Ansichten speciell auf das Christenthum, so finden wir bei Hippel ungefähr folgenden Gedankengang. Er hält — wieder nach Lessing — die ganze Offenbarung für eine bloße Erziehungsanstalt, um den Menschen durch die Vernunft zu entwickeln. Der Sündenfall nämlich war nichts Anderes als der revolutionäre Durchbruch der Vernunft, indem Eva triumphirend die Ketten des Instincts zerbrach, der die Vernunft nicht aufkommen ließ. Revolutionen aber, wenn sie auch, wie hier, nothwendige Entwickelungsphasen sind, können nicht dauernd bleiben. Um daher einer Anarchie der Leidenschaften vorzubeugen und die durchgebrochene Vernunft allmälig wieder in ihr natürliches Bett zu leiten, begann nun jene göttliche Erziehung des Menschengeschlechts, erst im Alten Testamente bildlich in verhüllten Allegorien, dann in der Christuslehre unmittelbar und praktisch als Moral, die aber Christus selbst nirgend eine christliche genannt, weil er wohl wußte, daß es nur eine Moral des menschlichen Verstandes gibt, die das Erbtheil eines jeden Menschen ist. Bei dieser blos moralischen Auffassung ist es aber sehr natürlich, daß auch Hippel, abermals wie Lessing, eine christliche Religion von der Religion Christi unterscheidet, welche letztere nicht mit Glanz und Hoheit passe, wohl aber die christliche, die so recht geflissentlich hierzu zugeschnitten sei. Die Endabsicht Christi — des „Menschenfreundes" und „großen Todten" — war vielmehr nur, die entschlummerte Urkraft unsers Geistes zu wecken und seine Freiheit anzuregen; die Herstellung eines ethischen Weltbürgerstaats auf Erden, nicht Glaubenseinigkeit, die ein bloßes Hirngespinnst, sondern Gesetzeinigkeit. Allein Christus erreichte seinen Zweck nicht, und starb am Kreuze, weil ihm sein über-

menschlich großer Plan, die Menschen moralisch zu verbessern und ein allgemeines Reich Gottes zu stiften, mißglückte. Es ist daher nun unsere Sache, das unvollendete Erziehungswerk auf eigene Hand fortzusetzen, wozu der Protestantismus, „als das System einer vernünftigen Freiheit in Glaubenssachen", vorzüglich wirksam erscheint. Denn es ist dem Menschen vorbehalten, vermittels der Vernunft schon auf Erden die sittlichen und socialen Zustände vollkommen herzustellen, und somit die sechs Tagwerke nach und nach hervorzubringen, bis der Sabbath einbricht, der Tag der Ruhe, das tausendjährige Reich, wann das heilige Gesetz, die unsichtbare Gottheit, über Menschen die Oberherrschaft führen wird, ohne daß ein Hoherpriester ins Allerheiligste geht. Der Entwickelungsproceß dieser angeblich christlichen Fortbildung aber führt durch das Medium der Monarchie und Aristokratie endlich zur „Demokratie, wo jeder Bürger werth ist, Fürst zu sein, und wo er mehr ist als Fürst, indem er nur den Namen nicht führt und doch alle Eigenschaften des besten Fürsten besitzt". Man sieht also, alle positive Religion geht bei Hippel zuletzt im Staate auf, und der Glaube an die irdische Zukunft eines solchen Reichs Gottes ist sein Christenthum.

Er hat gewiß Recht, wenn er sagt: „Die Religion in die Kirche verschließen und sie nicht ins gemeine Leben bringen, heißt alle Wärme, alle Empfindung des Herzens aus der Welt verbannen." Aber ebenso gewiß, auch im Sinne seiner eigenen Auffassung, hat er völlig Unrecht, wenn er alles Uebernatürliche und Geheimnißvolle, alles Dogma in bloße Moral des gemeinen Lebens auflöst und dadurch eben dieser Moral selbst den eigentlichen Lebensnerv nimmt. Oder wo wäre eine Empfindung des Herzens wirklich genügsam genug, um sich für das „von Christus vorgeschriebene Recept" besonders zu erwärmen, wonach das Bewußtsein der ersten besten guten Handlung das ganze Sündenregister auslöschen, und Buße eben nichts weiter sein soll, als künftig „es

besser machen, durch Schaden klug, wie neugeboren werden!" Wir haben schon vorhin gesehen, wie Hippel den Sündenfall als nothwendige Vernunftentwickelung auffaßte, was denn auch seine Ansicht von der Erlösung folgerecht bedingt, indem er sagt: „Wer seine Lüste dämpft, wird insoweit erlöst, als er sich selbst bekämpft." Mit derselben altklugen Nüchternheit singt er in einem Osterliede von der Lehre Jesu: „Nach dreien Tagen stand sie auf, um zu vollbringen ihren Lauf"; und die Worte des heiligen Johannes werden ebenso philosophisch umgedeutet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr Geist und Wahrheit gibt"; während er in dem Sacrament der Communion nur die flache Rührung eines Gedächtnißmahls erkennt. Wie nah indeß überall Unglauben und Aberglauben miteinander grenzen, zeigt sich auch bei Hippel wieder, nicht nur in der schwärmerischen Zuversicht auf jenen idealen Weltstaat und bevorstehenden Zustand des Menschengeschlechts, „der zu schön sei, um durch Phantasie verdorben zu werden"; sondern auch in seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, denen er alle Fähigkeiten, Aemter und Würden der Männer zuspricht, und schon damals (1792) die abenteuerlichste Emancipation zugedacht hat. Und trotz allem diesem Ballast steht Hippel dennoch weit über dem Niveau der gewöhnlichen Rationalisten; was ihn aber darüber hinaushob, war eigentlich nur seine poetische Natur. „Liebe und Andacht," sagt er, „sind zwei Lieder auf Eine Melodie"; und diese Melodie gibt in der eingeflochtenen Liebesgeschichte „Minchens" seinen Lebensläufen einen wahrhaft dichterischen Klang.

Wenn Hippel hiernach im Grunde selbst zu den Genies und Starkgeistern der Empfindsamkeit gehört, die er durch die praktische Vernunft aus dem Felde schlagen will und daher, wie wir gesehen, häufig mit sich selber in Conflict kommt, so erscheint dagegen Moritz von Thümmel in seinen „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791—1805) als ein feiner aristokratischer Arzt,

der, „um der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen", nach Hippel's Heilmethode den neuen Glauben in eleganten, glattüberzuckerten Pillen unter die Gebildeten distribuirt. Das Recept lautet allerdings einladend genug: „Suche den Scherz und das Lachen auf, wo du es antriffst. Meide alle Schriftsteller und Bibliotheken. Suche nirgend Erbauung, als in den Wäldern unter dem Gesange der Vögel und an dem rieselnden Bache. Weise auch nicht gleich jede schalkhafte Leidenschaft, die bei dir anklopft, wie einen Bettler von dir! Deine Weisheit lehre dich, mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menschen zu spielen." Und von dieser Weisheit wird denn auch voller Gebrauch gemacht. Der gelehrte Reisende, mit der echten Vernunftreligion nebst obligaten Sympathien und Antipathien gehörig ausgerüstet, ereifert sich, wie billig, wieder vor Allem gegen das Haupthinderniß der Cur, gegen den religiösen Aberglauben der Katholiken, gegen Klöster, Jesuiten und Pfaffenthum; und nimmt dafür bescheiden das häusliche Glück, als das Einzige was der Mühe lohne, in Aussicht. Denn in nichts Anderm bestehe menschliche Glückseligkeit, als in einfacher Lebensart, mäßigem Auskommen, leidlicher Gesundheit und den Freuden und Folgen einer sittlich reinen Liebe. „Ein liebendes Weib sei wie das Reich Gottes, nach diesem müsse man trachten." Allein ihm selbst bekommen obengedachte Pillen gar schlecht. Auf der Freite um jenes Reich Gottes geht er häufig fehl und geräth unverhofft in die Sümpfe gemeiner Liederlichkeit, die er sich sophistisch mit philosophischen Redeblumen überkleidet und verdeckt. In den letzten Bänden aber schlägt dem Autor, der es übrigens überall gut zu meinen versichert, endlich das Gewissen, und er sucht den fast schon versunkenen Reisenden beim moralischen Schopfe wieder aus dem Schlamme zu ziehen. Dies geschieht ruckweise durch eine Krankheit, in die ihn sein ungezügeltes Leben gestürzt, durch den Besuch eines Zucht- und Irrenhauses, durch das erschütternde Todesgrausen eines sterbenden jungen Wüstlings u. s. w. Alles

das, die Stelle der Religion vertretend, stürmt auf den armen, im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Gelehrten hinein, um „nur die verschobene Einbildungskraft erst soweit wieder in Ordnung zu bringen, daß ihm die gewöhnliche Hausmannskost (Schönheit und Natur) nicht länger widerstehe;“ genau nach dem Hippel'schen Dogma: „Durch Schaden klug, wie neugeboren werden“. Ob bei dem Neugeborenen das Mittel dauernd angeschlagen, erfahren wir nicht; uns aber scheint es, daß ein so bedenklicher und weitläufiger Umweg zur Bekehrung, wo der nächste längst gegeben, sehr unnütz ist, und jedenfalls durch solche Romane nicht sonderlich gefördert wird.

Auf derselben Heerstraße treffen wir auch den weimar'schen Musäus (1735—87). Damals hatte sich unter den lesenden Deutschen fast alle Religion in die moralischen Hochgefühle und ungeheuerlichen Tugendideale versessen, womit Richardson's Grandison die Welt versorgte. Diese englisirte Andacht war, wie man sich leicht denken kann, eben nicht sehr sattelfest, dem deutschen Michel aber doch noch zu hoch und bedenklich; und gegen diesen Cultus legte daher Musäus in seinem „Deutschen Grandison“ (1781) gemüthlich seine, freilich etwas stumpfe Lanze ein. Sein Held, der Herr von Achten, genannt Neunhorn, treibt allerlei tolle Grandisonaden, und wird verständig lächelnd auf das Thümmel'sche Gottesreich einer soliden Häuslichkeit, leidlicher Leibesgesundheit und mäßigen Auskommens zurechtgewiesen. Noch seltsamer aber nehmen sich in diesem Rahmen die bekannten „Volksmärchen“ desselben Autors aus, die er nicht wie das Volk, sondern als ein aufgeklärter Professor erzählt und dadurch von vorn herein ironisch vernichtet, etwa wie Gespenstergeschichten, denen die prosaische Auflösung vorgedruckt wäre. „Der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen“, war überhaupt das allgemeine Feldgeschrei der Literaten geworden. Alles sollte natürlich und natürlich nur das gemein Verständige sein. Da jedoch die gesunde Natur der Poesie

mit solcher krankhaften Natürlichkeit bekanntlich nichts zu thun hat, so mußte dieses Mißverständniß bei ordinären Geistern und wo sich nicht ein bedeutendes Talent, wie bei Hippel, noch dagegen sträubte, allmälig zu einer völligen Negation der Poesie führen. Und dieser ermüdende kleine Krieg des gemeinen Verstandes, der sogenannten Wirklichkeit, mit den, Gottlob! ebenso wirklichen höhern und poetischen Elementen des Lebens bildet den eigentlichen Inhalt jener unübersehbaren Unterhaltungsliteratur von Lafontaine bis Clauren, welche, vielleicht mehr als sich die Gelehrten träumen lassen, jetzt das geistige Futter der untern Schichten der Gesellschaft ausmacht, die jederzeit hungerig Nachlese halten, wenn die Gebildeten satt sind. Einem vielgewandten, wenngleich unpoetischen Geiste aber war der zweideutige Ruhm vorbehalten, diese wesentlich negative Richtung noch vor jener barbarischen Verwilderung auf ihren glänzenden Culminationspunkt zu bringen und die nackte Göttin der Vernunft zur bewundernden Anbetung des ganzen aufgeklärten Deutschlands auszustellen.

Wieland (1733—1813) ging ebenfalls wie Hippel von der Frömmigkeit aus. Aber sie war ihm nicht, wie Hippel'n, an die Seele gewachsen. Er zog sie daher unbedenklich aus, nachdem er bei Voltaire und in der vornehmen Societät gelernt hatte, sich des altmodischen Kleides zu schämen.

Als er noch in Zürich mit Bodmer an einem Tische schrieb, dichtete er seine Sympathien und seine Psalmen, wo er die Dichtkunst den Wein der Teufel nennt, womit sie unbesonnene Seelen wie durch einen Zaubertrank berauschen; und Utz und andere Dichter als schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus bezeichnet, die man für eine Bande epikuräischer Heiden halten sollte. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend sei. „Die Musen," sagt er, „sind nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind; oder dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser, deine Feder gebe lauter geistlose Reime und

platte Gedanken; wenn du scherzest, so gähne dein Leser! Weise sein in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden; o das ist ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln. Mache dich stark und lege um diese allzuzarte Brust, wie einen diamantenen Schild, den Gedanken: ich bin für die Ewigkeit geschaffen. Wisse, daß Tugend nichts anderes ist als ein tapferer unermüdeter Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unserer selbst."

Kaum aber hat er bald nachher auf Schloß Warthausen den kleinen Hof des Grafen Stadion und die französische Weltbildung kennen gelernt, die auch ohne Christenthum sehr anständig fertig zu werden wußte und dem Schmiegsamen bei weitem mehr imponirte als die bäurische Frömmigkeit Bodmer's, so sehen wir ihn plötzlich wie ausgewechselt und sich selber Lügen strafen. Da heißt es im geraden Gegensatze zu seinen schweizerischen Redensarten: „Ich liebe die menschliche Natur; ja um mehr zu sagen: meine Moral hat nichts von dem, was ich Kapuzinermoral nenne. Der Weise, denke ich, pflegt alle seine innern und äußern Sinne, genießt die ganze Natur und kennt allein die rechte Lebenskunst. Augustinus ist einer der größten Antipoden der gesunden Vernunft. Der heilige Hieronymus ist noch ein zehnmal ärgerer Sünder. Es ist die Frage, ob nicht ein wahrer Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei, als ein einfältiger Christ? Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei ist, in welche uns die christlichen Helden, die Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen setzen können. Der Don Quixote ist ein gutes Specificum gegen dergleichen Seelenfieber." Jetzt weiß er selbst nicht mehr, woher er die Sachen in den „Sympathien" habe, und hat keine Lust weiter, vor der Zeit in unsichere Sphären zu reisen; seine Philosophie soll vielmehr herabsteigen und die Maske der Narrheit vornehmen, so gefalle sie den Narren und belustige die Verständigen.

Es war aber eben keine wahrhafte innere Umwandelung, er wechselte nur seine Liebschaften, statt der Seraphim: Aspasia, Musarion u. s. w. Alle Schwärmerei ist im Grunde eine Art von Wahnsinn, stets unsicher und zufällig, wohin er umschlage. Und so sehen wir denn auch den Jüngling Wieland gleich anfangs, und mitten unter seinen frommen Verzückungen, von der einen Seite bereits mit Bayle und Voltaire, von der andern mit seiner künftigen Glückseligkeitstheorie bedenklich liebäugeln. Schon in seiner ersten Schrift: „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt", lehrt er: Glück sei der Zweck der Schöpfung, und was uns beselige, mehre auch den Ruhm Gottes; und in den „moralischen Erzählungen" (1752), die in der Geßner'schen Urzeit spielen, lächeln die „Töchter der Natur" schon mit sehr moderner Empfindsamkeit. Ja, jene „sublime und angenehme Schwärmerei", die in Seen von Strahlen und Aether badet und über jeden eingebildeten Fehltritt die Nächte in Schauern heiliger Thränen verwacht, ist eigentlich schon selbst nichts anderes als vergeistete Weichlichkeit und Genußsucht. Prophetisch und nicht vergeblich freute sich daher Lessing damals auf das merkwürdige Schauspiel, wenn Wieland's Muse, diese junge Frömmigkeitslehrerin, die gleich der Bodmer'schen die Betschwester spielen wolle und sich in ein altväterisches Käppchen einhülle, sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandeln würde.

Alle jene Wendungen waren bloße Vorstudien für Leben und Schrift. Rathlos, wie er war und beständig blieb, schwankte er lange unschlüssig zwischen den Extremen, die einander wechselsweise neutralisiren und ihn eigentlich alle innerlich abstießen, zwischen Alterthum und Christenthum, zwischen forcirter Andacht und systematischer Zweifelsucht, bis er endlich in der Mitte sein rechtes Maß, den exclusiven Beruf der Mittelmäßigkeit gefunden, und den confusen Entschluß gefaßt hatte, „dem Kopfe nach ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteste Mann zu werden".

Ein temperirter Grundsatz, den er insofern auch praktisch ausführte, als er im Buche stets der ausgemachteste Libertin, und zu Hause der correcteste Spießbürger war.

Und diese rechte Mitte ist auch fortan der eigentliche rothe Faden, der durch alle seine Schriften geht. Verfolgen wir ihn zunächst wieder in der Ansicht von der Liebe, die überall den empfindlichsten Barometer der poetischen Witterungswechsel abgibt. Bei dem Bodmer'schen Wieland ist die Liebe noch ein geschlechtsloser Engel, der sich auf die Erde verirrt hat und unter Palmen von der himmlischen Heimat träumt. Aus diesem ätherischen Hirngespinnste bricht sie aber in „Theages" (1760) schon als neckischer Cupido hervor, von dem Aspasia prophetisch sagt: er sei ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte zu maskiren verstehe, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite habe, so wisse sie nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten. 1762 in der „Nadine" und in den „Scherzhaften Erzählungen" ist dann der lose Schelm plötzlich zum verbuhlten Kobold erwachsen, wie ein derber nackter Junge mit gläsernen Hosen. Und nach abermals vier Jahren, in „Idris" und in „Musarion" (1768), sehen wir endlich die von so vielen Maskeraden und Abenteuern stark mitgenommene Liebe in der mittlern Schwebe zwischen sogenanntem Platonismus und ordinärer Sinnlichkeit, zwischen Seraphim und Kobold, als breite Sentimentalität sich zurechtsetzen, Zucht und Unzucht gemüthlich miteinander verkuppelnd. In dieser Kuppelei aber sind die Grazien gezeugt, für deren Dichter Wieland gilt; griechische Hetären, die französisch von Tugend plaudern und vor den Spiegeln ihrer Boudoirs in künstlichen Balletstellungen die verlorene Unschuld nachmachen.

Denselben Umweg nahm auch seine Politik. Anfangs ein entschiedener Kosmopolit, predigte er enthusiastisch Freiheit und Brüderlichkeit des ganzen Menschengeschlechts. Als aber die französische Revolution praktisch Ernst damit machte, erschrak er vor

den Consequenzen seines eigenen Systems, wurde ein ebenso entschiedener Royalist und erklärte jene Ideale für Chimären, bis er zuletzt, um es weder mit den Conservativen noch mit den Demokraten ganz zu verderben, sich in den philosophischen Schlafrock einwickelte und in seine Schneckenhäuslichkeit zurückzog, wo es ihm für das sicherste Kriterium eines guten Herzens galt, die Menschen nach Gefallen und höchstens mit einem schlauen ironischen Lächeln rechts oder links gehen zu lassen.

Ein ähnliches juste-milieu zwischen Schwärmerei und platter Wirklichkeit ist auch der Inhalt und das Endziel fast aller seiner Romane. Sein Peregrinus Proteus, sein Agathodämon und sein Agathon, so verschieden sie untereinander sind, bilden in diesem Betracht eigentlich nur ein Ganzes. „Peregrinus", der (wie Lavater, auf den es gemünzt sein soll) durch phantastischen Wunderglauben nach unmittelbarem Götterverkehr und dem Anschauen der höchsten Urschönheit strebt, rennt sich in seiner Hartnäckigkeit an der Schranke des Wirklichen bildlich den Kopf ein. Der gelehrigere und zahmere „Agathodämon" dagegen wird von derselben schwärmerischen Frömmigkeit durch die wirkliche Welt glücklich geheilt und sucht nun vermittels mannichfacher Kunststücke rationalistischer Klugheit auf eine allgemeine Herrschaft von Natur und Vernunft hinzuwirken. Wie aber diese Heilung gedacht ist, zeigt endlich „Agathon", in welchem der Autor geständlich seine eigene Umwandelung schildert. Das Geheimniß der Cur beruht nämlich vorzüglich auf „öftern Veränderungen in unserer Art zu denken", wodurch wir, wie beim Huschkätzchenspiel, am Ende doch auf die rechte Art kommen müssen. Der jugendlich gläubige Enthusiasmus des Helden wird mit der (französisch encyklopädischen) Weisheit des Hippias in Conflict gebracht. In dem Kampfe wird Hippias tapfer mit Worten, Agathon dagegen, damit Keinem zuviel geschehe, factisch geschlagen; er verändert seine Art, wird dem Kopfe nach in Sitten und Religion ein Freidenker,

unterhält aber dabei im Herzen noch immer eine geheime Liebschaft mit seinen Jugendideen, bleibt also wieder in der nüchternen Mitte hängen. Ja, um über diesen Standpunkt keinen Zweifel übrig zu lassen, sagt Wieland in Bezug auf sich selbst in der Vorrede zu „Musarion": „Das milde Licht, worin Musarion die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Chimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuschneiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen — alle diese Züge sind die Lineamente meines eigenen Geistes und Herzens."

Dieses ganze Schaukelsystem ist aber, genau betrachtet, eigentlich Philisterei, oder mit andern Worten: die Bornirtheit für alle höhern Motive im Leben, die daher ängstlich nivellirend das Große klein zu machen sucht, damit das Kleine groß erscheine. Aus der unerträglichen Langweiligkeit des Philisterthums aber, weil es weder zur Sünde noch zur Tugend den rechten Muth hat, entspringt überall das juste-milieu der Lüsternheit, deren äußerer Ausdruck die Frivolität ist; und treffend sagte daher Schleiermacher einst von Wieland's Schilderungen jener zaghaften Halbheit, daß sie eine gemeine Natur verrathen.

Wieland's Persönlichkeit würde sonach, wenn sie allein stände, wenig bedeuten. Aber er war in der That eine geraume Zeit hindurch der Sprecher fast der ganzen gebildeten Welt Deutschlands, und es lohnt daher wohl der Mühe näher nachzusehen, wie er und diese Welt es in der Hauptsache, in religiösen Dingen, damals gehalten.

Hier geht nun auch Wieland von der protestantischen Freiheit aus, Alles vor den Richterstuhl der menschlichen Vernunft zu ziehen, denn Nichts auf der Welt sei so heilig, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte. Die Religion überhaupt gilt ihm daher nur als ein heilsamer Kappzaum, den die Mehrzahl der Menschen nicht entbehren könne, der Hang zum Glauben als eine Schwachheit der menschlichen Natur, der Glaube selbst als bloße Krücke für Lahme; in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens aber sei jeder Mensch einmal schwach, darum sei es gut eine Krücke zu haben, obwohl unläugbar besser: ohne Krücke gehen zu können. In dieser Ueberzeugung wird daher diese Krücke nun zunächst in der Sittenlehre weggeworfen. Die Tugend soll nicht von der Religion, sondern nur von Weisheit, von Aufklärung abhängig sein. Es ist also gut, mit dem Laster bekannt zu werden, um aus Ueberzeugung Tugend zu lernen; und sofort übernehmen die Musarion, Aspasia, und wie sonst die Vernunftgöttinnen alle heißen, munter den Unterricht und probiren die Tugend. Aber es scheint doch ohne die Krücke nicht recht gelingen zu wollen, die armen Helden auf dem schlüpfrigen Boden fallen sämmtlich vor den Augen ihrer Damen, oder hinken doch bedeutend auf beiden Seiten. Ja, wie wenig überhaubt mit diesen Ueberzeugungen und Grundsätzen allein gethan sei, zeigt in anderer Art Wieland selbst durch seine ganze literarische Wirksamkeit. Er hat, wie man aus seinem Briefwechsel mit einem jungen Poeten ersieht, unbedenklich die richtigsten Einsichten und Grundsätze über Natur und Bestimmung des Dichters, und doch ist er selber nie ein Dichter geworden. Es muß also wohl zur Poesie wie zur Tugend noch etwas Geheimnißvolleres, Schöpferisches, gehören, das jene Weisheit nicht gibt.

Völlig impotent aber erweist sich diese Weisheit, als sie dann endlich auch das positive Christenthum vor ihren Richterstuhl fordert. Allerdings läßt sie — im „Peregrinus“ und im „Agatho-

dämon“ — dem sogenannten Urchristenthum, als dem „wohlgemeinten Werke unschuldiger Enthusiasten“, deren patriarchalisches Leben dort rührend geschildert wird, noch großmüthig Gerechtigkeit widerfahren; und „der liebenswürdige Held dieses harmlosen Enthusiasmus“, der Weise von Nazareth, empfängt gelegentlich einige belobende Complimente. Allein gleich damals schon — wer hätte das geahnt! — fingen die fatalen Jesuiten ihre politischen Ränke und Intriguen an und verdarben Alles wieder. Der unter Theodosius abgesetzte Jupiter belehrt uns in den „Göttergesprächen“ ausführlich darüber. „In diesem Augenblicke,“ sagte er, „legen sie (die Priester der Christianer) den Grund zu einem Aberglauben, der Niemand als ihnen selbst nützlich sein, und anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und sittlichen Dingen den Zugang verschließen und, unter dem Vorwand einer chimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die Welt bisher bethörte, das Aergste gesagt hat, was sich mit Wahrheit von ihm sagen läßt, so wird man doch dereinst gestehen müssen, daß er weit menschlicher, unschuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendliche Mal harmlosere Leute, als diejenigen, denen sie jetzt weichen müssen. Jene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte in Frieden, vertrugen sich mit Jedermann und fochten Niemands Glauben an; diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich untereinander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äußersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln Alle, die anders denken, als Feinde Gottes und der Menschen. Sie werden nicht

eher ruhen, bis sie Alles um sich her finster gemacht, dem Volke alle Mittel zur Ordnung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben. Doch weg damit, denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschen die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich mit unserer Hülfe über den Schlamm wieder emporgearbeitet haben werden." Man sieht, Jupiter Olympius könnte sich heutzutage mit seiner geharnischten Rede sehr wohl zum Doctor legens habilitiren.

Um aber nun die unglücklichen Christianer aus dem Schlamme, worein sie jene Schlauköpfe vor und nach Loyola versenkt, möglichst schleunig wieder emporzubringen, wird ganz einfach das schon bekannte Experiment wiederholt. Aberglaube und Tyrannei werden als die einzige Wurzel alles Bösen proscribirt, das Christenthum selbst aber — da die Geschichte seines Stifters, ganz wie bei Zoroaster, Orpheus, Minos und Andern, mit zu vielem Unglaublichen, das „nüchterne Menschen" nicht befriedigen könne, durchwebt sei — wird alles Wunderbaren, Uebernatürlichen und Unverständlichen entkleidet, und demnächst zur Buße und Cur auf die magere Diät der bloßen Moral gesetzt. Und so bleibt denn, genau besehen, zuletzt von Allem eigentlich nichts übrig, als ein pantheistischer Allvater oder sogenannter allgemeiner Genius der Natur.

Aus der trostlosen Nüchternheit dieser Religionsphilisterei schlüpfte aber auch sogleich wieder eine philosophisch maskirte Frivolität; das bis zum Tod ennuyirte liebenswürdige Ding: die menschliche Natur, machte aus der Noth eine Tugend und erfand sich zu einiger Erholung die Glückseligkeitstheorie. Ihre Lehre, die uns vorzüglich im „Goldenen Spiegel" durch den weisen Psammis vorgehalten wird, ist im Wesentlichen folgende: Das höchste Wesen, das unserer nicht bedarf, will blos, daß wir uns glück-

lich machen lassen, denn Freude ist der letzte Wunsch des Menschen, in dem Alles zum Werkzeuge des Vergnügens eingerichtet worden. Wir sollen also die leichte Kunst lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, und zu diesem Zwecke nur der Natur folgen. Der Gehorsam aber gegen die Gesetze unserer Mutter und Pflegerin Natur gebietet, die Sinne zu ergötzen. Der Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm ist nur illusorisch und daher ganz zu beseitigen, denn nützlich ist eben nur, was uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle des Vergnügens ist. Und so genieße man denn jeden Augenblick; aber nicht ohne Arbeit, weil sie Gesundheit schafft; und mit Maßen, weil ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes werden, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernagt. Mäßigung ist daher Weisheit, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Für diese religiösen Feinschmecker nun ist in Wieland's Romanen überall die Tafel reichlich servirt mit oben besagtem juste milieu zwischen platonischer und sinnlicher Liebe; und die Honneurs machen jene philosophischen Hetären, „deren Witz, Geschmack, feine Lebensart, Kenntnisse, Talente, kurz tausend Verdienste, selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen". Und damit jene Weisen nicht etwa durch das Mene Tekel bei ihrem Schmause unangenehm gestört werden, wird die feurige Schrift immer sogleich mit der Annahme wieder verwaschen, daß der zum Vergnügen geborene Mensch doch jedenfalls der Versuchung unterliegen müsse; denn:

> Wo Tugend und Natur sich bis ans Leben gehen,
> Verzehrt der Widerstand die Kraft zum Widerstehen.

Es bedarf hiernach wohl nicht erst einer ernsthaften Würdigung dieser Glückseligkeitsreligion, die zu allen Zeiten, je nach den verschiedenen Rangstufen der menschlichen Naturen, ihre Ge-

meinde und ihre Gegner haben wird. Soviel aber wird Jeder anerkennen, daß eine Tugend, die sich selbst von vorn herein feig aufgibt, eine Arbeit, die blos gesunde Motion sein, eine Mäßigung, die sich nur den Magen nicht verderben will, um doppelt genießen zu können; daß mit Einem Wort eine so prosaische Genügsamkeit, die, ohne alle Sehnsucht nach dem Gelobten Lande, mit den Fleischtöpfen Aegyptens und dem Plunder der Welt seelenvergnügt vorlieb nimmt, wenigstens nicht christlich sei. Es ist vielmehr der platte Materialismus, der auch einmal gern vornehm und vernünftig sein möchte; und nicht ohne bezeichnende Bedeutsamkeit daher bleibt schon im „Agathon" die Frage eigentlich unentschieden, ob das Göttliche oder das Thierische im Menschen das Echte sei.

Wieland ist häufig für den Vorgänger der neuern Romantik genommen worden. Er hat allerdings mehre Mal auf romantische Zustände, Märchen, Sagen und Rittergeschichten zurückgegriffen, was bekanntlich auch Spieß, Cramer und Andere gethan. In der Poesie kommt es aber, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, überall nicht auf den Stoff, sondern fast ausschließlich auf den Geist an, mit welchem der Stoff aufgefaßt und gestaltet wird. In Wieland's „Oberon", der eigentlich allein hier in Betracht kommen könnte, dreht sich die Katastrophe (mit Hüon u. s. w.) doch wieder um das Dogma von der liebenswürdigen Schwäche und Halbheit der menschlichen Natur, und eine gewisse moderne Atmosphäre, ein ironischer Hauch der Aufklärung, schwebt paralysirend über dem Ganzen. Dies mag immerhin, wie auch bereits oben in der Einleitung angedeutet worden, mit der profusen Plauderhaftigkeit der mittelalterlichen Romantik zur Zeit ihres Verfalls einige Familienähnlichkeit haben; aber das Flügelroß ist es nicht, das die Schlegel, Novalis, Tieck, in das alte Wunderland getragen. Die totale Umkehr vielmehr, die umfassendste Reaction gegen jene flaue Neutralität im Leben und

Lebenlassen, der positive Katholicismus gegen die Vernunftreligion der Aufklärung war eben die Seele der neuen Romantik, und machte gerade unsern Dichter der Grazien bankrott, welchem gemäß denn auch Schlegel 1799 im „Athenäum" eine Edictalcitation erließ, kraft deren „auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler Autoren, über die Poesie des Hofraths und comes palatinus caesarius Wieland concursus creditorum eröffnet, und, weil mehres verdächtige und dem Anscheine nach dem Horaz, Ariost, Cervantes, Shakspeare u. s. w. zustehende Eigenthum sich vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde". Nicht die Romantiker also sind Wieland's poetische Nachfolger, sondern Heinrich von Nicolay, Alxinger, A. G. Meißner und Blumauer, die doch wohl Niemand im Ernste zu der sogenannten romantischen Schule wird zählen wollen. Aus seiner Glückseligkeitsconfession aber hatte Heinse die religiöse Genußsucht sich gemerkt und sie mit richtigem Instinct auf die unwiderstehlichen Affecte der Jugend und Natur gestellt, indem er, wie wir oben gesehen, jene Hetärenmoral völlig ins Nackte herausarbeitete; während gleichzeitig ein Freiherr von der Golz, freilich zu Wieland's naivem Erstaunen und Verdruß, diesem seine obscönen Gedichte des Grécourt brüderlich dedicirte. Andere wieder hatten aus seinem Religionsbankrott vorzugsweise die mit Sentimentalität verquickte Verstandesdürre zu ihrem Erbtheil erwählt; meist fanatische Religionshasser, von denen Lessing's Ausspruch gilt: daß sie unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu bilden, uns zu höchst unvernünftigen Philosophen machen. Und in dieser Reihe folgten Mauvillon, Unzer, und bis auf den heutigen Tag die Deutschkatholiken.

Die Humanitätsreligion.

So lagen die Religion und die neue Bildung isolirt auseinander, oder sie hatten sich vielmehr, da zwei so welthistorische Urkräfte auch wider Wissen und Willen doch in steter Wechselbeziehung bleiben, nach und nach einander feindlich gegenüber gelagert. Eine Vermittelung beider aber durch den bloßen Verstand war, weil dieser ebenso wenig von der Religion, wie der Glaube von der modernen Cultur, als competenter Friedensrichter anerkannt wurde, an sich unmöglich. Man verfiel daher darauf, durch ein Gemeinsames, durch das Gefühl (in umfassenderm Sinne, als die Pietisten es genommen) die Religion menschlich und die menschliche Bildung göttlicher zu machen. Und der Versuch dieser Versöhnung war die eigentliche Lebensaufgabe Herder's; ein Unternehmen, das, richtig gefaßt und zumal in seiner zweiten Hälfte, wohl der Hingabe eines Lebens würdig und, wie wir gesehen, schon früher, wenngleich mit andern Waffen, von Lessing angebahnt war.

Um das große Räthsel, das Lessing mit fast grausamem Scharfsinn der Welt aufgegeben hatte, zu lösen, erstrebte nun der mildere und weiche Herder zunächst jene Vergöttlichung der modernen Cultur durch eine harmonische Entwickelung sämmtlicher Kräfte und Anlagen der Menschennatur zu einer idealen Menschheit, und nannte dies Humanität; denn jeder Mensch habe einen Ge-

nius: im Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche prophetische Gabe, ein Licht, das — wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten — uns sicher leite. Alle trügen ein solches Urbild in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkele Emporstreben zu Etwas, das man gern sein möchte und doch nicht werden könne, sei das unentwickelte Bewußtsein jenes Simulacri, und in diesem liege die Quelle unserer geheimsten Wünsche. Es kam sonach vor Allem darauf an, dieses Bewußtsein zu entwickeln und jenen innern Genius der Menschheit möglichst zu entfesseln, indem man seine eigentlichen Schwingen: Philosophie, Geschichte und Poesie, von dem Schulstaub und Ballast befreite, womit die Ungunst der Zeit sie behängt. In diesem „heiligen Dreieck“, wie Herder es nennt, griff er daher überall auf das ursprüngliche Naturgefühl zurück; seine Philosophie der Geschichte ist eigentlich nur eine Naturgeschichte des innern Menschen; die altergraue Schule wollte er durch Beseitigung alles Todten in Sprache und Disciplin wieder verjüngen; die Dichtkunst war ihm nicht das Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer, sondern überhaupt eine Welt- und Völkergabe, wie er auch in seinen „Völkerstimmen“ praktisch nachgewiesen hat. Und in dieser enthusiastischen Vergeistigung alles menschlichen Wissens war Herder wahrhaft groß und liebenswürdig: wie ein warmer Himmelshauch, der erlösend über die erstarrten Felder und Wälder ging und uns den Frühling brachte.

Hatte er aber hiernach alles Menschliche unläugbar in eine höhere und lichtere Region emporgehoben, so suchte er nun auch andererseits, zu möglichstem Einklange, die Religion, und zwar durch ihre poetische Erfrischung, menschlicher zu stimmen. In seinem „Geist der hebräischen Poesie“ gelang es ihm, die Propheten und Dichter Israel's, die bisher fast nur auf den Bücherrepositorien der Theologen gestanden, den griechischen und römischen Classikern

lebendig einzureihen und somit ebenbürtig zu machen. Und seine Schrift über „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ ist eigentlich selbst ein Dithyrambe voll Ausrufungen, Gedankenstrichen und Gedankensprüngen, wo er mit demselben Feuereifer gegen die Exegeten kämpft, die ihre Grillen dem Moses oder gar dem Verstande Gottes unterschöben. „Willst du,“ sagt er, „dir die älteste, schätzbarste Urkunde, die wir besitzen, erklären, fühlen, darnach handeln: verlaß und verbrenne alle diese Metaphysiken; in der Morgenluft webt der göttliche Commentar über das erste Capitel des ersten Buchs Moses.“ Zu dieser Zeit seines ersten jugendlichkräftigen Auftretens (von 1770 bis etwa 1779) dachte er natürlicherweise nicht entfernt daran, weder den Moralisten, noch der Wieland'schen Religionsprosa auch nur einen Fuß breit seines eroberten Gebiets einzuräumen, beiden vielmehr die höhere Bedeutung der göttlichen Offenbarung wie ein leuchtendes Schild entgegenhaltend. Der Prediger soll — nach seinen „Provinzialblättern“ (1774) — kein Uhrtreiber moralischer Pflichten und bürgerlicher Tugend, sondern Verkündiger des göttlichen Wortes sein, dessen ganzer Geist mehr als Moral sei; denn dem Christen sei Jesus nicht etwa auch ein guter Mann und Lehrer guter Moral, sondern Erlöser der Welt, und die Offenbarung nicht Aufgehänge zur Moral, Licht, das mit anderm Lichte doch auch Licht gebe, sondern Thatsache, Grund des Glaubens und seiner Pflicht, Gebäude der Entwickelung des Menschengeschlechts in die Ewigkeit hinüber. „Wenn endlich keine Stimme des Geistes in der Christenheit mehr sein soll, kein Vorgefühl des Himmels, keine Hoffnung und Anschauen des künftigen Lohnes; dem matten Wanderer, dem strebenden Ueberwinder soll kein Laut aus jener Welt, keine Stimme der Aufmunterung hinüberzuringen werden; Christus, der vorherging, soll abwesend, soll entschlafen sein, ihm weder Krone noch Lohn zeigen — so lebe wohl, erstorbenes Christenthum! Dein Baum und deine Wurzel sind verdorret! Du hast nichts

als eine langverlebte, zum Märchen gewordene Geschichte, keinen Christus, der bei dir ist, der zu dir spricht, keinen Geist seines ewig lebendigen Wortes!"

Bei alledem wird man indeß schon aus dem Angeführten leicht herausfühlen, daß Herder's Weltansicht wesentlich auf einen gesteigerten Naturalism gestellt, seine Religiosität im Grunde doch wieder Intuition war. Er sagt es selbst: „All unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch, trotz aller Destillation, davon noch reiche Spuren." Das Gefühl aber ist allezeit ein leicht beweglich Wesen, wie eine schlanke Flamme, zum Himmel aufsteigend, erwärmend und erleuchtend, oder seitwärts geneigt und verzehrend, je nach dem wechselnden Hauch der Lüfte; eine schöne Liane, die den Stamm innig umschlingt und schmückt, ihn aber nicht stützen und halten kann. So lange daher bei Herder jene Begeisterung noch jung und schöpferisch war, hob sie ihn über alle Gefahren weg, und er segelte mit ungebrochener Zuversicht seinem Ziele entgegen. Als aber dann das poetische Gefühl, das ihn trug, mit den Jahren ermattete, erschrak er plötzlich über sich selbst, sich so einsam zwischen Meer und Himmel zu erblicken, und fing an, ungewiß und ängstlich dahin und dorthin nach dem rettenden Ufer auszusehen. Bedenkliche Symptome dieser Seekrankheit zeigen sich schon früher, wenn er z. B. mit den Worten: „Was dort in der ganzen Natur lacht und lebt, Ideen gibt, frohlocket, erzeuget, wärmet, ist Licht, ist Gott!" leis am Pantheismus vorüberstreift; wenn er anderswo, trotz aller Gegenversicherungen, dennoch Moral und Christenthum zu identificiren scheint, oder durch den Ausspruch: keine Religion verdiene diesen Namen, „als die Christus selbst hatte, selbst glaubte, selbst übte", unverkennbar an Lessing's Unterscheidung zwischen Religion Christi und christlicher Religion erinnert.

Bald aber breitet sich immer mehr und rascher der Höhenrauch der Zeit über die verwandelte Gegend, in der nur noch

einzelne Blüten und abgerissene Klänge aus dem verdeckten Frühling sich fremd und fast störend ausnehmen. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—87) ist die Offenbarung bereits ganz in die Natur versenkt: „Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen. Es gibt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht sorgsam genug gehen.“ Dies mußte ihn mit Spinoza befreunden, in dessen Grundgedanken er den innern Glauben an eine einzige lebendig empfundene, Allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen erkannt zu haben meinte. Nun wird Gott „der unsichtbare hohe Genius unsers Geschlechts“; Christus, dessen übermenschliche Bedeutung Herder eben noch so warm vertheidigt hatte, wird ein bloßer Lehrer, der uns durch sein verdienstvolles Vorbild, durch Ermahnung und Warnung veredelt, und also wirklich mit Gott aussöhnt, der in den Seinigen nicht anders als durch seinen Geist, durch thätige Gesinnungen und Bestrebungen, durch seine ganze wohlthätige Handlungsweise fortleben wollte. „Je mehr man aber vom Institut des Christenthums als von einer thätigen zum Wohle der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr speculirte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse, und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß.“ Daher sind ihm die Glaubenssymbole nur bloße Zeichen, er warnt vor dem gescheiterten Systeme von groben und subtilen Dreigöttern und aller ähnlichen nutzlosen Grübelei, und läßt — in dieser Richtung freilich ohne allen ersichtlichen Grund — nur die Taufe, die Verklärung und die Auferstehung gelten, wiewohl er von der letztern noch hinterher

bemerkt, sie könne wohl auch ein bloßes Naturereigniß gewesen sein. —

Man sieht, Herder war von seiner ursprünglichen Aufgabe einer Versöhnung des Christenthums mit der neuen Bildung allmälig ganz abgekommen. Das Christliche war ihm, obgleich er es anfangs gerade umgekehrt gemeint, unversehens im Menschlichen aufgegangen, und aus dieser Combination entstand ein Drittes: die Humanitätsreligion, d. i. das Streben, nicht nach Gottähnlichkeit in Christo, sondern nach Ausbildung des ganzen menschlichen Charakters, wozu das Christenthum eben nur ein vorübergehendes Durchgangsmoment ausmacht. „Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Am Namen „Christianer" liegt wenig, gehe dieser unter oder bleibe." Es sei daher nur eine ärgernde Heuchelei, Glaubensartikel durch Confessionen schützen und halten zu wollen; das reine Christenthum dulde Alle, da „ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib". Das Ziel dieses „reinen" Christenthums war also vielmehr eine allgemeine Menschheitsreligion, eine unsichtbare Kirche über der christlichen, in welcher die Freimaurer eine Sekte bilden, und die im Grunde nur eine etwas poetischer und tiefer gegriffene Spielart der Vernunftreligion ist, um so eindringlicher und wirksamer jedoch durch den Ernst und die salbungsvolle Würde, worein hier die flache Negation verhüllt erscheint.

Hiernach wird es Niemandem auffallen, wie derselbe Herder, der mit Hamann, Stilling und Lavater gegen Nicolai gestanden, von Gervinus der Koryphäe des Rationalismus genannt, und von den Deutschkatholiken, nebst Lessing, als ihr eigentlicher Begründer gepriesen werden konnte. Wir aber glaubten, obgleich Herder bekanntlich keine Romane geschrieben, diese Vorgänge ausführlicher bezeichnen zu müssen, da sie auf die folgende Romanliteratur den entschiedensten Einfluß ausgeübt haben.

Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) unternahm es, denselben Humanitätscultus philosophisch zu begründen. Wir wenigstens vermögen zwischen jener Herder'schen Theologie und der Philosophie Jacobi's, die beide im Grunde doch den Menschen selber als seinen eigenen Gott erkennen, keinen andern als formalen Unterschied zu entdecken; nur daß bei Herder, nachdem die Morgenröthe der jugendlichen Begeisterung geschwunden war, die Gegensätze sich zuletzt klar und bestimmt von einander absonderten, während Jacobi bis an sein Ende zwischen den unvereinbaren Elementen in dämmernder schwankender Schwebe blieb, und es weder zum Poeten noch zum Philosophen, weder zum Heiden noch zum Christen bringen konnte.

Seine Religionsphilosophie aber läßt sich in kurzem etwa mit folgenden Umrissen bezeichnen: Glaube ist ihm die Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren. Dieser freilich sehr allgemein und unbestimmt gehaltene Glaube wird nur durch die Freiheit möglich. Das Wesen der Freiheit aber ist, zu herrschen über Begierde und Abscheu, zu verachten jede Lust und jeden Schmerz, die sie nicht selbst erzeugte; alleinthätig zu erwecken, zu erschaffen in des Menschen Brust seinen Haß und seine Liebe, und aus seiner Seele Alles zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist. Sie ist der Tugend Wurzel und Kraft, die reine Liebe des Guten und die Allmacht dieser Liebe. Wahrhaft über sich erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfährt überall blos Natur, Nothwendigkeit

und Schicksal. Es ist also, wie man sieht, wieder der subjective Gott im Menschen, und es käme mithin einzig und ohne alle übernatürliche Hülfe nur auf eine freie Entwickelung des Menschlichen an, was aber eben vorhin als das Princip der Humanitätsreligion bezeichnet wurde. Diesem Humanismus gemäß formuliren sich denn auch seine Ansichten in Bezug auf das Positive der Religion. So macht eigentlich jeder Mensch sich selbst seine eigene göttliche Offenbarung; denn Gott in und über uns, das ist die Kunde, die wir von ihm haben und die einzig mögliche. Damit offenbart sich Gott dem Menschen lebendig, fortgehend und für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, kann sich höchstens zur innern ursprünglichen verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. Ueber den Gang dieser Offenbarung läßt er sich noch näher aus. So wie nämlich Gott angeredet werde, so antworte es aus ihm, erst mit Gefühlen, dann mit weissagendem Verlangen, dann mit Empfindungen und Gedanken. Dem Gesehenen, Gespürten aber setzen wir das lebendige Wort zum Zeichen; das sei die Würde des Wortes; selbst offenbare es nicht, aber es beweise Offenbarung, befestige sie und helfe das Befestigte verbreiten.

Nun aber wird er auf einmal stutzig, die Zuversicht schwindet und das Schwanken beginnt. „Mit mir," sagt er, „steht es so, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch-gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde —, das weiß ich nicht. Soweit das Christenthum Mysticismus ist, ist es mir die einzige Philosophie der Religion, die sich gedenken läßt; desto weniger aber komme ich mit dem historischen Glauben fort. Licht ist in meinem Herzen, aber sowie ich's in den Verstand brin-

gen will, erlischt es. Welche von beiden Klarheiten ist die wahre?" Die kindliche Einfalt des Evangeliums sei es, sagte ihm Hamann schon 1785, und er wünsche ihn so gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit dahin versetzen zu können; ja sein Freund Dohm schrieb ihm, es sei doch ein elend jämmerlich Ding, wenn Männer mit dem reinsten Wahrheitssinn und mit dem größten Scharfsinn doch über die uns wichtigsten Dinge nichts herausbringen, was sie wirklich und bleibend beruhigen könnte. Da nennt denn auch Jacobi sein philosophisches Christenthum ein gebrechliches, das er gegen ein positives historisches, wie das der jüngern Theologen, gern vertauschen möchte; er stimme in das Klagen über die Unzulänglichkeit alles unsers Philosophirens leider von Herzen ein, wisse aber doch keinen andern Rath, „als nur immer eifriger fort zu philosophiren".

Dem eigenen Rath entgegen aber kann er in solcher Verlegenheit dennoch nicht unterlassen, mit einer gewissen Sehnsucht nach dem armen Claudius hinüberzublicken; und durch die Unterhandlungen mit diesem, sowie durch die spätere geharnischte Dazwischenkunft Schelling's wird die Sache förmlich dramatisch. Der Wandsbecker Bote hatte nämlich einmal an seinen Andres geschrieben: der Mensch lege die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur finde, mehr in sie hinein, als er sie aus ihr herausnehme; denn er könnte ihrer ja gar nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf Etwas beziehen könnte, das er in ihm hat; Himmel und Erde seien für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, dessen er sich in sich bewußt sei, und das ihm die Kühnheit und den Muth gebe, Alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Jacobi nun nimmt ihn sogleich beim Wort und fragt: ob es sich denn mit dem, was wir in Büchern lesen oder was uns mündlich erzählt wird, anders verhalte als mit dem, was wir unmittelbar anschauen? Ob der leblose Buchstabe vielleicht mehr vermöge, als die lebendige Natur? Ob im Buchstaben wohl

gar das Maß des Maßes enthalten und allein gegeben sei, dergestalt, daß ohne ihn der Geist nichts nütze wäre, oder doch nur wenig? Zu seinem größten Erstaunen aber beantwortet Claudius, der wohl wußte, wohin das hinauswollte, jede dieser verfänglichen Fragen mit einem einfachen Ja; denn er hatte jene kindliche Einfalt des Evangeliums, die Hamann dem Jacobi wünschte. Dies verdrießt nun Jacobi nicht wenig, und da er sich selbst und Claudius gleich hochschätzt, so will er den Köhlerglauben des Letztern an einen persönlichen Christus vor der Welt rechtfertigen, indem er ihn seinem eigenen philosophischen Christenthum zu assimiliren sucht. „Es leuchtet uns ein," redet er ihn an, „wie sich dir Alles, was vom Menschen Göttliches angeschaut werden und durch dieses Anschauen ihn erwecken kann zur Tugend und einem göttlichen Leben, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein an ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich deine Seele aufgerichtet, erniedrigst du nicht Vernunft und Sittlichkeit in dir durch Götzendienst. Was Christus außer dir für sich gewesen, ob deinem Begriffe in der Wirklichkeit entsprechend oder nicht, ja ob nur in dieser je vorhanden, ist in Absicht der *wesentlichen* Wahrheit deiner Vorstellung und der Eigenschaft der daraus entspringenden Gesinnungen *gleichgültig*. Was er *in dir* ist, darauf allein kommt es an; und in dir ist er ein wahrhaft göttliches Wesen; du ersiehst durch ihn die Gottheit, soweit du sie ersehen kannst, indem du dich zu den höchsten Ideen *mit* ihm emporschwingst, und (unschädlich irrend) wähnst: dich nur *an* ihm emporzuschwingen." Es bestehe hiernach im Grunde zwischen Claudius und Christus eine Art von positiver Freundschaft, welche freilich mit *blindem* Glauben und Vertrauen nothwendig behaftet sei, und ihre Meinung trotzig über den Verstand, das parteiische Urtheil über das unbefangene gesunde, Ansehen über Vernunft, Liebe über Recht erhebe. Aber wir stoßen uns „weiter nicht daran, wenn du das Wesentliche, die Idee,

dem Unwesentlichen (ihrer Einkleidung) zuweilen nachsetzest, die Sache aus ihrer Gestalt entspringen lässest und in eine Art von religiösem Materialismus verfällst. Du glaubst darum im Grunde doch so gut wie wir, daß der Geist allein lebendig mache. Wer von diesem Geiste getrieben wird, der ist auf dem Wege der Gottseligkeit, und es ist gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft (welche äußere Gestalt der Religion) ihn auf demselben unterstützen, etwa zuerst ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich sind." Claudius dagegen, gar nichts darauf gebend, daß er auf so freundschaftlichem Fuß mit Christus stehen soll, singt nach wie vor sein Abendlied:

> Wir spinnen Luftgespinnste,
> Und suchen viele Künste,
> Und kommen weiter von dem Ziel u. s. w.

Durch diesen unbegreiflichen Gleichmuth wird Jacobi etwas aus dem Concept seiner Rede gebracht und spinnt nun mit zweierlei Fäden weiter, Lob und Tadel unparteiisch vertheilend. Ein nüchterner Philosoph, sagt er, ein entschiedener Idealist könnte zwar dem begeisterten persönlichen Christusglauben des Wandsbecker Boten entgegnen: er verschmähe es, von irgend einer Persönlichkeit sich begeistern zu lassen, er lange vollkommen aus mit dem Begriff, der Idee; was darüber sei, sei vom Uebel und abgöttisches Wesen; und er (der Redner) könne allerdings diese Vorwürfe nicht für ganz nichtig erklären, sei aber dennoch mehr auf des Boten als des Idealisten Seite und verdamme die Begeisterung und Zuversicht des Erstern nicht, sondern ehre sie, was sich ihr auch zufällig anhänge von unschuldigem Irrthum oder Wahn. Hier aber fährt plötzlich Schelling dazwischen: „Sprich du, ehrlicher Asmus, sag an, wie dir der Versuch gefallen: dich mitsammt den dicken Wassersohlen, deren Riemen dein theistisch-christlicher Ceremonienmeister nicht auflösen wird, in die vornehme Gesellschaft einzuführen, dich zu entschuldigen wegen deines unschuldigen

dir zufällig anklebenden Wahns eines buchstäblichen ernstlich d. i. wörtlich genommenen Christenthums? Dir deine Anhänglichkeit an den wirklichen geschichtlichen Christus unter der Hand als Bilder-, ja geheimen Götzendienst aufzureden? Möchtest du, ehrlicher Bote, sagen: wie du die Lage und Stellung deines Recensenten, der zwischen den beiden Parteien mit einer eigenthümlichen Ueberzeugung sich behaupten will, dir versinnlichest? Ich wette, du wahrer Bote, du Apostel der Einfältigen, hast für dergleichen Parteiische den unhöflichen Spruch von Nichkalt- und Nichtwarmsein in Bereitschaft, sammt Allem, was dabei steht." (Denkmal der Jacobi'schen — Schrift von den göttlichen Dingen.)

Und eben dieses Kalte und Warme seines Athems, wie es anderswo Hamann nannte, bildet eigentlich auch den ganzen Inhalt der beiden philosophischen Romane Jacobi's: „Allwill" und „Woldemar". Im Allwill (der Alles will) zeichnet er, so gut dies bei dem gänzlichen Mangel an poetischer Darstellungsgabe möglich ist, die damaligen Kraftgenies, und zwar mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit, da diese Geniemänner allerdings mit seinem Humanitätsprincip eine unverkennbare Verwandtschaft hatten. Sich um unwandelbare Tugend zu mühen, kommt dem Allwill nicht anders vor, als ob man sich aus Grundsatz und ohne Leidenschaft verlieben solle. Er singe vielmehr ein anderes Lied, dessen Melodie nicht auf die Walze des moralischen Dudeldeis genagelt sei; er überlasse sich seiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse. Er habe sich an das wahre Leben gehalten, und sein Herz habe ihn gerettet; dies zu verstehen, sei ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Allein des Autors eigenes Herz war nicht mit dabei. Jacobi war ein wohlgeschliffener Weltmann und liebte seine elegante Häuslichkeit und eine Geselligkeit, die mit den spätern berliner ästhetischen Thees große Aehnlichkeit hatte. Mit juristischer Unparteilichkeit wird daher nun auch eben-

so genau die Kehrseite dieser Genialität herausgewendet, als eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft, Quietismus der Unsittlichkeit, als eine Theorie der Unmäßigkeit, die keiner Verläugnung fähig sei und nothwendig verwildere, wenn sie dem Triebe des menschlichen Herzens auf Wege folge, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Und jenen Allwills wird sofort die praktische „Amalie“ entgegengesetzt: „Sie sollen herkommen, die gütigen Herren mit ihrem unbeschränkten göttlichen Wohlwollen, mit ihrer allsehenden Gerechtigkeit, sie sollen schauen und fühlen, wo von allem diesem in That und Wahrheit am Ende denn doch mehr angetroffen wird: ob bei ihnen oder bei dem Weibe hier, das für Mann, Kinder, Haus sich wider die ganze Welt empören würde! Ihr prächtigen Weltweisen, ihr lieblichen Herren und Damen mit euern erhabenen Grundsätzen und schönen Sentiments, sagt, wie wird euch, wie besteht ihr vor dieser Hausfrau?“ Und so gemahnt das Ganze fast an die Unparteilichkeit, womit die Italiener eine gewisse Sorte ihrer Rossoglios fabriciren: erst den schärfsten Spiritus, dessen Geist dann durch eine Unmasse Zucker gebrochen, dann nochmals Spiritus, und abermals mit Zucker abgeschwächt, bis endlich der neutrale Toilettenschnaps für Damen mundrecht wird.

Auch im Woldemar sehen wir dieselbe Manipulation. Hier wollte der Autor Menschheit, wie sie wirklich ist, und mit Dichtung gleichsam nur umgeben, auf das getreueste darstellen. Allein Goethe, der große Meister in dieser Kunst, merkte recht gut, daß in dem Helden nur Jacobi's Persönlichkeit als das allgemein Menschliche untergeschoben war, und konnte daher den selbstvergötternden „Geruch des Buches“ nicht leiden. Und in der That allegorisirt Jacobi wieder nur seine freie Kunst der Tugend, die sich selbst Gesetz ist, in diesem Woldemar, der, unter den Linden und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle auf- und abwandelnd, „wie in der Mitte der Schöpfung schwebt, aufgelöst

und an sich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung". Aber auch hier wird diese freie Tugendkunst mit jenem kalten Messer der Parteilosigkeit wieder zu Tod secirt; Woldemar, voll feiner Distinctionen von Liebe und Freundschaft, hat sich zwischen beiden, wo ihre Grenzen ineinanderlaufen, unversehens verirrt, liebt seine Freundin Henriette und heirathet eine andere, bis er zuletzt ganz confus wird und Alles in dumpfe Verzweiflung umschlägt über die Zerbrechlichkeit der Stärke, Schönheit und Größe der Seele. „Ihm schauderte vor dem Abgrunde, an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor!"

Und ebenso endigt auch Jacobi, wie er selbst eingesteht, mit einer schwermüthigen Trauer über die menschliche Natur; denn seine eigene biegsam schwankende Natur wurde nach allen Seiten mächtig angezogen, ohne jemals zu einer entschiedenen Wahl gelangen zu können; weshalb er denn auch von Stilling für einen Deisten und Zweifler erklärt, von Andern des Katholicismus verdächtigt wurde, und mit den verschiedensten Geistern persönlich in beständigem Scheinfrieden lebte. Sein ganzes Wesen hat Friedrich Schlegel in wenige Worte zusammengefaßt, wenn er von ihm sagt: daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem andern hinüberschiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei.

Weit entfernt von dieser unschlüssigen Halbheit war Jean Paul, der eigentliche Dichter der Humanitätsreligion. Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) ging, ohne rechts oder links zu sehen, bis an sein Lebensende mit unerschütterter Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht auf das Ziel los, das er aufrichtig für das rechte hielt. Was Herder, als Geistlicher, nur leise angedeutet, und Jacobi sich selbst offen einzugestehen nie über sein Herz bringen konnte: die ideale Stellung außerhalb des positiven Christen-

thums, nahm Jean Paul vorweg als ausgemachtes Erbtheil zum Ausgangspunkt. Es gebe, meint er, durch die Jahrhunderte größere Blicke ins All, als die eines Peter und Paul. Für die Erde und Menschen seien schon mehre Erlöser als einer gestorben, und Christus werde einmal mehre fromme Menschen bei der Hand nehmen und sagen: Ihr habt auch unter Pilatus gelitten. In allen Reden Christi stehe kein Wort von der Lehre von allen mit Adam zugleich gefallenen Seelen, oder gar von der Genugthuung. Es gebe keine andere Offenbarung als die noch fortdauernde, und unsere ganze Orthodoxie sei, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und habe das Bestimmte und Lebendige in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Doctrin verwandelt. Jedes Zeichen der Andacht sei daher ehrwürdig unter jedem Volk, denn wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und die edle Seele steige über religiöse Ceremonien so gut auf, als über bürgerliche, um in den reinen großen Himmel der Tugend zu dringen. Unter Ceremonien aber versteht er das ganze Betragen gegen Gott und Andere, das uns nicht unser Gewissen, sondern eine Offenbarung dictire, und unter Tugend den Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen mit gestirnten Zügen brennt.

Seine ganze Aufgabe ruhte also auf dem felsenfesten Glauben an eine Perfectibilität des Menschengeschlechts, die ohne alle andere Offenbarung, als die ihrer eigenen Natur, das Höchste erlangen könne und solle. Die Bürgschaft für dieses Vertrauen aber, den verhüllten Keim jener Selbstentwickelung der werdenden Menschheit, fand er in dem ursprünglichen Sinn der Unschuld und Reinheit, der die ersten Jahre des Menschenlebens so zauberisch verklärt. Daher greift er in allen seinen poetischen Darstellungen auf die früheste Jugendzeit zurück, und auf diesem Gebiet ist er wahrhaft rührend und unübertroffen. Dieses „Sonntagsheimweh“ mit seinen fernen blauen Bergen, seinen wallenden Kornfeldern

und darüberwehenden Glockenklängen ruht über allen seinen Schriften gleich einem Morgenroth, in welchem jeder, der wirklich einmal jung gewesen, seine eigene Heimat wie in einem schönen Traume wieder erkennt. Daher aber auch seine Vorliebe für die Miniaturmalerei des Lebens, jenes Versenken in die oft beengende Beschränktheit des „stillenden Stilllebens", das diese Kindheitsparadiese umhägt.

Allein diese primitive Tugendanlage, dieser verhüllte Engel der Menschheit, voll dunkler Erinnerungen an seine ursprüngliche Heimat, fühlt sich hienieden stets fremd und befangen; und so sehen wir denn auch bei Jean Paul überall das Wegwenden von der Erde nach einer höhern unsichtbaren Welt, die Verachtung von Reichthum, irdischem Glück und weltlicher Größe, die heitere Ergebung in Leiden, wenn sie von jener höhern Welt durchgeistiget sind; denn „was anders als versteinerte Blüten eines Klimas, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unserer Phantasie aus, sowie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt". Ja, das ganze diesseitige Leben war ihm eine Krankheit, von der uns nur der Tod heilt; alle seine Lieblingshelden sind sogar körperlich krank und um so leidender, je höher sie stehen. Eine solche poetische Ascetik waltet vorzüglich in seinen idyllischen Romanen, in dem Leben des „Schulmeisterlein Wutz", im „Quintus Fixlein", im „Siebenkäs" und in „Fibel's Leben"; eine wahre Feier der Armuthseligkeit, wo die kleinen verlorenen Bächlein über die harten Kiesel und durch das Schlingkraut des Lebens vergnüglich dahinrauschen, weil sich in jeder ihrer Wellen ein Streifchen Himmel spiegelt.

Es kam sonach eigentlich nur darauf an, jenem gefangenen Engel im Menschen die gebundenen Schwingen zu lösen zum Fluge über die Erde hinaus, oder vielmehr dieser Engel soll sich selbst erlösen und zwar durch Poesie und Wissenschaft; denn nicht in der Orthodoxie finde man die rechte und wahre Gottlehre,

sondern in allen Wissenschaft auf einmal. „Wer in die Zukunft hinaus sieht," sagt er, „der findet in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer blos durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und geistliche sind, aber zwei ähnliche: die Wissenschaft und die Dichtkunst." Und in diesem Sinne wird das Studium der alten Geschichte die „Sacramente und Gnadenmittel der moralischen Stärkung", und die Schriften der Alten überhaupt die „ewige Bibelanstalt" genannt. Vor Allem aber sei insbesondere die Dichtkunst, gleichwie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes. Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens, ewig abgehe, das gebe sie, und male auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel. Nun würden allerdings kraft dieser alleinseligmachenden Dichtkunst und Wissenschaft wenigstens zwei Drittheile des Menschengeschlechts, ja selbst sein Wutz, Fixlein, Fiebel u. s. w., die weder dichteten noch Dichter lasen oder sonst wissenschaftlich gebildete Leute waren, als excommunicirt zu betrachten sein, wenn man nicht aus zahlreichen andern Stellen wüßte, daß Jean Paul jene zwei geistigen Gewalten in ihrem allerweitesten Umfange nahm, gleichsam als himmlische Blitze, welche die dicke Erdenschwüle brechen und zu einem allgemeinen Aether reinigen, in dem sodann auch die Ungebildeten, ohne es selbst zu wissen, athmen und nach dem Ueberirdischen sich frei emporranken könnten.

Es ist mithin der Unsterblichkeitsglaube der eigentliche Nerv und Inbegriff seiner ganzen Lehre. „Der Mensch," sagt er, „wäre auf der Erde eitel und Asche und Spielwerk und Dunst, wenn er nicht fühlte, daß er es nicht wäre —, dieses Gefühl ist unsere Unsterblichkeit." Er ist wahrhaft unerschöpflich, dieses Thema in den mannichfaltigsten Bildern und Tönen zu variiren: „Vergiß den Gedanken nie: daß das Ich die grimmigsten Geister-

leiden, die glühendsten Geisterfreuden unversehrt ausdauert, ja sich darin noch heller empfindet, indeß der Leib unter großen Köperschmerzen und Reizen auseinander bricht. Denkt euch auf ein halbes Jahrhundert unten an die Felsen des Rheinfalls gekettet; ihr hört dann unter dem Wassersturm nicht die sprechende Seele neben euch, nicht die Gesänge des fliegenden Frühlings im Himmel und keinen Westwind in den Blüten — auf einmal verstumme der Sturm; wie wird euch sein? Wie uns Allen künftig! Denn wir sind jezo festgebundene Anwohner der irdischen Katarakte, die ohne Unterlaß über die Erde hindonnert und unter welcher wir einander nicht verstehen; plötzlich aber steht und erstarrt der Wasserfall zu stillem Todteneis: so hören wir auf einmal einander ansprechen; und wir hören den leisen Zephyr und die Gesänge in den Gipfeln und in dem Himmelblau, welche bisher ein ganzes Leben hindurch ungehört um uns verklungen. Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere ohne Durchgang durch ein langsames Keimen plötzlich auf einer Küste aussteigt, die im warmen, vollen Frühling blüht, so landen wir (oder Christus bliebe eine ewige Leiche und nur der gemeine Körperstaub wäre unsterblich!) durch einen einzigen Stoß unsers Schiffes nach unserm Winter auf einmal im ewigen Frühling an. Ihr großen, aber seligen Geister über uns! Wenn der Mensch hier unter den Wolken des Lebens sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als sein Herz, dann ist er so selig und so groß wie ihr. Und wir sind Alle einer heiligern Erde werth, weil uns der Anblick des Opfers erhebt und nicht niederdrückt, und weil wir glühende Thränen vergießen, nicht aus Mitleid, sondern aus der innersten, heiligsten Liebe und Freude. Ja, sollte nicht der Geist, welcher die Liebe ist, ein Herz göttlich berühren und segnen können, das aus Irrthum ihn in seiner vollendetsten Offenbarung nur halb erkennt und doch ein langes Leben hindurch nach keinem höhern Glücke verlangt, als nach der vollen Vereinigung mit ihm?" Dieses

durchaus christliche Gefühl bildet insbesondere den wesentlichen Inhalt seines „Kampanerthals", wo er den Menschen auf jene zwei geistigen Arme: der Poesie und Wissenschaft, nimmt, um ihn zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele emporzutragen. Allein der eine Arm ist bei weitem übermächtig, die Philosophie wird in eitel Poesie übersetzt, und fragen wir nach dem eigentlichen Ergebniß, so finden wir für all diesen begeisterten Glauben keine andere Gewähr, als eben diese Begeisterung, die großen Wünsche in uns, die, weil sie die Erde überfliegen, in einer andern Welt erfüllt werden müßten, denn der Schöpfer habe uns zu den Leiden eines solchen Mißverhältnisses nicht schaffen dürfen.

Auf diesem Wolkenboden steht seine Poesie zwischen Kindheit und Zukunft, zwischen Erde und Himmel, alles wirkliche Leben wie eine Fata Morgana in den Lüften spiegelnd. Der leuchtendste Repräsentant aller Tugenden und Mängel dieser Poesie ist unstreitig sein „Titan", wo der Dichter „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, der Hekla sein und das Eis seines Klimas und sich dazu entzwei sprengen wollte, und sich nichts daraus machen, wenn es sein Letztes sein werde!" Der Held, Albano, der sich selbst den Arm blutig ritzt, um leichter und weicher zu athmen, gehört ganz zu jenem geflügelten Theil des Menschengeschlechts, von dem Jean Paul sagt, daß er gleich dem Paradiesvogel fliegend schlafe, und auf den ausgebreiteten Flügeln die untern Erdstöße und Brandungen des Lebens verschlummere im langen schönen Traum von seinem idealischen Mutterland. Und sein ganzer innerer Lebenslauf ist gleich im Anfang deutlich umschrieben, wie er auf Isolabella bei heftigem Wind auf einen blühenden Apfelbaum gestiegen „und wenn ihn der aufgeblähte Wipfel bald unter fettes Grün versenkte, bald vor tiefes Blau und bald vor Sonnenhitze drehte: dann zog seine Phantasie den Baum riesenhaft empor, er wuchs allein im Universum, gleichsam als sei er der Baum des unend-

lichen Lebens, seine Wurzeln stiegen in den Abgrund, die weißen und rothen Wolken hingen als Blüten in ihm, der Mond als eine Frucht, die kleinen Sterne blitzten wie Thau, und Albano ruhte in seinem unendlichen Gipfel und ein Sturm bog den Gipfel aus dem Tag in die Nacht und aus der Nacht in den Tag". Albano soll nicht dem Teiche gleichen, der blos die Farbe des nächsten Ufers, sondern dem Meere, das die Farbe des Himmels trägt; denn das Herz kräftiger Menschen müsse wie ein Porzellangefäß anfangs zu groß und zu weit gedreht sein, im Brennofen der Welt liefen beide schon gehörig ein. Er hat daher vor, nichts Größeres zu werden — als Alles, nämlich zugleich sich und ein Land zu beglücken, zu verherrlichen, zu erleuchten u. s. w. Dieser Maitrank der Jugend ist gewiß ein edler Wein, aber jene himmelstürmenden Jünglinge übernehmen sich daran und sehen die ganze Welt wie Betrunkene. Vindicirt doch der Autor selbst dem Dichter — und alle seine Helden sind wenigstens der innern Anlage nach Dichter — das seltsame Vorrecht, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei." Und diesen Sonnengöttern gegenüber dann die mondscheinseligen Frauengestalten, diese Klotilden und Lianen, zarte, nur aus Pastellstaub zusammengesetzte Gebilde, die die Windstöße des Schicksals fast zerblasen können, glänzende Lilien aus der zweiten Welt, „die sich selber das Zeichen sind, daß sie bald in diese fliehen, gleichsam als schwebe die Psyche nur über der Lilienglocke des Körpers und erschüttere und beuge sie nie". Unter so unmöglichen Menschen daher auch überall die ungeheuerlichen Freundschaften, die übermenschliche Idealität, die wie eine exotische Vegetation alles Leben unter ihre Traumblumen versenkt; und es ist bei solcher innern Maßlosigkeit leicht erklärlich, daß der durchaus musikalische Jean Paul dennoch niemals leidliche Verse zu Stande zu bringen vermochte.

Für so excentrische Prätensionen aber ist das momentane Einkehrwirthshaus der Welt, wofür er diese nahm, natürlicherweise nicht eingerichtet; und dieser Zusammenstoß des Ideals mit der Wirklichkeit ist, neben dem Unsterblichkeitsglauben, das andere Hauptthema seiner Schriften; doch so, daß er stets für jene hohen Reisenden eifrig Partei nimmt und sie höchstens mit einem Anflug liebenswürdiger Lächerlichkeit die irdische Zeche bezahlen läßt, wie im „Wutz", „Fibel" und in den „Flegeljahren". Den weltumarmenden Helden aber und den Lilienjungfrauen treten überall versteinerte Väter, boshafte Minister und ordinäre Weltfratzen hemmend in den Weg. So im „Titan" der spanische Ritter „Don Gaspard", der den Himmelsfehröhren glich, „hinter denen die Erden größer erscheinen und die Sonnen kleiner; er nahm wie jene den Sonnen den geborgten Schimmer ab, ohne ihnen den wahren größern zurückzugeben; er schnitt zwar einem Judas den Strick entzwei, aber einem Christuskopfe goß er den Heiligenschein aus, und suchte überhaupt eine Parität und Gleichheit der Schwärze und des Lichts zu erkünsteln." Einen ähnlichen, aber wahrhaft tragischen Gegensatz bildet in demselben Romane der tiefgegriffene Charakter Roquairol's, der die heiligsten Höhen und die zerrissensten Abgründe der Menschenbrust nur um des dichterischen Schauers willen liebt, der mit der Brandfackel der Poesie sein ganzes Leben angezündet, und Liebe, Frevel und Reue in die Flammen nachwirft, damit sie desto schöner auflodern und dann in verzweifelter Lustigkeit fragt: „Glaubst du denn, daß die Roman- und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausendmal nachgeäfft haben, anders sind als ich?" Es ist, als hätte hier des Dichters ethischer Ingrimm ihn unwillkürlich fortgerissen, durch diesen genialen Wüstling sein eigenes Dogma von der alleinseligmachenden Poesie Lügen zu strafen. Und in diesem schmerzlichen Gefühl der Täuschung daher die immer wiederkehrende Klage über den spurlosen

Untergang so vieler großer schöner Welten in der Menschenbrust. Wer die poetischen Träume ins Wachen tragen wolle, sei toller als der Nordamerikaner, der die nächtlichen realisirt; er wolle wie Kleopatra den Glanz der Thauperlen zum Labetrunk, den Regenbogen der Phantasie zum haltbaren Schwibbogen über die Regenwasser verbrauchen. Nur im Rausch der Liebe werde schon hienieden auf Minuten das Innere das Aeußere, das Ideal die Wirklichkeit, ohne daß jedoch dieses kleine Jetzt über das Dann des Jenseits eine Stimme habe; denn wenn auch auf Erden „das Dichten Leben würde und unsere Schäferwelt eine Schäferei und jeder Traum ein Tag, o so würde das unsere Wünsche nur erhöhen, nicht erfüllen, die höhere Wirklichkeit würde nur eine höhere Dichtkunst gebären und höhere Erinnerungen und Hoffnungen; in Arkadien würden wir nach Utopien schmachten und auf jeder Sonne würden wir einen tiefern Sternenhimmel sich entfernen sehen, und wir würden — seufzen wie hier!“

Sein Unglück war also eigentlich nur die hartnäckige Illusion, die jenen wandelbaren und fliehenden Regenbogen der bloßen Sehnsucht schon für die einzig haltbare Himmelsbrücke hielt und daher den redlich Strebenden nimmermehr befriedigen konnte. Dazu kam, daß er sein unverkennbares Talent des religiösen Glaubens, wenn man es so nennen darf, beständig beugen und mit der rationalistischen Aufklärung verkuppeln zu müssen glaubte, und doch wieder zu sehr Dichter war, um diesen Mißklang nicht zu fühlen und poetisch auszutönen. Und so entstand jenes wunderliche Maskenspiel seiner humoristischen Doppelgängerei, das nur die nothwendige Reaction und Kehrseite seiner empfindsamen Idealität darstellt. Es ist der Witz der Melancholie, die den Conflict der Erde mit dem Ueberirdischen und ihren Schmerz darüber parodirt; die unaufgelöste Dissonanz des Lebens, die besonders im „Siebenkäs“ schneidend durchklingt, und seine Leibgeber-Schoppe endlich in Wahnsinn stürzt.

Man hat Jean Paul öfters den Vorwurf einer stabil gewordenen Juvenilität gemacht, und seine ganze Weltansicht ist allerdings die eines feurigen Jünglings. Allein wir möchten auf diesen Tadel keinen zu großen Nachdruck legen, in einer Zeit, wo die Jugend schon altgeboren und nur das Alter kindisch wird; denn neben den vielen und leicht zu bemäkelnden Extravaganzen und Mängeln der Juvenilität in seinen Romanen ist es doch eben jene bis in die spätesten Jahre treubewahrte unverwüstliche Jugendfrische, die überall die Höhen sucht und ihn nur in der Bergluft wahrhaft adeliger Gesinnungen, rücksichtsloser Wahrheitsliebe und unschuldiger Sitte frei und fröhlich aufathmen läßt, gleichsam eine Ritterlichkeit der Tugend, die gegen alles Drachengezücht und ringelnde Gewürm der Niedertracht, der Gemeinheit und des Lasters, in wie schönen gleißenden Farben es auch schillern mag, mit edler Zornesglut die Lanze einlegt. Ja selbst die Begeisterung, womit er seinen Schriftstellerberuf zur Veredelung des Menschengeschlechts aufgefaßt, und diesem einmal als heilig erkannten Ziele Genuß, äußeres Behagen und Gesundheit unbedenklich aufopferte, ruht auf jenem jugendlich ethischen Grunde. Und in dasselbe Morgenroth pflanzte er über der Schande und den Trümmern Deutschlands unverzagt das Panier der Hoffnung, während Goethe gleichgültig abgewandt die chinesische Geschichte studirte; und als dann der Tag der Befreiung wirklich angebrochen, den Goethe mit einem gezirkelten „Epimenides' Erwachen“ höfisch kaum begrüßte, redete unser alter Jüngling die deutschen Fürsten und Völker aus Herzensgrunde prophetisch-mahnend an: „Es gibt Wendezeiten der politischen Witterung, Entscheidpunkte für Staaten, die von oben kommen, diese Zeiten halte man heilig und thue das Beste darin, was man vermag. Eine solche Höhezeit arbeitet jetzt in Deutschland nach dem Siege über den neuesten Xerxes. Fürsten und Völker leben wieder im Gefühle des Rechts; Völker haben Fürsten befreit, und freie Fürsten werden freie Völker dulden und

bilden, und altdeutsche Herzen werden sich ein altdeutsches Vaterland erobert haben. Aber wir sind erst der bittern Vergangenheit los und der fruchtbringenden süßreifen Zukunft noch nicht Herr. Im Volke muß öffentlicher Geist, großer Gemeinsinn erst gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt. Den Fürsten stehen nun zum mächtigsten heiligsten Einwirken die Kräfte einer von der Zeit beseelten Jugend zu Gebote, und außer diesen Feuergeistern noch die Lichtgeister der Zeit, eine Cincinnatusgesellschaft hochgesinnter Schriftsteller in allen Kreisen und Fächern; und vor diesen können Fürsten mit keinem Mangel an treuen warmen Gehülfen sich entschuldigen, wenn sie im Besitze solcher Hände, Herzen und Köpfe den ewigen Ruhm versäumen, ein schöneres Deutschland zu pflanzen, als das halb verwelkte, halb gemähte gewesen! Erste Pflicht der deutschen Fürsten ist nun, ihren deutschen Völkern zu vertrauen. Bedenkt, daß die Völker euch gegen den allmächtigen Prätendenten Europas vielleicht treuer geblieben, als ihr ihnen gegen ihn. Dieses Volk that das Höchste für euch; nichts wiederholt sich schwerer als die Begeisterung, aber doch wiederholte das Volk sie. Wenn ihr nun dieses harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, diesen Schatz von Landeskindern — wem werdet ihr vertrauen, dem mehr als tausendjährigen deutschen Tugendbunde oder dem Schmalz'schen geheimen Rathe? Gab es eine Tag- und Nachtgleiche, worin sie selber entscheiden, was nach ihr erfolgen soll, ob ein Frühling oder ein Herbst, so ist es diese Zeit jetzt. Sie haben beinah die Wahl, entweder allmächtig oder ohnmächtig zu werden. Unsere Freiheitsliebe ist nur Rechtlichkeitsliebe, nicht Glanz und Raubsucht. Und so lange dieser Sinn in uns nicht zu ermorden ist, werden wir Knechtschaft hassen und Vaterland lieben. Rechtlichkeit verknüpft die Deutschen, und wehe dem, der das Band durchschneidet, woran die Welt hängt und er selber. Uebrigens ist jetzt zu viel politisches Licht vorhanden, als daß der Fürst

nicht lieber das ganze zuließe. Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land. Hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirschen. Was ist Deutschland anders als ein Staatenbund von körperlichen Monarchien und Einer geistigen Demokratie?" So sprach Jean Paul in den Jahren 1815—20; aber die Staatsweisheit hatte keine Zeit für poetische Allotrien, und inzwischen hat die zweite Tag- und Nachtgleiche die Säumigen überrascht, und die verhängnißvolle Wahl steht wieder wie damals.

Soviel aber wird jeder Unbefangene ehrend anerkennen, daß es diesem Dichter wie Wenigen tiefer Ernst war mit der Lösung seiner Aufgabe. Ja man könnte sagen: er hat mit seltener Aufopferung das Experiment der Humanitätsbildung der Menschheit den Zeitgenossen an sich selber vorgemacht; und es ist nur die Schuld seines Grundirrthums über die ausschließliche Kraft und Heiligkeit dieses Cultus, wenn er dennoch zuletzt seinem Schicksalsgefährten Jacobi schreiben mußte: „Mein Innerstes und Bestes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines."

Auch auf diesem Gebiete, wie auf allen hervorragenden Pfaden seiner Zeit, finden wir abermals Goethe als den besonnensten Führer. Auch er adoptirte, wenngleich nicht ohne eigenthümliche Färbung, die damalige subjective Humanitätsreligion, die den Menschen mit seiner Sehnsucht und deren Erfüllung lediglich auf sich selber verwies. Der Unterschied lag nur in der verschiedenen individuellen Auffassung. Während Jean Paul die ganze Welt in dem idealen Hohlspiegel auffangen wollte, sollte umgekehrt bei Goethe schon die Welt selbst, wie sie eben war und blieb, den Himmel abspiegeln. Das Endliche in seinen mannichfaltigen Gebilden und Manifestationen war ihm die Unendlichkeit, die Weltseele oder Gott; die Natur seine Offenbarung. „Ich bete den an," sagte er, „der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt

hat, daß, wenn nur der millionste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anhaben können. Das ist mein Gott." Das Sichtbare, Sinnliche soll ihn zum Höchsten tragen, und alle Ideale Lavater's sollen ihn nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur: er glaube auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Er springe nach keinem Ideale, sondern, kämpfend und spielend wolle er seine Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen. Und in diesem realen Boden wurzelt auch sein Unsterblichkeitsglaube; denn vom Untergang so hoher Seelenkräfte könne in der Natur nie und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandele sie ihre Capitalien nie. „Lebe und du wirst leben!" Der Durst nach Leben, die Erkenntniß der unsterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten — nur diese sei Unsterblichkeit. Ja, bei dem Gesetz weiser Erhaltung und Entfaltung, wonach die Natur unaufhörlich mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche fortspiele, frage es sich vielmehr, ob nicht der ganze Mensch wieder nur ein Wurf zu einem höhern Ziele sei. Die Natur könne die Entelechie nicht entbehren; aber wir seien nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, müsse man auch eine sein; denn jede Entelechie sei ein Stück Ewigkeit, „und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringerer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch

bei ihrer geistigen Uebermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen."

Diese Ansicht prädestinirt aber, genau genommen, zwei verschiedene Menschenracen: eine hohe Geistesaristokratie neben ordinärem Weltfutter. Gegen eine solche Unterscheidung ließe sich, bei dem unerforschlichen Plan, wonach die Vorsehung Glück und Gaben an die Sterblichen vertheilt, factisch wenig einwenden, insofern nur nicht jener geistige Geburtsadel schon an sich zugleich als Freibrief für die andere Welt gelten und dabei ganz übersehen werden soll, daß nicht das Genie als solches, sondern der Gebrauch, der davon gemacht wird, zum Himmel hilft, und zwar hier um so bedenklicher, da von dem, dem viel gegeben ist, auch viel gefordert wird. So ist es aber bei Goethe keineswegs gemeint; denn er spricht zwar einige Mal von der Nothwendigkeit, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte, und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig; allein ebenso entschieden behauptet er: kein Mensch könne auch nur eine Faser seines Wesens ändern. Unsere Tugenden ruhten mannichfaltig verzweigt auf unsern Fehlern wie auf ihrer Wurzel; indem wir jene ausbildeten, bauten wir zugleich auch diese mit an. Dies sei aber nur verlorene Mühe, er vertraue sich daher ganz der Natur; „sie mag mit ihm schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein!" Hiernach käme es also eigentlich nur darauf an, den unabweisbaren Forderungen der Natur zu folgen, oder mit andern Worten: unsere dämonischen Kräfte und Anlagen zum möglichst ungehinderten Selbstgenuß zu befähigen. Und für diese Ausbildung erkannte er die Kunst als die wirksamste Schule. Es ist wahrhaft hinreißend, mit welcher Andacht er in Rom von seiner innern Erweckung vor den alten Götterbildern spricht. „Ich habe keine Worte," sagt er,

„die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange, mein Geist ist erweitert genug, sie zu fassen. Ich habe wieder die schönsten — ich darf wohl sagen — Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Wenn man sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden. Es ist mir, als hätte ich die Dinge der Welt nie so richtig geschätzt als hier; ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Der Segen wurde auch sehr bald wirksam, doch mehr äußerlich als nach der innern Tiefe hin, nicht als Erfrischung der dämonisch productiven Macht, die Goethe's Jugend so wunderbar macht, sondern eben als stille bildende Kraft. Eine gewisse Logik der Gefühle gibt fortan seinen Gestaltungen durch weise Selbstbeschränkung Ruhe und symmetrisches Ebenmaß; Tasso, Iphigenia u. s. w., längst im prosaischen Umriß fertig, wurden erst jetzt in musikalische Verse übersetzt und in diejenige Form gegossen, die allgemein als classisch gilt. Dagegen unterwühlte diese Kunstreligion auf andere Weise den Boden der Poesie. Da nämlich in ihr nothwendig das ethische Element nur ein untergeordnetes sein kann, so glaubt sie es auch ignoriren oder mit vornehmer Geringschätzung behandeln zu dürfen. Sie kennt im Grunde blos ein poetisches Gewissen und Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst. Die Tugend soll nur durch die Schönheit ihrer Erscheinung gelten, die Sünde durch schöne Formen sich rechtfertigen können und die höhere Bildung überhaupt von der gemeinen Sittlichkeit dispensirt sein, als einer bloßen magern Diät für diejenigen, die jener Himmelsspeise nicht theilhaftig werden und sich sonst an der Hausmannskost den Magen verderben möchten; ein Grundsatz, den unsere neue Lite-

ratur, der genialen Liederlichkeit sich trefflich gemerkt und Goethe selbst in seinem Faust im Großen ausgeführt hat. Dieser ist keineswegs der Faust der alten Sage, welcher um der Welt Lust und Ehre sich keck dem Teufel verschreibt; sondern ein durchaus modernes Genie, welches, alle einsamen Spitzen und Abgründe der Menschenbrust schauerlich beleuchtend, das kurze irdische Leben sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk gestalten und die Urschönheit der Welt selbst im Bilde der heidnischen Helena wieder beleben will. Aber dort wird der Faust vom Bösen, hier der Böse vom Faust betrogen; jener wird, wie billig, zuletzt vom Teufel geholt, während der Goethe'sche, trotz aller Frevel, kraft seiner höhern Bildung und lichten Aperçus, ohne Reue oder innerliche Umkehr dennoch unter großem Applaus der liberalen Engelscharen gen Himmel fährt.

Aus diesem Dogma einer vegetativen Fortbildung des Kunstsinnes aber, die alles Anomale abzuwehren und auszuscheiden strebt, erklärt sich nicht nur Goethe's vielberufener Quietismus in politischen Dingen, deren springende Uebergänge und gewaltsames Ueberstürzen ihn überall störend berührten, sondern auch sein Haß gegen das positive Christenthum, indem dieses gerade umgekehrt das, was ihm als Selbstzweck galt, jederzeit nur als Mittel höhern Absichten unterordnet. Mit bitterer Gereiztheit zählt er daher das Christenthum zu den ihm widerwärtigsten Dingen, wie Taback, Knoblauch und Hundegebell, erklärt sich offen und wiederholt für einen „decidirten Nichtchristen“, findet tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich als die Evangelien, und bemitleidet freundschaftlich Lavater's Durst nach Christo, der seine ganze Kraft anwende, um ein Märchen wahr zu machen, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern. Er gönne ihm gern dieses Glück, da er ohne dasselbe elend werden müßte; denn bei seiner Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, sei

es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übriggeblieben, an dem er sich bespiegeln und anbeten könne. „Nur das ist," fährt er fort, „ungerecht und Raub, daß du alle köstlichen Federn der tausendfältigen Geflügel unter dem Himmel ausraufst, um deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten. Du nennst das Evangelium die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. In diesem Glauben ist es mir ebenso heftig Ernst, wie dir in dem deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, so würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen, wie du für das Einreich Christi." Also auch hier wieder eine exclusive Religion der Gebildeten, vornehme Abwehr des tausendjährigen Volksglaubens, und ein Christus, der keiner ist, der nie wirklich gelebt hat, sondern, wie andere mythologische Personen, nur ein selbstgeschaffenes Bild unserer Sehnsucht sein soll; denn was wären, meint er, die tausendfältigen Religionen überhaupt Anderes als tausendfache Aeußerungen einer Heilungskraft, welche die Natur in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens gelegt, damit es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken könne. An irgend was müsse der Mensch glauben, um nicht an sich selber zu verzweifeln; aber ob er an Christ glaube oder Götz oder Hamlet, das sei eins. Mit dem Glauben, in welchem ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er es vermöge, zu opfern bereit stehe, verhalte es sich gerade umgekehrt als mit dem Wissen: es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse, während es

beim Glauben nur darauf ankomme, daß man glaube. Das Wort der Menschen ist ihm daher Wort Gottes, und mit inniger Seele falle er dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavelli; dürfe aber auch zu Jedem sagen: „Geht's dir doch wie mir. Im Einzelnen sentirst du kräftig und herrlich; das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Löst man nun die Hülsen dieser blos abwehrenden Negationen aufmerksam ab, so bleibt als Kern seines „Nichtchristenthums" — außer dem schon oben erwähnten auf Naturnothwendigkeit gegründeten Unsterblichkeitsglauben — eigentlich wieder nur der alte Ueberall und Nirgends eines Naturgottes, der eben nichts Anderes ist als das Dasein selbst. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind." Und auf diese schon ursprünglich durch die ganze Natur verbreitete Kraft selbständiger Fortentwickelung baut er sodann getrost sein humanistisches Bildungsprincip, sowie seinen persönlichen Beruf, hierbei thätig und hülfreich zu sein; denn „Gott ist noch fortwährend wirksam wie am ersten Schöpfungstage. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte: sich auf dieser materiellen Grundlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen." Hierzu aber sei mit dem Dogmatischen des Christenthums nicht im mindesten geholfen. Alles Gute vielmehr sei „angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger dem Menschen im Allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung

die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig vorzog.“ Diese (pelagianische) Ansicht, wonach der Natur ein gewisser Keim inwohnt, der zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen kann, habe ihn stets der sonst von ihm verehrten Brüdergemeine entfremdet, welche die menschliche Natur für durchaus verdorben erkläre. Er unterscheidet daher eine Art Urreligion von der Kirche, eine Religion der Natur und Vernunft, also göttlicher Abkunft, welche ewig dieselbige bleiben und dauern und gelten werde, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch sei sie nur für Auserwählte, und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden; denn die armen schwachen Menschen ertrügen das ungetrübte Licht göttlicher Offenbarung nicht. Die Kirche dagegen sei mehr menschlicher Art, wohlthätig dämpfend, ermäßigend, aber gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch sie werde in ewiger Umwandelung dauern, so lange es schwache menschliche Wesen gebe.

Auf diesem ziemlich nüchternen Hintergrunde nun bewegen sich „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, die der Held eben in jener Allerweltsschule verbringen soll. Es handelt sich hier keineswegs um Entwickelung und Verherrlichung einzelner Kräfte oder Talente, z. B. etwa für die Bühne, wie die ersten Bücher dieses Romans allerdings vermuthen lassen, sondern um eine allgemeine Menschenbildung, um harmonische Entfaltung aller menschlichen Anlagen, und zwar nicht, wie bei Jean Paul, durch Wissenschaft und Kunst, sondern durch das Leben der Gegenwart selbst; es soll gleichsam praktisch gezeigt werden, wie weit es der Mensch, abgesehen von allen positiv religiösen Motiven, blos durch jene ihm von der Natur eingepflanzte Urreligion zu bringen vermag. Daher wird zunächst, ohne die mindeste ideale Anspannung und Verklärung, vielmehr die verhüllte Poesie des gewöhnlichen Lebens — und das noch obendrein in der widerstrebenden Zopfzeit der siebziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts —

spielend zur Erscheinung gebracht: die reizende Sinnlichkeit und Anmuth Philinen's, die abenteuerliche Seiltänzerbande, die wandernden Schauspieler u. s. w., während die tiefern und geheimnißvollen Klänge in Mignon und dem Harfner austönen. Ja, selbst der kaufmännische Handelsverkehr wird durch Werner's geistreiches Lob desselben als ein belebender Strom in das Reich der Poesie mit aufgenommen. Ueber Allem aber ruht, wie ein zauberischer Morgenduft, die Ahnung der Schönheit der Welt, gleich der vorausdichtenden Neugier, womit ein Kind zum ersten Mal im Theater vor dem noch unaufgerollten Vorhang sitzt, oder nach den fernen blauen Bergen seiner Heimat in die werdende Zukunft blickt; und mit Recht hat daher Fr. Schlegel diesen Roman eine Naturgeschichte des Schönen genannt.

Mitten in dieses buntbewegte Leben nun ist der junge bildungssüchtige Wilhelm Meister gestellt, ein passives Genie, das alle Eindrücke geistreich aufnimmt, ohne jemals selbst einen geistreichen Eindruck zu machen, an dem Alle meistern, ohne ihn doch über die Lehrjahre hinwegbringen zu können; der immer sucht, was er schon hat, und stets auf den allerweitesten Umwegen. Jener poetische Zauberblick des Lebens hat auch ihn getroffen; im ersten Jugendrausch trinkt er gutmüthig den gewöhnlichsten Gesellen Brüderschaft zu, das Theater wird seine Kirche, Mariane seine Muse. Aber schon hier lüftet sich der Schleier der eigentlichen Absicht. Eine erst leise mit den Dingen spielende, dann immer schärfer und tiefer einschneidende Ironie, die gegen die souveränen Prätensionen der Gefühlspoesie, wie sie z. B. bei Jean Paul vorwalten, gerichtet ist, geht unerbittlich durch das Ganze. Wilhelm Meister's erste Jugendliebe zu Marianen wird durch Norberg's rohe Mitbewerbung gleichsam parodirt, seine dichterischen Versuche werden als kindisch beseitigt, und seine mit so großem Aufwand von Einsicht, Begeisterung und weitläufigen Anstalten begonnene Schauspielerlaufbahn scheitert fast lächerlich; denn es gilt hier

nicht die Täuschungen der Kunst, sondern die Kunst des wirklichen Lebens, zu dem sich nun die Bühne allmälig erweitert. Die Komödianten treten von den Brettern in die vornehme Welt, während die vornehme Welt Komödie spielt; beide nicht zu ihrem sonderlichen Vortheil. Zu dieser verwandelten Scenerie aber paßt das alte poetische Rüstzeug nicht mehr; Wehmuth, Reue und der leise Hauch der Sehnsucht sind, etwa wie Volkslieder bei Hofconcerten, durchaus nicht salonfähig und anständig genug, und der Harfenspieler wird wahnsinnig in dieser fremden Atmosphäre, und Mignon muß sterben, ihre Exequien sind gleichsam der Abschiedsgruß der Poesie.

Dagegen betritt nun eine ganz andere Gesellschaft von aristokratischen Schauspielern, die schon lange vorgespukt, die gesäuberten Bretter; die neue Komödie handelt ganz ernsthaft von Menschenbildung; die Scene ist ein alter Thurm in Lothario's Schloß, wo, sehr bezeichnend, eine ehemalige Kapelle freimaurerisch modernisirt, und anstatt des Altars ein großer mit grünen Teppichen behangener Tisch zur Bühne eingerichtet worden, von der die Orakelsprüche sich geheimnißvoll vernehmen lassen. Die Hauptacteurs sind wohl jedem Leser wohlbekannt. Der kluge Jarno, der alles Außerordentliche meist thöricht findet und den Harfenspieler einen vagirenden Bänkelsänger und Mignon ein albernes zwitterhaftes Geschöpf nennt, drängt den armen Meister fast gewaltsam zum sogenannten Praktischen. Der vielgeschäftige Abbé, ziemlich stark in die josephinische Aufklärungszeit hinüberschielend, ist der Meinung, daß alle Erziehung sich nur an die Neigung des zu Erziehenden anschließen müsse, denn jede, auch die geringste Fähigkeit sei uns angeboren, und es komme daher blos darauf an, deren natürliche Entwickelung nicht zu stören und zu hemmen, ein Grundsatz, der indeß bei der liederlichen Neigung des leichtfertigen Friedrich gar übel angeschlagen. Beide Bildungskünstler charakterisirt die unglückliche Lydie in ihrer leidenschaftlichen Heftig-

keit ganz treffend, indem sie sagt: Jarno habe kein Gemüth, und der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen oder sie gar hineinzustürzen. Das Ideal jener negativen Pädagogik aber ist der erste Liebhaber: Lothario; er treibt die Naturreligion des Egoismus im Großen und behandelt die Liebe cavalièrement als pikanten Schmuck des Lebens, bis er zuletzt, sichtbar blasirt, sich auf die rationelle Landwirthschaft wirft. Und dieses immer lauter und breiter vordringende Evangelium der Oekonomie verkörpert sich nun ganz in Therese, der holländischen Fee von Küche, Keller und Kohlgarten; und in höherm Sinne in dem praktischen Wohlthätigkeitstriebe Nataliens, die von sich selbst sagt: daß die Reize der leblosen Natur keine Wirkung auf sie haben, und beinah noch weniger die Reize der Kunst; ihre angenehmste Empfindung sei, wenn sich ihr ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstelle, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden. Die Tante: Schöne Seele, endlich spielt nur eine flüchtige Gastrolle und macht sorgfältig Toilette vor dem geistigen Spiegel, ohne daß irgend Jemand von der Gesellschaft Lust verspürt, sich an ihr zu spiegeln. Fragen wir aber nun nach dem eigentlichen Humor des Ganzen, so bleibt zuletzt nur eine praktische Nützlichkeitstheorie, die sich über die gewöhnliche Moral, über Poesie und Religion erhaben dünkt und nicht blos den Meister, sondern alle Welt gern meistern möchte.

Es hieße denn doch wohl den natürlichen Begriffen Gewalt anthun, wollte man diese ökonomische Propaganda auch noch etwa für eine tiefere Poesie des Lebens nehmen. Viel eher könnte man sich versucht fühlen zu glauben, der Dichter habe es auch in dieser zweiten Hälfte des Romans mit den Thurmgeheimnissen jener Erziehungsanstalt nur ironisch gemeint. Allein Ton und Anlage widersprechen durchaus einer solchen Voraussetzung. Der wohlgefügte Bau strebt überall fast pyramidalisch der Spitze zu, und diese Spitze ist der Lebenskünstler Lothario, der eigentliche

Held des Ganzen. Auch erinnere man sich nur, wie durchsichtig in den ersten Büchern die Ironie mit dem Ernst der Gefühlspoesie und einer blos conventionellen Bildung spielt, und wie ernst dagegen hier das Spiel des Verstandes behandelt wird. Wir glauben vielmehr, daß Goethe nach seiner gewohnten Art, innerlich abgemachte Bildungsphasen durch ihre poetische Objectivirung sich vom Halse zu schaffen, gleichwie er das Geniefieber der Empfindsamkeit im „Werther", den Sturm und Drang im „Götz" hinter sich warf, so auch hier seinen eigenen rationalistischen Uebergang von der Jugend zum Alter abzuthun und poetisch zu rechtfertigen versucht hat; denn Goethe war im Grunde gewissermaßen selbst so eine Art von Wilhelm Meister, und wir erfahren nachträglich aus „Dichtung und Wahrheit", wie überraschend viele Jugenderinnerungen, Personen und Zustände aus seinem eigenen Leben in diesen merkwürdigen Roman übergegangen sind. Er selbst war, wie Wilhelm Meister, aus der Beschränktheit einer wohlhäbigen bürgerlichen Häuslichkeit plötzlich und wie durch einen Zauberspruch in die höhern Lebenskreise versetzt worden. Auch ihn sehen wir dann in Weimar in einer profusen Gegenwart aufgehen, Hofbälle, Wasserfahrten und Liebhabertheater dichterisch arrangiren, stets bemüht, sich für die vornehme Welt aristokratisch auszubilden; eine zerstreute nach allen Seiten hin zerfahrene Universalität, die eine Achilleis projectirt und zur Abwechselung mit den Büchern Moses spielt, die „den Hof probirt hat und nun auch das Regiment probiren will", und hinter der späterhin der ernste Schiller wie sein poetisches Gewissen mahnend steht; bis endlich das Leben, mit dem er zu spielen meinte, mit ihm selbst zu spielen begann, und ihn allgemach in seine eigenen Grundsätze wie eine Mumie einwickelte, so daß der Herzog, der im Jahre 1780 die Besorgniß äußerte: Goethe werde in seinem Wesen noch so ätherisch werden, daß ihm endlich das Athemholen entgehen werde, jetzt seine ministerielle Vornehmthuerei lächerlich fand.

Goethe hat bekanntlich die letzten Bücher des „Wilhelm Meister" bedeutend später geschrieben als die ersten, und diesem zufälligen Umstande will man den nach den jugendlich leidenschaftlichen Anfängen unerwarteten, etwas kühlen und altgewordenen Ausgang des Romans beimessen. Wir aber sind der Meinung, jene Naturbildung in und durch den Rummel der Welt hätte, auch ohne diese Unterbrechung, denselben Ausgang nehmen müssen, wie sie ihn ja auch bei Goethe selbst in der Wirklichkeit genommen hat. Das sich selbst überlassene Leben, wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Ueberirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch decorirte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angeborenen Schwere, nothwendig immer tiefer zum Realismus hinab, und wenn im Anfange des „Wilhelm Meister" der jugendliche Rausch des Lebens zuweilen anstößig geworden, so wird zuletzt der reflectirende Katzenjammer noch verletzender. Schiller sagt darüber mit der Pietät der Freundschaft: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen"; und anderswo noch unumwundener: „er sehe ihn am Ende in der menschlichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen".

Und ganz in derselben Mitte bewegen sich auch „Wilhelm Meister's Wanderjahre, oder die Entsagenden", das wunderlich skizzirte Schema eines Romans, als ob dem Dichter über der Arbeit zur lebendigen Ausführung Geduld und Lust vergangen wäre. Hier soll die Schlußphilosophie der Lehrjahre sich welthistorisch machen; Alles, Landschaft und Staffage, wird fast allegorisch; die Flucht nach Aegypten, die Mutter Gottes, der heilige Joseph, als bloße Mythen, werden ins Reinmenschliche übersetzt; anstatt der religiösen Mysterien greifen die Ordensgeheimnisse des Lothariothurms praktisch nach allen Richtungen hinaus. Ueber dem Ganzen aber waltet, als Hohepriesterin, Makarie, eine Art

somnambuler Heiligen, welcher die Verhältnisse unsers Sonnensystems eingeboren sind. Auch Jarno (hier Montan genannt) tritt nun als Wissender immer deutlicher in den Vordergrund. Er hat sich ganz dem Studium der Natur ergeben, der „wundervollen heiligen Schrift, worauf die Priester ihren Altar gegründet", und von ihm erfahren wir gelegentlich einige Hauptgrundsätze jenes Geheimbundes. Die Entsagenden dürfen weder vom Vergangenen noch Künftigen miteinander sprechen, nur das Gegenwärtige soll sie beschäftigen; denn es sei jetzt die Zeit der Einseitigkeiten; ein Jeder habe nur ein einzelnes Organ aus sich zu machen und abzuwarten, was für eine Stelle ihm die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde. Die ganze Bildungsaufgabe wird daher mit einem Kohlenmeiler verglichen, wo man den Holzstoß zwar anzündet, aber die durchschlagende Flamme dann eilig wieder mit Rasen und Erde zudeckt, nicht um sie auszulöschen, sondern um sie zu dämpfen, bis Alles nach und nach in sich selbst verkühlt, und zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schlosser, an Bäcker und Koch abgelassen und verbraucht werden kann. Der allgemeine Wahlspruch ist: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen". In diesem Sinne wird der gute Wilhelm Chirurgus, Jarno, schon etwas besser bedacht, erscheint als Berghauptmann, Lucie hat sich in eine Nätherin, Philine in eine Schneiderin verwandelt, die mit ihrer Schere lustig nach allen Seiten schnappt. Das mag nun, jenem Motto gemäß, immerhin nützlich und auch wahr sein, aber schön ist es nicht.

Der weitverzweigte Bund begnügt sich indeß nicht mehr damit, Einzelne zu meistern; er hat jetzt, um die Sache ins Große zu treiben, eine ganz pädagogische Provinz eingerichtet, voll Kohlgärten, Baumschulen und Handwerksplätzen, mit besondern Pferderegionen, Kunstbezirken u. s. w., wo ein Jeder als Organ zu künftigem Verbrauch sich praktisch ausbilden soll. Die Musik ist

zum Hauptelement dieser Bildung gewählt. Ihre religiöse Erziehung aber geht auf Erweckung der Ehrfurcht, die überall eine dreifache ist, weshalb es denn auch, je nach den Objecten der Andacht, nur drei echte Religionen gibt; nämlich die ethnische, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht und wozu alle sogenannten heidnischen Religionen gehören. Sodann die philosophische Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich hinab, alles Niedere zu sich hinaufziehen, und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen des Weisen, indem er nun das Verhältniß zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, und also im kosmischen Sinne allein der Wahrheit lebt. Und endlich die christliche Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, weil sie, sich auf einen höhern Geburtsort berufend, nicht nur die Erde unter sich liegen läßt, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anerkennt, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniße des Heiligen verehrt und liebgewinnt. Alle diese drei Religionen zusammen bringen aber erst die wahre Religion hervor. Sie werden durch stündlich zugängliche Wandgemälde gelehrt und zwar die ethnische an Bildern, welche neben der israelitischen Geschichte zugleich auch Gleichbedeutendes aus andern Religionen darstellen, z. B. Apollo neben Abraham. Die philosophische Religion wird gelehrt durch Abbildungen aus dem Leben Christi bis zum Abendmahle, denn der Wandel dieses „vortrefflichen Mannes" sei für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod; zu jenen Lebensprüfungen sei jeder, zu diesem nur Wenige berufen. Die christliche Religion dagegen, „jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen", geben

sie einem Jeden nur ausstattungsweise zuletzt in die Welt mit, damit er wisse, „wo er dergleichen zu finden habe, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte". Ein seitdem auch schon außerhalb der Grenzen der pädagogischen Provinz beliebt gewordenes Verfahren, das allerdings consequent genannt werden muß, wenn man einmal die übermenschliche Göttlichkeit des „vortrefflichen Mannes" nicht anerkennen und ganz übersehen will, daß sein Wandel sich vernünftigerweise von „jener Verehrung des Widerwärtigen" und von seinem Tode gar nicht trennen läßt, sondern durch diesen erst seine wahre Bedeutung erhält. Von jener anmuthigen Religion aber ist ihre Sittenlehre ganz abgesondert, sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen: „Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein Jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloser Ausführung." Daher will der Abbé keine Hausfrömmigkeit, sondern Weltfrömmigkeit, die unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setze, um nicht nur unsern Nächsten zu fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitzunehmen; denn die Frömmigkeit sei kein Zweck, sondern ein Mittel, durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen. Diese Ansicht bedingt aber zugleich eine allgemeine Weltbürgerei, die hier durch den Wahlspruch: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland" formulirt wird, und die Abiturienten der pädagogischen Provinz zuletzt auch wirklich nach allen Himmelsgegenden hin zerstreut.

Von diesen Wanderjahren gilt noch in höherm Maße, was wir schon bei den Lehrjahren über die zweideutige Intention des Dichters bemerkt haben. Auch hier sehen wir abermals eitel Komödie, die entweder die Ironie des Dichters mit dem Leser, oder jene vornehme Schauspielergesellschaft mit der Welt spielt, welche in den Lehrjahren nur erst hinter den Coulissen agirte, hier

aber „viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet" sein soll. Diese Lebenszwecke aber wären allerdings — wie schon von Mehren, je nach den verschiedenen Weltansichten, lobpreisend oder tadelnd erkannt worden — keine andern, als nach Innen eine quietistische Entsagung des Unmöglichen, um das Mögliche desto ruhiger zu genießen, und nach Außen hin eine Art von Simonismus, das Streben nämlich, jedem Mitgliede der fortschreitenden Menschheit einen richtigen Antheil am Besitz und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren; ein Unternehmen, das freilich jene Entsagung des Unmöglichen geradezu wieder aufzuheben scheint.

Es ist überhaupt interessant und in vieler Beziehung lehrreich, durch die weitläufige Goethe-Literatur die durchaus verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Urtheile zu verfolgen, die von sonst gleich gutgesinnten und geistvollen Männern über das innere Wesen seiner Dichtungen (denn seine künstlerische Vollendung in den Formen wird wohl jetzt allgemein anerkannt) ergangen sind. Goethe ist, wie Blücher und Napoleon, fast schon bei Lebzeiten eine mythische Person geworden, an der die Nachkommen, ein jeder nach seinem individuellen Maß und Talente, bildend fortdichten. Während er selbst sich häufig und unumwunden einen Heiden nennt, ruft Steffens aus: „Wahrlich, es gibt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm ist; und wer nicht durch Shakspeare oder Goethe oder durch die Größe der Alten Welt oft zum Knien gebracht ward und recht innig das ganze Geschlecht lieb gewann, dem Gott so Großes anvertraute, der kennt den hellen Tag der segensreichen Liebe nicht." Und Göschel (in den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise"): „Wenngleich sich unser Dichter für sein ganzes Leben die christliche Terminologie versagt hat, weil ihm nach seinem eigenen Bekenntniß deren Anwendung nie recht glücken wollte, so hat er doch in seiner Sprache das

Evangelium gepredigt, und darum brauchen die Frommen seiner und seines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.“ Wolfgang Menzel dagegen erkennt in Goethe's ganzer Erscheinung einen Reflex seiner Zeit, der nationalen Entartung, der politischen Schande, schadenfrohen Unglaubens, koketter, wollüstelnder Frömmelei, die ängstliche Pflege des Egoismus der Genußsucht unter der Maske des feinen Anstandes, oder gar des Heiligen, des Geistreichen und Tiefverständigen; von Religion, weil diese jede Maske entschieden verabscheue, könne daher bei Goethe nie die Rede sein. Wieder Andere, in totaler Einseitigkeit vernarrt, haben sich aus des Dichters geistiger Physiognomie nur den heidnischen Zug behalten, und ihn bacchantisch zum Heiland der Sinnlichkeit und ihrer Fleischesreligion ausgerufen.

Wir aber meinen, man sollte überall vom Dichter nichts Anderes verlangen oder ihm unterschieben wollen, als er zu gewähren vermag. Goethe ist uns immer wie ein herrlicher Baum erschienen, der, mächtig in der Erde wurzelnd, gar nicht in den Himmel wachsen mag, und doch, weil er eben nicht anders kann, mit allen Zweigen und Knospen durstig von dem Lichte trinkt, das durch sein kräftiges Laub zittert. Wir wollen keine Sterne von den Bäumen schütteln, aber wie in einem schönen Walde uns an dem geheimnißvollen Rauschen der Wipfel erbauen, das uns Wunder genug erzählt; denn Goethe's Poesie — wie wir schon anderswo gesagt haben — war und blieb eine Naturpoesie im höhern Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, von allem Nektar der Erde und den darüberwehenden Himmelslüften sich nährend und stärkend. Sie gibt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt.

Die Natur mit ihren mannichfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des „Faust“ mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.

Wir könnten endlich hier unter den Koryphäen der Humanitätsreligion noch Schiller nennen, der sich rühmte, aus Religion sich zu keiner positiven Religion zu bekennen, und ein Christenthum ohne Christus suchte. Dem Poeten imponirte Goethe's sensuale Schöpferkraft, während sein strenger Geist sich zugleich von Kant's moralischem Stoicismus mächtig angezogen fühlte. Kant aber hatte, im geraden Gegensatz der Goethe'schen Weltansicht, die ganze Sinnenwelt, Gefühl und Leidenschaften unter die unbedingte Botmäßigkeit des Geistes und des Willens gebeugt, und die schönen Künste nur als eine hiernach ziemlich überflüssige Versinnlichung sittlicher Ideen anerkannt. Diesem Absolutismus des „tonlosen Gemüthes“ setzte daher Schiller vermittelnd die völlige Gleichstellung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit als das Ideal vollkommener Menschheit entgegen. Der Mensch soll die äußere Sinnenwelt, sowie Gefühl und Leidenschaft, die ursprünglich alle gleichberechtigt sind, nicht unterdrücken, sondern nur veredeln, indem er einerseits das Sinnliche durch Reflexion zum Gegenstand des Schönen erhebt, und andererseits die Tugend in Neigung zur Pflicht, den moralischen Zwang in Lust und Trieb verwandelt, welcher der Vernunft mit Freiheit und Freude gehorche. Dazu sei der Mensch von der Natur mit dem Gefühl des Schönen und Erhabenen ausgestattet worden; die Schule dieses Naturgefühls aber sei die Kunst, denn „die Schönheit ist es, durch

welche man zu der Freiheit wandert". Es ist, wie wir schon einmal bemerkten, als ob die Cultur des Menschengeschlechts, wie unter den Irokesen, ganz von vorn erst wieder angefangen werden sollte, als wäre nicht seit beinah zweitausend Jahren bereits eine Religion dagewesen, die das Alles, nur eindringlicher und populärer, schon gesagt, aber freilich die Freiheit nicht auf eine bloße Verfeinerung des Schönheitssinnes gebaut hat.

Doch wir glauben uns, unserer Aufgabe gemäß, in Betreff dieses Dichters auf diese wenigen Andeutungen beschränken zu müssen; denn abgesehen davon, daß er nur einen nicht einmal vollendeten Roman (den Geisterseher) geschrieben hat und also eigentlich nicht in den Kreis dieser Betrachtungen gehört, so liegt auch überhaupt Schiller's Wirksamkeit weniger auf dem religiösen Gebiet, als vielmehr auf dem der politischen Ethik. Schiller hat, wie wenige Dichter vor und nach ihm, was er lehrte auch redlich an sich selbst erfahren und geübt, ja seine ganze dramatische Aufgabe mit voller Ueberzeugung als eine religiöse über die Kirche gestellt. Und mit gutem Erfolg. Man könnte sagen: anstatt bibelfest ist die jetzige Jugend schillerfest geworden, und während Posa selbst nur noch selten über die Bühne schreitet, ist die Posa'sche Philosophie des Don Carlos wie eine geheiligte Tradition in immer weitern Kreisen ins Leben übergegangen: eine gewisse antike Tugend, die dem trockenen Rationalismus gar wohl ansteht, ja ihn, zu seinem eigenen Erstaunen, über sich selbst erhebt. Und das thaten nicht die oft abstracten und ganz übersinnlichen Begriffsgestalten seiner Dramen, auch nicht die schwunghafte Pracht seiner Rhetorik (denn darin sind ihm seine Nachahmer gleichgekommen); es ist die überall durchleuchtende Hoheit seiner Gesinnung, der edle Freiheitssinn, die männliche Entrüstung über jegliches Unrecht der Welt, mit Einem Wort: seine eigene Charakterschönheit, die diesen Dichter der That, zumal in einer politisch aufgeregten Zeit, zum Liebling der Nation gemacht hat.

Aber wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun. Und so sehen wir denn auch sehr bald eine Flut von pädagogischen Schriften und Erziehungsromanen hervorbrechen, welche, die Gedanken der Meister gehörig verwässernd, ganz Deutschland mit Humanität überschwemmte; eine wahre Sündflut, aus der nur Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ (wenn man dieses Buch noch einen Roman nennen will) wie eine stille, rettende Insel hervorragt. Der burschikose Basedow gab den ersten äußern Anstoß zu dieser innerlich längst vorbereiteten Revolution. Ein pädagogischer Demagog, den Schwächen und Vorurtheilen seiner Zeit schmeichelnd, je nach den Umständen schlau oder brutal, wußte er selbst die Besten durch seinen Ungestüm auf kurze Zeit zu überraschen und die Massen für das neue Unternehmen unerhört zu brandschatzen. Er wollte die Schule von ihrem verrotteten Pedantismus durch glänzende Oberflächlichkeit befreien. In seinem Dessauer Philantropin sollte, fast wie in Goethe's pädagogischer Provinz, die Jugend sofort zu den Geschäften und Kunstgriffen des praktischen Lebens dressirt, in angeblich sokratischer Weise nur durch gelegentliche Fragen belehrt werden, und ohne Zwang und Anstrengung gleichsam spielend Alles selbst aus sich selber machen. Herder, der wohl über diese extremen Consequenzen seiner eigenen Humanitätslehre erschrocken sein mochte, sagt darüber: „Mir kommt Alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über die Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum Basedow's liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“ Und in der That, auf die Herzwurzeln war es dabei eigentlich abgesehen: auf eine völlige Emancipation der Schule von der Kirche, als einer veralteten, lästigen und ganz unnützen Pedanterei. Doch schoß denn auch Alles sogleich vergnügt über der Erde heraus, aber freilich

nicht in Eichwälder, sondern in Kohl, Runkelrüben, Kartoffeln und allerlei ökonomisches Knollengewächs, das mit unglaublich breiter Fruchtbarkeit das Leben plötzlich überwucherte. Man wollte sich auf dem fetten Boden recht bequem und häuslich wie für die Ewigkeit einrichten, den ungewissen Himmel, der Sicherheit wegen, lieber gleich auf Erden vorausgenießen, und das Ganze lief im Grunde auf den trivialen Bauernspruch hinaus: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben." Allein der Teufel läßt sich von den lustigen Leuten nicht so leicht irre machen. Anstatt der glücklich abgestreiften alten Pedanterei octroyirte er der Schule sofort zwei neue: den philologischen Pedantismus, der stupid das Mittel für den Zweck, das Wort für den Gedanken nimmt, und den alle Blumengärten umackernden und alle Höhen nivellirenden Pflug des materiellen Realismus, vor den z. B. Campe die Jugend gespannt hatte.

Man begnügte sich indeß nicht mit der Jugend, die ganze Nation sollte in diese Schule genommen werden; und wie dort die Kinder als Erwachsene, so wurden nun die Erwachsenen wie Kinder geschult. Daher auf einmal der menschheitsfreundliche Sturm kindischer Volksschriften, unter denen die berühmteste, Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein", auch so ziemlich die gemeinste und albernste ist. Es ist jedoch nicht zu läugnen, diese pädagogische Invasion hatte zum Theil die Poesie selbst verschuldet, und wenigstens indirect provocirt; denn wenn wir unter „Volk" die immense Majorität der Nation, jene niedere Schicht der Gesellschaft verstehen, die um das tägliche Brot arbeitet, so finden wir, daß unsere Dichter von jeher wenig oder gar keine Notiz vom Volke genommen haben; eine freilich leicht erklärliche Erscheinung seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, seitdem nämlich die Poesie nicht mehr im Gesange von Mund zu Mund, sondern von Buch zu Buche geht. Unsere Dichter wurden Professoren, indem sie mit einseitiger Vorliebe in antiken unsingbaren Versmaßen unnatio-

nale Gegenstände behandelten, und dem eigentlichen Volke blieben nur die verstümmelten Trümmer der alten nationalen Heldendichtungen und Sagen in einzelnen abgerissenen Liederklängen und in jenen unscheinlichen und unförmlichen Volksbüchern, deren wir schon oben gedacht.

Die Feinheit aber, womit eine andere Generation diese Unnatur repariren wollte, war gerade so unnatürlich, und es ist eben nur eine Manier für die andere, wenn z. B. Geßner eine ganz allgemeine, unmögliche Welt ohne Religion, ohne Staat, Nationalität und Physiognomie in den baaren sanften Mondschein hinstellt: Hirten mit Zopfperücken und Schäferinnen im Reifrock mit den Schminkpflästerchen der Unschuld, mit einem Wort: einen bal champêtre des Herrn von Daphnis und Fräulein Chloe. Die schlau-nüchternen Franzosen haben in der bukolischen Maskerade die Ihrigen sehr gut wiedererkannt und diese Idyllen fleißig übersetzt. Weiterhin zwar hatten einige begabtere Dichter, wie Claudius und Bürger, ernstlich ans Volk gedacht. Allein beide waren eigentlich doch wieder nur gelehrte Dichter, in deren Ernst und Späßen man beständig die leise, fast unwillkürliche Ironie eines geistig aristokratischen Selbstbewußtseins herausfühlt; ihr ehrlich gemeinter Volkston war nicht naturwüchsig, sondern größtentheils ein künstlich zurechtgelegter, bei Bürger oft sogar ein roh-forcirter, und konnte also im Volke, das für solche Dinge ein sehr feines Ohr hat, unmöglich nachhaltigen Anklang finden. Tiefer und mit völliger Hingebung ging Hebel in die Sache ein. Seine ganze Gefühls- und Anschauungsweise und mithin auch der Ausdruck dafür, das kindliche Symbolisiren der Natur, ja selbst seine Art zu kritteln und zu grübeln, ist durchaus deutsch und volksthümlich, und es ist ein schlimmes Zeichen der poetischen Ermattung und Verstimmung im Volke, daß nicht sehr viele dieser vortrefflichen Lieder wirkliche Volkslieder geworden sind.

Seitdem aber ist in dieser Literaturgattung eine allerdings entschiedene Wendung eingetreten. Die pedantische Classicität, die ideale Anschauung Schiller's, die reinkünstlerische, allen gewöhnlichen Effect verschmähende und daher nicht gemeinfaßliche Schönheit Goethe's, und endlich gar das ästhetisch philosophische Experiment der Romantik hatte nach und nach in der stets neuerungssüchtigen Lesewelt eine gewisse Uebersättigung, ja Ueberdruß an der vornehmen Literatur erzeugt. Man sehnte sich von dem ewigen Nektar wieder zur Muttermilch zurück, und so sahen wir in unsern Tagen eine auf das Einfache, Natürliche und Wirkliche gewandte, sogenannte Volksschriftstellerei entstehen, welche theils über das Volk schreibt, indem sie dessen Leben zu ihrem Gegenstande macht, theils für das Volk wirken, dasselbe belehren, veredeln und poetisch erfrischen will.

Für die Poesie an sich ist von dieser künstlichen Herabstimmung derselben zu der Fassungskraft oder der äußern Beschränktheit des Volkes kein sonderlicher Gewinn zu erwarten; außer etwa, daß sie, nach Art aller Gourmands, durch die mäßige Diät, durch eine simple Molken- oder Hungercur wieder erkräftigt und gesünder werden sollte. Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen. Die Wirklichkeit, worauf jene Volksschriftstellerei gerichtet, kann daher, wie in der Malerei das Portrait und die Landschaft, nur insofern Gegenstand der Poesie sein, als jene höhern überirdischen Mächte hindurchschimmernd sie verklären. Dies wird aber in der Regel, d. h. ohne übermenschliche Anforderungen an ein jederzeit seltenes Genie, nur durch Zurückgreifen in eine durchsichtigere Vergangenheit, die darum nicht weniger wirklich ist, erreichbar sein. In der compacten Gegenwart bleibt die Phantasie, wo sie nicht etwa willkürlich-phantastisch alle natürlichen Schranken durchbrechen will, durch die plattesten Gegensätze und eine Wahrscheinlichkeit, die mit der Wahrheit keineswegs identisch ist, beständig beengt, verwirrt

und gebunden, gleichwie die Vögel, wenn sie Hausthiere geworden, das Fliegen verlernen.

Ebenso illusorisch aber dürfte auch die beabsichtigte unmittelbare Einwirkung dieser Literatur auf das eigentliche Volk sich erweisen. Einmal liest das Volk, weil es keine überflüssige Zeit hat, überhaupt fast nichts als seinen Hauskalender und Gebetbücher, und concentrirt seine Poesie nur noch im Volksliede. Sodann aber läßt das Volk auch, aus einem natürlichen Mißtrauen gegen gelehrte Büchermacher, nicht gern über sich reden oder scherzen; es hat, wie die Kinder, nicht das mindeste Begehren darnach, sich und sein einförmiges Treiben in einem Spiegel, wenn auch noch so getreu oder verschönernd, abgebildet zu sehen. Dessen haben sie täglich zu Hause genug; sie wollen vielmehr das, was sie von dem Alltäglichen befreit, anstatt der Idyllen das Wunderbare: Sagen, Märchen, Legenden, und greifen, wenn dieser poetische Hauch ausgegangen, lieber nach den abenteuerlichsten Mord- und Räubergeschichten, wo wenigstens die Phantasie noch freiere Hand hat. Wenn aber hiernach jene Literatur vielmehr aus der Blasirtheit der Gebildeten, als aus einem tiefern Bedürfniß des Volks hervorgegangen, so wird sie, fürchten wir, eigentlich doch wieder nur für das bisherige gewöhnliche Lesepublicum sich ziemlich vergeblich abarbeiten.

Zschokke mit seinem „Goldmacherdorf“ und Immermann im „Münchhausen“ gaben neuerdings den Ton an, besonders der Letztere durch sein dort eingereihtes großartiges Idyll, wo mit kräftigen sichern Zügen das Leben eines altsassischen Bauernstammes und ein unter ihnen hervorragender heroischer Charakter meisterhaft geschildert wird. Vor Allen aber sind hier Berthold Auerbach mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ und Jeremias Gotthelf (protestantischer Pfarrer Bitzius im Canton Bern) zu nennen; denn Ranke's: „Aus dem Böhmerwalde“, eigentlich nur eine Sammlung von Volksgebräuchen, Liedern u. s. w.,

gehört vielmehr in das Gebiet der ethnographischen Studien. Jene Beiden aber, Auerbach und J. Gotthelf, unterscheiden sich von der gewöhnlichen Literatur sehr scharf dadurch, daß sie der Salonsweisheit die Einfalt des Landes frisch und keck entgegensetzen; beide gehen auf Kräftigung des sittlichen Elements aus, das aber hier nicht auf bloßen conventionellen Anstand oder auf die moderne Philosophie, sondern unmittelbar auf seinen ursprünglichen Boden, die positive Religion, wieder zurückgeführt wird, und eben das Durchleuchten dieser höhern Potenzen, diese tiefsinnige Gottesfurcht, welche überall den alltäglichen Ereignissen einen jenseitigen geheimnißvollen Hintergrund gibt, macht, wie der Luftton die Portraitlandschaft, auch in den Schriften jener Beiden die gewöhnlichste Wirklichkeit oft wahrhaft poetisch. J. Gotthelf hat ihren gemeinschaftlichen Feind, die Hoffart der falschen Bildung, recht treffend bezeichnet. „Man hatte," sagt er, „schon lange ein Wort für diese Art von Hochmuth; man nannte ihn Schulmeisterdünkel, und zu läugnen ist es nicht, daß viele Schulmeister damit behaftet sind, namentlich junge, denen man mit der nürnberger Kanne ein Maß Weisheit in den Leib gegossen und einige Speckbröcklein von Aufklärung, d. h. von moderner Philosophie. Indeß wäre es doch durchaus ungerecht zu glauben, dieser Dünkel sei nur im Lehrstande. Du mein Herr! den findet man in jeder Speisewirthschaft, in jedem Café, und nicht blos bei den Gästen oder Pintenwirthen; o nein, ihr findet ihn ebenso gut bei den Kellnern, ja selbst bei Stubenmaitlene, die von ihrem Schatz, vielleicht einem Gummi oder Schreiberlehrling gehört haben, es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte, mi syg jetz witziger und g'scheidter worde. Dünkel und Hochmuth ist das erste Zeichen dieser Bildung, das zweite aber Unduldsamkeit, Verfolgung jedes Andersdenkenden. Alle, die etwas Appartiges wollen, wollen Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit nur so lange fordern, bis sie in dieser Duldsamkeit zur Macht gewachsen sind, dann aber

despotisch und gewaltsam Zwang und Tyrannei des Gewissens und des Glaubens einführen, sonder Zaudern und Erbarmen." Die zahlreichen Romane dieses Volksfreundes sind ebenso viele Capitel eines christlichen Erbauungsbuches, in denen hier dem Bauer, dort dem Handwerker, dort der Magd u. s. w. Herz und Kopf zurechtgerückt werden sollen, daguerreotypisch genaue Portraits, oft zum Erschrecken ähnlich. Es ist eine tugendhafte Tendenzpoesie, die allerdings der Moral dient, aber sie dient ihr als eine reine Magd des Herrn, und erscheint daher durchaus bedeutend und liebenswürdig.

Die eigentlichen Oberkellner jener „Speisewirthschaftsphilosophie" dagegen sind die sogenannten Volkskalender, die den Abhub von den Tafeln der Vornehmen für einen Spottpreis draußen unter die Leute bringen und seit einiger Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, die Volkserziehung übernommen haben, um die überflüssige Bildung, die oben nicht mehr recht Platz hat, weiter zu verschleißen. Die dümmsten unter ihnen sind unstreitig noch die besten. Sie bringen Räthsel, landwirthschaftliche, häusliche Rathschläge, die jeder Bauer längst besser weiß; sie erzählen Novelletten, Wanzenmittel und Weltgeschichte und kneten unermüdlich Historie und Moral in einen sentimentalen Brei zusammen, der dem gesunden Magen des Volks ganz fremd und zuwider ist; mit einem Wort, sie erweisen sich als durchaus unfähig im kosmopolitisch-pädagogischen Fache. Da läuft aber noch eine andere, schlaue Race zwischendurch, die haben es richtig herausgebracht, warum das dumme Volk den süßen Brei nicht mag: das Mittelalter ist Schuld daran, der Aberglaube, die Jesuiten und Ultramontanen. Und es ist doch so klar wie die Aufklärung selbst, daß das arme Volk so commode und glücklich leben, ja, wie die Päscherähs und Botocuden, dem reinen Urmenschenthum obliegen könnte, wenn es nicht beständig von veralteten Gebräuchen, von Pfaffen und absurden Gewissensscrupeln gefoppt, in

seiner unveräußerlichen Menschenwürde verletzt, in seinen häuslichen und Casinovergnügungen gestört würde, und ebenso klar, daß sie, die Kalendermacher, von der Aufklärung leben, hierzu aber nothwendig populär werden, und daher vor allen Dingen erst die Kirche unpopulär machen müssen. Und dafür wissen sie ein Universalrecept: „Man untersuche die Religion und was die gescheidten Leute daran ärgert, und schneide, was der Zweifel bereits angefressen, frisch weg, damit er sich nicht unnützerweise den kostbaren Fortschrittszahn daran ausbeiße; man greife der Entartung der dienenden Classe nicht etwa durch religiöse Wiedererweckung — denn das könnte zu retrograder Frömmelei führen — sondern durch angemessene Polizeimandate, sowie durch eine schlaue Benutzung der Eigen- und Ehrliebe der Dienstboten selbst unter die Arme; man ordne daher die Kirche unbedingt dem Staate unter, denn Niemand könne zweien Herren dienen u. s. w." Das Alles wäre nun eigentlich recht spaßhaft, wenn diese Kalender eben nicht Kalender, nicht so wohlfeil, handlich und zudringlich wären, und mithin allerdings zumeist von einem Publicum gelesen würden, das nicht zu lesen versteht und mit einiger Sicherheit nur das Eine herausbuchstabirt: „Es sei sich öppe der Religion nimme viel z'achte."

Während aber so die Kellner geschäftig sind und die Herren oben ihre Aufklärungscommersche und Zweckessen feiern und, das Neusilber ihres Götzenthums als prunkenden Tafelaufsatz aufstellend, aus den entweihten Altarkelchen dem verdutzten Volke unten Brüderschaft zutrinken, hat die unsichtbare Hand schon mit Feuer das verhängnißvolle „Mene, Tekel" über ihre Tafel geschrieben, und auch der Daniel fehlt nicht, der ihnen die düsterflammende Schrift getreu, tiefsinnig und unerschrocken deutet. Wir meinen Alban Stolz und seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit". Der Finger Gottes, so etwa spricht er zu dem verblüfften Volke, schreibt mahnend mit feurigen Lettern den rechten Sinn zwischen

die verworrenen, lügenhaften Zeilen des Zeitgeistes, auf daß ihr fortan wisset, was ihr wollt; die Schrift bedeutet Emancipation, aber nicht des Fleisches, sondern vom Fleische, und bedeutet Communismus, jenen uralten Communismus, der von jeher Alle und Jeden zu gleichen Theilen berufen hat zur Erbschaft ihres gemeinsamen Vaters im Himmel. Ihr aber, die ihr nur Einen Vater habt, könnt nicht zweie beerben, nicht Gott zugleich und den Teufel und seine Intelligenzler, die da droben schmausen; also entschließt euch herzhaft und wählt, bevor es zu spät geworden! Das ist ungefähr das stehende Calendarium dieses Daniels. Dazwischen erzählt er ihnen dann vom Tode, „der überall, wie ein Handwerksbursch oder Büblein, das erst schreiben gelernt hat, seinen Namen hingeschrieben“; von dem scharfen Licht von Jenseits, vom Gericht und End der Welt: dem prachtvollen, schrecklichen Schluß des großen und langen Schauspiels, das wir Menschen vor Gott und den unsichtbaren Geistern aufführen, und wo im furchtbarsten Ernst um Himmel und Hölle, um Seelen und Ewigkeiten gespielt wird. Auch Hausmittel und Recepte bringt er, aber nur gegen die Todesangst. „Es ist auch Sympathie und Wahrsagen dabei. Die Mittel sind alle wohlfeil, ganz wohlfeil, und helfen ganz gewiß, es hat noch Keinen gereut, der sie gebraucht hat. Die meisten und besten darunter sind von einem Schäfer, der vor vielen hundert Jahren weit über dem Meer in Asien gewohnt hat, und der mehr gewußt hat als alle Doctoren, Amtmänner und Pfarrer zusammengenommen, obschon er nie studirt hat. Ich will dir auch seinen Namen sagen; er heißt — Jesus Christus.“ An diesen wenigen Zügen wird man leicht Panier und Wappen dieses ritterlichen Streiters erkennen, der mitten zwischen den Staubwirbeln die geweihte Lanze gegen den Lindwurm der modernen Philisterei eingelegt und mit Recht von sich sagen darf: „Hat mein hoher Meister gesprochen: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, wie sehr wünsche

ich, daß es brenne", so scheue ich auch das Feuerlegen nicht." Und eben diese Unmittelbarkeit des Kampfes unterscheidet ihn von andern, gleichfalls wohlgesinnten Schriftstellern, welche die religiösen Schäden der Gesellschaft durch Moral zu heilen versuchen, während er das Faule geradezu ausbrennt, damit es nicht heimlich weiterfresse. Hier ist nicht blos religiöse Poesie, sondern die Poesie der Religion selbst; keine künstlich figurirte Musik, rathlos zwischen Oper und Messe schwankend, sondern die unwiderstehliche Gewalt jener strengen, langathmigen Klänge, die, weil sie von Jenseits herüberwehen, Vornehm und Gering gleichmäßig auf ihre Schwingen nehmen.

Ueberhaupt aber gehören zu einem wahren Volksschriftsteller dreierlei einfache Dinge, so einfach, daß sie heutzutage schwer begriffen werden, nämlich: daß er es ehrlich meine; daß er wisse, was er will, und daß er mit dem Volke, für das er schreibt, das Gefühl von der Wahrheit und Schönheit seiner Religion theile, welche bis daher noch immer das Christenthum ist und, trotz dem süßen Pöbel der Christenjuden, Türkenchristen und Christenheiden, fortan und bis ans Ende der Welt auch bleiben wird.

Aesthetisches Christenthum und Antichristenthum.

Es ist schon oft ein ziemlich müssiger Streit darüber geführt worden, ob überhaupt die Religion zur Kunst, oder umgekehrt die Kunst für die Religion etwas nütze sei. Die Einen betrachten die Religion nur als eine lästige, den Fortschritt hemmende Fessel der Kunst, ja sie läugnen allen innern Connex zwischen beiden, als ob nicht die Geschichte der Literatur aller Zeiten das Gegentheil bezeugte. Die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen der Völker haben immer und überall Kunst und Poesie verwandelt und die Literaturepochen gemacht: im classischen Griechenland das ursprüngliche Drama und die alte Lyrik, im Mittelalter die Ritterpoesie, später einen Dante, Michel Angelo, Rafael, und neuerlich noch die moderne Romantik.

Andere, und zum Theil sehr Wohlgesinnte, meinen dagegen, die Religion stehe zu hoch, um von der Poesie erfaßt, oder um nicht, wo sie von ihr berührt wird, dadurch profanirt und also gewissermaßen gefährdet zu werden. Die Letztern haben allerdings mancherlei Antecedentien für sich, in dieser extremen Allgemeinheit aber gewiß ebenso Unrecht, wie jene, denen sie durch ihre mißverständliche Ansicht recht eigentlich in die Hände arbeiten. Es steht geschrieben: „Wenn ihr nicht seid wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Alle Kinder aber sind geborene Poeten, und mancher Dichter zehrt lebenslang an

dem Schatze jener wunderbaren Zeit, wo er noch nicht wußte, daß es eine Dichtkunst in der Welt gibt. Scheinbar ein ganz nutzloses bloßes Luxuriren des menschlichen Geistes, ist es dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir Alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder gesund und kräftig athmen; unsichtbar, aber alldurchdringend, nicht selbst das Licht, aber das Medium des Lichts, wie die Luft, die uns die Sterne spiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder sehnsüchtig daraus zum Himmel wachsen; und gäbe es Menschen, die gar keine Poesie in sich, oder ihre Poesie an die Altklugheit der Welt ausgetauscht hätten, so wären dies eben nur kranke, defecte Leute. Wenn nun aber die Religion nicht einseitig diese und jene Anlage, sondern den ganzen Menschen, also auch Phantasie und Gefühl, deren Ausdruck eben die Poesie, gleichmäßig in Anspruch nimmt, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mensch gerade in seinem Innersten auf jene mächtige Schwinge verzichten, aus dem wunderbaren Instrument, über das der Finger Gottes gleitet, eine Saite herausnehmen und so die ursprünglich vorgesehene Harmonie willkürlich zerstören soll. Diese Bedeutung der Poesie als eines geheimnißvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, ist auch von jeher von der Kirche anerkannt worden, wie sie durch ihre Münster, ihre Musik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja, der ganze äußere Cultus der Kirche selbst ist ein großes bedeutungsvolles Kunstwerk.

Wenn wir aber sonach, gegen jene beiden exclusiven Ansichten, der Poesie das religiöse Gebiet vindiciren, so sind wir doch weit davon entfernt, dieselbe deshalb schon in Bausch und Bogen heilig sprechen zu wollen. Clemens Brentano vergleicht einmal den Dichter von Profession mit einer straßburger Gans, der man auf Unkosten von Hirn, Magen u. s. w. die Leber monströs überfüttere; so viele geschmackvolle Liebhaber sie dann auch finden

möge, es bleibe doch nur eine kranke Gans. Dieser sinnreiche Witz trifft so ziemlich genau den wunden Fleck. Indem nämlich die Poesie, ihrer Natur nach, zwei Grundkräfte der menschlichen Seele, welche die Religion nur als organische Theile eines größern Ganzen schirmend und vermittelnd umfaßt, die Phantasie und das Gefühl, vorzugsweise herauszubilden strebt, so liegt hier die Versuchung und die Gefahr eben darin, daß sie im Verlauf der Zeiten und Erfolge, ihrer ursprünglichen Heimat vergessend, jene beiden Kräfte selbständig aus aller Gemeinschaft mit dem Complex der göttlichen Geheimnisse, ja als eine Religion der subjectiven Eigenmacht geradezu in Opposition gegen jenen höhern Organismus zu setzen unternimmt, und somit, gleich den gefallenen Engeln, jenseit dem Haß, der Hoffart und all' der barbarischen Verwirrung verfallen muß, in welcher wir sie gegenwärtig befangen sehen. Daß aber die Poesie in Deutschland unter der glänzendsten Aegide einer vielseitigen Cultur, und nach so großen Anstrengungen und mancherlei redlichem Aufschwung, wie wir ihn in den vorhergehenden Betrachtungen wahrgenommen, endlich in der That eine solche leberkranke Gans werden konnte, ist wohl einer ernstern Beachtung werth. Wir wollen daher versuchen, ihre Gänge und Irrgänge, und zwar auf dem hier zunächst liegenden Gebiet der geistlichen Poesie, noch etwas genauer zu beleuchten.

Unter geistlicher Poesie verstehen wir jedoch nicht blos das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tiefern Gefühl der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt indeß bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts Anderes sein kann, als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich sein, insofern sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe Eins ist, weht uns, wie aus einer andern Welt, aus den wunder-

baren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen, und hat das: Dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht.

Betrachten wir aber im Ganzen noch einmal den Gang der Poesie in der Zeit, wo die dichtenden Völker noch durch einen lebendigen Glauben mit der Kirche innig verbunden waren, so gewahren wir, gleich der Centrifugal- und Centripetalkraft zur Erhaltung der physischen Weltordnung, auch hier vor Allem zwei sich wechselseitig ergänzende Grundklänge: das Streben einerseits nach Außen, das Weltliche mit dem religiösen Element zu durchdringen und zu verklären; und andererseits, wo dieses Element an der äußersten Peripherie sich zu zersplittern scheint, die höhere Selbstbescheidung und erwachende Sehnsucht des Weltlichen selbst, zu seinem göttlichen Urquell wieder zurückzukehren. Wir sahen das Christenthum erschütternd das nordische Naturgefühl durchleuchten, dann immer weiter hinabsteigend dem Muth, der Sitte und allen Lebenseinrichtungen der frischen germanischen Völker eine tiefere Bedeutung geben, und so als Blüte dieser Gesinnung endlich die Ritterpoesie herausbilden. Als aber das christliche Heldengedicht allmälig mit üppig spielender Zierlichkeit in den ganz weltlichen Minnegesang austönte, rankte dieser selbst, wie in Erinnerungen seiner höhern Abkunft, sich plötzlich an dem starken Glauben zur göttlichen Minne, zum Symbol aller Liebe und Frauenanmuth empor, und damals erklangen die schönsten Marienlieder. Dieselbe, von unsichtbaren Mächten bewegte Flut und Ebbe geht auch durch die spätern Zeiten noch immerfort: das ernste Kirchenlied wird zum Volkslied, das fröhliche Volkslied zum Kirchenliede. Aus dem einfachen kirchlichen Kyrie eleison entstanden die sogenannten „Laisen", Lieder, die bei Wallfahrten, Kirchweihen, Bittgängen, aber auch bei andern bürgerlichen und politischen Festen vom Volke gesungen wurden. Und umgekehrt wieder benutzte man das weltliche Volkslied mit seiner Melodie,

und häufig auch nur mit geringer Abänderung der Worte, ebenso zum kirchlichen Gebrauche; z. B. das Handwerksburschenlied: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin ꝛc.“, klingt nun: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen ins ewig Vaterland ꝛc.“ Ja die weltlichste aller Dichtungsarten, die dramatische, nahm in den Mysterien ihren Ursprung aus dem religiösen Gefühl und blieb harmlos in Frieden mit der Kirche. So schlang sich ein höheres, geistiges Band heiter und versöhnend durch alle Poesie, sie stets mit dem Mittelpunkte alles Daseins vereinigend.

Als aber die Reformation, dieses uralte Band lösend, das Individuum zum Meister und Richter über die Kirche bestellt hatte, mußte dort auch die Poesie, die überall den religiösen Phasen folgt, aus jener großen Gemeinschaft scheiden; das Individuum, und mit ihm die subjective Poesie, ging fortan seine eigenen Wege, und die Theologie die ihrigen. Im Anfange zwar, bevor die erste revolutionäre Begeisterung verflogen, waren die protestantischen geistlichen Gesänge noch frische Kriegslieder, und das berühmteste derselben: „Eine feste Burg ist unser Gott“, wird unverkennbar noch bis auf den heutigen Tag bei den öffentlichen Manifestationen des Protestantismus als herausforderndes Banner gegen die Kirche gerichtet. Auch starkgläubig noch in ihrer Art waren jene frühesten Lieder. Allein der Glaube selbst war spoliirt und arm geworden, das Wunderbare hinweggenommen, und dem Verstande einseitig eine unverhältnißmäßige Befugniß eingeräumt; die Poesie hatte also in diesen Regionen ihr eigentliches Terrain verloren. Und wenn dennoch das geistliche Lied der Außerkirchlichen damals in Simon Dach, Gryphius, Gerhard und Flemming seine schönste Blüte hatte, so geschah dies nicht, wie protestantische Schriftsteller uns so zuversichtlich berichten wollen, durch jene Glaubensplünderung, sondern trotz ihr, und beweist eben nur, was eine innige Glaubenskraft auch bei

dieser Verschränkung der Religionsansichten noch immer vermochte. Ja, bei dem besten der genannten Dichter, bei Paul Gerhard, zeigt sich eben schon ganz deutlich die neue subjective Richtung, die nicht mehr die göttlichen Offenbarungen, sondern die eigene Empfindung neben und bei Gelegenheit der Religion feiert; und auch Paul Flemming sagt schon, mit Bezug auf seine Fahrten nach dem Orient:

— — ich will dir's besser weisen,
Wohin du sichrer sollst und mit mehr Nutzen reisen:
Geh! Sieh dich selbsten durch! Du selbst bist dir die Welt!
Verstehst du dich aus dir, so hast du's wohlbestellt.

Jedenfalls aber verhallten diese und andere schöne Lieder jener Zeit, unter denen überdies bei weitem die meisten Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen alter katholischer Gesänge waren, gar bald in dem ungefügigen Chor, der nun allgemein angestimmt wurde. Denn die Poesie, da sie, wie gesagt, zu dem wenigen Dogma, das sie sich aus der Kirche herübergerettet, kein rechtes Herz mehr hatte, wurde nun rein didaktisch, und versank und erstickte endlich in einer starren Orthodoxie um so rascher, je zäher und hartnäckiger sich die letztere gegen die verhaßten Papisten zu verschanzen und somit zu isoliren strebte. Oder wer könnte in der That sich jetzt noch an der entsetzlichen Breite und Monotonie erbauen, womit ein Neumeister, Löscher, Marperger, Taddel, Lehmus und zahllose Andere unermüdlich einzelne Glaubenslehren und Sittengesetze in stolpernde Verse brachten, deren Keiner es leicht unter einigen Hundert Liedern that, und unter welchen ein Benjamin Schmolke mit seinen „Sonntäglichen Antrittsseufzern auf der Kanzel“, seinen Cantaten, Arien und Recitativen noch als dichterischer Heros erscheint!

Es konnte nicht fehlen, diese bornirte Dickköpfigkeit mußte das andere Extrem hervorrufen. Der Pietismus setzte der Prosa die Ueberschwenglichkeit entgegen, um die erstarrte Mumie gewaltsam wieder zu beleben. Allein der Versuch mißlang gänzlich;

denn die Wiedergeburt sollte, mit gleicher Einseitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Das Gefühl an sich aber ist nichts, sondern erhält überall seine Bedeutung und Wundermacht nur durch seinen Gegenstand, und an diesem wollten und konnten sie nichts mehr ändern. Daher das widerlich Schlaffe und Weichliche in dieser pietistischen Poesie, das beständige Umschlagen des gesund Kindlichen in das krankhaft Kindische, das gemüthliche Dahinfaseln über das Innerste der göttlichen Wahrheiten bei dem fast wollüstigen Behagen an den bloßen Aeußerlichkeiten; anstatt der gottbegeisterten Freudigkeit einer totalen Weltentsagung das nichtsnutzige, halbe, ängstlich pedantische Mäkeln an der Moral, das den Tanz, den Scherz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denuncirt; jene sich selbst nicht trauende, forcirte Frömmigkeit, die endlich in den Sonntagseufzerlein und Wiegensänglein der Herrnhuter in der völlig lügenhaften Spielerei mit dem Heiligsten aufgeht. Ja, es ist unglaublich und doch wahr, daß Graf Zinzendorff selbst, der von Gott gewöhnlich als von dem „Papächen und süßem Mamächen“ redete, Verse, wie:

> Ich liebe mein Papächen,
> Ich liebe mein Mamächen
> Und Bruder Lämmelein;
> Ich lieb' die lieben Engel,
> Ich lieb' den obern Sprengel,
> Das Kirchlein und mein Herzelein —

als Poesie und Andacht ausgeben durfte. So bettelhaft genügsam war die Poesie durch ihren Abfall geworden.

Was sonach die Pietisten, sowie ihre erbittertsten Gegner, die Orthodoxen, unter großem Lärm und wechselseitigem Gezänke vergeblich angestrebt, war inzwischen katholischerseits durch Scheffler, Spee und Balde geräuschlos und vollkommen erreicht worden. Während jene radicale Orthodoxie das Begriffsskelet der neuen Lehre zu conserviren meinte, indem sie es, abschließend und sorg-

fältig einbalsamirend, mit ihren stereotypen Redefiguren zu Grabe trug, hatte dagegen Johann Scheffler, unter dem Namen Angelus Silesius, in seinem „Cherubinischen Wandersmann" die Gottwerdung der menschlichen Seele feiernd, nur einfach hingewiesen auf die unverwüstliche Poesie und Schönheit der Kirche mit tiefsinnigen Sprüchen, die wie feurige Gedankenblitze um den alten Münster spielen. Diesen Tiefsinn hatte Friedrich von Spee, vorzüglich in „Trutznachtigall", mit aller Innigkeit eines wahrhaft dichterischen Gefühls durchdrungen, und durch seine herzlichen Klänge das Volkslied dem kirchlichen Gebiete wieder erobert. Es sind religiöse Minnelieder; und gleichwie man dem weltlichen Minnegesang, als das demselben zum Grunde liegende edle und schöne Zartgefühl nicht mehr empfunden und verstanden ward, den Vorwurf spielender Tändelei zu machen begann, so hört man wohl auch jetzt, nachdem der alte Glaube ausgegangen, denselben Tadel gegen die Spee'schen Dichtungen erheben. Mit gleichem Rechte freilich könnte die moderne Blasirtheit auch den jährlichen Frühlingsblumenflor eine Tändelei der Natur nennen. Dem Halbwesen der Pietisten endlich, das zaghaft immer möchte und doch nicht mag, stellte Jakob Balde die ganze, wahrhafte und entschlossene Ascetik und Abtödtung des Irdischen um Gotteswillen, streng und erschütternd gegenüber.

Nun sollte man meinen, so große Dichter müßten auch auf die außerkirchlichen Poeten einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Dem ist aber nicht so, aus dem einfachen Grunde, der noch heute gilt. Spee und Balde waren Jesuiten, und Scheffler, von protestantischen Aeltern geboren, war zur Kirche zurückgekehrt. Ja, viele Protestanten haben vielleicht noch heute keine Ahnung davon, daß z. B. Balde, der größtentheils lateinisch dichtete, durch classische Bildung und Eleganz häufig an Horaz erinnert, und daß wir dem unermüdlichen Eifer Spee's vorzüglich die Abschaffung der grausamen Hexenprocesse zu verdanken haben. Genug,

die protestantische Poesie ließ sich das wenig anfechten und setzte ihren Altweibertrott vom geistlichen Parnaß hinab ungestört und unaufhaltsam fort. Da sie nun aber auch in der That da droben nichts Rechtes mehr zu thun fand, so wählte sie einen andern, den einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: das geistliche Lied wurde aus der Kirche in das Haus getragen, doch immer noch so, daß gleichsam das Haus die Kirche vorstellen sollte. So entstanden jetzt Bibelsummarien in Distichen für Kinder, gereimte Katechismen für Handwerksburschen auf der Wanderschaft und in der Werkstatt, christliche Reiterlieder, Lieder für wiegende Mütter, für Dienstmägde beim Schüsselwaschen, gegen das Kartenspiel, das Tabackrauchen 2c.; ja eine einzige dieser zahllosen Sammlungen: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder“, enthält allein nicht weniger als 147 Lieder für Amtsschreiber, Barbiere und Bauern.

Auf solche Weise aber von den nach allen Seiten hin ausgetretenen Gewässern einmal gründlich auf den Sand gesetzt, war der Poesie, wenn sie überhaupt noch irgend einen Charakter behaupten wollte, der weitere Uebergang von selbst gewiesen. Sie trennte sich gänzlich von der Kirche, und nahm nun ausschließlich die bloße Moral zu ihrer Domaine. Gellert kann als Typus dieser Richtung angesehen werden. Seinem empfindlichen meißner Geschmack war die herrschende Confusion, die ein unmögliches Bündniß zwischen hausbackener Prosa und den Mysterien des Christenthums erzwingen wollte, herzlich zuwider; er löste daher die disparaten Elemente verständig voneinander, indem er das Positive lediglich auf sich beruhen ließ, und dagegen eine vom Glaubenskern gesonderte und völlig nüchterne Ethik, die sich auch äußerlich durch eine gewisse elegante Reinlichkeit der Sprache kund gab, zu popularisiren suchte. Seiner Intention lassen wir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, ja wir geben gern zu, daß er, wie die Zeit nun einmal war, außerordentlich wohlthätig wirkte; denn

wenn das Schiff zerschlagen, ist jeder lobenswerth, der seinem schwimmenden Nebenmenschen auch nur eine morsche Planke zur Rettung unterschiebt. Aber eine Moral, die sich nirgend an den ewigen Pfeilern der positiven Religion lebendig emporrankt, wird nothwendig alles wahrhaften, thatkräftigen Aufschwungs ermangeln; vor lauter Angst, sich nicht auf dem Wege zum Himmel zu verirren, wagt sie es nicht, ihn resolut zu betreten: da sind überall Wegweiser mit langen, dürren Fingern, nirgend Sterne oder Blitze, welche durchbrechend leuchten und zünden. Am wenigsten aber können wir, was auch Franz Horn und Andere gutmüthig dagegen sagen mögen, nach unserm poetischen Gewissen einräumen, daß eine so altgeborene, hüstelnde und hypochondrische Moral in irgend einer Weise dazu geeignet war, der siech gewordenen Poesie frische Jugend einzuhauchen.

Daher die freudige Ueberraschung, das allgemeine Aufsehen und Staunen, das ein unerwartet aufgehendes Dichtergestirn über ganz Deutschland verbreitete. Klopstock war es, der es jugendlich unternahm und als seine Mission betrachtete, das, was der Unverstand oder die Ermattung der Zeit geschieden, Religion und Poesie wieder zu versöhnen und wechselseitig durch einander zu beseelen. Nicht diese oder jene Glaubenslehre, noch die Moral oder einzelne Tugenden, sondern den Angelpunkt des Christenthums selbst, die Erlösung des Menschengeschlechts durch den Gekreuzigten machte er zum Gegenstande seiner Messiade; und das Selbstbewußtsein von der Größe und Würde dieses Unternehmens gab seiner Gesinnung, ja seinem ganzen Leben einen Aufschwung und Pathos, der ihn seinen Zeitgenossen, und noch lange nachher, fast als ein überirdisches Wesen erscheinen ließ. Aber jeder Dichter ist mehr oder minder ein Kind seiner Zeit, und auch Klopstock konnte dem protestantischen Zuge derselben nicht entgehen. Anstatt der höhern Allegorie und kühnen Symbolik des Mittelalters, wie sie noch im Dante großartig waltet, stellte er in der

Messiade der ewigen Wahrheit das subjective Menschliche, die Naturwahrheit, mit **einem** Wort: das Individuum, gleichsam als ebenbürtig gegenüber, indem er das Göttliche und Uebermenschliche zur reinen Herzenssache machen wollte. Allein die göttliche Offenbarung, das Positive der Religion ist zu übermächtig, um so unvermittelt im bloßen Gefühle aufzugehen. Daher wird in der Messiade die sich beständig übernehmende Empfindung so oft überschwenglich, und das Wunderbare und Geheimnißvolle des Christenthums, weil das Organ zu seiner Erfassung nicht zureicht, dagegen abstract ohne lebendige Anschauung. Engel und Teufel säuseln und stürmen nicht, wie in Dante's „Göttlicher Komödie“, leibhaftig, himmlisch, entsetzlich, segnend oder verfluchend an uns vorüber, sondern halten lange schmuckvolle Reden; es ist eine endlose Exposition, die es nicht zur wirklichen dramatischen Handlung kommen läßt. Ja, als Folge dieser blos subjectiven Auffassung der Dinge sehen wir auch in Klopstock's übrigen Bestrebungen, bei aller tüchtigen Gesinnung, denselben Mangel an gesunder Objectivität; in seinem Bardenthume eine fabelhafte, teutonische Urzeit, die niemals war, in seiner Gelehrtenrepublik eine Welt, die niemals sein kann. Das war das alte Schauen des Glaubens nicht mehr, sondern das immerhin edle Gefühl seiner eigenen sinkenden Macht und der Nothwendigkeit daher, ihn zu stärken und zu vertheidigen.

Doch gibt es noch einen andern Grund, warum sein Messias mehr bewundert als gelesen wurde, und als christliches Erbauungsbuch niemals populär werden konnte. Klopstock war nicht, wie er endlich selbst glaubte und Andern glauben machte, ein Wiederhersteller religiöser Ueberzeugungen, sondern recht eigentlich ein Reformator der deutschen Sprache und Dichtkunst. Gleichwie er in früher Jugend lange über die Wahl für sein starkes poetisches Bedürfniß, zwischen Messias und einem ganz weltlichen Stoffe, geschwankt hatte, so wurde auch späterhin von ihm das Christen-

thum und das teutonische Heidenthum, die altnordische wie die christliche Mythologie, mit gleichem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glücke umfaßt. Es war nicht sowohl die Religion, welche er mit antiken Versmaßen verweltlichend zum Stoff eines sentimentalen Kunstwerks gemacht, als vielmehr die Poesie, die er durch die Wahl eines solchen Stoffes feierte und zu adeln strebte. Gellert hat mehr auf die Gegenwart, Klopstock mehr auf die Nachwelt gewirkt. Durch jene maßlose Berechtigung des Subjects, der positiven Religion gegenüber, wurde er der Vater der neuern Poesie überhaupt, durch seine Aesthetisirung des Christenthums der Ahnherr der modernen Romantik.

Seine weniger auf das Volk als auf die Gelehrten und Schriftsteller gerichtete Wirksamkeit verbreitete sich auch über das katholische Deutschland; doch, wenn man den allerdings bedeutenden Vortheil einer edlern Sprache abrechnet, eben nicht zum Gewinne. Denn z. B. die geistlichen Dichtungen des Jesuiten Denis, der hier vor allen Andern zu nennen wäre, werden durch die Klopstock'sche antike Odenform ungenießbarer, als sie es nach ihrer innigen Frömmigkeit sein sollten.

Der Gang aber, den seitdem die protestantische Theologie genommen, ist allbekannt; sie endete mit dem Rationalismus oder Vernunftglauben. Die göttliche Wahrheit sollte nicht mehr durch die Offenbarung, sondern die Offenbarung durch die menschliche Vernunft bestätigt werden, das Geoffenbarte nur insofern gültig sein, als es von dieser Vernunft das landesherrliche Placet erhalten. Vergebens protestirte der ehrliche Wandsbecker Bote, Claudius, gegen solche Souverainetät der Vernunft, und suchte, was er in seiner Einsamkeit vom positiven Christenthum sich treu und herzlich bewahrt, in einem heitern, freilich mehr gemachten als naturwüchsigen Volkstone unter die Leute zu bringen. Sie fanden ihn liebenswürdig, neckisch, unterhaltend; aber sie wußten doch Alles besser. Die Vernunft wollte ihre eigene vornehme Religion

haben, und erfand, wie schon oben berichtet worden, die Religion der Humanität, d. h. es wurde ein conventionelles Ideal des Menschlichen als Dogma hingestellt, zu dem der Mensch sich aus sich selbst und ohne göttliche Hülfe und Gnade unter der stolzen Firma der sittlichen Kraft hinaufarbeiten könne und solle. Herder mit seinem bewunderungswürdigen Talent, aus dem Christenthum, wie aus Philosophie und Geschichte, das Menschliche herauszufühlen, wurde der Hauptdichter des neuen Glaubens. Auch Tiedge, wenngleich geistig Herder'n in keiner Weise vergleichbar, darf hier nicht übergangen werden. Seine „Urania“, indem sie diesen Humanitätscultus durch ästhetisch-rhetorischen Schmuck salonfähig machte, war fast ein Menschenalter hindurch das religiöse Handbuch der Gebildeten, zumal der Frauen. Schiller folgte demselben Gedankenzuge; ja sein „Don Carlos“ und darin insbesondere der Posa, sind nur praktische Ausführungen dieses Themas im großen Stil. Goethe dagegen war völlig indifferent, er nahm wie ein Maler seine Farben, Lichter und Schlagschatten aus allen Religionen, vom alten und neuen Glauben gerade das und soviel, als ihm eben künstlerisch rathsam schien; er kann also hier, wo von geistlicher Poesie die Rede ist, nicht näher in Betracht kommen.

Allein wie in allen Dingen, wenn sie in immer weitern Kreisen Gemeingut geworden, das Gemeine sein unverjährbares Gewohnheitsrecht geltend macht, so ist es auch mit der Erfindung der Humanitätsreligion ergangen. Als die volltönende Münze aus dem Reichthum jener vornehmen Geister unter die Armuth des gebildeten Pöbels, an Nicolai und seine Pflegebefohlenen gekommen und von groben Händen abgegriffen war, erwies sich das Gold sofort als eine bloße künstliche Composition, die das gemeine Kupfer überall durchschimmern ließ. Das merkten sie sich instinctartig sehr bald, und die ganze Sache schlug nun in die weltbekannte Aufklärung um, deren Geheimniß eben darin

bestand, daß sie das überkommene Capital zu größerer Bequemlichkeit und Menschenbeglückung völlig in Scheidemünze und Kupfer umprägte, und an die Stelle jener idealen Menschlichkeit den bloßen nüchternen Verstand setzte, der fortan Haus und Kirche bestellen und die wißbegierige Welt über Alles, was er wußte und nicht wußte, gehörig aufklären sollte. Da aber in Norddeutschland der Wein theuer, und daher die Nüchternheit wohlfeil ist, auch überdem ein Jeder Verstand genug zu haben meint, so entstand jetzt in Berlin, Leipzig u. s. w. eine ungeheuere Rührigkeit im Menschenbeglücken, und aus dieser jene platte Caricaturliteratur, die wir noch bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwunden haben. Bei der rapiden Ausbreitung des Fabrikgeschäfts mußte ohne Verzug auch die Arbeitstheilung eingeführt werden; Iffland übernahm die lahme, stolpernde, Kotzebue die gefallene Tugend, und Lafontaine überrieselte zu besserm Gedeihen das Ganze mit seinen thränenreichen Romanen. Und weil der Verstand Alles begreifen will, so war dabei zwar von Liebe, Kartoffelbau, Unschuld und Runkelrüben viel rührendes Geschrei, von positiver Religion aber und Allem, was sich eben nicht greifen läßt, nimmermehr die Rede.

Es versteht sich von selbst, dieser alberne und unwürdige Zustand mußte endlich den Ernst der Nation zu einer umfassenden Reaction herausfordern. Es mußte vor allem Andern nur erst der innerlich verstümmelte Mensch wieder hergestellt, der einseitigen Aufklärung des überfütterten Verstandes, der sich damals exclusiv der gesunde nannte, mußte die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder beigegeben und das sonach erweiterte und ergänzte Dasein mit der großen Vergangenheit, von der es die Reformation geschieden, von neuem in welthistorischen Zusammenhang gebracht werden. Jene dämonischen Grundkräfte der Seele aber können ohne Vermittelung eines Höhern über ihnen kein harmonisches

Ganze bilden: man mußte daher ferner, ganz unprotestantisch, dem emancipirten Subject das Positive, dem wandelbaren menschlichen Belieben die unwandelbare göttliche Wahrheit, mit einem Wort: die Kirche entgegensetzen. Das Alles that, oder versuchte vielmehr die Romantik und zwar vorzugsweise durch das Medium der Poesie. Jene höchste Vermittelung erstrebte Novalis in seinem „Heinrich von Osterdingen", ganz speciell für die Dichtkunst; Friedrich Schlegel, mehr kritisch als dichterisch productiv, für die Wissenschaft. Die Romantik in dichterischer Beziehung ist mithin nicht blos in ihren einzelnen Erscheinungen, sondern ihrem innersten Wesen und Princip nach, ganz und gar eine geistliche Poesie.

Wir nannten vorhin Klopstock den Ahnherrn der Romantik. Die Verwandtschaft liegt aber nicht blos darin, daß Beide der verstandesdürren Prosa und Verkommenheit des Lebens ihrer Zeit das Christenthum entgegensetzten und dadurch, weil sie zur Zeit der höchsten Noth kamen, gleich großes Aufsehen machten. Die Uebereinstimmung liegt vielmehr in der Art und Weise, wie sie das Christenthum behandelten. Beide nämlich gingen nicht eigentlich darauf aus, das religiöse Volksgefühl in seinen verborgenen Wurzeln wieder zu beleben, sondern das Christenthum — Klopstock in dem vornehmen antiken Gewande, die Romantiker durch den äußerlichen Glanz des Katholicismus — in die höhern Kreise der Gebildeten einzuführen und für die gute Gesellschaft angenehm und literaturfähig zu aptiren. Beide haben weniger die Poesie religiös, als die Religion poetisch gemacht, welche fortan nicht durch ihre Wahrheit, sondern durch ihre Schönheit siegen sollte. Man erinnere sich nur, wie z. B. Tieck die schlichten frommen Volksmärchen von der Magellone, dem Blaubart u. s. w. kritisch modernisirt und in das volle ästhetische Licht herausgearbeitet; mit welchem Kunstaufwande er die „Genoveva" in die prächtigsten italienischen und spanischen Versmaße übersetzt hat, daß man

vor Glanz und Blumen die einfache Waldkapelle der Heiligen kaum mehr wiedererkennt. Im „Sternbald“ ist es eigentlich auf eine Apotheose der Kunst abgesehen, welcher die Religion nur als der Goldgrund dienen muß, um ihr Bild bedeutender und würdiger darauf abzuheben. Dasselbe gilt von Wackenroder's „Kunstliebendem Klosterbruder“, wo die Religion fast ganz in Musik aufgeht. Bei Fouqué endlich erblicken wir den Katholicismus schon als bloße Decoration und Verschnörkelung eines größtentheils gemachten Ritterthums. Dieser Katholicismus der Romantiker war also wesentlich nur eine ästhetische Religion; der Nachdruck ruhte überall auf der Form, die sonach auch naturgemäß sehr bald zur Manier werden mußte, wie sie namentlich bei dem letztgenannten Dichter stehend und widerlich geworden ist. Wie Klopstock haben daher auch die Romantiker für die Dichtkunst sehr viel, für die Religion aber wenig wahrhaft Ersprießliches gewirkt, wobei wir nur Friedrich Schlegel und Görres ausnehmen, deren eigentliche Macht aber weniger auf dem Gebiete der Poesie, als auf dem der Kritik, der Geschichte und Philosophie liegt.

Doch wir sind hier bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und mithin, genau genommen, zugleich an der äußersten Grenze unserer gegenwärtigen Aufgabe angelangt. Die Tugenden und den Verfall, Schuld und Buße der modernen Romantik haben wir schon früher in einer andern Schrift („Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuen romantischen Poesie in Deutschland“) ausführlich darzustellen versucht, worauf wir, zur Vermeidung lästiger und unnützer Wiederholungen, diejenigen verweisen wollen, die sich für diese Betrachtungsweise noch interessiren. Ueber diese Grenzen hinaus aber Gang, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg der neuesten Poesie der Gegenwart, einer zugleich sterbenden und werdenden, mithin durchaus noch chaotischen Literatur, irgend genau und faßlich zu bezeichnen, dürfte zur Zeit fast eine prophetische Gabe erfordern, die wir uns keineswegs anmaßen. Wir

könnten höchstens sagen, was sie nicht ist, was aber stets ein unfruchtbares Geschäft bleibt. Sie gleicht einer reichen Erbin, von den Schätzen aller Zeiten, Völker und Formen verschwenderisch schwelgend, launenhaft, wählig und stets gelangweilt von dem Reichthum, den sie nicht selbst erworben; sie weiß wohl, was sie eben nicht mag, nicht aber, was sie eigentlich will und soll. Gervinus sagt in dieser Beziehung: „Wir lassen darüber, wie jeder Historiker am besten thut, die Zeit zuerst reden. Wenn es übrigens auch möglich wäre, schon jetzt diese Geschichte zu schreiben, so würde uns doch selbst dann dieselbe Rücksicht bedenklich machen, die auch Goethe abhielt, sich bestimmter über diesen Gegenstand auszulassen. Diese neueste Literatur näher zu beurtheilen, würde mehr Zeit und Hingebung fordern, als sie werth ist; und die Stimme des Beurtheilers würde doch nur unter tausenden für eine gelten, und keine Wirkung hervorbringen.“ Dieser Meinung stimmen wir vollkommen bei, und erlauben uns daher, hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

Die protestantische Richtung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die gesammte deutsche Literatur fast ausschließlich beherrschte, der Absolutismus des sich selbst vergötternden Subjects und die daraus hervorgegangene Verknöcherung und Langeweile hatte damals, wie wir schon oben gesehen, in allen bessern Geistern jene totale Reaction der Romantik hervorgerufen. Die Romantik setzte sofort der allgemeinen Einbildung des hochmüthigen Subjects das Positive, und zwar — da jede wahre Reform in ihrem tiefsten Grunde religiös ist — die positive Religion, den Katholicismus, entgegen, der also ihre eigentliche Seele war. Allein das ursprünglich wohlgemeinte Unternehmen war nicht vorbereitet genug, weder bei den Romantikern durch Ueberzeugung, noch im Publicum durch irgend entsprechende Gesinnung; jene hatten ihren Glauben nicht innerlich erlebt, es war eigentlich nur ein improvisirter Katholicismus, mehr bloßes Kriegsmittel als Selbstzweck. Dies hatte sich das schlaue Publicum sehr bald herausgemerkt, das ohnedem, von der blendenden Erscheinung blos überrascht, die ungewohnten religiösen Fesseln nur unwillig trug. Und so entspann sich unter der jüngern Generation, erst heimlich intriguirend, dann immer lauter und tumultuarischer, zur Wahrung der unveräußerlichen Menschenrechte, eine allgemeine Rebellion gegen das ganze romantische Wesen. Sie macht fast den Eindruck, wie wenn in Tieck's bekannter Spottkomödie die aufgeklärten Personen, plötzlich gegen den poetischen Druck sich empörend, das Stück ruckweise, Scene für Scene, bis in die gute alte Zeit wieder zurückdrängen.

Diese abermalige Reaction hat ganz leise, eigentlich mit dem historischen Roman begonnen, der anfangs, z. B. bei van der Velde, noch leidlich den Romantiker spielt. Die romantische Abkunft dieser Romane zeigt sich noch in der Vorliebe für die Vergangenheit, für unbekannte Gegenden oder ungewöhnliche Zustände; ihre Reaction in dem allmäligen Zurückführen des Idealen zum Realen, des Wunderbaren zur Wirklichkeit, des schönen Formenreichthums zum bloßen Stoff. Alles wird massenhafter, in die Stelle der einzelnen hervorragenden Helden treten nivellirend allgemeine Begriffe von wirklichen oder unmöglichen Völkern, anstatt der Empfindung reden die Thaten. Eine solche Befreiung aus der subjectiven Enge oder sentimentalen Häuslichkeit könnten wir uns als willkommene Erweiterung des poetischen Horizonts gar wohl gefallen lassen, wenn darin, wie etwa in Shakspeare's historischen Schauspielen, sich die Weltgeschichte tiefsinnig abspiegelte. Allein dazu gehört eben Shakspeare's Weltverstand und vor Allem sein religiöser Rechtssinn, beides Eigenschaften, die wir unsern modernen Geschichtsromanen durchaus absprechen müssen. In dem besten unter ihnen: in Tieck's „Cevennenkriege" z. B. spielt die Ironie eine hier ganz unzulässige schalkhafte Rolle, und hebt alle Gesinnung und Gerechtigkeit wieder auf. In Steffens' breitspurigem norwegischen Romane hören wir fast nur den Autor sich selbst aussprechen. Die andern aber sind meistentheils entweder bloßer Decorationsplunder, wie bei Tromlitz, Blumenhagen rc., wo mit schneiderhafter Gewissenhaftigkeit maskirte sentimentale Gardelieutenants den Dreißigjährigen Krieg oder irgend ein anderes Stück Weltgeschichte zur Unterhaltung der Damen aufführen. Oder sie fallen, wo die Sache wichtiger genommen wird, wesentlich mit dem Tendenzroman zusammen, der seinerseits wieder mit den modernen Zweckessen darin die größte Aehnlichkeit hat, daß es, wie dort, nicht etwa um gesellige Lust, so auch hier nicht mehr um Poesie oder Wahrheit, sondern lediglich um Manifestationen

der Weisheit einer bestimmten literarischen Coterie zu thun ist. Während wir daher bei Shakspeare überall das historische Gewissen und die geheimnißvollen Schauer der göttlichen Leitung hindurchfühlen, macht hier der Autor selbst auf seine eigene Faust das Fatum. Die alten wildschönen Helden werden wie unwissende Schulknaben nach den Formeln der neuesten Philosophie gemeistert und eines Bessern belehrt, der großen Vergangenheit wird die Kleinstädterei eines preußischen, braunschweiger oder reuß-schleizer Patriotismus obtrudirt, endlos geschwatzt, wenig gethan und so die ganze Historie gleichsam rückwärts geschrieben; ja mehre dieser Romane sind geradezu dialogisirte Recommandationsreden von Wahlcandidaten für die heutigen Kammern. In der Regel aber ist es eben nichts Anderes als die alte, ordinäre protestantische Weltansicht und Geschichtsverdrehung, die seit der Reformation unablässig die Vergangenheit reformirt und die welthistorischen Ideen des Mittelalters, weil sie ihre Bedeutung durchaus nicht begreifen kann, schadenfroh der Gemeinheit zum willkommenen Fraße hinwirft. Es ist allerdings hier eben nicht mehr die Blumauer-Langbein'sche Rohheit, die immer vor Lachen bersten wollte. Aber die alte Frivolität wird nur um so widerlicher, wenn sie jungdeutsche Prätensionen von Philosophie und heroischer Tugend macht. Pulcinelltheater sind ein liebenswürdiger Spaß; Riesenmarionetten aber, die im Ernst die Welt bedeuten wollen, werden allezeit plump und abgeschmackt.

Doch auch dies ward dem zerstreuten Publicum bald zu viel und zu groß. Es wurde daher aus dem Gesammtleben irgend eine einzelne pikante Scene ausgeschnitten und als Novelle sauber eingerahmt, die sich zum Romane etwa verhält wie das Conversationsstück zur Tragödie, oder das Genrebild zur Historienmalerei. Die Brücke von der Poesie herüber, um mit dieser doch einigermaßen im Zusammenhange zu bleiben, wurde zunächst durch eingeflochtene Kunstraisonnements geschlagen in den zahllosen Maler-

und Reisenovellen; jetzt hat auch hier Alles die politische Uniform angelegt. In der Novelle ist der Rückzug vom Romantischen noch augenfälliger als bei dem Geschichtsromane; hier wird die Darstellung schon ganz entschieden aus der Vergangenheit in die allerneueste Gegenwart übersiedelt. Das hat Cervantes, das große Vorbild dieser kleinen Literatur, allerdings auch gethan. Dabei darf indeß nicht übersehen werden, daß die Zeit dieses Dichters eine völlig andere, ein noch sehr starker Nachklang des allmälig versinkenden Ritterthums war; daß man z. B. seine „Preciosa“ heutzutage unfehlbar zu heilsamer Correction in ein Arbeitshaus verweisen würde; und daß Cervantes dennoch mit großem poetischen Verstande hier stets am liebsten, anstatt in die Salons, in das Bettler- und Vagabondenleben hinabgriff, das zu allen Zeiten einen wunderbaren Freistaat bildet. Tieck — denn wir können uns hier überall nur auf die Hervorragendsten einlassen — gilt bei uns mit Recht als der eigentliche Meister dieses Fachs, in den Novellen vornehmlich, die er seit seinem Abfalle von der Romantik, also etwa seit 1823 geschrieben. Allein auch diese Novellen sind fast ohne Ausnahme Zwecknovellen. Irgend ein Einfall, ein Urtheil, eine Kunstansicht, oder auch Grille des Autors soll durch einige Figuren, die untereinander geistreich darüber debattiren, verkörpert und ins rechte Licht gesetzt werden. So ist die Bekehrung der phantastischen „Ophelia“ speciell gegen die moderne Shakspearomanie „Eigensinn und Laune“ gegen den Sansculottismus der neuesten Poeten gerichtet; in der „Vittoria Accorombona“, einer anomalen Concession an den momentanen Zeitgeist, ist es auf Verherrlichung des emancipirten Weibes abgesehen, während die meisten andern seiner Novellen eigentlich nur mehr oder minder glücklich dialogisirte Kunstkritiken sind. Das ist aber gerade der umgekehrte Weg der gesunden Dichtung. So unverständig wird freilich wohl Niemand sein, die Poesie für ein zweckloses bloßes Spiel der Phantasie zu erklären, das

aller beseelenden Grundgedanken entbehren könne. Aber die rechte Poesie fängt niemals damit an, für einen im voraus normirten und zu gelegentlichem Gebrauche in Bereitschaft gehaltenen Gedanken willkürlich erst den passenden Stoff zu suchen; ihr erster und letzter Zweck ist nicht die Construction der Idee, sondern die Schönheit, die immer schon von selbst ideal ist. Sie sieht und gibt in unmittelbarer Anschauung die Idee gleich im fertigen Bilde, wie die Blume den Duft, das Auge die Seele, oder wie ine schöne Gegend ihre angeborene geistige Signatur, deren Deutung unbekümmert der Kritik des Reisenden überlassend. Jener absichtsvolle Calcul ist demnach nicht mehr der frische Hauch der Poesie, dem, weil er unbefangen durch die Wipfel weht, Blüten und Früchte von selbst zufallen; es ist vielmehr die Dichtkunst im Dienste der modernen Conversations-Geistreichigkeit. Kein Wunder daher, daß auf dieser abschüssigen Bahn endlich der Poesie, wie es scheint, der Athem ganz ausgegangen, und auch die Novelle zur Novellette eingeschrumpft ist: dem vereinzelten Triller aus dem großen Weltchor.

Die historischen Romane und Tendenznovellen aber, indem sie so nach den realen Zuständen und Zeitfragen der Gegenwart abbeugten, bildeten zugleich den natürlichen Uebergang zur politischen Poesie, die sich jetzt fast aller jungen Dichter bemeistert hat. Es ist gewiß löblich und ehrenhaft, anstatt der abgeschmackten Gewohnheitsseligkeit obligater Liebespaare, die Schmerzen, Kämpfe und Klagen eines bis in den tiefsten Grund der Seele bewegten Geschlechts in die Dichtkunst aufzunehmen, ein männlich-tönender Klang, den ja zu ihrer Zeit auch Friedrich Schlegel, Uhland und Rückert in ihren geharnischten Liedern schon gewaltig angeschlagen. Denn das Leben ruht bei weitem mehr auf dem Gefühle und der poetischen Kraft in den Menschen als die Nüchternen sich träumen lassen. Der Verstand legt zwar den Pfeil auf den Bogen zurecht, und richtet und zielt; aber das Gefühl ist die

Sehne, die den Pfeil nach dem Ziele fortschnellt, und die That ist zuletzt nur ein anderer Ausdruck der Poesie. Das große Trauerspiel in Tirol wäre nicht dagewesen, und die besonnenste Taktik in den Befreiungskriegen hätte nichts ergrübelt, ohne den jugendlichen Enthusiasmus der Völker. Allein nirgend liegt auch die Gefahr für die Poesie näher als gerade auf diesem Felde, die Gefahr nämlich ihrer völligen Unterjochung durch den Stoff, durch die sich ungestüm kreuzenden Interessen der Parteien und des Winkelpatriotismus, durch die feige Scheu vor dem Tagesurtheil der Menge. Der Dichter soll nicht neutral sein, und es hat auch bei seiner erregbaren Natur gar keine Noth damit: kein wahrer Dichter wird von den großen Bewegungen der Gegenwart im tiefsten Herzen unerschüttert bleiben. Aber er soll mit dem Ernst und der Treue, für welche jeder öffentliche Charakter vor Gott und Menschen verantwortlich ist, nur für das, was er nach dem Maß seiner Weisheit in der allgemeinen Verwirrung für wahr und recht erkannt, redlich Partei nehmen und nichts darnach fragen, ob ihm die Menge ihr: „Gut gebrüllt, Löwe!“ zurufe. Und eben das ist für den Dichter, weil ihm außer der Rettung des ewigen Rechts und der Wahrheit zugleich auch die der Schönheit anvertraut ist, doppelt schwierig in solcher Zeit. Denn Niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meeres beschreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenschaft und Verzweiflung ist noch kein Gedicht.

Auch war das Gebahren dieser neuen politischen Poesie in der That confus genug, und erinnert häufig an den Brauch der Canarienvögel, die stets am heftigsten schreien, wenn der Lärm am größten. Sie verlangten trotzig die Einheit und Eintracht Deutschlands, und fingen wider alles menschliche Erwarten das löbliche Werk mit der Hauptzwietracht an, die eben geheilt werden soll: mit der gehässigsten Erneuerung des dreihundertjährigen confessionellen Haders; und Maler, wie Lessing und Andere, illu-

stirten es durch analoge Tendenzbilder. Sie wollten etwas durchaus Neues, und fegten doch nur mit dem längst stumpf gewordenen Besen der bloßen Negation den alten Plunder von Aufklärung in einen neuen Haufen zusammen, machten Schutt, anstatt zu bauen, und erzielten am Ende nichts anderes als eine rein conventionelle Poesie des Grams und der Verzweiflung über Polizei, Tyrannenblutdurst, Censur, Jesuiten und andere wirkliche und eingebildete Misère. Sie stachelten beständig schadenfroh das Roß, daß es nicht länger Zaum und Sattel dulden solle, und wunderten sich dann und schmähten es, da es nun die lateinischen Reiter selbst mit abgeworfen. Mit einem Worte: sie glaubten durchaus nicht, und glauben es noch heute nicht, daß die Sache zuletzt doch nur auf dem religiösen Boden, der überall erst den neuen Rechtsboden schaffen muß, und nicht durch noch so gelehrte und schönrednerische Poesie der Schrift, sondern durch die höhere Poesie der Gesinnung und des Lebens ausgefochten werden wird.

Die Bergleute theilen sich bekanntlich schon seit undenklicher Zeit in die vom Leder und in die von der Feder; die letztern registriren, wägen und verquicken, was die erstern aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern, wo diese gar mancherlei gewahr werden, wovon jene droben sich nicht träumen lassen. Dies gilt indeß begreiflicherweise nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Classification allgemein machen und die ganze menschliche Societät, je nach ihrem innerlichen Metier, füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beiden Classen jenen welthistorischen Gegensatz vielleicht am entschiedensten repräsentiren; denn es ist überall ein sehr verschieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß, oder einen gepolsterten Schreibesel reitet. Der Soldat im Kriege, auf Märschen, im Standquartier, steht auf Du und Du mit lebendigen Menschen, der exclusive Schreiber dem abstracten Begriff eines imaginären Volks gegenüber. Jenen zwingt die überraschende Gewalt unvorgesehener Umstände beständig, wie in

höherer Eingebung, zu raschem Beschluß, zu dem dieser nur auf der logischen Leiter der Schule mühselig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im bunten Heereszuge, wo Lust und Tod im raschen Wechsel sich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht, oder auf nächtlich einsamer Feldwacht, wo aller irdische Trost weit abliegt und keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat seine Sache vertrauend auf Gott setzt, hat der Schreiber sich commode in seinem Lehnstuhl auf sich selbst gesetzt und braucht den lieben Gott nicht, sondern Pillen gegen etwaige Hämorrhoidalübel. So lernt und bescheidet sich jener, die verschiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewiesen, weil er sie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten, während der Schreiber von seinem Isolirschemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Einen solchen in mancher dieser Beziehungen lehrreichen Gegensatz bildet z. B. der wahrhaft lebende „Landsknecht" in seinem bekannten „Wanderbuch" zu einem berühmten „Verstorbenen", der, seine Lorgnette ins Auge kneifend, sich England und andere Welttheile durch das exclusiv geschliffene Glas der modernsten Salonbildung fein lächelnd beschaut; der, seine Genialität diplomatisch verwaltend, nach allen Seiten hin, mit Weltschmerz und Mehmed Ali kokettirt und gewisse arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchschimmern läßt, während unser Landsknecht, ohne nach dem oder jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verschwender sich überall ganz und aufrichtig gibt.

Jene Schreiber aber treiben das Säcularisiren, nicht nur der Klöster, sondern aller menschlichen Verhältnisse, als ihr gewöhnliches Metier, und versichern unablässig, man müsse endlich von Staatswegen (und der Staat, das sind s i e) eine Einsicht thun; die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, sei nachgerade dem kindischen Flügelkleide der positiven Religion entwachsen, das sie ungebührlich an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortschritt hindere. Sie reden in Einem fort über dies

und jenes, über die zähe Anmaßung der Aristokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldsack, und trinken im Champagner die Gesundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der „Landsknecht“ dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu sprechen, so lange die höhern Classen Luxus und Verderbtheit, die niedern Roheit und Elend als Kennzeichen an sich tragen, so lange die Einen mit Uebermuth herab, die Andern mit Neid hinauf blicken? Seid Christenbrüder, verachtet nicht den armen, haßt und beneidet nicht den reichen Bruder. Nicht der Kopf gebe den Nivellirungsmaßstab, sondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukase. Denn keine politische Form vermag die sociale Decomposition zu hemmen, welche einer Gesellschaft bevorsteht, in welcher das moralische Cement der Religion und Nächstenliebe fehlt.“ Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun haben, hören nicht mehr, und zerfahren geschäftig in drei breite Geschwader. Das eine sind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Wasserfluten des vorigen Jahrhunderts abgesetzt, ihr stolzes Lager aufgeschlagen und, nachlässig in einem selbstverfaßten Auszug aus Confucius' Moralsprüchen blätternd, mit herablassendem Mitleid den religiösen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journalisten, Touristen, Magister der freien Künste u. dgl. m., sind schon schlimmer daran und haben, weil sie von der endlosen Bewegung und Negation leben, einen ingrimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Christenthums Verdächtige. Und zuletzt der unübersehbare Troß der total Confusen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und das Gedränge vermehrend dort Hurrah! hier Nieder mit ihm! schreien, ohne jemals zu wissen, wem und was es gilt. Und das ist, wie zwischen gesund und krank, der bedeutungsvolle Unterschied zwischen einem ehrlichen Soldaten und einem verschnörkelten Schreiber.

Einen andern Theil der Reaction gegen die Romantik, und mit nicht geringerm Erfolge, hat neuerdings die Salonpoesie der Frauen übernommen.

Bisher waren es immer nur einzelne hervorragende Geister, welche die Welt mit sich fortgerissen. Ihre Herrschaft aber ist vorüber. Was jene einsamen Geister in der Stille der Zeiten ausgesäet, Weizen und Unkraut, ist nun endlich in Halm und Blüte aufgeschossen und ihnen unversehens über die Köpfe gewachsen, daß man sie nicht mehr bemerkt in dem Gewirre, wo Böses und Gutes üppig wuchernd durcheinandergeschlungen, bis der Herr kommt und Alles wieder sichtet. Die Bildung, die jene erfunden, ist in ihrer natürlichen Schwere allgemach in die Breite gegangen, aus den vielen verborgenen Quellen sind Ströme geworden und wollen sich nun, alle Höhen unterwaschend, gewaltsam ihre eigenen Bahnen brechen, die keine menschliche Voraussicht mehr zu bestimmen vermag. Es ist die Zeit der Massen, die sich die Formeln abgemerkt und nun ihrerseits die Sturm- und Drangperiode des Genies nachmachen. Und in diesem Bildungsfieber, das epidemisch Alle ergriffen, ist denn auch die Poesie mehr als jemals unter die Frauen gekommen.

Es besteht ein ebenso alter als wunderlicher Streit über den Bildungsberuf der Frauen. Die Einen wollen sie nur mit der Spindel und dem rasselnden Schlüsselbunde, nur im Wochenbett und in der Kinderstube dulden, während die Andern, auch hier dem planirenden Principe unbedingter Freiheit und Gleichheit huldigend, ihnen Tribünen, Katheder, ja Schlachtfelder öffnen und die ganze

Flut der Zeitbildung gegen sie loslassen möchten, um den mittelalterlichen Rost, wie sie es nennen, von ihnen abzuwaschen.

Wer den weiblichen Theil der Menschheit nicht etwa echt orientalisch als eine besondere Race zum Nutzen und Vergnügen des männlichen Publicums betrachtet, der wird natürlicherweise den Frauen auch ein Recht und die Pflicht zusprechen müssen, das Ebenbild Gottes, das ihnen der Schöpfer so gut wie uns eingehaucht, nach besten Kräften in sich zu vollenden und zu verherrlichen. Haben doch die Männer keineswegs den Himmel für sich gepachtet, und die Kirche hat ebenso viel heilige Frauen als männliche Heilige aufzuweisen. Hierzu aber ist das bloße Absperren und das Ignoriren des Feindes jederzeit unzulänglich, und um so unzureichender wird solche wehrlose Unschuld in einer ganz verworrenen Zeit, wie die unserige, sich bewähren, wo die complicirtesten geistigen Zustände und Gefahren auch besondere geistige Waffen erheischen, die, um nicht überrascht zu werden, nur im Feuer der modernen Bildung gestählt und geprüft werden können; denn der weltkluge Feind, unverdrossen mit der Zeit fortschreitend und die Mode wechselnd, erscheint immer in neuer Gestalt und Rüstung, auf die Mann und Frau gefaßt sein sollen. In dem Hauptzweck also, für das Höchste im Leben, fällt allerdings die Bildung der Frauen und Männer in Eins zusammen. Allein in dem Gebrauche jener Bildung für die Welt sind sie wesentlich verschieden. Durch alle äußere Weltordnung gehen zwei waltende Hauptelemente: die Sitte und das Recht. Die erstere haben die Frauen zu wahren und zu pflegen, und zu diesem Amte hat sie zuerst das Christenthum längst genügend emancipirt; das Recht dagegen haben die Männer auf Erden geltend zu machen und zu beschützen, das ist der ewige Gegensatz von Kraft und Milde, damit die Weltgeschichte sich nicht in Einseitigkeit monströs verstocke. Beide zwar, Recht und Sitte, haben eine gemeinsame religiöse Wurzel, in der eben, wie bereits erwähnt,

die Bildung beider Geschlechter ursprünglich zusammentrifft; die Sitte aber in ihrer wesentlich erziehenden Gewalt wird immer vorzüglich nur in der Familie und deren geselligen Beziehungen wirksam sein können, während das Recht, in seiner allgemeinen Bedeutung als Gerechtigkeit und Schirm des Guten, Schönen und Wahren, draußen die Welt und das Leben thatsächlich ordnen will und den Kampf aufnimmt, damit die Familie im Gottesfrieden bleibe. So scheint nun einmal die Vorsehung seit Jahrtausenden den beiden Geschlechtern ihre verschiedene Stellung angewiesen und im Volksgefühl aller Nationen begründet zu haben; denn ein Mannweib ist überall ebenso lächerlich als ein weibischer Mann. Das Großsprechen und Reiten und Cigarrenrauchen thut's nicht, und macht die freie Frau ebenso wenig, als die Schnurr- und andern Bärte den Nebeljungen zum Weltweisen oder Helden. Die Ueberbesorglichen aber, die in jener Beschränkung der Frauen eine unwillkürliche Aristokratie der Männer erkennen wollen und deshalb auf die Natur, die ja Alles gleichgeschaffen habe, sich berufen, verweisen wir gerade auf die Natur selbst, welche von jeher höchst aristokratisch den Starken über den Schwachen, den Hund über die Katze, die Katze über die Maus, und weiter hinauf den hohen Geburtsadel des Genies über das gewöhnliche Volk gesetzt hat. Wir werden uns also schon hierbei bescheiden, und die Verantwortlichkeit einer höhern Leitung getrost überlassen können.

Das wahre Verhältniß der Frauen ist vielleicht niemals richtiger aufgefaßt und schöner dargestellt worden, als im ritterlichen Mittelalter, wo der Ritter vor dem Kampfe sich seiner Dame, welche er oft kaum dem Namen nach kannte, als einer unsichtbaren, idealen Macht empfahl, die den Kampf erst adeln sollte. Wenn nun aber hiernach der ritterliche Weltkampf überhaupt vorzüglich den Männern anheimfällt, heutzutage jedoch in diesem Kampfe die Ritter vom Schwert immer mehr durch die Ritter von

der Feder abgelöst werden, und unter den letztern auch die Dichter ihre bedeutende Stelle einnehmen, so steht eine dichtende Frau allerdings schon an den äußersten Grenzen ihres natürlichen Berufs.

Jene Grundverschiedenheit beider Geschlechter aber, die wir oben angedeutet, ist auch durch die oberflächlichste Vergleichung ihrer Literaturen unverkennbar nachzuweisen. Welch ein titanisches Ringen der Geister auf der einen Seite, wie viele mächtige Gedanken, Lebensanschauungen, ja ganz neue geistige Provinzen haben z. B. Herder, Goethe, die Romantiker entdeckt und erstritten! Es ist seit Klopstock ein beständiger Eroberungskrieg, fast Alle setzten unbedenklich ihr Leben an die Sache; Manche, wie Heinse, Hölderlin, blieben verblutend auf dem Kampfplatze. Die Frauen dagegen sind, wie billig, daheim geblieben, höchstens hier und da im Hintertreffen bemerkbar, um den zornigen Löwen zu beschwichtigen, die zerrissenen Fahnen und Wämser zu flicken, mit einem Worte: um gegen Freund und Feind den löblichen Anstand zu wahren, der freilich von den Combattanten in der Hitze des Gefechts keineswegs immer gehörig beachtet wurde. Während der athletische Gottsched mehre namenlose Flachköpfe mit seiner souverainen Allongeperücke zu Dichtern krönte, war seine Gattin fast die Einzige, die über diesen poetischen Scandal zu lächeln wagte. Mit gleichem poetisch-sittlichen Takt wußte die Karschin das freie Gefühlselement zu überwintern, als Rammler die Poesie an seinem classischen Zopfe zu messen unternahm. In ganz andere Noth, unter Humpen und Schlachtgebrüll, war die Frau Naubert (übrigens vielleicht die objectivste aller dichtenden Frauen) gerathen; und doch, wie gesittet, fein und sauber stehen ihre Ritterromane den Rohheiten eines Kramer, Spieß u. s. w. gegenüber! Sophie von Laroche sodann sitzt ein halbes Jahrhundert lang unverrückt auf dem Throne conventioneller Grazie und hält mitten in dem schrecklichen Tosen und Getümmel

der Kraftgenies zarten Minnehof der Sentimentalität mit reisenden Literaten, die liebeselig ihre langweiligen Correspondenzen vorlesen. Und wenn endlich Rousseau einmal sagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab“, so erinnert uns dies Eine Weib hier unwillkürlich an Sophiens Enkelin Bettina. Bettina ist in neuerer Zeit eine so anomale Erscheinung, daß sie allerdings als Ausnahme nur die den Frauen gestellte Regel bestätigen würde, wenn sie nicht, genauer betrachtet, dennoch eben dieser Regel selbst anheimfiele.

Denn wo sie in ernsten, und namentlich in religiösen oder politischen Dingen, den Männern ins Handwerk pfuscht, ist sie durchaus ungenügend, weil unklar und phantastisch. Die Wurzel auch ihrer Poesie ist doch wieder nur das Gefühl; sie ist wie eine wunderbar gestimmte Aeolsharfe, welche von den oft entgegengesetztesten Winden der neuern Bildung wie von unsichtbarer Hand gespielt wird. Ihr „Briefwechsel eines Kindes“ ist durchaus blos lyrisch, eine fortlaufende, unzusammenhängende Reihe schöner ungereimter Lieder; und Goethe hat ganz Recht, da er endlich seine Antworten geradezu in Verse setzt. Ja, das Anomale und Pikante ihrer Poesie besteht eben darin, daß sie gegen die natürliche weibliche Bestimmung und Beschränkung beständig rebellirt, und doch nimmermehr heraus kann.

Verfolgen wir aber nun weiter das Unterscheidende zwischen der Poesie der Männer und der Frauen, so finden wir bei den letztern, außer jener blos negativen, fast jungfräulichen Abwehr des Ungehörigen, ferner eine gewisse flexible Virtuosität des Gefühls, welche, wie die indischen Schlingpflanzen, Alles schmückend umfängt und umblüht, was sie ihrer Natur nach irgend zu erreichen vermag. Nun sollte man allerdings meinen, gerade eine solche Gefühlsausbildung könne der Frauenpoesie nur günstig sein, wenigstens der lyrischen, da diese ja eben in Gefühlen denkt. Allein das Gefühl an sich, wir müssen es abermals wiederholen,

entscheidet überall noch nichts, es erhält seine Bedeutung erst durch seinen Inhalt und Gegenstand. Und eben hier liegt die Kluft welche die Geschlechter poetisch scheidet. Das Gefühl ohne tüchtigen Inhalt, und also auf das Unbedeutende, Minutiöse, blos Conventionelle oder gar Verkehrte angewendet, wird, je lebhafter es ist, um so gewisser jederzeit in Schwärmerei oder fade Sentimentalität umschlagen, wie sie uns vorzugsweise in der Damenliteratur so häufig langweilt. Sehr begreiflich; denn das Verhältniß der Frauen, wie es nun einmal ist und wohl auch niemals anders wird, ihre Erziehung und äußere Stellung zur Welt wehrt den Anfall des ganzen, vollen Lebens von ihnen ab, und sie wissen von den großen Kämpfen und Abgründen desselben glücklicherweise nur vom Hörensagen und aus Büchern. Darum ist auch ihre Poesie keine erlebte; reinlicher und gesitteter zwar als die männliche, aber doch meist nur ein eleganter Nachdruck des Gelesenen, ein liebevolles Ausmalen fremder Compositionen, gleichsam eine Art von ästhetischer Kochkunst, die das Wild, das die Männer draußen erbeutet, und wohl auch die Böcke, die diese geschossen, zubereitet und zierlich servirt. Daher auch der fast durchgehende Mangel an kräftiger Objectivität, sowie die merkwürdige Ungeschicklichkeit, ja Unfähigkeit in Auffassung und Darstellung männlicher Charaktere, die immer wie Mädchen mit Schnurrbärten erscheinen. Die Männer dienen blos zur Staffage, und die dargestellten Frauen dagegen gleiten regelmäßig nach allen Seiten aus, weil sie die Stelle der Männer einnehmen und auf den schlüpfrigen Boden der letztern hinausgeführt werden sollen, wozu doch ihre seidenen Tanzschuhe durchaus nicht eingerichtet sind. Daher endlich beschränkt dieses reproducirende Nachgefühl sich eigentlich nur auf zwei, von den Männern mehr oder minder vernachlässigte Reviere: auf die Häuslichkeit mit obligater Liebe in allen ihren Variationen, als eheliche Liebe, Mutterliebe, Kindesliebe, wie z. B. bei der Agnes Franz, Henriette Hanke, Karoline

Pichler und zahllosen Andern, oder auf den Salon, dessen nähere Beleuchtung wir hier versuchen wollen.

Auch hier ist es eigentlich wieder nur die Sitte, welche vorzugsweise die Frauen zu hüten übernommen; aber nicht die Sitte in ihrer tiefern ethischen Bedeutung, sondern die Sitte, wie sie in der feinen, vornehmen, sogenannten gebildeten Welt sich sublimirt und gestaltet; mit einem Worte der äußerliche Anstand, der aber dabei oft sehr unsittlich sein kann. In dieser Salonpoesie ist daher alles Ursprüngliche, Unmittelbare, Extreme, als nicht fashionabel, bei Strafe der Lächerlichkeit hart verpönt. Die großen Leidenschaften, um sich nicht etwa zu compromittiren oder durch Scham incommodirt zu werden, erscheinen durchaus nobel maskirt, das abgründliche Gesümpf der menschlichen Seele wird liebreich mit einem beblümten Rasenteppich bedeckt, die Naturlaute des Volksliedes, hier und da allenfalls eingestreut, dienen nur als pikantes Gewürz zur Aufregung oder gelegentlichen geistreichen Plaisanterie. Das Lyrische überhaupt tritt hier in den Hintergrund, ihr eigentliches Feld ist der moderne Roman, der aber von der Romantik eben nichts als den Namen mehr hat.

Tieck's „Phantasus“, in seinem räsonnirenden Theile, gehört im Grunde auch zur Salonpoesie; aber gerade hier, an der Bedeutung und Würdigkeit der behandelten Gegenstände, in der selbsterrungenen vollkommenen Kenntniß aller Abgründe, wundervollen Erscheinungen und Geheimnissen der Phantasie zeigt sich am schlagendsten der Unterschied von der weiblichen Salonpoesie. So hat z. B. die Paalzow im „Godwie Castle“, gleich Walter Scott, sorgfältiges Costume, vollständige Decoration und eine miniaturartige Mosaik alter Rüstungen, Kopfputze, Redensarten u. s. w. auf das gewissenhafteste zusammengestellt; aber es fehlt der ernste, welthistorische Hintergrund, der die Bilderchen erst abheben soll; der leise, tragische Schmerz über den Untergang der Ritterlichkeit und einer bedeutenden Nationalität, welcher Walter Scott's beste

Romane noch immer über den gewöhnlichen Leihbibliothekenstrom seiner zahlreichen Nachfolger erhält.

Und so sehen wir denn bei den Frauen fast durchgängig die bloße Repräsentation als die Hauptaufgabe dieser Poesie, den Schein des Seins, die glänzende Oberfläche des Lebens streifend, mit geistreichem Ueberhinfahren seiner Tiefen. In dieser äußerlichen Richtung aber verfolgt sie alle Färbungen, künstlichen Irrwege, Verbildungen und Ueberbildungen der Societät, und ist in diesem Betracht allerdings ein beachtenswerthes Spiegelbild ihrer Zeit, gleichwie ein seekundiger Schiffer an der leise kräuselnden Brandung die tiefer liegenden Klippen wohl erkennen mag. Dadurch wird sie jedoch auch nothwendig eine durchaus conventionelle Poesie; Gefühle, Gedanken und Sprache sind hier mehr oder minder conventionell. So sind wir — um vorläufig nur der letztern zu erwähnen — zwar keineswegs von so sprödem Patriotismus, um da, wo unsere Sprache zu ungeschickt oder zu unschuldig ist, für gewisse intricate Fälle den schlagenden Ausdruck zu finden, das rechte wälsche Wort verketzern zu wollen; aber es erinnert uns doch oft unwillkürlich an die barbarische Sprachmengerei nach dem dreißigjährigen Kriege. Ueberhaupt ist diese Art zu dichten, wie alles Conventionelle, dem beständigen Wechsel und gleich andern Modeartikeln der willkürlichen Laune, und folglich dem raschen Veralten unterworfen; denn der Zeitgeist, wie man das Mäkeln und leichtfertige Vornehmthun gegen den ewigen Geist aller Zeiten zu nennen beliebt, ist ein gar wetterwendisches Ding. Oder wer möchte wohl aus der überreichen Rumpelkammer unserer Rococoliteratur, z. B. die Romane der Laroche, heut noch anders als im literarhistorischen Interesse lesen?

Es ist hiernach sehr begreiflich, daß diese Salonpoesie, da sie alle Mode mitmacht, insbesondere auch die jetzige conventionelle Religion adoptirt hat. Ihr Katechismus lautet ungefähr folgendermaßen: Die göttliche Vorsehung und Leitung ist „tout bonnement“

zu streichen und in Natur und subjective Eigenmacht zu übersetzen; die Barmherzigkeit Gottes, als eines polternden, gutmüthig-schwachen Komödienpapas, soll diesen erdichteten Afanasien, sobald nur „le coeur palpite“, gerührt alle Schande bedecken; das Gewissen, das durch lange ästhetische Berauschung alle feinere Fühlung verloren, will seine Schäden geschmackvoll mit Religion überputzen, die Sünde wird mit Tugend geflickt, Gewünschtes und Verwünschtes, Positives und Naturphilosophisches, und Göttliches und Thierisches wird nach Bedürfniß durcheinander gewürfelt und verwechselt; der mündig gewordene Unglaube, nachdem er eine bedeutende Gemeinde sich erworben, will nun auch seine eigene Kirche haben — und so, aus dieser ungeheuern Mengerei, ist endlich der sogenannte Deutschkatholicismus entstanden. Jeder ist tugendhaft, wenn er nur den Bedürfnissen und Anforderungen seines innern idealen Menschen gemäß lebt; dieser ideale Mensch aber ist eigentlich die künstlerische Begeisterung, und das Wesen dieser Kunst die Leidenschaft. Die Agentien dieser Romane sind daher in der Regel: sublimer Instinct, strafbarer Leichtsinn, Ehebruch, wilde Ehen und die Emancipation des Weibes; oder, was dasselbe ist, die Emancipation der Geschlechtsliebe, die überall das Grundthema bildet, als ob Gottes weite Welt eben nichts Anderes zu thun habe, als sich zu verlieben.

Aber sofort beginnt denn auch das vermittelnde Geschäft wieder, das wir oben als das Charakteristische der Damenpoesie bezeichneten. Die Sünde soll mit der Sitte ausgeglichen werden: sie soll vornehm, liebenswürdig, geachtet, mit *einem* Worte anständig erscheinen. Und aus derselben Wurzel entspringt noch eine andere Anomalie. Nach allen diesen Zügen frappanter Familienähnlichkeit sollte man nämlich mit gutem Recht voraussetzen, diese Literatur gehöre auch in politischer Hinsicht ganz und gar dem allerneuesten Glaubensbekenntnisse an. Allein so weit geht die völlige Verwirrung der Salonbegriffe, und so zähkräftig

bleibt die ursprüngliche Natur der Damenpoesie, daß sie vor den Folgen ihrer eigenen Behauptungen zurückschaudert, wo dadurch der äußere Anstand verletzt, oder sie selbst salonunfähig werden könnte. Diese Romane sind daher in der Mehrzahl wesentlich aristokratisch. Es ist aber im Grunde wieder nur jener weibliche Widerwille gegen die unfeinere Erscheinung, gegen die „schlechten Manieren“ der untern Classen, und diese schlechten Manieren eben nichts Anderes als verwechselbar sein mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

So obenhin aber wird das Gemeine, das doch hier nur gemeint sein kann, nie und nimmermehr überwunden. Diese Halbheit, die mit allen Gelüsten der plebejischen Neuzeit sympathisirt, ja kokettirt, zugleich ihre Prämissen unbedenklich anerkennt und die unvermeidlichen Consequenzen desavouiren will, hat den alten Adel gestürzt, und wird auch den neuen Industrie- oder Geldadel verderben. Das vornehme Herabsehen und Ignoriren, der exclusive Salonjargon thut es nun einmal nicht mehr, noch weniger die ästhetische Bildung; denn das Talent ist sehr bedeutend auf der gegnerischen Partei. Und auch im Mittelalter war der Minnesang nicht die Seele des Ritterthums, sondern nur der Schmuck desselben. Jetzt aber, so scheint es, sind alle alten Geschwüre der Societät endlich reif geworden und aufgebrochen; die trügerisch glatte Winterdecke über dem faulen Strom, die ewig schien, ist überall geborsten, die Zeit geht mit Grundeis, und die einzelnen Blöcke drängen und schieben sich gewaltsam übereinander. Was soll euch, ihr vom alten oder neuen Adel, nun über der allgemeinen Zerstörung emporhalten? Das, was den alten Adel Jahrhunderte lang gehalten hat: der wahre Adel der Gesinnung, der das Unvergängliche, Ewige im Wechsel, über den Wogen auf seine Schilde nahm, der rechte Ernst in allen ernsten Dingen. Versucht es einmal, wenn ihr es noch vermögt, mit Opferfreudigkeit für euer Volk die Lanze gegen jegliche Unbill,

alte oder neue, wieder ritterlich einzulegen, und ihr werdet von selbst über jener Schichte stehen und, weil die Muthigsten, auch die Ersten sein.

Doch hierzu eröffnet die Gegenwart nicht die geringste Aussicht. Und so wollen wir denn auch gar nicht in Abrede stellen, daß es in den Salonregionen heutzutage absonderlich verzwickte Verhältnisse geben könne, um solche Heldinnen, wie jene Romane sie darstellen, begreiflich zu machen. Aber eben daß das an sich Verkehrte und Nichtsnutzige zum Gegenstande einer verklärenden Literatur vor dem großen Publicum gemacht und von diesem mit einem Schrei des Beifalls begrüßt wird, daß die Poesie an dem Phosphoresciren der Fäulniß sich ergötzt, eben das ist ein trauriges Zeichen von der gänzlichen Zerrüttung unserer socialen Zustände, ihrer völligen Ablösung von ihrem ursprünglichen, religiösen Boden.

Und das ist, unsers Bedünkens, die schlimmste Literatur. Denn die ältere opponirte allerdings auch gegen die positive Religion, aber so unpoetisch-rationalistisch, daß sie endlich den Romantikern das Feld räumen mußte. Und noch giftiger zwar ist die neueste sogenannte Volksliteratur, die geradezu darauf ausgeht, das Volk zu verderben, indem sie ihm Glauben, Sittlichkeit, Nationalität, mit einem Wort alle höhern, schützenden Mächte hinwegdisputiren will, um es gänzlich wehrlos zu machen. Allein die zu dieser Wetterfahne schwörenden Dichter — wenn man sie noch so nennen mag — ringeln und recken doch noch keck den Schlangenleib an dem Baume der Erkenntniß herauf; man weiß, woran man ist, und hat die Wahl. Jenes vornehm-plaisante bloße Dahinfahren über die Dinge dagegen, Engel und Teufel mit dem wohlriechenden Weihrauch umnebelnd, wirkt narkotisch auf die Köpfe der zerfahrenen Menge, und kann nur dazu dienen, die allgemeine Confusion der Zeit zu vermehren, die ihr wahrhaftes und größtes Unglück ist.

Es ist überhaupt eine vergebliche Täuschung, die ordinäre Unterhaltungsliteratur als eine gleichgültige Sache, durch bloßes Ignoriren so von obenher abthun zu wollen. Sie ist allerdings gleichgültig für die Literaturgeschichte; denn sie erfindet nichts, sie schafft kein neues Leben und vernichtet keines, letzteres höchstens durch ihre eigene Langweiligkeit. Aber sie ist, wie Gervinus es nennt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Capital, das die Andern ausgeprägt, gleichviel ob echtes oder falsches, in kleinen Portionen von geringstem Werthe fließend zu machen und unter die Armuth zu bringen. Nektar ist nun einmal nicht für jeden Magen, er muß erst bedeutend verwässert werden, um der Menge zu munden.

Alle Phasen der vornehmen Literatur hat diese Unterhaltungsliteratur mitgemacht bis auf den heutigen Tag. Kaum war der Pistolenschuß verknallt, womit sich Werther tödtete, so überrieselte Lafontaine mit einer Thränenflut von Sentimentalität das gerührte Deutschland. Hinter Goethe's Berlichingen kamen Spieß und dessen Spießgesellen. Nachdem die Kraftgenies, ja nachdem Lessing in indirecter, fast zu gewagter Opposition, Herder, Schiller u. A. in vollem systematischen Ernst das Individuum emancipirt und für die positive Religion der Offenbarung eine ästhetische Religion der subjectiven Eigenmacht erfunden hatten, welche dann die Romantiker ihrerseits wieder in einen phantastischen Pantheismus vernebelten, da griffen sofort die Kärrner zu, dieses künstliche Heidenthum in alle Leihbibliothken vertreibend, wo wohl gegenwärtig kaum noch ein Roman zu finden sein dürfte, der nicht wenigstens ein Tausendtheilchen von einer jener Ideen debütirte.

Seit Bibel und Hauspostille aus dem bürgerlichen Haushalt verschwunden, hat nun diese Schmierliteratur ihre Stelle eingenommen als das Evangelium der neuen Bildung, und gerade die eifrigsten Leser sind die Frauen, diese passiven Genies. Und da die

Leserinnen natürlicherweise wieder am liebsten nach Frauenbüchern, als den ihnen verständlichern, und Frauen von Talent daher auch lieber zur Feder, als zum Strickstrumpf greifen, um der hitzigen Nachfrage und Bildungswuth ihrer Mitschwestern zu begegnen, so befindet sich jetzt die Unterhaltungsliteratur sowohl hinsichtlich der Producenten als Consumenten in der That zum größten Theil in den Händen der Frauen. Das ist aber keineswegs gleichgültig, wenn man erwägt, daß den Frauen wesentlich die Bildung der Familie obliegt, und sie hiernach, jene Leihbibliothekenweisheit auf künftige Generationen zu verpflanzen, gar wohl die Macht und den allerbesten Willen haben.

Wir haben schon vorhin die Wahrung der Sitte als das Eigenthümliche der Frauenpoesie angedeutet, zugleich jedoch nachzuweisen versucht, wie die Sitte, mit der wachsenden Verwickelung der modernen Bildung immer mehr von ihrem natürlichen religiösen Boden abgelöst, endlich in ihren bloßen ästhetischen Schein, den sogenannten Anstand umgeschlagen; die Frauenpoesie aber diesen Wechselbalg, der von seiner edlern Herkunft nichts mehr weiß, und selbst die Unsitte nobel darstellen möchte, mit mütterlicher Zärtlichkeit groß gesäugt hat. Es wäre daher nicht mehr als billig, und ohne Zweifel jetzt recht eigentlich die schöne Aufgabe der dichtenden Frauen, sich ihres höhern Berufs erinnernd, jenen ästhetischen Schein zu seiner ursprünglichen Bedeutung wieder zurückzuführen und anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen. Denn was ist denn Sitte und Anstand anders als das empfindlichere Gewissen, auf die socialen Verhältnisse angewendet? Die moralische Welt ist so kräftig und unverwüstlich angelegt, daß es überall nur des entschlossenen Wegräumens der verwirrenden Staubdecke bedarf, womit die Zeit sie angehaucht, um das Bild in seinen ursprünglichen Farben wieder aufblühen zu machen, und seine verborgene Schönheit zu erkennen. Unser moderner Roman würde zwar allerdings, sowie das Lust-

spiel, gar nicht existiren können, ohne von den Faseleien, Irrthümern und Verzerrungen der Gegenwart Notiz zu nehmen. Allein, wie gesagt, nicht im Stoffe schon liegt ja die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. Gleichwie das Heiligste durch eine gewisse perfide Ironie ins Lächerliche oder Zweideutige gezogen werden kann, so ist auch das Falsche und Schlechte durch die Aufrichtigkeit eines tiefern dichterischen Gefühls künstlerisch zu bewältigen. Die große Weltlüge mit ihrer hoffärtigen Pracht verbleicht und zerrinnt, sobald man ihr nur nicht mehr glaubt. Es gibt überhaupt gegen alle schlechte Literatur zwei Waffen, die schärfer als blos rhetorische oder allegorische Moral in das wilde Fleisch einschneiden. Eine Poesie der Wahrheit nämlich gegen die Poesie der Lüge, welche, von dieser keinerlei Ausgang nehmend, wie der Frühling mitten in die Dinge hineinbricht und mit stiller Bildungskraft alle schlummernden Keime weckt, die dann schon von selbst den faulen, schmutzigen Winter überwachsen und unter Grün und Blüten begraben. Und die zweite ist ein heiteres Spiel mit und über den Dingen, das die aufgeblasenen Narrheiten der Welt zu Tode lacht; denn nichts kann die Lüge, die nur von Eitelkeit lebt, weniger ertragen als lächerlich zu erscheinen vor der Welt. Beiderlei Waffen haben zu ihrer Zeit die Romantiker gegen die Nüchternheit der damaligen Literatur mit Glück geführt, und sie würden sich ohne Zweifel gegen die Betrunkenheit der jetzigen ebenso siegreich bewähren und die schreibenden und lesenden Damen bewegen, sich endlich ihrer schlampigen Genialität zu schämen. Scham aber ist der Anfang der Besserung, und ansteckend wie Lachen und Gähnen, zumal wenn die Frauen erst wieder gewahr werden, um wieviel schöner das Morgenroth der Zucht und Unschuld ihre Wangen kleidet, als die Hitzblattern der emancipirten Leidenschaft.

Gegen diesen allgemeinen Krieg konnte die Romantik nicht Standhalten. Schon die nächsten Nachfolger von Novalis und Friedrich Schlegel, mehr oder minder in ihrer Zeit befangen, hatten selbst den vollen Glauben nicht mehr, den sie verfochten: ein innerer Widerspruch, der bei der eigenthümlichen Natur dieser Poesie dieselbe von Grund aus zerklüften mußte. Dieser Grundmangel ergibt sich namentlich bei August Wilhelm Schlegel unumwunden aus seinen erst späterhin veröffentlichten Selbstgeständnissen, worin er den Katholicismus und seinen Bruder Friedrich vornehm desavouirt, und den erstern, ohne alle eigene Ueberzeugung, nur als moderne Mythologie und geschicktes Reizmittel gegen die geistige Apathie seiner Zeitgenossen benutzt zu haben bekennt. Tieck zwar hat sich dergleichen niemals offen merken lassen, aber nur um so wirksamer kundgegeben durch eine gegen die Sache selbst gerichtete feinzersetzende Ironie, die sich durch alle seine Dichtungen schlingt und unter dem Vorwand, über den Dingen zu schweben, anmuthig spielend mit der einen Hand wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben. Ein so perfides Halb- und Scheinwesen konnte aber natürlicherweise ebenfalls nicht dauernd befriedigen. Es that sich daher sehr bald dieselbe Erscheinung hervor, die wir unter ähnlichen Verhältnissen schon bei Klopstock bemerkt haben. Der selbstbewußte Mangel gläubigen Inhalts sollte durch prächtige Formen ersetzt, die Verarmung durch Luxus überboten werden; und wie in der Messiade der Protestantismus, wurde nun auch hier der Katholicismus, von dem sie nur noch ein vages Kunstgefühl hatten, ästhetisch gemacht. Mit dem Unterschiede jedoch, daß

die wieder entfesselte Phantasie, welche sich bei Klopstock noch schüchtern mit der gewissenhaftesten Ausschmückung ihres Stoffes begnügte, jetzt mächtiger und tiefer greifend die göttlichen Wahrheiten selbst in ihrer Weise umzudeuten unternahm und nicht ruhte, bis sie bei einem ihr zu allen Zeiten besonders zusagenden Pantheismus angelangt. Ein Uebel, das im Keime schon bei Novalis sich andeutet, in Werner's frühesten Schriften künstlerisch systematisirt wird, bei Platen und Andern endlich offen zu Tage kommt. Kein Wunder daher, daß wir diese Poesie in raschem Absturz vom Katholicismus zum ästhetischen Katholisiren, von diesem aus natürlicher Unbefriedigtheit zur philosophischen Umdeutung der Religion, und sofort durch das Medium des modernen Pantheismus ins Leere wieder zur alten Aufklärung und Vergötterung des Subjects zurücksinken sahen. Aus diesem Bankrott blieb uns nur die größere Kunstvollendung durch Aneignung altdeutscher, italienischer und spanischer Formen, eine bedeutende Aufregung der Geister, und, weil diese Aufgeregtheit ihr eigentliches Ziel verfehlt hatte, die Zerrissenheit.

Die Romantik hatte sonach sich selbst gerichtet. Heine war der Erste, der in diesem verwilderten Feldzuge das sauve qui peut! öffentlich ertönen ließ, und mit zweischneidiger Ironie, von dem in der eigenen Phantasterei steckengebliebenen Munitionskarren der Romantik rasch die letzten Gurten und Stränge durchschneidend, mit Sattel und Zeug zu dem schon lange schadenfroh gegenüber lauernden Heidenthum Reißaus nahm. Eine ganze Freischar romantischer Trainknechte, Nachzügler und Marodeurs, ja Alles, was inzwischen am Glauben Schiffbruch gelitten, folgte ebenso frech, aber weniger witzig als Heine seinem willkommenen Signalrufe, und so entstand bei einer neuern Generation, die, durch die Befreiungskriege von jenen geschieden, die Romantik kaum als fabelhafte Tradition mehr kannte, die allerneueste Poesie, die wir füglich als antichristliche bezeichnen können.

Es ist merkwürdig, in Oestreich ist die Poesie von der Romantik fast gänzlich unberührt geblieben; die Leistungen Collin's und Anderer sind vielmehr nur mißlungene oppositionelle Versuche, sie auf das Prokrustesbett der Classicität zu spannen, eine beim ersten Anblick auffallende und doch sehr natürliche Erscheinung, da das, was wir als den Nerv der Romantik bezeichnen, der Katholicismus, für sie den belebenden Reiz der Neuheit nicht haben konnte, auch andererseits dadurch gewissermaßen profanirt zu werden schien. Genug, die östreichischen Dichter sind von der sogenannten classischen Zopfzeit, als wäre inzwischen gar nichts vorgefallen, sogleich bei den Trümmern der Romantik angelangt, und haben jene verhängnißvolle Erbschaft der Aufgeregtheit, Subjectsvergötterung und Zerrissenheit wohlgemuth und ohne alle rechtliche Verwahrung angetreten.

Gleichwohl sind sie, sowie die neuern Dichter überhaupt, von ihren Erblassern sehr wesentlich unterschieden. Während diese, im Kriege geboren und aufgewachsen, eine äußerlich bewegte, bedeutende Zeit durchlebten, waren jetzt die Donner längst verhallt, man hörte nur noch das Rauschen der Federn durch ganz Europa, der offene Krieg war nach der einen Seite hin ein diplomatischer, nach der andern ein innerer Bürgerkrieg materieller Interessen geworden, dessen imaginärer Boden nicht mehr der Phantasie, sondern vorzugsweise dem Verstandesgebiete angehört, und daher hat die neue Dichtergeneration damit begonnen, womit jene kampfesmüd geendet: mit einer altklugen Tendenzpoesie. Die Romantik hatte ferner zu ihrer Zeit etwas durchaus Neues, damals Unerhörtes geschaffen, und mit der dumpfen Menge, die sie über sich selbst heben wollte, einen Kampf auf Tod und Leben durchzufechten; die neue Poesie dagegen hat sich kopfüber in den breiten Strom der gemeinen Meinung gestürzt, der sie trägt und mit sich fortreißt; sie hatte weit und breit keinen Feind, als die ohnmächtige Censurschere, und mußte daher, um nicht spurlos in den Massen

zu verschwinden, erst sich selbst einen Gegner künstlich schaffen, den sie endlich in einer allgemeinen Jesuitenverschwörung glücklich gefunden zu haben wähnte. Und ebenso, da sie hiernach niemals mit einem wahrhaften, lebendigen Feinde innerlich gerungen und also nichts zu verfehlen und nichts zu gewinnen hatte, ist auch ihre Zerrissenheit nur eine willkürliche, ästhetische, ein fingirter Kampf gegen Fictionen.

Nun liegt es aber überall in der Natur der Sache solchen ästhetischen Experimentes, daß dasselbe, da es keinen Inhalt hat, sich selbst als Gegenstand nimmt, und diesen zur möglichsten Virtuosität auszubilden strebt. Alle revolutionäre Säure, die der Krieg nicht ausgegohren und ein dreißigjähriger Frieden auf die edlern innern Theile zurückgedrängt hatte, wurde von der stoffbedürftigen Poesie begierig aufgegriffen, und diese Krankheit als unfehlbares Symptom der Genialität so lange sorgfältig gehegt und künstlerisch formulirt, bis ihnen der muthwillig verhätschelte Dämon unversehens über die Köpfe wuchs, und der Haß, als die einzige Wahrheit in der Sache, die eigentliche Seele dieser Poesie geworden ist. Und weil dies im Grunde auch nur eine andere Art von Subjectsvergötterung, diesem Götzendienste und seiner angemaßten Weltherrschaft aber nun einmal nichts fremder, feindlicher und störender ist, als die positive Religion, so hat sich jener Haß instinctartig und mit aller fanatischen Wuth des Selbsterhaltungstriebes auf die Kirche geworfen.

Bei alledem begreifen wir zwar recht wohl, wie eine junge starke Seele in so anarchischen Zeiten zu einer erhabenen Trostlosigkeit kommen, und an dem Ausmalen dieser trostlosen Abgründe ein poetisches Gefallen finden kann. Aber eben dieses ausschließliche Gefallen daran ist auch jederzeit nur das sicherste Kennzeichen von dem Juvenilen und Schülerhaften einer literarischen Epoche. So grübelte und raste einst in ähnlichen hypochondrischen Gelüsten die Sturm- und Starkgeisterei der Kraftgenies einem Goethe

voran. Ja dasselbe thun fast alle begabtern Jünglinge in ihren Flegeljahren, wo Phantasie und Verstand noch unmittelbar miteinander ringen, wie z. B. Tieck im „William Lovel“, Clemens Brentano in seinem „Godwi“. Allein bei Beiden, und gewissermaßen selbst bei Goethe im „Faust“, war es nur ein vielleicht nothwendiger, rascher Durchgang ihres Bildungsprocesses, den sie gar bald als solchen erkannt und entschlossen hinter sich warfen. Bei jenen Andern dagegen, obgleich sie größtentheils das normale Schwabenalter bereits überschritten, hat sich das Gift mit den Jahren immer tiefer eingefressen, und das Verkehrte, ja Frevelhafte liegt hier eben in dem Hochmuth, der sein blos ästhetisches Spielzeug als Ernst, als etwas Selbständiges, Dauerndes geltend machen, also die Lüge allem Heiligen im Leben frech entgegensetzen will; denn wozu wären denn die bevorzugten Geister überhaupt in der Welt, wenn sie mit der Alltagsweisheit des gebildeten Pöbels fraternisiren und sich damit begnügen wollen, die totale Zerfahrenheit nur künstlerisch zurechtzumachen; anstatt, ihrer göttlichen Sendung getreu, schlicht und unverzagt auf die unvergänglichen Höhen hinzuweisen, wohin die arme Menschheit sich aus der allgemeinen Sündflut der Gedanken zu retten habe?

Faßt man ihr wunderliches Gebahren näher ins Auge, so könnte einen dabei wahrlich der Glaube an Seelenwanderung überkommen. Es ist als wären die alten berliner Jesuitenriecher, um ihre austrocknende Langweiligkeit abzubüßen, unverhofft in eine Poetenhaut gefahren und wüßten nun nicht ein noch aus. Der selige Nicolai muß zur Strafe in den kunstreichsten Terzinen, Sonetten und Ottaverimen das Längstabgemachte unaufhaltsam fortreden, und über sich selbst erstaunt und an Chamisso's „Tragische Geschichte vom Zopf“ erinnernd, müht er sich verzweifelt ab, sein Incognito in den neuen ungewohnten Faltenwurf zu verhüllen, und wendet sich rechts und dreht sich links, es hilft doch Alles nichts: „der Zopf, der hängt ihm hinten!“ Oder unbildlich mit

andern Worten: Es ist ein bedeutendes poetisches Talent der Darstellung, verbunden mit einer aller Poesie diametral entgegengesetzten Grundansicht der göttlichen und menschlichen Dinge; Skeptik, Unglaube, das Nivelliren und Gleichmachen aller Eigenthümlichkeiten im Leben, kurz, die baare Prosa im poetischen Sternenmantel.

Diese Poesie hat demnach mit dem Ende der Romantik angefangen, mit einer totalen Verstimmung, die aber, wie wir sahen, bei beiden ganz verschiedener Art ist; dort das natürliche Unbehagen irrthümlichen und folglich vergeblichen Suchens, hier die Blasirtheit vermeintlichen Gefundenhabens. Die Zerrissenheit der Romantik war noch der nachtönende Schmerz getäuschter Sehnsucht und herben Mißlingens eines hochgemeinten Aufschwunges, und hat insofern etwas Tragisches. Die moderne Zerrissenheit dagegen hatte gar keine innere Nothwendigkeit, sie wurzelte vielmehr, ohne vorgängige Geschichte und Erinnerung, einzig in der Unverträglichkeit der beiden künstlich in ihr verschlungenen Naturen: der poetischen Formel und des Nicolai'schen Zopfs, also in der Impotenz einer unmöglichen Poesie, und hat daher in ihrem Grundwesen etwas Lächerliches, das Schlimmste, was einer anfangenden Poesie begegnen kann.

Verfolgen wir aber die Jünger der von uns als die antichristliche bezeichneten Poesie genauer in ihren etwas verworrenen Evolutionen, so sehen wir sie zunächst sich in zwei Hauptcorps, in die Sanguinischen und die Cholerischen, theilen. Die erstern, die lachenden Erben des alten Rationalismus, machen sich die Sache leicht, indem sie frischweg ihre Liederlichkeit als neue Weltordnung octroyiren. Gott ist abgeschafft und die Unsterblichkeit bei Strafe unnachsichtlicher Lächerlichkeit verboten; das Kreuz Christi, dieses bleichen bluttriefenden Juden, der das heitere Heidenthum verstört und die arme lustige Menschheit so lange mit seinem moralischen Spleen geplagt hat, wird zu gerechter Rache unter Katzen-

mußt umgeworfen, und dafür die von ihm gemißhandelte Materie als Gott eingesetzt, die mithin nie sündigen kann; und es gibt daher fortan kein Laster mehr, als etwa die Dummheit der Enthaltsamkeit. Die jungen Dichter sind ganz außer sich vor Vergnügen über dieses glückliche Changement. Da ist nichts als Umarmen des schönen Fleisches, Trüffelpasteteneſſen, Becherklang und „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!" Dieser vergnügten Gemeinde, die freilich oft an die Walpurgistänze auf dem Blocksberg erinnert, hat lange Zeit Heine als Oberpriester vorgestanden. Es ist, wie es scheint, das letzte Stadium: die endliche Verwesung der alten falschen Aufklärung, um deren stinkenden Leichnam jene Goldkäfer schwärmen.

Bedenklicher, schwerfälliger, aber auch hämischer tritt dagegen die andere Abtheilung der Cholerischen auf. Die schwere materielle Kost des Rationalismus hat ihnen bei ihrer sitzenden Lebensart das Geblüt dick gemacht und aus dem Herzen zu Kopf getrieben. Gleichsam in geistiger Indigestion von einer übellaunischen und hochmüthigen Negation ausgehend, improvisiren sie, ohne vorherige Kämpfe oder Erlebnisse, gleich von vornhinein in dem einmal hergebrachten Dialekt der modernen Zerrissenheit eine conventionelle Verzweiflung, die, wie bei militärischen Friedensmanövern, willkürlich sich selbst einen maskirten Feind setzt, und hinter der Larve einer abstracten Freiheitsliebe fingirte Tyrannen wüthend anfällt, bis sie endlich in der positiven Religion ihren wahrhaften Feind erkennt und sich fast ausschließlich gegen diesen wendet. Da ist keine Spur mehr von Harmlosigkeit, Alles ist tendenziös, geharnischt, epigrammatisch oder allegorisch, eine wahre Apotheose des Hasses, eine in die Welt verbissene Selbstquälerei, wie sie kaum bei einem Schubart auf dem Hohenasperg begreiflich gewesen wäre. Sie begnügen sich nicht, wie die Sanguinischen, das Christenthum blos zu ignoriren oder zu verhöhnen, nicht mit der Liederlichkeit und einem blos imaginären Triumphe; sie wollen das Christenthum

wirklich und gründlich ausrotten, und unterscheiden sich von jenen vorzüglich durch ihren Fanatismus.

Von ihnen erfahren wir denn abermals und zum tausendsten Male die außerordentliche Entdeckung, wie bisher nur der Priesterstolz die Welt, gleich Puppen im Marionettenspiel, an seinem Drahte gelenkt; die Welt aber, den Göttern sei Dank! jetzt klüger geworden, und endlich die Hände des Puppenspielers bemerkt habe. Die Gründlichsten unter ihnen, noch tiefer und bis zu den Uranfängen hinabsteigend, belehren uns, Christus sei ein Narr und Betrüger, die Apostel Ochsen und Esel, und das ganze Christenthum nur Heuchelei und eine unleidliche Zwangsjacke gewesen. Ja, ihr eigentlicher Kirchenhistoriker, G. F. Daumer, in seinem Buch: „Geheimnisse des christlichen Alterthums", hat es glücklich herausgebracht, daß das Christenthum, seinem innersten Wesen nach ein scheußlicher menschenmörderischer Molochdienst und Jesuitismus des Judenthums, die von den Griechen begründete heidnische Weltbildung langsam und listig untergraben hat, um an ihre Stelle ein Zeitalter der drückendsten, grausamsten Priesterherrschaft und der äußersten Verwilderung aller menschlichen Zustände zu setzen; daß wahrscheinlich schon beim letzten Abendmahle ein Kind geopfert und verzehrt, und dies von dem menschenfreundlichen Judas aus humaner Entrüstung denuncirt worden sei; daß der heilige Bernard von Clairvaux die Mönche zu anthropophagischen Mahlen anhielt; daß der heilige Franciscus ein Menschenfresser und überhaupt die Heiligen der katholischen Kirche besondere Gourmands in diesem Genre waren.

Und nachdem sie sich nun so untereinander — mit wirklichem oder strategisch fingirtem Wahnsinn — nach und nach in eine Byron'sche Berserkerwuth hineingeredet, geht es dann frisch ans eigentliche Demoliren des alten finstern Münsters, damit die bürgerlichen Haushaltungen, deren Fenster er so lange verdüstert, endlich Licht bekommen. Da wird gedreht und verdreht, gebogen und

gelogen, und Kreuz und Klingelbeutel, und Tiaren und Amulete, und Glauben und Aberglauben fliegen so wirr und fix durcheinander, daß der gaffende Pöbel unten vor Jubel gar nicht mehr weiß, was Wunder oder Plunder. Ueber dem Schutt aber, nachdem der Staub sich ein wenig verzogen, erblicken wir nach so ungeheuern Anstrengungen unerwartet und mit gerechtem Befremden gerade wieder nur das alte Voß'sche Pantheon für Celt' und Griech' und Hottentott: eine Art von antediluvianischem Naturgottesdienst, wo jeder Baum eine Fahne, der Himmel der Baldachin, die Wolken der Opferduft, und zwischendurch die Sonne als „der Lieb' und Freiheit Hostie" in der Luft schwebend; eine Vornehmthuerei, die sich selbst die Priesterweihe und ihr eigenes stolzes Wohlbehagen für Andacht gibt. Ueber die Zukunft, wenn es überhaupt eine gibt, sind sie aber noch nicht ganz einig untereinander. Die Einen begnügen sich in einem Anfall von pantheistischer Sentimentalität damit, dereinst als Rosen zu duften, in Sonnen zu flammen, in Palm' und Reben zu grünen. Die Andern dagegen, mehr einem religiösen Communismus huldigend, werden völlig confus. Während sie kraft ihres gemeinschaftlichen Dogmas vom All-Eins keinen persönlichen Gott statuiren, erbosen sie sich gleichwohl beständig gegen die göttliche Majestät, die auf ihrem Thron sich mit ihrem Schweiß und Harm zu schmücken unterfängt, und beschließen daher, künftig ohne Umstände auch vom Himmelreich Besitz zu nehmen, nicht betend, sondern trotzig rechtend, „nicht wie Einer, der zu danken, nein, wie der zu fordern naht!"

Mit Recht könnte man hiernach wohl fragen: Was wollt ihr denn nun eigentlich? Die Poesie als solche fördern? Vergebliche Täuschung! Die Poesie ist nur der künstlerische Ausdruck der Weltansicht; eine Weltansicht aber, indem sie das Diesseit außer allen geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseit setzt, ist trotz aller ästhetischen Anspannung in ihrem Grundwesen eine nüchterne, verstandesbornirte, mithin durchaus prosaische. Das

thut es nimmermehr! Oder wollt ihr, wie es allerdings den Anschein hat, weitergreifend eure Zeit von dem finstern menschenfressenden Mittelalter emancipiren, die arme Menschheit vom Priesterjoche, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmüthig befreien? Macht euch nicht überflüssige Müh! Der ungebildete Pöbel kennt euch nicht und fragt auch nicht im mindesten nach euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel braucht euch nicht; der weiß euern Katechismus längst auswendig und geht viel lieber bei seinen praktischern Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie ihr die Katholiken, d. h. die es in der That noch sind, zu nennen beliebt; und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen. Nun werdet ihr aber doch nimmermehr so gutmüthig sein und alles Ernstes meinen, diese verstockten Finsterlinge jemals durch eure Liebes- und Freiheitshostie der Sonne bekehren und zufriedenstellen zu können. Oder mögt ihr euch denn gar nicht herablassen, zu merken, wie neben und trotz euch ein großes religiöses Volksgefühl wieder wach geworden und gewaltig ringt mit der Zeit? Das Volk läßt sich seine heiligsten Güter, seine mit ihm historisch gewordene Religion nicht so leicht philosophisch über dem Kopf hinwegdichten und dafür eure ungebetene Glücklichmacherei und Schulweisheit sich aufdrängen.

Noch ist jenes Volksgefühl mächtiger als die Schreiber. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß dieses antichristliche Element sich nicht dennoch, wenigstens momentan, bis zu den Massen Bahn brechen könnte. Die eigentliche Poesie wird es allerdings, bei all ihrer Renommisterei, nicht vermögen, denn ihre bis aufs höchste gesteigerten Formen machen sie nur den Gebildeten zugänglich. Allein wir sahen schon oben, wie geschäftig sich die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur erweist, das Profuseste populär zu machen. Ja, wir haben bereits einen ganz ähnlichen

Bildungsproceß von oben herab erlebt; ein bedeutender Theil des Volkes steht unläugbar fast überall schon in der Vorhalle zu der allerneuesten Lehre: in dem Stadium der falschen Aufklärung, die es auf eben diesem Wege von den Schriftgelehrten überkommen, deren Geheimwissenschaft sie noch vor kurzem war. Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist daher von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der frühern Decennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist thöricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit ausstreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso thöricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignoriren und das Vergangene als Zukunft fixiren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen Ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bayonneten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bayonnete aller Sanitätscordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt.

Haben aber ohne Zweifel die Gebildeten das Volk inficirt und zuerst den Gottesfrieden gebrochen, so wäre es jetzt auch recht eigentlich ihres Amtes, anstatt kindisch zu schmollen, im Bessern

wieder voranzugehen. Es sollten, namentlich in religiöser Beziehung, die Protestanten, die noch Christen sind, es endlich verschmähen, in unwürdiger Kameradschaft mit dem schadenfroh applaudirenden Zeitgeist, gegen den Katholicismus offen oder hinterrücks zu agitiren; gleichwie nach ehrlichem Kriegsgebrauch im Angesicht des Feindes das persönliche point d'honneur der höhern Ehre, das Duell dem offenen Kampfe weichen muß. Beide aber stehen in der That jetzt im Angesicht ein und desselben Feindes; es gilt nicht mehr der oder jener Confession, sondern dem Beiden gemeinsamen Boden des Christenthums. Die Katholiken dagegen, von der allgemeinen Influenza mehr oder minder mit ergriffen, sollten ihrer ursprünglichen tiefpoetischen Heimat gedenken, anstatt in der Fremde längst ausgetretene Pfade noch breiter zu treten. In solchem unnützen Bemühen erblicken wir z. B. die neue östreichische Literatur, die man die jungjosephinische nennen könnte. Sie wird, wenn sie auf diesem Wege fortfährt, dem Protestantismus nachzuahmen, aus Mangel an gründlicher Vorbildung in diesem Fache, trotz allem sauern Schweiße der angestrengtesten Aufklärung, doch immer wieder hinter der eilfertigen Zeit zurückbleiben; denn die Protestanten haben schon seit mehren Generationen von der Negation Metier gemacht, sie sind daher auf diesem Felde bedeutend im Vorsprunge und aus demselben Grunde die fast alleinigen Führer der neuern Literatur gewesen. Die Andern aber, die unumwunden ihre Intelligenz nicht blos über die positive Religion, mit der sie längst fertig geworden; sondern auch über die altfränkische Moral gestellt haben, lächeln nur mitleidig über jene halb resoluten und halb schüchternen Exercitien und weitschweifigen Complimente vor irgend einer noch sogenannten Religion der Liebe oder des Hasses. Vor Allem aber sollten, da nun einmal die Religion fast überall in Politik umgeschlagen, die Regierungen es herzhaft wagen, die Politik wieder religiös zu machen, und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüstigen Egoismus, dem falschen Schein, mit Einem Wort: mit

der Lüge, die doch Niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illusionen machen: die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich ist. Wie sollen sie sie wiedergewinnen durch unmoralische Spiegelfechterei und diplomatische Kunststückchen? Schlauheit ist jederzeit nur eine Nothwaffe der Dummheit, und nur der schon Schwankende fängt an zu balanciren. Nicht auf dieser equilibristischen Weisheit daher, die doch über kurz oder lang einmal vom Seile fällt, sondern auf der Gerechtigkeit beruht alle Ordnung; es gibt aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine andere nach oben.

Jene antichristliche Poesie nennt sich selbst die jungdeutsche, eine ganz unhistorische Anmaßung, die wir durchaus nicht gelten lassen können. Sie ist nicht deutsch, denn wir Alle haben ihre Großväter Rousseau und Voltaire in Frankreich und ihren englischen Vater Byron noch recht gut gekannt, und jung ist sie auch nicht, wenn man unter Jugend nicht Juvenilität, sondern nur das verstehen will, was wirklich frische Triebkraft zeigt. Sie hat aber, wie wir oben gesehen, nichts Neues erfunden, sondern nur dem längstvorbereiteten Unglauben poetischen Ausdruck, und somit allerdings eine verschärfte und allgemeinere Wirksamkeit gegeben; sie hat die alte Negation, die weder mehr leben noch sterben konnte, endlich in allen ihren Variationen zu Tode gespielt. Ihr unterscheidender Charakter liegt daher keineswegs etwa in einer Umwandelung des Princips, sondern blos in seiner praktischern und bis zur völligen Erschöpfung erschöpfenden Anwendung; er liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie die positive Religion abgeschafft, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und, da sie in diesem Fortschritt von gewissen mittelalterlichen Erinnerungen ungebühr-

lich belästigt wird, mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu, dem Christenthum Haß und gänzliche Vernichtung offen proclamirt, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand steckte, in der wüsten Zerstörung des Heiligen eine eitele Unsterblichkeit suchend. Es ist eben nur der farbigschillernde Gischt der Brandung, die seit vielen Menschenaltern unwillig an dem Fels der Kirche sich emporbäumt, nur die fast unvermeidliche Consequenz der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt ihr einmal, direct oder indirect, dem emancipirten Subject die Souverainetät zuerkannt, aus welchem Grunde wollt ihr ihm nun die Befugniß absprechen, dieses Recht jetzt auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, unbedingte subjective Freiheit bis zum Naturstande des Orang-Utang zu erstreben? Denn das ist eben das Wesen dieser Poesie, daß sie keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür endlich angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein falscher Gesell. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt; denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnißvoll nnd wichtig thut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer im vornehmgewordenen sublimirten Egoismus sich selbst als Goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt.

Doch alle Poesie ist, wie schon oft bemerkt, immer nur der Sprecher der Lebensgesinnungen einer Culturperiode. In einer Zeit daher, wo Alles von dem bisherigen Temporisiren, Leben

und Lebenlassen, ungestüm, gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung in den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt, wird die Kunst allein nicht neutral bleiben können, vielmehr auch die antichristliche Begeisterung ihre Poesie haben müssen. Darum wollen wir indeß die Kunst selbst nicht verkennen und verschmähen, weil jene sie zu theuer mit ihrer Seele erkauft und mißbraucht haben; denn sie ist ein von Gott bestimmtes Gefäß himmlischer Wahrheiten. Aber gebt diesem entweihten Gefäße, bevor sie es ganz zerschlagen, den ursprünglichen Wein des Lebens wieder; gebt dieser jungbyron'schen Poesie, gleichviel ob im Drama, im Roman oder Liede, wieder jene große tiefsinnige Weltansicht, welche, indem sie das Diesseit an das Jenseit knüpft, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder spät der frische Lebenstrank dem von jenem potenzirten Schnaps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, ist menschlicher Weise nicht vorauszusehen. Aber in Zeiten gährenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor Allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu thun, und so das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fordern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrecht zu erhalten.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

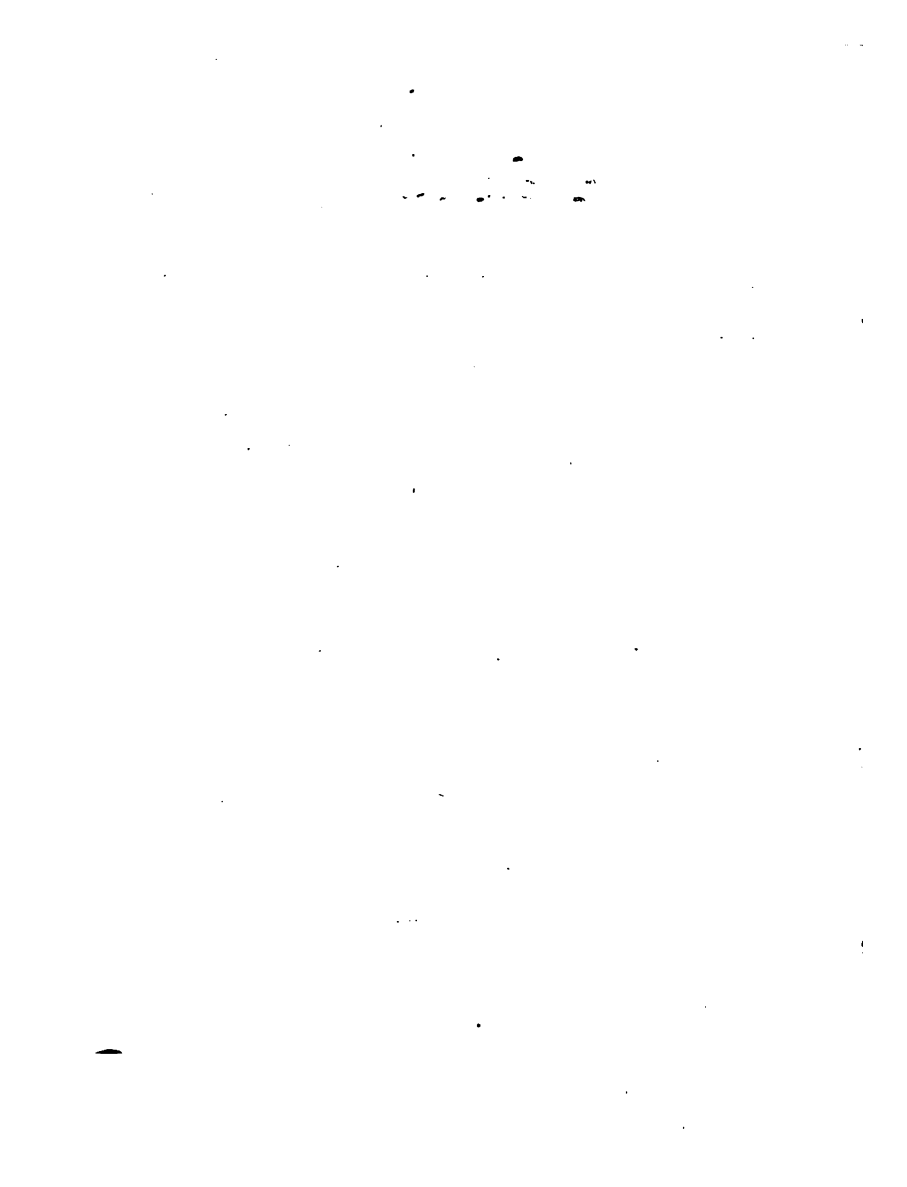
Zur Geschichte des Dramas.

Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Zweite Auflage.

Paderborn.
Verlag von Ferdinand Schöningh.
1866.

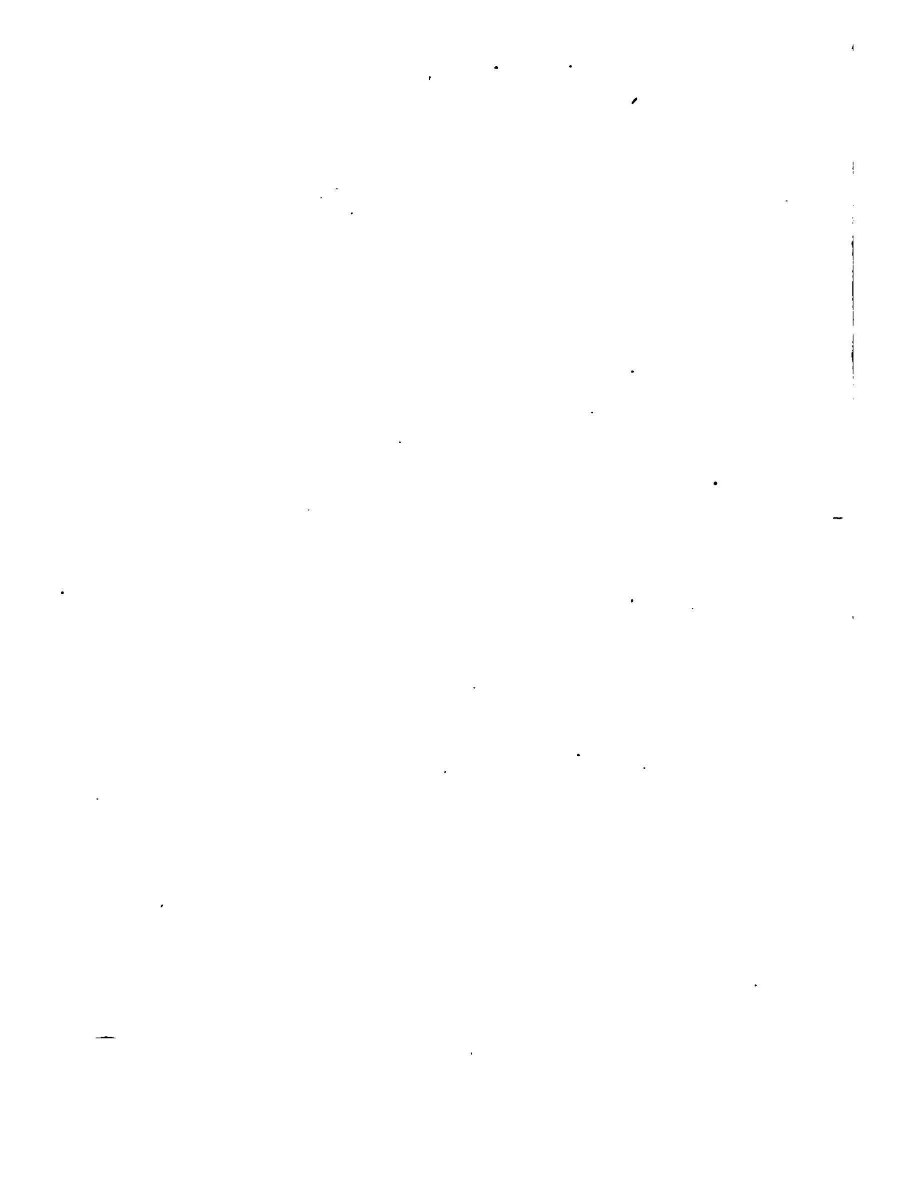


Eichendorff

Vermischte Schriften IV.

Inhalt zum vierten Theil.

Seite



Im Alterthum.

Alle Poesie wurzelt ursprünglich in dem religiösen Gefühle der Völker; der frühesten, dem Epos, liegt überall die Sage, der Sage aber die Mythe, d. i. der Götterglaube zu Grunde. Man könnte das Epos in gewissem Sinne das paradiesische Zeitalter der Poesie nennen. Da ist noch Alles objectiv, das noch ungetrübte Naturgemüth, das, ohne subjective Eigenmacht alle äußern Erscheinungen in dem durchleuchtenden Mythus gläubig abspiegelt. So sind bei Homer die Helden Halbgötter und die Götter menschlich; die nordische Edda ist eigentlich eine epische Religionslehre; ja selbst das Nibelungenlied erinnert in dem Untergange seines Lieblingshelden noch an die Anschauungen der verklungenen nordischen Naturreligion. Erst wenn dieses Naturgefühl sich selbst bewußt und die wachsende Bildung complicirter wird, entstehen die Gegensätze von Innerlichem und Aeußerem, und somit auch das Bedürfniß, diese Conflicte künstlerisch dargestellt zu sehen, was eben die Aufgabe des Drama ist. Sowie dort der Mensch als ein Ereigniß der Naturgewalten und das beschauliche Element vorherrschend erscheint, so tritt nun im Drama der Mensch selbstthätig, ja im Kampfe

mit den Naturgöttern, mit einem Worte: die Handlung in den Vordergrund.

Das Drama ist hiernach wesentlich tragischer Herkunft, und in der That sehen wir auch, wo es sich künstlerisch zu entwickeln beginnt, zuerst die Tragödie auftauchen, und zwar im genauen Zusammenhange mit der gleichzeitigen religiösen Volksanschauung. Die mannichfaltigen Religionsansichten der verschiedenen Völker können wir aber unmöglich als ein zufällig zusammengewürfeltes Chaos untereinander beziehungsloser, willkürlicher Meinungen betrachten. Die Weltgeschichte der Religionen weist vielmehr unverkennbar auf ein untergegangenes Gottesreich zurück, von dem die in alle Welt zerstreuten Geschlechter mehr oder minder lebhaft noch träumen; und zwischen den Trümmern dieses Reichs, deren Hieroglyphenschrift sie nicht mehr zu deuten wissen, geht ununterbrochen eine historische Strömung von Erinnerungen, Wehmuth und Ahnung sehnsüchtig nach endlicher Wiederversöhnung durch das Christenthum. Schon das älteste Schauspiel, das wir kennen, das indische, wurde für ein Geschenk des Gottes Brahma gehalten und handelt in seiner Hauptgattung von der achten Erscheinung des Wischnu auf Erden, nämlich von den Thaten des jugendlichen Gottes Krischna.

Wir wollen indeß versuchen, was wir hier meinen, insbesondere an dem griechischen Drama, als dem bedeutendsten und uns zugänglichsten des Alterthums, klar zu machen.

Es ist bekannt, daß das griechische Schauspiel aus dem religiösen Cultus, als wesentlicher Schmuck desselben hervorgegangen, und namentlich der Chor durch die Festlichkeiten des Bacchus veranlaßt worden ist und daher auch fortwährend etwas gemessen Feierliches beibehalten hat. Dem religiösen Ursprunge entsprechen denn auch zwei charakteristische

Eigenthümlichkeiten dieses Schauspiels, die beständige Richtung nämlich von der gemeinen Wirklichkeit nach dem Idealen, und der fast ausschließlich mythologische Stoff. Die idealische Bestrebung zeigt sich oft in merkwürdiger Weise schon in der ganzen äußerlichen Form und theatralischen Vorrichtung. Die ungeheuern Dimensionen des Theaters unter freiem Himmel rückten das Spiel in wunderbare Ferne, der Vorplatz der Scene mit dem Opferaltar der Schutzgötter beseitigte alle profane Stimmung, die Maske veredelte die wirklichen Gesichter und verstärkte zugleich die Stimme, der Kothurn erhöhte die Gestalten über das gewöhnliche Maß; es war eine größere, gleichsam überirdische Welt. Noch entschiedener aber bekundet sich die Idealität in der innern Anlage des Schauspiels selbst. Es ist in der alten Tragödie überall nicht die Darstellung einzelner wirklicher Charaktere oder Leidenschaften nach gemeiner Erfahrung, sondern das mächtige, plastische Herausarbeiten des menschlichen Urtypus aus den alten Felsenklammern der Naturgewalt. Die handelnden Personen, gleichviel ob Verbrecher oder Wohlthäter, sind sämmtlich durch eine übermenschliche Hoheit geadelt, die mit der Wirklichkeit nichts als die tiefere menschliche Wahrheit gemein hat. Es ist mit Einem Worte das selbstbewußte Erwachen der innern Freiheit, welche sich ihren Göttern, die ja auch nur Naturmächte sind, gleichstellt und, über diese hinweg in eine andere übernatürliche Region hinausgreifend, dort an der ewigen Grenze alles Menschlichen, mit einer höhern unergündlichen Macht in tragischen Conflict geräth. Man sieht, es ist die dunkle Ahnung einer höhern Weltordnung, die über Göttern und Menschen waltet, und die sie, da sie die leitende Vorsehung nicht begriffen, in dämonischer Auffassung das Schicksal nannten. Ja, die Opferfreudigkeit,

womit diese Helden, um ihre innere Göttlichkeit zu wahren, dafür alle Leiden erdulden und das irdische Dasein gering achten, gemahnt geradezu schon an das christliche Heldenthum der Entsagung.

Wir sagten ferner, daß der Stoff des griechischen Schauspiels wesentlich mythologisch sei. Diese Mythologie ist aber durchaus symbolisch. So sind die Götter, wie bereits erwähnt, die geheimnißvollen Naturmächte, wie sie in dem erwachenden Bewußtsein der Menschen sich abspiegeln, die Titanen, die hier eine so bedeutende Rolle spielen, sind die dämonischen Urkräfte des menschlichen Gemüths, die Furien die unabweisbare furchtbare Gewalt des Gewissens. Bei Aeschylus, der die Tragödie geschaffen, ringt noch das alte dramatische Chaos mit dem neuen Licht, aber mit solchem Ernst und Tiefsinn, daß man den Dichter beschuldigte, die Mysterien der eleusinischen Geheimnisse verrathen zu haben. Der Riesenkampf und endliche Untergang der alten Götter und jener Titanen vor der zermalmenden Uebermacht des unerbittlichen Schicksals ist das Grundthema, sein „Gefesselter Prometheus", der mit seiner unendlichen Anlage an das endliche Dasein festgeschmiedete Titane, der eigentliche Repräsentant dieser Tragödie. Daher Alles hier noch zwiespaltig, furchtbar, wildschön und gigantisch, und über den Trümmern der alten zerschlagenen Welt bleibt nichts, als der Heldenschmerz und die einsame Größe einer ungebeugten Willenskraft. Und doch bricht auch bei Aeschylus schon die Dämmerung einer höhern Versöhnung leise hindurch, in seiner großartigen Trilogie der Orestie: wie Orest, durch die Ermordung seiner Mutter den Eumeniden verfallen, allein in der heiligen Freistätte von Delphi, in der Zuflucht zur Religion, Ruhe vor seiner Gewissensqual findet, und der ganze Handel, der entsetzliche und dem Menschensinn

unlösbare Zwiespalt zwischen den heiligsten Gefühlen und Pflichten, endlich nur in einer übermenschlichen Region von den Göttern selbst geschlichtet werden kann.

Ueberhaupt aber geht durch alle innere Geschichte der Griechen ein gewisses sittliches Maß: der, freilich noch sinnlich getrübte Zug nach harmonischer Geistesbildung und Lebensordnung, auf der das Geheimniß der Schönheit beruht, und welche in ihrem höchsten Sinne auch die eigentliche Aufgabe des Christenthums ist. Daher auch bei den hervorragendsten Griechen oft eine überraschende Ahnung des Göttlichen und am hervorleuchtendsten gerade bei Sophokles. Wie bei Aeschylus die Größe, so tritt bei Sophokles die menschliche Schönheit in den Vordergrund, es ist überall noch ein Heroengeschlecht, aber diese Heroen sind keine unbändigen Titanen mehr. Wenn Aeschylus seine Titanen trostlos zerschmettert, so liebt es Sophokles, den Tod seiner Helden wie einen Triumph mit den Glorien unsichtbarer Zukunft zu feiern; die Idee des Schicksals hellt sich oft bis zu Andeutungen einer leitenden Vorsehung auf; seine Mythologie ist eben durch dieses ahnende Vorgefühl durchaus mild und wunderbar verklärt; und sein Chor, als der über der Handlung schwebende Gedanke, streift manchmal schon ganz nahe an die Lösung des großen Räthsels alles menschlichen Daseins.

Aber das waren eben nur gleichsam prophetische Ahnungen einzelner bevorzugter Geister, für welche die allgemeine Weltansicht noch keineswegs vorbereitet war. Der alte siderische Naturglaube vielmehr, je ferner die darin waltenden Erinnerungen des Göttlichen verklangen, senkte sich immer sinnlicher ins Materielle hinab, und zog natürlicherweise auch die Tragödie in seinem Sturze mit fort. Schon Sophokles' unmittelbarer Nachfolger, Euripides, räumt wacker rationalistisch

auf. Er schämt sich, als gebildeter Mann, schon auffallend des einfältigen Volksglaubens, suchte ihn daher überall vornehm, sophistisch und freigeisterisch ins Allegorische und Philosophische umzudeuten und, bei aller Frivolität der Gesinnung, durch wohlfeile Moral, durch poetische Gerechtigkeit, Sittensprüche, sentimentale Rührung, glänzende Effecte rc. zu modernisiren und zu verbessern; fast ebenso wie wir es ja bei ähnlichen Zuständen heutzutage gleichfalls erlebt haben. Das wunderbare, geheimnißvolle Schicksal muß sich bei ihm zu der Rolle des bloßen Zufalls bequemen, der heldenmüthige Kampf, da ihm somit der würdige Gegner fehlt, verpufft in einer prächtigen Rhetorik der Leidenschaft, der tragische Conflict der sittlichen Freiheit wird zur Intrigue, und seine Götter und Helden, wie er, um seine Aufklärung zu zeigen, häufig recht absichtlich merken läßt, sind im Grunde nichts weiter als athenienfische Bürger seiner Zeit.

So führt dieser ebenso leichtsinnige als talentvolle Dichter bereits von der alten idealen Tragödie zu dem neuen Charakter-Schauspiel der Wirklichkeit über. Aber nicht ohne heftigen Widerstand. Denn auch das griechische Lustspiel, die Komödie, hatte ihren Ursprung in dem religiösen Naturdienste der Alten, in den bacchantischen Saturnalien, deren ausgelassene Ungebundenheit wir nicht vergessen dürfen, um die alte Komödie und das unser Sittlichkeitsgefühl oft gröblich Verletzende derselben begreiflich zu finden. Es war der Carneval der Poesie, die Trunkenheit des Witzes, der in schrankenloser Maskenfreiheit keck das Gewöhnlichste an das Unerhörteste knüpft; eine durchaus märchenhafte Weltansicht, in ihrer Art nicht minder ideal als die Tragödie. Denn es ist im Grunde ganz gleich, ob der Dichter das Ideale unmittelbar durch erhabene Gestaltungen zur Anschauung bringt, oder ob er um-

gekehrt die Höhen des Lebens, diese gleichsam ignorirend, durch ihre materiellen Gegensätze und Schatten erst in das rechte scharfe Licht zu stellen sucht. Und dies letztere eben thut Aristophanes, der Hauptrepräsentant der alten Komödie, in vollem Maße. Schon in der künstlerischen Vollendung des Verses und der ganzen Behandlung, die sich in den ernsten Stellen den besten Tragikern ebenbürtig zeigt, fühlt jeder Unbefangene leicht heraus, daß hier von bloßem willkürlichen Spaße, von ordinärer Parodie, oder gar von Lust am Gemeinen nicht die Rede sein kann. Es geht vielmehr mitten durch diesen sprühenden Funkenregen von Phantasie, Witz und sinnreichen Erfindungen eine höhere Sittlichkeit, die ethische Entrüstung und poetische Reaction gegen alles Gemeine, wo und wie es damals irgend auftauchte, gegen den Materialismus der Wirklichkeit, gegen die spitzfindigen Sophisten, und die Alles überflutende Anarchie einer dünkelhaften Demokratie; lauter Kämpfe, die nicht nur einen begeisterten, den Beifall der Menge gern aufopfernden Patriotismus, sondern ohne Zweifel auch nicht geringen persönlichen Muth erheischten. Es ist die glänzendste Schlacht, die jemals die Poesie gegen das Philisterthum des Lebens gewonnen, und man begreift hiernach leicht, weshalb dieser außerordentliche Dichter gerade gegen den weichlich realistischen Euripides überall so unerbittlich und mit wahrhaft ergötzlicher Unermüdlichkeit die Waffen gekehrt.

Als aber bald nachher die politische Freiheit zu Grunde ging, und mit ihr das nationale Leben, auf dem das Drama wesentlich beruht, so mußte auch dieses der allgemeinen Abspannung folgen. Da es nicht mehr ungestraft von dem, was das Volk bewegte, zum Volke sprechen durfte, zog es sich allmälig von der Weltbühne in das Privatleben zurück, um dort fortan für den häuslichen Bedarf seine Ideen in

deren correspondirende Begriffe herabzustimmen. Das Schicksal, wie wir bereits bei Euripides bemerkt, wurde zum Zufall vernüchtert, für die Schauer und Ahnungen des Unendlichen trat die Erfahrung, für die sittliche Freiheit der Verstand, für die tragische Erhebung die moralische Belehrung, für die tiefere Wahrheit die prosaische Wahrscheinlichkeit, für die großen politischen Tugenden der lebenskluge Egoismus ein. Der Egoist aber mit seinen kleinen Nöthen, Intriguen und schlauen Beobachtungen ist der eigentliche Held des neuern Lustspiels, oder der zahmgewordenen alten Komödie, wie dasselbe treffend genannt worden. Je nach der verschiedenen Mischung jener Elemente theilt sich diese Gattung in Charakter- und Intriguenstücke, in Posse oder feines Lustspiel. Ihr gemeinsamer Charakter ist die Darstellung des wirklichen Lebens, ihr poetischer Antheil das Durchleuchten des Gefühls und innern Lebens durch diese äußere Oberfläche; dem geschickten Portraitmaler gleich, der uns durch das Auge seines Bildes in die Seele blicken läßt. — So vereinzelt sich also das griechische Drama, je weiter es sich von der ursprünglichen Quelle seiner Wunderheimat entfernt, allmälig im flachen Lande in mannichfach gewundene Bächlein, und die Strömung war nicht mehr mächtig genug, sie durch die Jahrhunderte bis zu uns zu tragen. Die Literaturgeschichte nennt für dieses Lustspiel mehre Dichternamen, wie Diphilus, Philemon, Apollodor, unter denen Menander der ausgezeichnetste und berühmteste war. Aber von ihren Dichtungen blieben uns nur einzelne, zufällig und gelegentlich erhaltene Bruchstücke und die, wie es scheint, wenig getreuen Uebersetzungen von Plautus und Terenz.

Ganz anders verhält sich das Drama bei den Römern. „Die Römer,“ sagt A. W. Schlegel, „waren selbst die Tragiker der Weltgeschichte, die eiserne Nothwendigkeit der Völker.“ Dieser ihr welthistorischer Beruf mußte natürlich auch auf ihre Gesinnung und ganze innere Textur von wesentlichem Einflusse sein. Er erzeugte jene großartige Idee des alten Roms: des Ruhms, der Vaterlandsliebe, der Sitten- und Gesetzesstrenge, welche Idee ihrerseits wiederum in ihrer Lieblingsphilosophie, der stoischen, sich abspiegelt; und ihre männlich-ernste religio war eben die heroische Unterwerfung aller menschlichen Gefühle, Künste und Leidenschaften unter diese, das ganze Leben heiligende Idee, also an sich schon tragisch. Man sollte daher voraussetzen, daß die tragische Literatur der Römer besonders reich sein müsse. Dies ist aber bekanntlich keineswegs der Fall; ein scheinbarer Widerspruch, der sich bei näherer Betrachtung leicht lösen läßt. Die Römer erscheinen nämlich, seit wir von ihnen wissen, als ein Kriegervolk im Feldlager. Bei dem stürmischen Ungestüm, womit ihre Geschichte sich aufrollt, in dem fortwährenden Gemenge mit den verschiedensten Nachbarstämmen, mit denen ihre Eroberungen sie in Berührung brachten, war ihre ursprüngliche vaterländische Heroensage, der eigentliche Grundton des nationalen Dramas, allmälig verklungen oder durch die fremden Einflüsse verwandelt. Allerdings bot ihre eigene bewundernswerthe Geschichte, zumal zur Zeit der Republik, mehr wahrhaft tragische Momente als die irgend eines andern alten Volks. Allein der tumultuarische Schauplatz der Gegenwart ist nirgends die rechte Bühne des Dramas. Das wußten die feinsinnigen Griechen sehr wohl, indem sie einmal selbst ihren Sophokles verurtheilten, weil er eine nationale Niederlage, die noch im schmerzlichen Andenken Aller war, zum Gegenstande

einer Tragödie gemacht hatte. Die Gegenwart, um poetisch erfaßt zu werden, muß überall erst in malerisch übersichtliche Gruppen aufgehen, die Staubwirbel der Leidenschaften und Parteiungen müssen sich theilen, um in der furchtbaren Wirrung die stillwaltenden Götter zu erkennen; mit Einem Wort, die Geschichte muß erst, gleichsam als Sage, sich in das religiöse Volksgefühl versenkt haben. Als aber bei den Römern überhaupt zuerst das Bedürfniß künstlerischer Darstellung erwachte, war ihr alter ernster frommer Glaube bereits verloschen und eine wesentlich politische Staatsreligion geworden, die niemals tief greift. Und als sie nachher, zu Augustus' Zeiten und später, einen Anlauf zu selbständiger Dichtung nahmen, waren, bei der ganz veränderten Weltlage und Gesinnung, die ungeheuern Kämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern und ihre republikanischen Heldengestalten nicht mehr hoffähig.

Daher die seltsame Erscheinung, daß dieses stolze weltbeherrschende Volk sich sein Drama bei den unterjochten Griechen erbetteln mußte. Seit Ennius, also von ihren ersten dramatischen Versuchen an, sind sowohl ihre verschollenen Tragiker Pacuvius und Attius, als ihre Komiker Plautus und Terenz bloße Uebersetzer, und die wirklich einheimischen Atellanen (Possenspiele in oscischer Mundart) nur noch der piquante Sardellensalat zu dem literarisch-aristokratischen Gastmal der Vornehmen. Jene Uebersetzungen aber beruhten im Lustspiele auf specifisch-athenischen, den Römern mithin mehr oder minder fremden Sitten, und in den Tragödien auf einer Mythologie, die von der römischen wenigstens im Einzelnen und Localen bedeutend abwich, oder auf heroischen Familiensagen, wie von Oedipus, Iphigenia, den Atriden &c., welche mit ihrem religiösen Volksglauben keinen lebendigen Zusammenhang hatten. Weder diese Tragödie noch jenes Lustspiel konnte demnach in

Rom jemals national werden. Sie blieben literarische Kunststücke, die unter solchen Verhältnissen ganz folgerecht theils in Effectmacherei und scheußliche Ungeheuerlichkeiten ausarteten, theils in der hohlen Phraseologie und dem rhetorischen Zopfstil des sogenannten Seneca erstarrten. Das wahrhaft nationale Schauspiel dieses durchaus praktischen und etwas grobnervigen Volks waren vielmehr die pantomimischen Darstellungen und Tänze, und jene entsetzlichen Kämpfe in der blutigen Arena, gleichsam der Wiederhall der rücksichtslosen Gewalt, womit dieses Volk die andern Völker niedertrat. Ihr einziger wahrhafter Tragiker, freilich auf einem andern Gebiete, war Tacitus, indem er mit echtrömischer Kühnheit den tragischen Untergang dieses großen Volks selbst zum Gegenstande seiner ergreifenden Darstellung machte.

Das christliche Drama.

Als das Unterscheidende zwischen Epos und Drama bezeichneten wir oben die wesentlich subjective Grundlage des letztern, indem es der Begebenheit die Handlung, der Handlung das innerliche Motiv entgegenstellt. Dies kann aber natürlich überall nur nach der Richtung der jedesmaligen Lebensstimmungen geschehen. Das Drama ist folglich mehr als jedes andere poetische Erzeugniß ein Spiegel der Gegenwart, und mußte daher auch nach dem endlichen Siege des Christenthums nothwendig der neuen christlichen Weltansicht anheimfallen. Und so sehen wir denn in der That — zugleich zum Beweise, wie tief das alte Drama, trotz seiner spätern Entartung, noch immer mit dem alten Glauben zusammenhing — daß dasselbe in den Ländern, wo es sich von den Römern her noch erhalten, wie in Konstantinopel, in Frankreich und Spanien, vom Christenthum sofort als ein fremdartiges Element erkannt und ausgeschieden wurde, und zwar nicht etwa um seiner eingerissenen Unsittlichkeit willen aus blos moralischen Rücksichten, sondern vorzugsweise aus religiösen, wegen seiner mythologischen Grundlage. Tertullian und der heilige Augustin eiferten dagegen, und ein spanischer Bischof in Barcelona wurde abgesetzt, weil er in

seinem Sprengel Schauspiele mit Anspielungen auf heidnische Götterlehre gestattete.

Man hat hiervon gern und häufig Veranlassung genommen, dem Christenthum den Vorwurf zu machen, daß es das Drama durch barbarischen Zelotismus vernichtet habe. Aber da war, wie wir bereits früher gesehen, eigentlich nichts mehr zu zerstören, das antike Schauspiel hatte sich schon selbst gerichtet. Auch war jener Eifer keineswegs unbegründet in einer Zeit, wo der mythologische Stoff und alles das, was wir freilich jetzt längst nur als ein geistreiches Spiel der Phantasie zu betrachten gewöhnt sind, noch heimlich im Volksglauben fortwurzelte. Wenn aber allerdings hier für den Augenblick eine Stockung eintrat, so lag der Grund davon theils in der Natur der Dinge überhaupt, die nirgend einen plötzlichen geistigen Umschwung gestattet, theils in den besondern historischen Verhältnissen. Denn die damaligen gebildeten Völker, in Rom und Byzanz, waren längst sittlich zu tief entwürdigt, alt geworden und abgenutzt, um neue lebenskräftige Keime zu treiben, die neubekehrten nordischen Völker dagegen, die erfrischend dazwischentraten, noch zu ungebildet für das Drama, das ja überall die letzte Blüte der Civilisation darstellt. Die Welt, möchte man sagen, hatte damals noch Größeres und Wichtigeres zu thun, als Komödien zu schreiben. Am wenigsten aber trifft jener Vorwurf das Wesen des Christenthums selbst. Denn wenn wir die tragische Stimmung überhaupt als das Gefühl der Nichtigkeit und Begrenzung alles Endlichen durch die in der menschlichen Natur begründete Forderung des Unendlichen erkennen müssen, so ist ohne Zweifel grade das Christenthum die tragischste Religion, und konnte mithin nimmermehr der Idee der Tragödie, als der vollendetsten dramatischen Form, feind-

lich entgegentreten. So mächtig vielmehr war dieses höhere dramatische Element im Christenthum, daß dasselbe, nachdem es die alte Bühne überwunden, sofort den Bildungsproceß von seinem religiösen Ursprunge ab wieder aufnehmend, das neue Schauspiel aus der Kirche selbst herausbildete; und zwar am selbstständigsten in Deutschland, wo die Erinnerungen an das Antike am wenigsten verbreitet, die heimatlichen heidnischen Traditionen aber noch nicht künstlerisch genug ausgeprägt waren, um wesentlich hemmend und störend einzuwirken.

Es ist von Andern bereits hinreichend nachgewiesen, wie dramatisch bald im Anfange der christliche Gottesdienst sich gestaltete. Die ganze christliche Weltansicht von Erschaffung der Welt bis zu Christus war durch correspondirende Wechselgesänge und mimisch-plastische Darstellungen schon in der zwölfstündigen Urliturgie angedeutet, deren tiefe Symbolik, in ihre Hauptzüge zusammengedrängt, uns noch bis heute in dem heiligen Meßopfer bewahrt ist. Fast ebenso alt war die Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte Christi in der Kirche aus den Evangelien vorzulesen, wobei die Reden Christi von dem Priester, dagegen die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester und des jüdischen Volkes von verschiedenen Personen vorgetragen wurden. Es ist aber leicht begreiflich, daß man hierbei in den Text der Evangelien, theils zur Erläuterung, theils zur Verstärkung des Eindrucks, sehr bald Versification, kirchliche Traditionen, ja sogar Recitative und einzelne Gesangstücke mit hineinwob, während schon im 12. Jahrhundert ein Costüm der Vortragenden und höchst wahrscheinlich auch eine Art von Action hinzukam.

Allein Gottesdienst und Drama, Glauben und Dichten, obgleich in ihrer Wurzel eins, sind dennoch grundverschieden.

Der eine nimmt gleichmäßig den ganzen Menschen, das andere vorzugsweise Gefühl und Phantasie in Anspruch, der Glaube geht unmittelbar in die Tiefe auf Erkenntniß oder vielmehr Anschauung der Wahrheit, die Poesie nach außen auf Schmuck und künstlerischen Ausdruck des gläubig Erschauten. Sie wird daher, um dieses ihres Amtes wahren zu können, stets eine selbstständigere Richtung anstreben, und es ist von nicht geringem Interesse, diesen Bildungsgang in der Geschichte des christlichen Dramas näher zu verfolgen.

Was hier zunächst auffällt, ist die Großartigkeit, womit dasselbe eben jenes tragische Element der christlichen Religion, von dem wir oben sprachen, sofort erkannt, und dadurch die verhüllte Idee der alten Tragödie erst zum Selbstbewußtsein gebracht und abgeschlossen hat, indem nun das neue Liebesgefühl den trostlosen Kampf des Endlichen gegen das Unendliche in freudige Aufopferung, den starren Eigensinn des Unendlichen oder des Schicksals, in milde göttliche Leitung verwandelte und verklärte. Was die Alten dunkel ahnten, träumten und vergebens erstrebten und doch nimmer davon lassen konnten, die uralte Verheißung in der Menschenbrust, die unvergängliche Sehnsucht der Völker nach höherer Vermittelung des Irdischen und Göttlichen und die endliche Erfüllung und Versöhnung, mit Einem Wort: das Erlösungswerk des Gottmenschen ist der welthistorische Inhalt des ersten christlichen Dramas, der Mysterien; der tragische Held ist Christus selbst, seine Geburt, sein Wandel, sein Leiden und sein Sieg. Später erst wurden allmälig auch einzelne Momente und Gestalten des großen Weltdramas, wie die Jungfrau Maria, die Heiligen und Märtyrer, in deren Leben sich das Mysterium besonders leuchtend abspiegelt, zum Gegenstande eigener Darstellungen gemacht. Immerhin aber

konnte diese Aufgabe, das Uebersinnliche darzustellen, nur annähernd und sinnbildlich gelöst werden; und so reihten sich sehr bald an das Mysterium die wesentlich allegorischen Moralitäten, wo Fels und Wald, die einzelnen Seelenkräfte, die biblischen Gedanken, ja der Gedanke selbst neben historischen Personen, wie eine wunderbare Hieroglyphenschrift, redend und handelnd auftreten.

Die Spur dieser geistlichen Dramen läßt sich mit Sicherheit bis in das 4. Jahrhundert verfolgen, aus welchem ein aus dem Griechischen übersetztes Passionsspiel, angeblich von dem Kirchenvater Gregor von Nazianz, bis auf uns gekommen ist. Auch aus dem 9. Jahrhundert, wo sie wahrscheinlich unter Karl's des Großen geistreicher Mitwirkung allgemeiner wurden und wobei besonders der Abt Angilbert thätig war, besitzen wir noch ein lateinisches Drama in Versen über die Geburt Christi, und aus dem 10. die sechs legendarischen Moralitäten der Benedictinernonne Roswitha (Helene von Rostow, im Kloster Gandersheim am Harz). Im 12. Jahrhundert aber sehen wir schon in den meisten großen Städten eigene Brüderschaften zur Aufführung von Passionsspielen sich vereinigen; so in Rom die Del Gonfaloni; die der Batutti in Treviso, und 1404 die Confrérie de la Passion in Paris. Während also Mysterium und Moralität hiernach im Süden und Westen Europas, sowie in England, schon längst einen Cyclus stehender Vorstellungen bildeten, der sich den Festen des Kirchenjahres anschloß, scheinen sie in Deutschland erst im 14. Jahrhundert sich allgemein verbreitet zu haben. Wenigstens erhalten wir wunderlicherweise durch Eulenspiegel die früheste Andeutung davon, welche aber zugleich beweist, wie bald das geistliche Schauspiel hier national geworden, indem dort von einer solchen Vorstellung auf

einem Dorfe die Rede ist. Die erste Aufführung dagegen, von der wir bestimmte Kunde haben, ist ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, welches 1322 die Predigermönche in Eisenach gaben.

Dem gottesdienstlichen Ursprunge und Charakter entsprach auch die ganze äußere Erscheinung dieser Schauspiele. Gleich den Liturgien, aus denen sie hervorgegangen, bestanden sie in lateinischen Recitativen, erst später wurden zur Erklärung und Erweiterung des Bibeltextes gereimte Verse in der Landessprache eingeschoben und gesprochen. Die Schauspieler waren Geistliche, der Schauplatz die Kirchen, oder wenn diese nicht Raum genug boten, die Kirch- und Klosterhöfe; die Bühne selbst aber hatte gewöhnlich drei Stockwerke übereinander, von denen das obere und untere Himmel und Hölle, das mittlere die Erde vorstellte. Das gesammte Personal stand oder saß im Halbkreise auf der Bühne in der jedesmaligen Tracht der Zeit, nur Gott Vater, die Engel und Apostel in priesterlichen Gewändern, Christus als Bischof. Alle intonirten vor Beginn des Schauspieles das: veni sancte spiritus, worauf der „expositor ludi“, als Heiliger oder wohl auch als der „alte Heidenmann“ Virgilius, mit den nöthigen Aufklärungen über Zeit, Ort und Gegenstand das Spiel eröffnete und überhaupt die Stelle des Prologs und Chorführers vertrat, während die Andern, wenn die Reihe an sie kam, aus jenem Halbkreise vortraten und dann wieder dahin zurückkehrten, die Chorknaben aber die geistlichen Zwischengesänge ausführten. Die Vorstellung, meist an den Nachmittagen, dauerte oft mehre Tage (Tagewerke, Jornadas), und bedurfte besonders in der spätern Zeit eines sehr zahlreichen Personals; ja ein im Jahre 1498 zu Frankfurt gegebenes Passionsspiel hat nicht weniger als 265 Personen.

Dieser ganze scenische Apparat mag unserer modernen Angewöhnung fremd und wunderlich erscheinen, und ließe sich vielleicht am besten mit einem großartigen lebenden Bilde vergleichen. Gewahrt man aber die über alles Gemeine oder auch nur Gewöhnliche weit erhabene Bedeutsamkeit dieses Bildes, den oft bewunderungswürdigen Tiefsinn, womit das ganze Menschenleben zum Symbol des größten Ereignisses der Weltgeschichte sich gestaltet, denkt man sich endlich zu der künstlerischen Gruppirung der Massen, zu den malerischen Trachten und prächtigen Gewändern noch die unsichtbare Macht der feierlichen kirchlichen Gesänge, die wie aus einer andern Welt herüberklangen, so erstaunt man nicht darüber, daß diese Darstellungen in dem poetischen Mittelalter überall national werden konnten, sondern daß wir, nach solchen Anfängen, uns heutzutage mit so ordinärem Theaterplunder jämmerlich begnügen mögen. Wenn dieser jetzt für den alltäglichen Hausbedarf unserer kleinen Leidenschaften und Gelüste nett und wohnlich zugerichtet wird, so erscheinen dagegen jene alten Dramen wie die unvollendeten Münster jener Zeit, wo aus derselben geistigen Triebkraft Stein und Erze, Blumen und Palmen, der Menschen Sehnsucht und betende Heiligengestalten, in organisch-dramatischer Gliederung, gleich pfeilenden Gedanken zum Kreuze emporranken. Wie tief aber dieser Wunderbau überall auf dem Volksleben ruhte, ersieht man aus dem verschiedenen Schicksal jener Schauspiele bei den verschiedenen Völkern. Das frommernste, halbdeutsche England bewahrte sie am längsten, über 400 Jahre in ihrer ursprünglichen Würde und Gestalt; in Frankreich entwickelten sie gleichzeitig den glänzendsten, fast schon an die moderne Oper mahnenden Theaterluxus; während Spanien, in jahrhundertlangem Kampfe um das Kreuz großgewachsen, das einzige Land ist, wo sie, mitten unter den glühenden

Blüten weltlicher Dichtung, die höchste Ausbildung und künstlerische Weihe empfingen. Als aber nachher überall der Fanatismus der Aufklärung alle Poesie vom Erdboden fegte, flüchtete sich das proscribirte geistliche Drama vor den gebildeten Vandalen in die abgelegensten Gebirgsthäler Deutschlands und der Schweiz, wo die Wälder noch ungestört zu Gottes Lobe rauschen, und wo wie in Wallis jährlich an einem bestimmten Heiligentage, sowie zu Oberammergau in Oberbaiern alle zehn Jahre noch bis jetzt von den frommen Landleuten Passionsspiele mit alter Liebe und Treue im Freien aufgeführt werden. Und welche Macht dieses Schauspiel, selbst in dieser verkümmerten, in Wort und Musik schon bedeutend modernisirten Gestalt, noch immer auf empfängliche Gemüther auszuüben vermag, mögen hier die Worte eines kunstverständigen Augenzeugen bekräftigen. „Als der Heiland," sagt Eduard Devrient, „nun gebunden mit Hohngelächter hinweggeführt wird, und Alle, auch die liebsten Jünger entflohen sind, vollendet sich uns der Eindruck von der unermeßlichen Einsamkeit des Erlösers unter seinen Mitmenschen auf eine erschütternde Weise. Wir haben es mit angesehen und erlebt, wie Alles um ihn her, auch seine vertrautesten Jünger, ihn immer mißverstanden, wie er zu ihnen fast immer in den Wind geredet, wie es den vier Vertrautesten in der Stunde seines Ringens mit dem Opferungsentschluß möglich war zu schlafen und wieder zu schlafen, trotz der dringenden Mahnung des Meisters. Wie nun Petrus nichts kann als einmal dreinschlagen und dann davonlaufen, um sich sogar dreimal zu verschwören und zu verfluchen, daß er den Meister nicht kenne. Wie keiner, auch nicht Johannes, den wir beim Abendmahl so zärtlich an des Freundes Brust liegen gesehen, mit ihm geht und sagt: Wo du bist, will ich auch sein, und wo du leidest, will ich mit leiden.

Wie Alle, auch Alle ihn verlassen und fliehen und Er allein dahingeht, gebunden und verhöhnt, mit der unermeßlichen Liebe in der Brust, um für dieses elende, klägliche Geschlecht zu sterben. Diese ungeheuere einsame Größe hat mir erst die Gewalt der dramatischen Kunst (wenngleich nur in einem Dorfschauspiele) vor die Seele gebracht."

Uns aber überkommt ein ähnliches schmerzliches Gefühl von der Schwachheit der menschlichen Natur bei der Betrachtung des weitern Verlaufes oder vielmehr Verfalles dieses Schauspiels, welcher häufig dem Umstande zugeschrieben wird, daß man demselben Zwischenspiele einzumischen begann. Allein diese dem Alten Testamente entnommenen Zwischenspiele bezeugen im Gegentheil eine große künstlerische Einsicht in den lebendigen Organismus des Ganzen, indem sie jederzeit auf die evangelischen Stellen des Dramas, wo sie eingefügt sind, gleichsam prophetisch hinweisen, wie z. B. die Geschichte der Susanna vor dem Vorfall zwischen Christus und der Ehebrecherin. Auch daß darin allmälig das komische Volkselement Eingang fand, konnte an sich nicht schaden, denn der gläubige Ernst, eben weil er damals noch sicher und rein war, fühlte sich dadurch auf keine Weise geärgert oder geirrt, und in Spanien und Deutschland wenigstens blieb dieser Scherz, wie keck er auch häufig auftritt, stets harmlos und naiv, und diente, ohne allen frivolen Beischmack, vielmehr nur dazu, das Heilige durch seinen Gegensatz zu heben. Ja, es ist in diesem Betracht sehr charakteristisch, daß gerade der Teufel, als überkluger, armer oder dummer Teufel, hier überall wider Willen die komische Rolle übernehmen mußte.

Aber der wacker gehetzte Teufel war nicht so dumm, als er aussah, und hatte, während sie gutmüthig über ihn lachten, heimlich im schönen Garten sein Unkraut dazwischengesät,

das nun mit raschem, knolligem Wuchs die schlanken Traumblumen überwucherte. Eine trockene, feinzersetzende Luftschicht von Zweifeln und übermüthigem Halbwissen hatte sich unvermerkt wachsend über den Erdkreis gelagert, und in der ungewissen Dämmerung des falschen Lichts waren in Wälschland die alten heidnischen Götterbilder wieder erwacht und von ihren Spielgesellen, den Gelehrten, neben Christus auf die Bühne gestellt worden, daß sie unter der fremden Wucht zusammenbrach. Da griff zunächst das an sich selber irregewordene geistliche Schauspiel über das Mysterium und die Heiligenlegende immer mehr in Sagen und weltliche Geschichten hinaus. Das Zwischenspiel, seines ursprünglichen Berufes und Zusammenhangs vergessend, verwilderte in isolirter Ungebundenheit zur gemeinen Posse, und das ganze profanirte Drama, da der Mangel an wahrhaftem Inhalt immer mehr äußerlichen Schein und Beistand nöthig machte, ging endlich von den Geistlichen zu den Handwerkern, aus der Kirche in die Kneipe über.

So hatte also aus dem allgemeinen Schiffbruch eigentlich nur das Zwischenspiel sich gerettet und als Fastnachtsposse emancipirt; der weichenden Glaubensfreudigkeit des mittelalterlichen Dramas, da es sich selber nicht mehr herzhaft glaubte, trat sofort die ironische Parodie auf die Fersen, deren Wortführer in letzter Instanz unser Hanswurst ist. Der Umschwung aber erfolgte natürlicherweise auch hier nicht plötzlich. Schon durch die ältern Intermezzos der Mysterien laufen einzelne Ahnherren des Hanswurst: der Bott Jan Posset, der niederländische Pickelhering und Stockfisch, der französische Jean Potage (zu deutsch: Schampitasche), der Marktschreier, der den zum Grabe wallenden Frauen Salben verkauft u. s. w. Auch manche, durch die Jahrhunderte heimlich fortgeerbten heidnischen Elemente tauchten jetzt allmälig

wieder lebendiger auf; bei den südwestlichen Völkern aus der Erinnerung an das altrömische Theater die improvisirten Maskenspiele, im Osten aus den nebelhaften Traditionen der altnordischen Mythologie der tolle Teufels- und Zauberspuk, und aus allen diesen verworrenen Ingredienzien zusammengenommen das deutsche Fastnachtsspiel.

Das Fastnachtsspiel ist oft als Kern und Anfang eines wahrhaft nationalen Schauspiels gerühmt worden; wir möchten es vielmehr das Ende desselben nennen. Das Komische ist überall nur da von Bedeutung, wo es auf einer großen sittlichen Grundlage ruht, der es zur Folie dient, wie wir oben bei Aristophanes gesehen, wie wir es bei Shakspeare's tiefsinnigen Narren, bei dem wesentlich tragischen Don Quixote. und wohl auch an der seltsamen Erfahrung bemerken, daß selbst die darstellenden Komiker außer der Bühne meist ernste, ja melancholische Leute sind. De mortuis nil nisi bene. Wir wollen daher auch dem verstorbenen Hanswurst keineswegs die wohlverdiente Ehre abschneiden, wo er wirklich sein Handwerk verstand und mit dem Narrenschwert des gesunden Volkswitzes gegen die monströsen Auswüchse des Hohen, gegen alles Gemachte, Krankhafte, Affectirte und Superkluge, mit Einem Wort: auf den welthistorischen Zopf, den der Teufel aller Menschenweisheit anhängt, derb und lustig losschlug. Allein wenn wir das Charakteristische des Fastnachtsspiels, wie es im Allgemeinen einer unbefangenen Betrachtung sich darbietet, kurz bezeichnen sollen, so ist es im Grunde doch nur die Negation des Mittelalters, d. h. dessen, was dieses groß gemacht, des Ritterthums, der Liebe, der Tapferkeit und Religion, und insofern allerdings ein Symptom, daß das Mittelalter damals schon innerlich faul und abgenutzt war. Aus der bloßen Negation aber, die ja selbst nur

eine Krankheit ist, geht nie und nirgends das gesunde Neue hervor.

Und eben dieser verwandtschaftliche negirende Familienzug führte das Fastnachtspiel auch sehr bald der Reformation in die Arme, die es sofort als willkommene Waffe gegen die Kirche wandte. Es ist bekannt, mit welcher wahrhaft stupiden Rohheit viele dieser Schwänke gegen Papst, Messe, Ablaß und die Verehrung der Heiligen wüthen, und daß ihrem Einflusse von einem gleichzeitigen Chronisten z. B. der Uebertritt Berns zu der neuen Lehre zugeschrieben wird. — Aber auch noch von einer andern Seite griff die Reformation hier störend ein. Die Jesuiten versuchten nämlich mitten in dieser Verwilderung die Mysterien wiederherzustellen, indem sie dergleichen Schauspiele in ihren Convictorien von den Schülern in lateinischer und deutscher Sprache aufführen ließen, und dem großen Inhalt allen Schmuck der glänzendsten Ausstattung hinzufügten. Diese letztere Concession an den Zeitgeist deutet freilich schon auf eine gewisse Hülfsbedürftigkeit, und es ist in der That sehr zweifelhaft, ob der Versuch bei der allgemeinen religiösen Zerfahrenheit, von der begreiflicherweise auch die Katholischen nicht unberührt blieben, überhaupt von Erfolg sein konnte. Jedenfalls aber war es, wie die Sachen einmal standen, das einzige Rettungsmittel, das ewige Banner der Poesie über dem trüben Strome wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt emporzuhalten, und es zeugt von nicht geringer Einsicht, daß sie dabei, anstatt die alten Formen des Mysteriums ängstlich festbannen zu wollen, vielmehr auf die größten Vorbilder dieser Art in der neuern Zeit, auf Lope de Vega und Calderon, zurückgriffen. Denn in solchen Zeiten gilt es nicht, eigensinnig Renaissance zu treiben, sondern dem Kleinen und Erbärmlichen das Große re-

solut entgegenzustellen und somit die verworrene Aufregung in Begeisterung für das Höhere und Wahre zu verwandeln, nach welchem die Menschen auch in ihrer tiefsten Verirrung immerdar eine unüberwindliche Sehnsucht fühlen.

Nun kann man aber leicht ermessen, welch ein Schrei von Reaction und Verfinsterung bei diesen Bestrebungen unter dem gegenüberstehenden Heereshaufen ausbrach. Jeder wollte an dem jesuitischen Drachen sich die Sporen verdienen und ein protestantischer Calderon werden. Pfarrer, Magister, Rectoren und Cantoren schrieben jetzt hurtig ebenfalls Schulkomödien, Studenten, Professoren, Schüler und Bürger führten sie in Hörsälen und Rathhäusern und Schützenhöfen auf, mehre Genossenschaften traten als theatrum academicum zusammen, Luther selbst lobte, trieb und schürte; es war, als hätte ein epidemisches Theaterfieber das ganze nördliche Deutschland ergriffen. Da gab es: „Johann Huß in Kostnitz", „Lutherus redivivus", „Der kalvinische Postreuter", „Tegelocramia" u. s. w. In Neubauer's „Pammachius" ergibt sich der Papst gegen die dreifache Krone dem Teufel, und schickt Christus die Wahrheit und den Apostel Paulus an die Elbe zu Luther, um wider Rom zu kämpfen. Ja, untereinander selbst geriethen sie hierbei nicht selten in das ingrimmigste Handgemenge; so u. A. im „Phasma" des Nikodemus Frischlin, der die zelotische Verketzerung, die sie an der Kirche gotteslästerlich fanden, mit gedoppelter Wuth gegen die eigenen abgezweigten Genossen wendet, und wo im letzten Act von Christus alle und jede Lehre, die mit der lutherischen nicht streng übereinstimmt, zur Hölle verdammt wird. — Nun führte zwar dasselbe Bedürfniß der Popularität, welches schon früher die Paraphrasen der Mysterien in der Landessprache veranlaßt hatte, auch hier immer mehr zum

Deutschen. Allein in diesen Stücken war eigentlich nichts populär als der Haß gegen die Kirche; und der Haß zerstört, aber erobert nicht. Kein Wunder daher, daß dieselben sehr bald ein Schisma auch im Drama herbeiführten, welches wir bis heute nicht überwunden haben, die widernatürliche Zerklüftung nämlich in gelehrtes Schauspiel und in Volksschauspiel, die doch beide nimmermehr ohne einander bestehen können. Denn indem die Schulkomödie theils in theologischer Spitzfindigkeit und Klopffechterei, theils in einer unzeitigen Nachahmung der Alten, namentlich des Terenz, aufging, mußte sie nothwendig immer exclusiver, ein Professorenspiel für Professoren werden. Und ebenso natürlich folgte hieraus, daß das höchst gelangweilte Volk, um sich zu erholen, desto ungestümer wieder nach seinem Fastnachtsschwank zurückgriff, und daß dieser, also von den Gebildeten verlassen und verachtet, nun unaufhaltsam verwilderte.

Vergebens stemmten sich jetzt die erschrockenen Führer der Reformation selbst diesen wilden Wassern entgegen. Es erging ihnen wie Goethe's Zauberlehrling, der, weil er die alte Formel vergessen, die Geister, die er heraufbeschworen hat, nicht wieder zu bannen vermag. Denn nicht diese Schwänke hatten die Sitten, sondern die durch die religiöse Anarchie zerfressenen Sitten den Schwank verdorben. Das an seinem Heiligsten irregewordene Volk taumelte in der neuen Freiheit, und man weiß, wie erstaunt und verzweiflungsvoll Luther oft über die pestartige Demoralisation klagt, die seinem Unternehmen durch ganz Deutschland folgte. Ueberdies ruhte das Fastnachtsspiel wesentlich auf einer harmlosen Lust und Schalkhaftigkeit, welche überall, wo sie ihre unbefangene Unschuld verloren und tendentiös und polemisch geworden, in Ausgelassenheit und Bosheit umschlägt. Wie ab-

schreckend aber jene Sittenverwilderung, selbst bei Hans Folz und Hans Rosenplüt, die doch als Begründer des weltlichen Dramas in Deutschland gelten, in den gleichzeitigen Fastnachtsspielen sich abspiegelt, ahnen diejenigen kaum, die die Sache blos vom Hörensagen kennen und nicht etwa selbst auf einer literarhistorischen Wanderschaft unverhofft in diesen Cloak von Schmuz, Zoten und Unfläterei gerathen sind. Das ist keine unbefangene Lustigkeit mehr, die dem ernsten Deutschen so wohl ansteht, noch etwa eine ethische Entrüstung über das Niedrige im Leben; es ist die thierische schamlose Lust am Gemeinen, und bei allem Patriotismus werden wir doch unsern Hanswurst größtentheils nur als eine plumpe Vergröberung des spanischen Gracioso, ja selbst des, in seiner affenartigen Beweglichkeit noch anmuthigen, italienischen Arlechin betrachten müssen.

Wenn hier Jemand hätte helfen können, so war es ohne Zweifel der wackere Nürnberger Hans Sachs. Auch lenkte er wirklich mit poetischem Instinct auf die alte Bühne zurück, so weit es ihm irgend möglich war. Allein es war eben nicht möglich, denn er war durch und durch ein Dichter des Protestantismus, und man kann nicht niederreißen und bauen zugleich. Im vollen Gefühl der Prosa der Gegenwart griff er nach allen Seiten umher nach mittelalterlichen Ritterstoffen, ja selbst in die Geschichte des Alterthums zurück, und schrieb wieder religiöse Schauspiele in der Weise der alten Mysterien. Aber aus seinem Mittelalter sind die Heiligen, der Muttergottesdienst und der Wunderglaube, also der eigentlich poetische Accent gestrichen, und das Mysterium wird ihm zur bloßen Moral. Und eben diese durchgreifende praktische Tedenz, verbunden mit einer reichsbürgerlich bornirten Kleinstädterei der Weltansicht, gibt seinen Dramen

eine nüchterne, scholastische Färbung; er erkennt in allen großen Conturen der Weltgeschichte, wie der Bibel, nur ihre moralische Physiognomie, die aber bekanntlich noch keineswegs die poetische ist. So wird in einem seiner Stücke Epikur mit wahrhaft poetischer Gerechtigkeit übergelegt und von Cacus durchgepeitscht, der dazu ein langes moralisches Lied singt; und in seiner Komödie von den ungleichen Kindern Eva's ist Gott Vater, wie Tieck sagt, ein strenger, doch herablassender Superintendent, der die Kinder Eva's im lutherischen Katechismus examinirt. So sind alle seine Helden mehr oder minder ehrbare nürnberger Patricier, und sein Kothurn hat überall etwas vom Schusterleisten; er treibt die Poesie frisch und fröhlich wie ein löbliches Handwerk. Wahrhaft liebenswürdig dagegen ist er in seinen spätern Fastnachtsspielen, wo sein specifisch volksthümliches Talent endlich durch Halbgelehrsamkeit, Politik und Theologie sich siegreich und ergötzlich hindurchschlägt, wie z. B. in seinem Schlaraffenlande, oder in dem Schwank von den eisenfresserischen Landsknechten, die den Himmel stürmen und die doch weder St.-Peter im Himmel, noch der Teufel in der Hölle mag. Da ist ihm, weil er hier bequem zu Hause ist, die ganze Moral unversehens in ein herzhaftes Verlachen aller Philisterei und Niedertracht des Lebens umgeschlagen, das unwiderstehlich ansteckt, da man überall herausfühlt, wie grundehrlich er es meint.

Wenn hiernach Hans Sachs mit richtigem Takt die Bühne wieder dem Volke vindicirt hatte, so schien jetzt ein anderer unerwarteter Umstand diese Eroberung erst recht wirksam und dauernd machen zu sollen. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nämlich zog, von den Niederlanden her, die erste fahrende Schauspielerbande, die englischen Komö-

dianten, durch ganz Deutschland wie ein Meteor, dessen Ursprung und eigentliche Bedeutung noch immer räthselhaft ist. Tieck meint, es seien junge deutsche Comptoristen der Hansa aus London gewesen, die diesen abenteuerlichen Streifzug improvisirten. Dagegen deuten neuere Forschungen darauf hin, daß sie sich von einer wirklich englischen Truppe in den Niederlanden abgezweigt, ja, daß sogar Shakspeare selbst, noch vor Beginn seiner dichterischen Laufbahn, sich unter ihnen befunden. Wir wissen indeß nur sehr wenig von ihnen, nicht einmal mit Gewißheit, ob sie ihre Vorstellungen in englischer oder deutscher Sprache gaben, und ihre erst im Jahre 1624 (deutsch) gedruckten Stücke zeugen allerdings noch von einem niedern künstlerischen Standpunkte. Ihre Liederschwänke wurden bänkelsängerartig durchweg nach Einer Melodie abgesungen, während die ernsten Schauspiele, fast wie blutige Stiergefechte, nur auf rohe Kraft und brutale Nervenerschütterung ausgehen, wie denn z. B. im Titus Andronikus zwei Personen auf der Bühne die Gurgeln abgeschnitten werden, um ihre Köpfe kleinzuhacken und in Pasteten zu backen. Bei alledem aber war es dennoch ein bedeutender Fortschritt, daß diese Abenteurer auf ihrem Siegeszuge einerseits die Bühnen der pedantischen Schulkomödie überall niederrannten, und auf der andern Seite, den von Hans Sachs gezogenen Kreis plötzlich erweiternd, das Volksdrama aus der dumpfigen Stubenluft der Handwerkerzechen befreiten, indem sie den genialern Maßstab des altenglischen Theaters herüberbrachten, das sich bereits früher volksthümlich zu entwickeln begann. Denn in diesen elementarischen Schauspielanfängen, in dieser wilden Schlacht der Leidenschaften rumort, wenngleich noch völlig unbeholfen, doch überall schon die tragische Jugendkraft einer durch große Geschicke ernstgestimmten Nation, in allen Richtungen ungestüm

und täppisch nach ungeheuern Stoffen umhergreifend. Diese altenglischen Komödien sind gleichsam die Flegeljahre des Volksdramas, das rohe Material, aus denen bald darauf Shakspeare wie mit einem Zauberschlage seine unvergänglichen Dichtungen schuf. Die Jugendarbeiten des großen Dichters weisen noch deutlich auf diesen Ursprung und Zusammenhang hin; er änderte nichts, er erlöste nur den gefesselten ringenden Geist, den sein wunderbarer Kunstverstand in dem wirren Chaos erkannt hatte. Wie verwandt aber dieser Geist dem Deutschen war, bezeugt die allgemeine Aufregung, die den englischen Komödianten vom Rheine bis zur Weichsel folgte, der Jubel, womit sie in den Städten von Volk und Magistraten feierlich empfangen wurden. Auch hallte der Anklang, den sie geweckt, weithin noch lange nach. Zunächst wurde, wie zu erwarten, von dem Beifallssturm das in Deutschland allzeit bereite Heer der Nachahmer, aber leider kein deutscher Shakspeare, alarmirt. Unter diesen ragen aber nur Zwei bemerkenswerth hervor: der nürnberger Procurator Jakob Ayrer und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Der Erstere geht (in seinem Opus theatricum 1648) wie ein lechzender Löwe der blutigen Fährte der englischen Komödianten nach, mit seinen Gräuel- und Schauderstücken, Galgen- und Prügelscenen ihren Mordlärm noch überbrüllend, während er dabei doch, mit echtdeutscher Tugendhaftigkeit, von dem Hans Sachsischen Moralisiren nicht lassen kann, was eine ganz absonderliche Confusion gibt. Besonnener und auch talentvoller zeigt sich der Herzog H. von Braunschweig (gest. 1613) in seinen Lustspielen, indem seine ausgezeichnete Persönlichkeit, sowie seine versuchte Einrichtung eines stehenden Hoftheaters, schon von selbst die extreme Rohheit ausschloß. Inzwischen aber hatte jener Feldzug der so-

genannten Engländer überall sich immer wieder neu rekrutirt aus Schülern und Studenten, die nun ganz Deutschland unter Führung von „Komödiantenmeistern" durchzogen, davon einer sich Präses und Herzog Thaliens, und seine Schauspieler Parnaßbrüder oder Emporiumsfassen nannte; ein Künstler-Freicorps, dessen jugendliche Begeisterung und Hingebung recht dazu gemacht schien, die Sache des jungen Volksdramas gegen Gelehrte, Superintendenten und Schulmeister durchzufechten.

So war denn auch bei uns Alles im herzhaftesten Zuge nach einer künftigen naturwüchsigen Entwickelung, als das Ungewitter über Deutschland losbrach, dessen Blitze schon lange die drückende Schwüle von ferne unheimlich durchzuckt hatten. Der Dreißigjährige Krieg machte plötzlich furchtbar Ernst aus dem tragischen Spiel, da ging es leibhaftig an das Gurgelabschneiden, Hängen und Würgen, das sie so lustig agirt, die Bühnen brachen unter der Wucht des Getümmels zusammen, die Studenten gingen unter die Landsknechte, und die Kriegsfurie rührte und brodelte Katholisch und Protestantisch, Einheimisches und Fremdes wild durcheinander, bis zuletzt auf dem blutigen Boden des Hexenkessels von all dem fröhlichen Schauspielwesen nur die gemeine Lust am Gräßlichen, das sogenannte „Mordspectakel", übrigblieb.

Nirgend ist wohl das Wesen der durch das Christenthum bedingten neuern Poesie schärfer ausgeprägt worden, als im spanischen Drama. Wollen wir aber dieses Wesen präcis bezeichnen, so können wir es nur Romantik nennen; freilich nicht die um das Jahr 1796 künstlich gemachte, sondern die aus dem religiösen Bedürfniß der Völker erwachsene Romantik. Diese Romantik ist uralt und datirt eigentlich schon von

Homer; aber erst das Christenthum gab ihr den vollen, reinen Ausdruck. Sie ist bei den neuern Völkern im Grunde nichts Anderes als der sich immer wiederholende und nach den verschiedenen Nationalitäten mannichfach gestaltende Versuch, die große Aufgabe des Christenthums, die Vermittelung des Ewigen und Irdischen, auch auf dem Gebiete der Poesie annähernd darzustellen. Dies kann aber, wie wir schon oben erwähnten, da das Uebersinnliche an sich undarstellbar ist, überall nur symbolisch geschehen; und zwar entweder durch eine Symbolik von oben herab, die den ganzen christlichen Begriff sinnbildlich gleichsam in ein poetisches Dogma zusammenfaßt, um es dann auf das Einzelne im irdischen Leben anzuwenden, wie bei Dante; oder umgekehrt durch eine organische Symbolik, wo, wie bei Calderon, die im Einzelnen schlummernden Keime, die verhüllte Bedeutung des Irdischen in Leben, Sage, Legende, ja selbst in einzelnen Momenten der heidnischen Mythologie, geweckt und nach dem höhern Lichte gewendet und emporgerankt werden. Der Nerv des Ganzen ist hier ein tieferes Liebesgefühl, das, sehr verschieden vom antiken Schicksal, nicht erbarmungslos vernichten, vielmehr das irdische Dasein mit allen seinen Freuden und Leiden zur christlichen Schönheit verklären will, indem es das Grundübel, das alles Leben häßlich macht, den Egoismus in seinen vielfachen Gestalten, in den Brennpunkt jenes höhern Lichtes stellt und dadurch in sein Gegentheil verwandelt. Daher wird die eigensüchtigste der menschlichen Leidenschaften, die Geschlechtsliebe, über allen sinnlichen Genuß hinaus, ja bis zum Symbol der himmlischen Liebe in der Jungfrau Maria, vergeistigt; die Eifersucht geht nicht mohammedanisch auf den materiellen Besitz, sondern auf dessen innerliche Bedeutung, die schon ein Blick, ein Laut verletzen kann; die

Ehre, als ein Symbol des religiösen Gewissens, fragt nichts nach den persönlichen Erfolgen ihrer Ehrenhaftigkeit; der Held, weil er sich zugleich als Ritter eines höhern Reichs betrachtet, bleibt, auch äußerlich überwunden, noch im Untergange Sieger und heiter. Und diese Opferfreudigkeit, und die auf solche Weise idealisirte Liebe, Eifersucht und Ehre sind in der That die belebenden Elemente des spanischen Dramas, in der Tragödie wie im Lustspiel.

Warum aber diese Romantik gerade in diesem Drama vorzugsweise zur Erscheinung kommt, läßt sich aus der Geschichte Spaniens leicht erklären. — Ludwig Clarus sagt in seiner trefflichen Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter: „Die Kunst hat nur ein wahres Leben, wenn ihre göttliche Abkunft und Bedeutung dem Künstler immer gegenwärtig bleibt. Darum ist die heilige und religiöse Kunst der Gipfelpunkt, der Sonnenherd, der freiheitsprießende Kern aller Kunst. Sie geht als Dienstmännin zu Lehen beim höchsten Herrn und ist im Hause der Kunst die wahre Gebieterin. Die weltlichen Fächer und Sprößlinge haben nur erlaubnißweise neben dieser Meisterin ihre Fächlein und Zellen angelegt, weil die ihren Vortheil verstehende Kirche als Bewahrerin und Pflegerin alles Guten und Schönen tolerant genug ist, alle jene Richtungen der Kunst gewähren zu lassen, welche mit ihrer eigenen Aufgabe für die Menschheit nicht im Widerspruche stehen. So hat denn auch die Wiege der Schauspielkunst im Hervorgang aus einem innern Verhältnisse überall neben dem Altar gestanden und ihr Patriotismus diese ihre Geburtsstätte zu verschönern sich mächtig angetrieben gefühlt. Der heutige protestantische Cultus, welcher die Vermittelung der innern Anschauung des Gemüths nach außen fast überall abweist, Anschaulichkeit und Sinnlichkeit verbannt wissen und allein durch das Wort der Pre-

digt, welche sich so leicht zu kahlen Dogmen vereinfacht, wirken will, verkennt bei solcher Ansicht durchaus die innerlich nothwendige und historisch gerechtfertigte Zuhülfenahme der ästhetischen Einwirkung auf das Gemüth und verwischt damit das Gepräge des Christenthums. Denn er trennt, was Gott und Natur vereinigt oder was die Geschichte als zusammengehörig offenbart, und behandelt seine Gläubigen spiritualistischerweise als reine Intelligenzen. Er schweigt auf die Forderungen der sinnlichen Natur, statt sie zu läutern und zu veredeln, gänzlich und weigert sich hartnäckig, auch in den unentbehrlichen Aeußerlichkeiten den Wiederschein Gottes anzuerkennen und wirken zu lassen." — Diesem in der Geschichte aller Kunst tiefbegründeten Urtheile stimmen wir vollkommen bei und müssen sonach als Hauptgrund der bewunderungswürdigen Blüte des spanischen Dramas zunächst die Treue erkennen, womit die Spanier stets zur Kirche gestanden und jenes abstracte und unkünstlerische Princip des Protestantismus zurückgewiesen haben, welches, wie wir oben gesehen, insbesondere auch in Deutschland der naturgemäßen Entwickelung des Volksschauspiels sich entgegengestemmt. Seinen Katholicismus aber bewahrte dieses hochbegabte Volk darum so streng und rein, weil es sich ihn selbst erobert, weil es das Schwert, da wo die Kreuzfahrer der andern Länder es kampfesmüde niedergelegt, von neuem aufgenommen und Jahrhunderte lang gegen die Mauren für das Kreuz gestritten hatte, welches hier zugleich das Banner der Kirche und der nationalen Freiheit war; ja selbst nach dem endlichen Sturze Granadas war die Eroberung von Amerika, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, auch nur eine Fortsetzung jenes großartigen Kreuzzuges. Daher sehen wir, nachdem das übrige Europa schon längst in fahle Dämmerung ver-

schwommen, die Hochebene Spaniens in Leben und Sitte noch immer vom Abendroth der scheidenden Romantik scharf und wunderbar beleuchtet; denn ein Krieg um die höchsten Interessen der Menschheit verwildert nicht, sondern hebt und kräftigt die Gemüther. Als aber der Erdgeist des Goldes den Kampf um Amerika säcularisirt, als nachher der ganz unpopuläre und daher stets argwöhnische Philipp II. die Kirche durch die Inquisition in eine Polizeianstalt zu verwandeln versucht und mit dem Machiavellismus seiner Politik den Heldengeist der hochherzigen Nation nach außen gebunden hatte, flüchtete sich dieser Geist zur Poesie, um im Drama seine alte Größe nachzuträumen.

Auch in Spanien war also das Schauspiel aus der, alles Leben mütterlich umfassenden, Natur der Kirche hervorgegangen, und auch hier hatte, bei dem natürlichen Doppelcharakter aller Kunst, sich sehr bald dem Mysterium das Weltliche, die Posse, beigemischt. Sie konnte aber hier niemals ihren Mutterboden gänzlich überwuchern, oder sich frech und feindlich gegen die Kirche wenden, weil die religiöse Volksgesinnung einem solchen Attentate jederzeit entschieden widerstand, und weil, aus demselben Grunde, das Profane, wo es sich mit der kirchlichen Abkunft des Dramas nicht mehr zu vertragen schien, früher und strenger, als in andern Ländern, von dem Mysterinm geschieden wurde. So finden wir schon in den siete partidas König Alfonso's X. angeordnet: „Die Priester sollen keine Possenspiele darstellen, damit die Leute herbeikommen, um diese zu sehen, wie es wohl geschehen ist. Wenn Andere es thun, dürfen die Priester nicht dazukommen, weil dabei viele Derbheiten und Unanständigkeiten vorfallen. Auch sollen dergleichen Stücke nicht mehr in den Kirchen aufgeführt werden; wir befehlen vielmehr, daß man

mit Schimpf und Schande diejenigen hinauswerfen soll, die dergleichen vornehmen; denn die Kirche Gottes hat die Bestimmung, daß man darin betet und nicht Possenspiele darin aufführt. Unser Herr Christus sprach im Evangelio, daß sein Haus ein Bethaus genannt, nicht aber zu einer Räuberhöhle gemacht werden solle. Doch gibt es Vorstellungen, die den Priestern erlaubt sind, z. B. die Geburt unsers Herrn Christi, in welcher gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und ihnen sagte, daß der Heiland geboren worden, oder die Erscheinung desselben, als die Heiligen Drei Könige ihn anzubeten kamen, oder die Auferstehung, worin gezeigt wird, wie er gekreuzigt wurde und am dritten Tage wieder auferstand. Sachen, wie diese, welche den Menschen ermuntern, Gutes zu thun und Andacht im Glauben zu haben, können sie aufführen, zumal die Leute sich dabei erinnern mögen, daß, wie dies hier dargestellt wird, sich einst Alles in der Wirklichkeit begab u. s. w."

Das hiernach von der Kirche mild ausgewiesene weltliche Schauspiel konnte indeß noch lange nicht von derselben lassen. Die sogenannten Eklogen von Juan del Encina, Gil Vicente u. A., wo die Hirten oft mitten aus einem kleinen Liebes- oder Intriguenspiel von Engeln zur Krippe des neugebornen Kindes gerufen werden, bilden den allmäligen Uebergang, der erst bei Torres Naharro und Lope de Rueda, sowie in der vielfach nachgeahmten Novelle „Cölestina" von Fernando de Rozas fast ganz vollendet erscheint. Doch blieb die Tradition von dem kirchlichen Ursprung des Dramas noch immer so stark, daß der Gewinn aus solchen Darstellungen nur zu frommen Zwecken, und den herumziehenden Schauspielergesellschaften ihre Schauplätze durch die geistlichen Brüderschaften angewiesen wurden, und zwar endlich im

16. Jahrhundert bleibend auf zwei Hofräumen der madrider Straßen Principe und Cruz, wo noch bis jetzt die beiden Hauptbühnen Madrids stehen. Wie wenig aber damals noch die rege Phantasie des Publicums der äußerlichen Stimulation bedurfte, zeigt die Schilderung von der Bühnenwirthschaft des eben gedachten Schauspielers und Schauspieldichters Lope de Rueda, welche Cervantes in der Vorrede zu seinen eigenen Komödien gibt, und die wir beifügen, da sie mehr oder minder für alle Theater jener Zeiten gilt. „Zur Zeit dieses berühmten Spaniers," sagt nämlich Cervantes, „war die ganze Geräthschaft eines Schauspieldichters und Theaterdirectors in einem Sacke enthalten und bestand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder besetzt, vier falschen Bärten und Atzeln und vier Schäferstäben oder mehren oder wenigern. Die Schauspiele waren nur Unterredungen, wie Eklogen zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verschönerte und verlängerte sie mit zwei oder drei Zwischenspielen von einer Negerin, Kupplern, Tölpeln und Biscaiern. Derselbe Lope spielte diese vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Coulissen, keine Gefechte zwischen Mauren und Christen zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Gestalt, welche durch die Theaterversenkung aus dem Mittelpunkte der Erde hervorstieg oder emporzusteigen schien. Die Bühne bestand aus vier in ein Viereck gestellten Bänken, mit vier oder sechs Bretern darüber, so daß sie sich vier Hände breit über dem Boden erhob. Man sah keine Engel oder Geister auf Wolken vom Himmel herabsteigen; der ganze Zierath des Theaters war ein alter an Schnüren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuschauer von der Bühne. Dahinter stellte man die Musiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze sangen."

Aus diesem marionettenartigen Zustande strebte nun Cervantes selbst das Schauspiel emporzuheben. Er schrieb in seinen jüngern Jahren 20 bis 30, damals mit Beifall aufgeführte Schauspiele, wovon jedoch nur zwei, „Die Lebensweise in Algier" („El trato del Argel") und die „Numancia" sich erhalten haben. Das erstere hat, bei großen dichterischen Schönheiten, noch wenig dramatisches Geschick, bietet aber ein eigenthümliches biographisches Interesse, da es die eigenen Leiden und Heldenthaten des Dichters als Sklave in Algier darstellt. In der „Numancia" dagegen, die von dem tragischen Untergange dieser Stadt durch die römische Uebermacht handelt, sehen wir zugleich die merkwürdige Vermittelung eines literarischen Kampfes, der unter den Dramen aller Nationen eine große Verwüstung angerichtet hat und eigentlich bis jetzt noch nicht beendigt ist. Schon damals war nämlich auf andern Gebieten der Poesie die epidemische Nachahmung der Alten auch in Spanien eingedrungen, und durch Bermudez und Argensola selbst im Schauspiel, wenngleich mit geringem Erfolge, versucht worden. Cervantes folgte, vielleicht in unbewußter Connivenz, diesem Zuge. In seiner „Numancia" erkennen wir in der That fast alle hervorragenden Momente der alten Tragödie, den leisen Todesschritt des Schicksals und den gedankenvollen Geist des Chors in den zwischen den Acten erscheinenden allegorischen Personen, ja auch die Selbstopferung der überwundenen Numancier hat durchaus die Größe antiker Tugend, während andererseits doch wieder der romantische Klang des Ganzen und das durchgreifende Volkselement begeisterter Vaterlandsliebe das wunderbare Stück bis auf den heutigen Tag vollkommen national macht; ein praktischer Beweis, wie die eingebildete Todfeindschaft der rechten Romantik und des wahrhaft Alten im Grunde nur illusorisch und ein

eigensinniges Mißverständniß der Gelehrten ist. Trotz jenen geistreichen Versuchen wurde indeß Cervantes hier sehr bald von einem neuaufgehenden dramatischen Dichtergestirn verdunkelt, und als er später, der volksmäßigen Richtung unbedingt nachgebend, noch einmal mit acht Schauspielen hervortrat, war er schon zu alt und wohl überhaupt auf diesem Felde zu wenig eingeboren, um einen solchen Wettkampf siegreich zu bestehen.

Was demnach Cervantes kaum nur angebahnt, führte Lope de Vega mit überraschendem Erfolge aus, indem er, ohne sich von der Dictatur der neuern Kunstdichter irre machen zu lassen, seine Bühne aus dem rohen und zerstreuten Material des bisherigen Volksschauspiels kühn herausbaute und kein Bedenken trug, diesem Grundgedanken alle vornehmen Prätensionen prosaischer Wahrscheinlichkeit, historischer Pünktlichkeit, sittlicher Pruderie oder gelehrter Schaustellung aufzuopfern. Er sagt selbst: „Wenn ich ein Schauspiel schreiben will, schließe ich alle Vorschriften sorgfältig ein, und bringe Terenz und Plautus aus meinem Zimmer heraus, damit sie nicht gegen mich schreien, wie die Wahrheit wohl aus solchen stummen Bänden zu ertönen pflegt, denn ich schreibe gemäß der Kunst derjenigen, welche den Beifall der Menge suchten, der man in ihrer Thorheit zu Willen leben soll, weil sie es ist, die dafür zahlt.“ — Das Letztere ist, wie man sieht, nur ein ungeschicktes Compliment für die Kunstdichter, eine schlechte Entschuldigung für etwas, das keiner Entschuldigung bedarf. Denn von dem Beifall der Menge lebt das Schauspiel überall, und es kommt dabei lediglich auf das Verhältniß des Dichters zu dieser Menge an. Lope de Vega aber schmeichelt nicht etwa buhlerisch den confusen und gemeinen Gelüsten des Publicums, sondern weckt und hebt die edlern Gefühle der

Nation, indem er, ihre wundervollen Romanzen dramatisirend, sie beständig an ihre große Heldenzeit erinnert, und zwar nicht durch populärsüchtige Herabstimmung, sondern mit einer reizenden Anmuth des Ausdrucks, die oft bis an die höchsten Höhen der Poesie streift. Und in der That, sein unerschöpflicher Reichthum von Erfindungen, sowie die außerordentliche Biegsamkeit seines Geistes, war recht dazu geschaffen, das Leben in seinen mannichfaltigsten Erscheinungen und Beziehungen zum poetischen Volksbewußtsein zu bringen.

Es wäre daher eine sehr vergebliche Mühe, seine Schauspiele nach unsern modern ästhetischen Begriffen rubriciren zu wollen. Sie sind weder Trauerspiele noch Lustspiele. Denn wie in Leben und Geschichte Lust und Leid, Tragisches und Komisches beständig ineinanderlaufen, so ist auch dem lebendigen Volksdrama jene scharfe Scheidung völlig fremd; und wir sehen bei Lope de Vega nicht nur allen seinen ernsten Stücken possenhafte Nebengeschichten eingeflochten, sondern auch den, von ihm eingeführten, Gracioso das Pathos seiner Helden beständig ironisiren. Ebenso willkürlich aber ist die gewöhnliche Eintheilung dieser Schauspiele in Mantel- und Degenstücke (Comedias de capa y espada) und in Helden-Schauspiele (Comedias heróicas) aus dem zufälligen Grunde, weil in den erstern nur Leute höhern Standes, die damals stets mit Mantel und Degen erschienen, in den andern dagegen auch Könige auftreten sollen. Eine so lächerlich aristokratische Rangordnung findet aber begreiflicherweise in Wahrheit gar nicht statt, in vielen Stücken beider Gattungen laufen Edelleute, Könige, Bauern und Narren mit und ohne Mantel und Degen frisch und fröhlich durcheinander, und alle zusammen, auch die alten Griechen und Römer, sind ausgemachte Spanier; wie denn z. B. in Lope de Vega's „Bren-

nendes Rom“ („Roma abrasada“) Kaiser Nero, als ein echter Castilier, Nachts unter den Fenstern seiner Dame ein Sonett singt und nach blutigem Zweikampf mit Vermummten kaum der nachsetzenden Scharwache entwischt. Man kann vielmehr dieses unermeßliche Repertoir nur nach seinem wesentlichen Inhalt in weltliche und geistliche Schauspiele abtheilen, indem man zu jenen die Mantel= und Degenstücke sowie die, mehr geschichtlichen, heroischen Dramen mit ihren obligaten Nebengeschichten und Zwischenspielen (Entremeses, Farsas, Sainetes, Eglogas ꝛc.); und zu den geistlichen die biblischen oder legendarischen Darstellungen und die eigentlichen Fronleichnamsfestspiele (Autos sacramentales) rechnet, auf welche wir weiter unten noch besonders zurückkommen. Bedenken wir aber, daß Lope de Vega in allen diesen Gattungen höchst Ausgezeichnetes geleistet, daß er überhaupt, mit Ausschluß der kleinern Stücke, 1800 weltliche und 400 geistliche Schauspiele gedichtet und manche davon in fünf Tagen niedergeschrieben hat, so werden wir eine hiernach sehr begreifliche, häufig fühlbare Flüchtigkeit in Plan und Charakteren, die oft nur stehende Masken des Verliebten und Eifersüchtigen ꝛc. sind, zwar bedauern, jedenfalls aber in das Erstaunen Cervantes', welcher ihn ein Wunder der Natur genannt, mit einstimmen müssen. Er war und blieb bis in sein hohes Alter der Liebling und Stolz seiner Zeitgenossen; trotz seinem Glück und Ruhm aber starb er (1635) mit dem schmerzlichen Wunsche, nie etwas Anderes als reingeistliche Dinge getrieben zu haben.

Und in der That, dieser gewaltige Genius erscheint uns selbst wie ein wunderbares Naturereigniß, das eben unaufhaltsam wirkt, weil und wie es muß. Denn in seinen müßig grübelnden Stunden mit dem dramatischen Regelzwang der gelehrten Humanisten eigentlich vollkommen einverstanden,

trieb ihn dennoch eine unwiderstehliche Neigung beständig zu dem entgegengesetzten Volksthümlichen; und auch das Rasche und Massenhafte seiner Wirksamkeit schien nöthig, um die Massen zu bewältigen, die überall nur durch eine unausgesetzte Reihefolge gleicher Effecte in Bewegung zu setzen und an das Höhere gleichsam erst zu gewöhnen sind. Nachdem er aber auf solche Weise den schweren Dunstkreis der alten Nacht zertheilt hatte, sehen wir plötzlich einen ganzen Sternenhimmel von dramatischen Dichtern überraschend hervortreten. Die hervorragendsten unter ihnen sind: Tarega, Aguilar, Guevara, Montalvan, Mescua, Mendoza, Alarcon, mit seinem unsterblichen „Weber von Segovia“, sowie Guillen de Castro, dessen „Jugendthaten des Cid“ („Las mocedades del Cid“) das Vorbild des zur Ungebühr berühmteren „Cid“ von Corneille geworden, und Tirso de Molina (eigentlich Gabriel Tellez), der in seinem „Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast“ („El burlador de Sevilla y combidado de piedra“) den tragisch-wilden Geist heraufbeschworen, welcher seitdem als Don Juan durch die ganze Welt umgeht und den Mozart wohl am tiefsten erkannt hat. Und so allgemein und hinreißend ward die wachsende Begeisterung für die Bühne, daß außerdem noch eine Menge anonymer Dichter, deren hohe Stellung diese Art von Oeffentlichkeit nicht zu vertragen schien und zu denen selbst der kunstverständige König Philipp IV. gehörte, unter der gewöhnlichen Bezeichnung „Von einem Geistreichen an diesem Hofe“ (par un Ingenio de esta Corte) sich dabei betheiligte.

Alle diese überaus fruchtbaren Dichter sind jedoch keineswegs etwa bloße Nachahmer Lope de Vega's, und bilden nur insofern eine Schule, wenn man es so nennen will, als sie sämmtlich der volksthümlichen Richtung ihres Meisters

folgen. Es ist wie ein schöner Wald, demselben Boden entsprossen und von denselben Lüften ernährt, in Wuchs, Blätterschmuck und Blüte aber sich mannichfach und selbständig gestaltend. Nur Einem unter ihnen war es vorbehalten, die Andern merklich zu überragen. Was Lope de Vega eigentlich gemeint, aber in erobernder Hast nur geistreich zu skizziren vermochte, hat Calderon in großen, unvergänglichen Zügen ausgeführt; und da hiernach bei ihm das spanische Drama erst zu seiner vollen Geltung gelangte, so wollen wir versuchen, das, was wir oben über die Bedeutung dieses Dramas überhaupt gesagt haben, hier in einigen seiner Schauspiele näher nachzuweisen.

Wir sagten, daß in Spanien das Drama niemals seine religiöse Abkunft vergessen oder verleugnet hat. Dieser religiöse Grundcharakter zeigt sich bei Calderon selbst in denjenigen seiner weltlichen Schauspiele, welche mit unserm Lustspiele noch am meisten übereinstimmen, und zwar in dem eigentlichen Hauptelemente seiner Intrigue. Bei uns wird die sentimentale Geschlechtsliebe mehr oder minder als ein ernsthaftes Geschäft getrieben, bei dessen pflichtmäßiger Ausübung Religion, Ehre und Gewissen mit nichten in Betracht kommen dürfen. Bei Calderon ist es gerade umgekehrt: hier ist die Liebe unbedingt der Ehre unterthan und die Ehre empfängt ihre Weihe von der Religion, welche, wie Schlegel treffend sagt, Calderon's Liebe ist. Es ist ein hergebrachter Irrthum, daß diese Ehre eine blos conventionelle war; das damalige Leben in Spanien war allerdings noch ritterlich genug, um ein so hoch gestimmtes Princip vollkommen zu begreifen, aber keineswegs mehr identisch mit den strengen Consequenzen desselben. Denn jene Ehre ist eigentlich nur das gesteigerte Gewissen, gleichsam eine empfindlichere Sittlichkeit,

die, auf das an sich Gleichgültige, Zufällige oder Conventionelle angewendet, dieses vergeistigt, mithin die Gegenwart in eine höhere Region hebt und das Lustspiel zum idealen Reflex des gewöhnlichen Lebens macht. Hier aus der Menge nur ein Beispiel dafür. In dem Calderon'schen Mantel- und Degenstücke: „Der Verborgene und die Verkappte" hat Don Cesar einen andern Cavalier im Zweikampf getödtet, weil er seiner geliebten Dame mit Liebesanträgen nachgestellt hatte. Vater und Vetter des Getödteten, sowie der Bruder der Dame halten es nun für ihre ritterliche Ehrenpflicht, den Don Cesar auf Tod und Leben zu verfolgen; jene wegen des Mordes, dieser, weil Don Cesar durch jenen Zweikampf den Ruf seiner Schwester gefährdet hat. Aber dasselbe tiefe Ehrgefühl, gegen welches die Liebe bei aller Leidenschaftlichkeit überall unbedingt zurücktreten muß, und das eine sinnreiche Reihe der ergötzlichsten Verwickelungen veranlaßt, führt auch wieder durch das ganze Labyrinth derselben zu einer heitern Lösung. Denn der Vetter vergibt dem Don Cesar, da er erfährt, daß der Ermordete „Mann gegen Mann in gleichem Kampfe" gefallen; der Vater, weil er dem Don Cesar, ohne ihn zu kennen, das Wort gegeben, ihn zu schützen, und der Bruder der Dame, weil Don Cesar, wie sich endlich ergibt, ihr Verlobter ist; eine Scrupulosität, die seitdem auf den modernen Bretern der souveränen Komödienliebe gegenüber allerdings ziemlich altfränkisch geworden ist.

Aus jenem idealen Princip der Ehre aber und dessen religiösem Charakter stammt noch eine andere Grundkraft des spanischen Schauspiels: die Heiligkeit der Lehenstreue. Sie bildet unter andern die Seele eines der herrlichsten Trauerspiele, die jemals gedichtet worden; wir meinen „Den standhaften Prinzen" von Calderon. Sonst ist es in der Tra-

gödie fast überall der dämonische Titan in der Menschenbrust, der potenzirte Egoismus übermenschlicher Thatkraft, der an der Gewalt des Irdischen scheitert. Hier dagegen ist es gerade umgekehrt eben das Widerspiel alles Egoismus, die Kraft der Entsagung, mit einem Wort: der christliche Heldenmuth, der das irdische Dasein besiegt. Don Fernando, der Bruder des Königs von Portugal, ist in dem Kriege gegen die Mauren als Gefangener in die Hand des Königs von Fez gefallen, und da dieser als Lösung für ihn die christliche Stadt Ceuta fordert, versagt Fernando, obgleich sein königlicher Bruder selbst hierzu die Vollmacht ertheilt, dennoch die Uebergabe der Stadt, „weil sie Gottes ist, nicht seine". Und somit nur Gott als seinen höchsten Lehensherrn anerkennend, zerreißt er die Vollmacht, ergibt sich dem Könige von Fez unbedingt als Sklave und weist selbst die Ehrenbezeigungen seiner Mitsklaven zurück. Denn:

> Wer bin ich? Mehr als ein Mensch?
> Und weil doch unsre Sachen,
> Wo heut' nicht, morgen gleich der Tod wird machen,
> So wäre wohl geborgen,
> Wer heut' nichts übrig ließ zu thun für morgen.

Das ist ein echter Liberalismus, der sich, wie man sieht, mit dem Christenthum gar wohl verträgt, ja mit demselben großgewachsen ist. — Darauf wird uns Fernando in seinem tiefsten Elende vorgeführt; aber es überkommen uns dabei anstatt der hier so naheliegenden weichlichen Rührung alle geheimnißvollen Schauer geistiger Uebermacht. In Lumpen, verhungernd, den Tod schon in den Gliedern und um Brot bettelnd, ist er mitten unter seinen Peinigern der unabhängige Sieger, in seinen Leiden sich so frei bewegend, daß die Sklavenketten beständig melodischen Klang geben. Und als endlich

sein Leib zusammenbricht, und nun der König von Portugal, zu spät, zur Befreiung seines Bruders herbeieilt, richtet sich der verklärte Heldengeist des Todten noch einmal auf und führt, bei stiller Nacht im Ordensmantel mit brennender Fackel voranschreitend, das christliche Heer zum Siege; ein Triumph des Ewigen über das Irdische von so tragischer Gewalt, wie sie kein Schauspiel aller andern Nationen aufzuweisen hat.

Man sieht schon aus diesen Andeutungen, wie bei Calderon die Grenzen des weltlichen und geistlichen Schauspiels überall ineinanderlaufen. Noch deutlicher wird dieser Uebergang in seinem „Wunderthätigen Magus". Dieses Schauspiel behandelt die Sage von Faust, und es ist nicht ohne Interesse, die ganz religiöse Auffassung Calderon's mit der Goethe'schen zu vergleichen. Bei Calderon ist es ein durchgehendes Hereinragen der Höllenmacht mit allen ihren Schrecken, während dieselbe bei Goethe nur als ein Spiel der dämonischen Mächte im Menschen erscheint; hier tritt der Teufel als Pudel auf, dort als ein furchtbares Gewitter. Auch Cyprianus, der spanische Faust, beginnt voll Wissensgier mit religiösem Grübeln, aber es sind nicht Zweifel, sondern dunkle Ahnungen der göttlichen Wahrheit. Auch hier drängt die irdische Liebe zu Justina sich zwischen ihn und den Himmel, aber diese Liebe ist kein blasirtes Lüsteln, wie bei Faust, sondern brennende Leidenschaft. Auch er verschreibt, aber mit tiefem Grauen, seine Seele dem Teufel, und der Teufel verheißt ihm dafür Justinens Genuß. Allein er hat keine Gewalt über reine Seelen, der höllische Zauber bricht vor Justinens Gottvertrauen zusammen, und Cyprianus umarmt ein Trugbild, einen Leichnam. Und nun zum Schluß zeigt sich die ganz verschiedene Richtung. Während den deutschen Volks-Faust der Teufel holt, welchem der Goethe'sche nur durch

ein poetisches Kunststück scheinbar entgeht, wendet sich Cyprian erschüttert vom Gefühl der Nichtigkeit alles Endlichen, entschlossen zu Christus, bezwingt in dessen Namen den Teufel und stirbt, seine Frevel sühnend, den Märtyrertod mit Justina in höherer Liebe vereint, die sich wie ein Phönix aus der Asche der irdischen erhebt.

In dem geistlichen Schauspiele: „Die Andacht zum Kreuze", dagegen tritt jenes religiöse Princip ganz unverhüllt hervor. Es ist in seinen äußern Umrissen ein heutzutage sehr gebräuchliches Thema. Eusebio liebt Julia, die als Nonne für das Kloster bestimmt ist, und ihn wiederliebt; also ein Feld, auf dem sich in neuerer Zeit seit Sigwart die fruchtbarsten Gemeinplätze und menschenfreundlichsten Fußtritte gegen Pfaffen, Aberglauben 2c. fast müde getummelt haben. Aber wer diese Geschichten in unsern Leihbibliotheken studirt und liebgewonnen hat, dem rathen wir durchaus nicht, zu dem Calderon'schen Trauerspiel zu greifen, es dürfte nicht ohne großes Aergerniß seiner Aufklärung abgehen. Da hat z. B. Eusebio gleich anfangs den Bruder seiner Julia im Zweikampf ermordet. Flüchtig und verfolgt wird er dann Räuberhauptmann und steigt, in völliger Verwilderung, Nachts in das Kloster ein, um Julien zu entführen. Doch ein Kreuzesmal, das er auf ihrer Brust entdeckt, erfüllt ihn plötzlich mit solchem Entsetzen, daß er ihr zuruft: sie solle ihr Gelübde halten! — Auch Julia ist eine schlechte Nonne; sie willigt zögernd in die Flucht, ja, nachdem Eusebio das Entsetzen ergriffen, steigt sie dennoch auf derselben Leiter, die ihn zu ihr geführt, ins Freie, um ihm zu folgen. Aber ganz unerhörterweise ist nun bei ihr durchaus keine Rede von jener sophistisch-zimperlichen Flicktugend, die den Frevel ästhetisch beschönigt. Vor sich selber schaudernd fühlt sie recht gut den Abgrund in sich

und hört des Nachhalls Stimme wider sie das Urtheil sprechen. Es ist die volle dämonische Gewalt der Leidenschaft, die sie unaufhaltsam fortreißt, daß sie auf ihrer Flucht, um nicht verrathen zu werden, die ihr Begegnenden ermordet und dann in männlicher Jägertracht im Räuberwalde vor Eusebio erscheint, ihm zurufend:

— es sei
Glühenden Geschossen, Pfeilen,
Schnellen Blitzen gleich das Weib,
Das nach seinen Lüsten schweifet.

Man sieht, hier erscheint die Sünde nicht als ein selbstverzogenes Theaterkind, das sich nur für eine geniale Unart geben will, sondern mit allem Entsetzen der Hölle im Herzen. Aber eben diese, wenngleich in ihrer Verirrung dämonische Kraft hat immerdar den Muth zur Umkehr und, wie sie die Hölle stürmt, auch die Macht, dem Himmel Gewalt anzuthun, der um ihretwillen gern Gewalt erleidet. Und hier zeigt sich denn, wie nirgend sonst die Grundverschiedenheit des antiken und des christlichen Dramas in seiner ganzen Schärfe. Wie in der antiken Tragödie waltet auch in diesem Schauspiel ein geheimnißvolles Fatum; aber es ist nicht das alte Schicksal, das sich damit begnügt, das Räthsel des Daseins in seiner unversöhnten Herbigkeit hinzustellen, sondern die christliche Liebe, die dieses Räthsel zu lösen trachtet, indem sie aus den unvermeidlichen Trümmern des Irdischen unsichtbare Brücken nach dem Himmel schlägt. Eusebio und Julia gehen durch alle Labyrinthe der Sünde, aber das Zeichen des Kreuzes, das Beide als Mal an der Brust tragen, begleitet sie überall mahnend, schreckend, führend; man fühlt über allen Gräueln jene höchste Liebe, die nicht will, daß der Sünder

sterbe, sondern daß er lebe und sich bekehre. Beider irdische Liebe, Lust und Ehre müssen untergehen, denn sie werden an dem Kreuze auf ihrer Brust als Geschwister erkannt. Der verfolgte Räuberhauptmann Eusebio, todeswund, verblutend, wie ein Wild bis zum Tode gehetzt, und so in der Waldeinsamkeit plötzlich unter demselben Kreuze angelangt, an dessen Fuße einst seine unglückliche Mutter ihn und Julia geboren, wendet sich mit aller Kraft des Glaubensmuthes, der ihn nie verlassen, zu Gott zurück, und sinkt, nachdem er gebeichtet, todt zu des Priesters Füßen nieder. Julia aber, da sie der eigene Vater durchbohren will, umklammert inbrünstig bereuend das Kreuz, und wird mit demselben der Welt enthoben. — So brennt das heilige Kreuz, als ein christliches Fatum, düster durch das ganze Stück, bis es zuletzt, alles Irdische verzehrend und verklärend, in stillen Flammen emporleuchtet.

Am schlagendsten endlich bekunden den Schlegel'schen Ausspruch: daß die Religion Calderon's Liebe sei, seine Opferdarstellungen (Autos sacramentales); Schauspiele, die am Fronleichnamsfeste und an den folgenden Tagen auf einer Straßenbühne in Gegenwart des Hofes mit großem Prachtaufwande gegeben wurden. Das Personal ist fast überall allegorisch; die menschliche Natur, die Weisheit, das Heidenthum, das Judenthum, die Jahreszeiten, die Laster, der Teufel, welcher gewöhnlich einem Drachenrachen entsteigt, ja selbst der menschliche Gedanke in Narrentracht, werden redend und handelnd eingeführt. Der Stoff ist meist biblisch, zuweilen aus der vaterländischen Geschichte, manchmal sogar aus der Mythologie, Alles aber, der speciellen Bestimmung gemäß, in steter Beziehung auf das Geheimniß der Gegenwart Christi in der Hostie, dessen Verherrlichung eben die Aufgabe war. Ein auf das tiefsinnigste mannichfach varirtes Lieblingsthema

ist hierbei der Sündenfall und die Erlösung des Menschengeschlechts. So betritt z. B. in „Gift und Gegengift" („El Veneno y la Triaca") die menschliche Natur, als Infantin, in Begleitung ihres Mentors, des Verstandes, und der Unschuld, ihrer Gespielin, in strahlender Schönheit den Paradiesesgarten ihres Reiches, wo Blumen, Quellen und Vögel singend ihre junge Herrin begrüßen. Während sie aber so zwischen den lieblichen Klängen weiter wandeln, erscheint von der andern Seite Lucifer (der gefallene Morgenstern), als Gärtner verkleidet, und begegnet, nachdem er durch einen wundervollen Monolog sich eingeführt, der unbefangen umherschweifenden Unschuld, welcher er sogleich listig seine Freundschaft anträgt. Diese fühlt sich jedoch unheimlich bei dem Anblicke des stolzen Mannes und sucht ihm zu entfliehen. Darüber kehrt die Infantin wieder zurück, die Scheue fürstlich ermuthigend: sie habe nichts zu fürchten, wo ihre Herrin gegenwärtig sei. Auf ihre Fragen dann antwortet Lucifer, er stamme aus einem fremden Lande, ein erlauchter Fürst von so leuchtender Herkunft, daß die Strahlen der Sonne an den Funken erglühen, die er scheidend versprüht. In seinem Vaterlande habe ihn der König selbst so hoch gehalten, daß er ihm einst vertrauensvoll das Bildniß seiner Braut gezeigt. Bei dem Anblick dieses Bildes aber in Neid und Liebe entbrannt, habe er sofort ein Heer von gleichgestimmten Vasallen geworben und einen Bürgerkrieg entzündet, um die Braut für sich zu gewinnen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Mit wenigen großartigen Zügen schildert er den furchtbaren Kampf, der mit dem Sturz und der ewigen Verbannung der Rebellen geendet. Das Original jenes Bildes aber sei die Infantin selbst.

Es folgt nun eine feurige Liebeserklärung, die jedoch

von der sich rasch entfernenden Infantin entrüstet zurückgewiesen wird. Darüber entflammt der Vulkan in des Dämons Brust in voller Zornespracht. Er beschließt, Blumen, Lüfte und Quellen zu vergiften, und beschwört zu seinem Beistande das Schrecken der Sterblichen, den Richter alles Lebenden, den Gesellen der Sünde — den Tod herauf, der auf seinen Ruf aus einem Baumstamm hervortritt, um die Befehle seines Fürsten zu empfangen.

Auf Lucifer's Frage, wohin er, um die widerspenstige Schöne zu bezwingen, seinen Zauber niederlegen soll, räth ihm der Tod, den Vorüberzug der Jahreszeiten abzuwarten, welche soeben nahen, um der Infantin ihre Gaben darzubringen. Der Winter bringt einen Krystallbecher mit Wasser, der Frühling Blumen, der Sommer Aehren und der Herbst seine Früchte. Allein Lucifer wagt es nicht, sein Gift einzusenken; nicht in das Wasser, weil darin ein ihm unbekannter sacramentalischer Abgrund verborgen, nicht unter die Blumen, weil eine derselben das Abbild einer andern Blume von fleckenloser Jungfräulichkeit; nicht in die Aehren, denn in ihnen sei ein großes Mysterium verhüllt; dagegen wählt er die Früchte, falls eine von ihnen vom Wurme angefressen sei. Scheu aber überläßt er die Vergiftung dem Tode, der auch heimlich eine Schlange aus seinem Busen unter die Früchte gleiten läßt.

Darauf sehen wir die Infantin sich in einer Quelle spiegeln, wie sie in ihre eigene Schönheit sich verliebt und wünscht, daß die ganze Welt nur e i n e Spiegelquelle wäre. Jetzt kommen die Jahreszeiten in Begleitung des Todes und bieten unter Gesängen ihr ihre Gaben dar. Der Tod, der sich für den alten Gärtner ihres Reichs ausgiebt, reicht ihr den schönsten Apfel: wenn sie davon esse, werde ihre Weis-

heit noch ihre Schönheit übertreffen. Vergebens warnt die Unschuld, daß es darunter auch eine verbotene Frucht gebe. Die Infantin findet es sehr thöricht, ein solches Glück von der Hand zu weisen und beißt in den Apfel. Die Jahreszeiten singen wieder ihre Festlieder, sie aber schauert plötzlich zusammen, denn sie sieht auf einmal Alles ringsumher verwandelt. Die Musik erklingt ihr wie ein Wehgeschrei der Lüfte, die Blumen sind verblaßt, die Bäche trübe, die Blume starren wie Gerippe des Lenzes, ja die Thiere selbst, die sonst vertraulich mit ihr gekost, fliehen vor ihr, oder kehren feindlich ihre Wildheit gegen sie. Sie erkennt die Unschuld nicht mehr, die sich in Schlauheit verkehrt hat. Vergeblich suchen die Jahreszeiten sie zu trösten, sie entsetzt sich vor ihnen, denn der Winter erstarrt sie durch sein Eis, die Frühlingsblumen sind voll Dornen, der Sommer versengt sie, die Früchte des Herbstes sind erkrankt und als sie sich wieder in dem Bache erblickt, stiert sie daraus, anstatt der vorigen Schönheit, ein Leichnam an. Voll Verzweiflung will sie sich vom Felsen in das Meer stürzen, wird aber von dem herbeieilenden Verstande zurückgehalten, welchem sie, wie von Wahnsinn ergriffen, entflieht. Da verschwören sich die Jahreszeiten, ihr nicht länger zu gehorchen, da eine Verstandeslose nimmermehr des Reiches Erbin und ihre Herrin sein könne. Allein der Verstand beschwichtigt sie, und läßt von der Fama im Namen des Königs durch alle Welt verkünden, daß die Infantin als Braut heimführen solle, wer sie von ihrem schweren Unfall heilt. — Während darauf der grämliche Winter in Feld und Wald alle grüne Pracht zerstört, vernimmt man von ferne einen wunderbaren Klang und sieht ein Schiff, worauf ein Pilger steht, sich dem Strande nahen. Der Pilger, die Seinigen auf dem Schiffe zurücklassend, be-

4*

steigt das Land, und beklagt sich über den rauhen Empfang, der ihm vom Winter in der fremden Oede zu Theil wird, nimmt jedoch die ihm dargebotene Herberge in einer schlechten Hütte und das ärmliche Strohlager demüthig an. Als er aber berichtet, wie er, von der allgemeinen Klage gerührt, gekommen sei, die ihm von Mutterseite verwandte Infantin herzustellen, ruft der Winter sogleich die Kunde ringsumher aus, und tritt voller Freuden sein Regiment dem Frühling ab, und unsichtbare Stimmen singen: Ehre sei Gott in der Höh', und Friede den Menschen auf Erden.

Jetzt ergehen sich Lucifer und die Infantin in der schönen Jahreszeit; er umstrickt sie mit falschen, süßen Worten, und wenn ihre Vasallen sie verbannt, gebe er ihr dafür ein schöneres Reich im Centrum der Erde mit Allem, was da unten glüht und funkelt. Allein auch die Unschuld, die nun als Dame in buntem Flitterstaat erscheint, vermag mit ihrem Geplauder ihre Herrin nicht zu erheitern. Die Infantin ist müde und krank, aber eben in ihrer Krankheit gefällt sie dem Lucifer nur um so mehr.

Da kommt der Verstand und kündigt die verheißungsvolle Ankunft des fremden Pilgers an. Lucifer spottet über die Vermessenheit desselben, denn da das Gift ein unendliches, so müsse auch das Gegengift unendlich sein, und dazu genüge keines Menschen Kraft. Der Verstand erwidert aber, der Pilger habe zwei Naturen, eine menschliche und eine göttliche. „Wer sagt das," ruft Lucifer trotzig. — „Mein Wort, das Lichtes Blitz und Donner ist", entgegnet der Fremde hervortretend und ein Pistol auf ihn abfeuernd, daß Lucifer vor Schreck zusammenstürzt. Die betroffene Infantin erstaunt über die schöne milde Gestalt des Fremdlings. Dieser aber ruft sie freundlich zu sich und heißt sie, ihm ohne Rückhalt,

Ursache und Verlauf ihres Uebels zu vertrauen, und infolge dieses reuigen Bekenntnisses verordnet er nun gegen das Feuer, das sie verzehrt, das Wasser der Taufe; gegen die Lügenworte, die sie verführt, das Wort der Wahrheit; gegen den Todesbaum den Baum des Lebens, gegen die vergiftete Speise des Apfels eine andere heilende Zehrung. Die Infantin wäscht darauf ihr Angesicht in einer klaren Quelle und erscheint wie neugeboren. Nun erblickt sie, zu Leid und Buße, einen Baum, in dessen Höhlung ein Todtengerippe aufgerichtet steht. Der Anblick erfüllt sie mit Entsetzen; aber der Tod ist überwunden und der Baum, frische blühende Zweige treibend, gipfelt sich in einem Kreuz, über welchem als Krone die reine unbefleckte Hostie schwebt. „Das ist mein Leib," sagt der Pilger, „und dies ist das Wort des Lebens." Nun wird die genesene Infantin als Braut dem Pilger übergeben, der sie auf sein Schiff führt und Alle, die sich mitzufahren sehnen, dazu einladet, doch nur freiwillig und ohne Zwang, denn es sei keine Galeere, sondern das Schiff der Kirche. Und nun sieht man sie bei heiterm Sonnenschein dahinschweben, die Infantin sitzt am Vordertheil unter der Leuchte des ewigen Lichts, die Unschuld, wieder in ihrem angeborenen Zustande, lehnt am Mast, der Verstand führt das Steuer und Lucifer sendet ihnen ingrimmig machtlose Flüche nach, und die Andern singen: fahre wohl, fahre wohl! — — Und dies ist wohl eines jener Autos, bei dessen Schluß, wie Augenzeugen berichten, sämmtliche Zuschauer in ihre Knie sanken und, in den Gesang mit einstimmend, das Schifflein wohl zu fahren hießen.

Die Calderon'schen Autos sind die poetische Verklärung der alten Mysterien und Moralitäten, und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren. Wir sagen: vorzugsweise, denn

im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres, als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist, wie wir schon oben bemerkten, an sich undarstellbar, und kann nur sinnbildlich, das ist in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd, zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch, oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige, nicht als metaphysisches Abstractum, das verhüllende Irdische nicht als bloße todte Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetischen Gestalten nicht blos bedeuten, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Uebersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinander klingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimniß der ewigen Liebe verschwinden. Wir fühlen, es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen, Calderon aber hat das Zauberwort getroffen, und die Welt hebt an zu singen.

Es ist hiernach kaum glaublich und dennoch wahr, daß die Calderon'schen Autos in neuester Zeit von protestantischen Literaturhistorikern, die sie aber schwerlich gelesen haben, für baaren, ja unerträglichen Unsinn erklärt worden sind. Wir

erlauben uns daher hier noch das Urtheil eines unbefangenen und mit der Sache vollkommen vertrauten Protestanten hinzuzufügen. Adolf Friedrich von Schack sagt in seiner vortrefflichen Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien: „Die Nachwelt kann nicht umhin, die Bewunderung des 17. Jahrhunderts für diese Dichtungen zu theilen, sobald sie nur Selbstverleugnung genug besitzt, um sich aus dem so ganz verschiedenen Ideenkreise des Tages in die Weltanschauung und die Vorstellungsweise zu versetzen, aus denen die ganze Gattung von Dramen hervorgegangen ist. Der, welcher sich auf diese Art in den Geist eines vergangenen Jahrhunderts zu vertiefen vermag, wird die Wundergebilde von Calderon's Autos etwa mit denselben Empfindungen vor sich aufsteigen sehen, mit denen ein Seher, das Auge mit weittragendem Rohre bewaffnet, ferne Himmelsräume durchfliegt, in denen sich die Milchstraßen zu Sonnen vertheilen und aus der dämmernden Tiefe des Alls neue Welten von ungeahntem Glanze emportauchen. Oder wählen wir ein anderes Gleichniß, so mag ihm zu Sinne werden, wie dem Seefahrer, wenn er die weite Wasserwüste durchschnitten und nun ein neues Erdreich betritt, das ihn mit unbekannten und wunderbaren Gestalten umgibt, in dem Brausen seiner Riesenwälder und Ströme mit geheimnißvollen Klängen zu ihm redet, und wo in einer andern Natur andere Gattungen von Wesen ihn mit fremden Blicken anschauen. In der That, wie ein solches Reich der Wunder umfangen uns diese Dichtungen. Ein Tempel thut sich vor uns auf, in dessen Bau, wie in dem Grabestempel des Titurel, sich das ewige Wort sinnbildlich gestaltet hat. Beim Eintritt weht es uns entgegen, wie ein Geisterhauch der Ewigkeit, und eine heilige Morgenröthe, wie vom Glanze der Gottheit, wallt durch den

hehren Raum. Im Mittelpunkte ragt, als Centrum alles Seins und aller Geschichte, das Kreuz, an dem sich der unendliche Geist selbst in unendlicher Huld für die Menschheit geopfert hat. Am Fuße des hohen Symbols aber steht der Dichter als Hierophant und Prophet und deutet die Bilder an den Wänden und die stumme Rede der Ranken und Blüten, die sich an den Säulen emporschlängeln, und die Töne, die klangreich vom Gewölbe niederrinnen. Er schwingt den Stab und die Hallen des Tempels dehnen sich aus ins Unermeßliche; ein Säulengang führt durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch bis zur dämmergrauen Vergangenheit, da zuerst der Quell des Lebens aufrauschte und die Sonnen und Sterne, dem Schoose des Nichts entstiegen, ihren Lauf begannen; und der begeisterte Seher enthüllt das Geheimniß der Schöpfung und zeigt uns den Hauch Gottes über dem Chaos brütend, die Erdenfeste von den Gewässern trennend, dem Monde und den Gestirnen ihre Bahnen anweisend und den Elementen befehlend, wie sie sich fliehen und suchen sollen. Wir fühlen uns umwallt von dem Flügelschlage des Weltgeistes und hören die Jubelchöre der neugeborenen Sonnen, wie sie feiernd auf ihren Bahnen einherziehen und den Ruhm des Ewigen verkünden. Von der Dämmernacht an, die den Ursprung aller Dinge verhüllt, sehen wir dann den Zug der Völker durch die aufblühenden und hinwelkenden Geschlechter der Menschen hindurch jenem Sterne folgen, der die Weisen aus dem Morgenlande leitete, und der Stelle der Verheißung entgegeneilen; nach vorwärts aber liegt, vom Glanze der Erlösung und Versöhnung überstrahlt, die Zukunft mit ihren noch ungeborenen Generationen. Und der heilige Dichter weist rings umher ins Grenzenlose, durch die Schranken der Zeit in die Ewigkeit hinaus, zeigt die Beziehungen

alles Geschaffenen und Ungeschaffenen zu dem Symbol der Gnade und wie alle Völker andachtsvoll zu ihm emporschauen; das Weltall in seiner tausendfachen Erscheinung wird mit dem Chore aller seiner Stimmen ein Psalm zum Preise des wunderbar Herrlichen; Himmel und Erde legen ihre Gaben vor ihm nieder, die Sterne, „die nie welkenden Blumen des Himmels", und die Blüten, „die vergänglichen Sterne der Erde", müssen ihm huldigen; der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß liegen anbetend vor ihm im Staube, und der Menschengeist öffnet seine verborgensten Schachten, um alle seine Gedanken und Gefühle in der Anschauung des Unendlichen zu verklären."

Ein solcher Genius geht nicht spurlos vorüber. Eben weil Calderon an dem vorgefundenen Drama nichts änderte, sondern ihm nur den höchsten volksthümlichen Ausdruck gab, so hat auch der Klang, den er angeschlagen, noch lange nachgeklungen. Wir wollen aus der großen Reihe seiner Nachfolger hier nur an Moreto, Roxas und Solis erinnern, die in ihren glücklichsten Momenten ihrem Meister fast noch gleichstehen, und von denen der Erstere auch uns durch seine „Donna Diana" wohlbekannt ist. Im Jahre 1632 zählt man 76 Schauspieldichter allein in Castilien, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts über 30,000 Theaterstücke. Gelehrte und Ungelehrte, Handwerker, Handelsleute und Fürsten, ja die Könige selbst dichteten in gleichem Sinne für die Bühne; dieselben Schauspiele, an denen der hohe Adel in Buen Retiro und den andern königlichen Schlössern sich ergötzte, entzückten auch das Volk auf den Hofplätzen von Madrid, eine Thatsache, die dem Volke wie dem Adel zu gleichem Ruhme gereicht, und bei der Bedeutsamkeit des größten Theils dieser Schauspiele einen Maßstab für die staunenswerthe poetische

Ausbildung der Nation gibt. Aber das spanische Schauspiel jener Zeit war eben kein willkürliches Kunststück, sondern das gleichsam mitdichtende Volk selbst, sein innerstes Erinnern, Lieben und Leben. Und dieses Leben war durch die ganze Geschichte, durch die Jahrhundert langen Kämpfe und die glänzende Weltherrschaft der Nation so hochgestimmt, daß es so bald nicht erschüttert werden konnte. Daher die seltsame Erscheinung, daß das Drama dort weder von der finsteren Engherzigkeit Philipp's II. verschüchtert, noch durch die Gunst des prachtliebenden Philipp's IV. verführt wurde, seine schönste Blüte vielmehr gerade mit dem längst hereingebrochenen äußern Verfall zusammentrifft.

Allein es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Als die dem Volke fremden Bourbonen endlich dieses Volk sich selbst entfremdet hatten, mußte nothwendig auch das Drama, eben weil es lediglich auf dem Volke beruhte, dem herabsinkenden Zuge folgen. Und so sehen wir, wie immer in solchen Fällen, dem großen Zwecke die kleinlichen Mittel sich vordrängen, anstatt des Reinmenschlichen den einzelnen Menschen mit seinen zufälligen Besonderheiten, statt der Idee die Charakterzeichnung immer deutlicher hervortreten. So entstand das Figurenspiel (Commedia de figuron), das sich wesentlich um Eine lächerliche Person dreht, und wovon schon Moreto in seinem „Süßen Don Diego“, ein Vorbild gegeben, das aber dann sehr bald in Caricatur und leere Posse ausartete. Ebenso verklingen nun die alten Romanzen, die in und zwischen den Schauspielen gesungen wurden; das Musikalische, das bei Calderon nur als Schmuck und tieferer Accent gedient, macht sich nach und nach von der Poesie unabhängig und als selbständige Oper geltend; bis zuletzt die Geister-Seuche, die durch ganz

Europa ging und von der wir weiter unten ausführlicher reden werden, das schon sieche Drama vollends dahinraffte, und die Poesie, das Volk verachtend, bei Hofe zu Lehen ging. — Jedenfalls aber ist das spanische Theater, ungeachtet des verhältnißmäßig kurzen, kaum ein Jahrhundert umfassenden Zeitraums, wo es unverbrüchlich auf religiös-nationalem Boden stand, das reichste aller gebildeten Nationen der neuern Zeit.

Auch in England ist das Drama aus der religiösen Volksanschauung entstanden, deren poetischer Ausdruck: die Mysterien und Moralitäten, dort, wie wir schon oben bemerkt haben, am längsten bewahrt und gepflegt wurde. Beide, das englische und spanische Schauspiel, entwickelten sich zu gleicher Zeit, aber durchaus unabhängig von einander, sowie von dem Einflusse aller andern Nationen, organisch aus der Geschichte und dem geistigen Bedürfniß des Volks. Daher sind sie in ihrem Grundwesen einander oft so überraschend ähnlich, denn das Reinmenschliche ist überall dasselbe, aber auch wieder so eigenthümlich verschieden, wie diese Völker selbst, deren geistige Physiognomie sie darstellen. Der Spanier, von Natur poetisch gestimmt, ernst, tapfer, stolz, verständig, war durch eine harte Schule gegangen; fast unausgesetzt im Feldlager oder auf kühnen Entdeckungsfahrten in eine unbekannte Welt, hat er ein tiefes Gefühl für das Große, Edle und Wunderbare; aber die heimische Lust am häuslichen Stillleben, das was wir Gemüthlichkeit nennen, ist ihm fremd. Um seine Religion hat er Jahrhunderte lang blutig geworben, sie ist sein Vaterland, seine Braut, und er liebt sie mit aller Leidenschaft des Südländers und schmückt sie

mit den Farbengluten, die er von seinen gebildeten Todfeinden, den Mauren, sich erobert. Der Sprecher dieser Altspanier war Calderon. — Ganz anders dagegen verhielt es sich in England, als dort das Drama zur Herrschaft kam. Die Kirche war zerfallen, aber ihre Ruinen standen noch ehrfurchtgebietend und weckten die alten Erinnerungen, und auf den Trümmern stand ein starkes, lebenskräftiges Geschlecht an der Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Der junge Protestantismus drängte, wie überall so auch hier, von der Phantasie zum Verstande, vom Glauben zur praktischen Moral, aber das eigenthümliche, tiefe Naturgefühl der Nation, das sie mit allen germanischen Stämmen gemein hat, sträubte sich gegen diesen zersetzenden Proceß, und suchte den Protestantismus, wo er ihn nicht überwinden konnte, wenigstens erfrischend zu durchdringen. Das englische Drama ist ein beständiger, unversöhnter Kampf dieser beiden Elemente, und der große Vorkämpfer ist Shakspeare.

Es kann hier überhaupt, wo bloße Umrisse und Deutungen gegeben werden sollen, eigentlich nur von Shakspeare die Rede sein. Denn unter seinen namhaftern Vorgängern kann Lilli gar nicht, Marlow nur wenig in Betracht kommen. Der Erste war ein pedantischer, gelehrtwitzelnder Süßling, das tüchtige Talent des Andern dagegen rang noch unbeholfen mit den Rohheiten des Anfängers, wenngleich nicht ohne häufig überraschende Lichtblicke, die bereits die künftige Größe ahnen lassen. Das freilich sehr hoch anzuschlagende Verdienst dieser Vorschule war eigentlich nur ein negatives, daß sie nämlich, mit richtigem Instinct weder nach dem classischen Alterthum noch nach den gelehrten Prätensionen ihrer französischen Nachbarn fragend, den nationalen Grund und Boden sich bewahrte, auf welchem dann Shakspeare seinen

Wunderbau aufgerichtet, der noch heute das Staunen der Welt ist, und den, seit der Meister schied, kein Sterblicher weiter fortzuführen vermochte.

Manche Literarhistoriker der neuern Zeit gefallen sich darin, Shakspeare den Dichter des Protestantismus zu nennen und ihn als ein Product der Reformation darzustellen. Wir gestehen, daß wir diese Behauptung kaum begreifen könnten, wenn wir von dieser Seite nicht längst schon an jene Art von Selbstüberschätzung gewöhnt wären, welche alles Große und Schöne, das sich seit drei Jahrhunderten irgendwo hervorgethan, ihrem Parteibegriffe zueignet. Wir dagegen meinen vielmehr: nicht infolge der Reformation, sondern trotz derselben ist diese Dichtererscheinung einzig nur durch ihre gesunde, jedes Hinderniß überwältigende Kraft möglich geworden. Der Charakter des protestantischen Dramas bestand damals überall, wo die Reformation herrschend wurde, darin, daß dasselbe, mehr oder minder vom Volke abgewendet, sich entweder in theologischer Polemik verlor, oder humanistisch auf das Alterthum und auf Gelehrsamkeit, auf die sogenannten Realien, ging. Von dem Allen aber ist bei Shakspeare keine Spur. Er dichtete seine Schauspiele in der vorgefundenen volksthümlichen Form lediglich für das englische Volk, mit dem er durch seine Vaterlandsliebe innig zusammenhing. Auch das Alterthum war ihm, wie bei Calderon, nur eine poetische Symbolik mit entschieden nationaler Färbung, und von dem ordinären Schulkram endlich, auf den jene protestantischen Dramatiker so großes Gewicht legten, macht er so wenig Gebrauch, daß er z. B. ganz sorglos Seeschiffe in Böhmen landen läßt, und daher von den entrüsteten Gelehrten als ein Ungebildeter aus ihrem Zunftregister gestrichen wurde.

Ebenso wenig ist auch seine religiöse Weltansicht etwa

specifisch protestantisch. Er konnte natürlicherweise nicht dichten wie Calderon, weil er eben kein Spanier und, soviel wir wissen, auch kein Katholik war. Aber durch das eigenthümliche starke Naturgefühl, das bei ihm überall wunderbar hervorbricht, repräsentirt er recht eigentlich jene Naturseite des Christenthums, die in der alten Kirche von jeher in ihren Traditionen, Bildern und Legenden vertreten war und dem damaligen starrorthodoxen Dogmatismus der Protestanten geradezu entgegenstand. Hier nur einige dahingehörende Züge aus seinen Stücken. So erscheint sein Richard II., wie er, der irdischen Krone beraubt, in seiner tiefsten Noth und äußerlichen Erniedrigung erst wahrhaft königlich wird, ganz in der Glorie der kirchlichen Märtyrer. Wenn ferner, im zweiten Theile „Heinrich's VI.“, der fromme König, gleichsam als das Symbol der himmlischen Gnade, vor den sterbenden Cardinal Beaufort tritt, so darf man sich in dieser erschütternden Scene, aus der uns alle geheimnißvollen Schauer der Ewigkeit anwehen, nur einfach an die Stelle des Königs einen Priester denken, und sie ist in jedem Worte der getreueste Ausdruck der katholischen Auffassung von den letzten Dingen. Im „Lear“ muß der Seelenschmerz, nachdem er durch alle Irrgänge des menschlichen Elends gegangen, sich zuletzt bis zum Wahnsinn steigern, weil der trostlose Heidenglaube der Leidenden nur in dem Erdenleben Hülfe sucht, dieses nicht als ein bloßes Vorspiel des vergeltenden Jenseits zu erkennen vermag. Im „Macbeth“ endlich scheint durchaus ein heidnisches Fatum zu walten. Die Orakelsprüche der Hexen reißen den Helden von Frevel zu Frevel bis zum endlichen Siege fort. Aber droben ist es anders bestimmt. Macbeth's irdischer Glanz wendet sich für ihn zum Fluche, und dieser Fluch wird zum Segen der Unterdrückten. — Das Alles

aber ist nicht nur eine christliche, sondern wesentlich die katholische Weltanschauung, am allerwenigsten also eine neue Errungenschaft der Reformation; und es kann uns hiernach die fühlbare Vorliebe nicht mehr überraschen, womit dieser Dichter, im schärfsten Gegensatz gegen die damals herrschende Zeitrichtung, seine Mönche überall als christlichmilde und wohlthätige Wesen darstellt.

Aus diesem innerlichen Gegensatze wird dann auch eine andere Eigenthümlichkeit Shakspeare's, welche ihn von allen gleichzeitigen Dichtern unterscheidet, erst verständlich: die geheimnißvolle Trauer wie über den Untergang einer schönern Welt, die selbst über seine heitersten Gebilde wie ein Wolkenschatten hinzieht, ein wahrhafter Weltschmerz, der um so erschütternder wirkt, da er nicht in weichlich-elegischen Klagen austönt, sondern mit der vollen Besonnenheit eines durchdringenden Verstandes sich geltend macht. Daher der melancholische Scharfsinn und kriegerische Witz, womit seine Nerven oft bis ins innerste Mark des Lebens einschneiden; sehr verschieden vom spanischen Gracioso, der im Behagen innerer Befriedigung anmuthig und harmlos nur an der Oberfläche mit den Erscheinungen spielt. Alles Herbe dieses Schmerzes aber, das ganze, ohne Religion unlösbare Räthsel des irdischen Daseins, concentrirt sich in dem trostlosen Tiefsinne Hamlet's, den er daher auch, obgleich er der vorhistorischen Sage angehört, zu Wittenberg, dem damaligen Herde der skeptischen Grübelei, studiren läßt.

Ueberhaupt liegt Shakspeare's Bedeutung zum großen Theil in seiner eigenen Charakterschönheit, in der ethischen Gabe, überall nur mit dem Hohen, wo und wie es sich äußere, zu sympathisiren und das Gemeine zu hassen. Es ist mit Einem Wort die poetische Gerechtigkeit; nicht die, welche am Schluß des fünften Actes die Tugend belohnt und

das Laster bestraft, sondern das tiefe Wahrheitsgefühl, das unbestechlich den irdischen Dingen durch allen Schein der Lüge und die verschlungenen Labyrinthe der Leidenschaft bis auf ihren letzten Grund schaut. Was die erstaunten Aesthetiker von der schaffenden Dichterkraft sagen, wird bei keinem andern Dichter so klar, als bei Shakspeare. Ohne alle pragmatischen Anstalten, Erklärungen oder Entschuldigungen, wie durch einen Zauberschlag, stehen seine Personen leibhaftig vor uns, haben ihre unverkennbare Signatur und Berechtigung schon in sich, und reden und thun eben, wie und weil sie jeder in seiner Art nicht anders können. Denn weil er selbst so ohne Falsch, so hat sich ihm auch die Welt vertraulich gezeigt in ihrer ursprünglichen Schönheit, und mit allen Schauern und Abgründen, die auf die arme Schönheit lauern. Er idealisirt nirgend willkürlich, denn er hat eine höhere Idealität in den Geschicken erkannt, und deutet nur die geheimnißvolle Hieroglyphenschrift, in der der Herr die Weltgeschichte dichtet, so daß wir in seinen historischen Stücken beständig das Gefühl haben, als sähen wir das Auge Gottes mild und ernst durch die irdischen Nebel blicken.

Das ist in der That eine sittliche Hoheit, von der sich die damaligen Theologen nichts träumen ließen, und von welcher der noch jetzt öfters gehörte Vorwurf einer rücksichtslosen Laxität Shakspeare's in Bezug auf die Geschlechtsliebe verschwinden müßte, wenn er überhaupt gegründet wäre. Allerdings mag sich heutzutage das kranke Ohr einer defecten Unschuld hier von manchem derben Witze verletzt fühlen. Man muß jedoch, hier wie überall, die Tugend von ihrem bloßen Scheine, dem Anstand, unterscheiden; jene bleibt freilich jederzeit dieselbe, während der gesellschaftliche Anstand die Mode wechselt, und dieser war ohne Zweifel damals noch weniger

empfindlich, und bei jeder Gelegenheit gewöhnt, den Teufel ohne weitere Complimente und Umschweife bei den Hörnern zu fassen. Auch darf hierbei nicht übersehen werden, daß zu jener Zeit die weiblichen Rollen noch von Knaben dargestellt wurden, und die Frauen nur im Hintergrunde und verlarvt, gleichsam als ein unsichtbares Publicum, das Theater besuchen durften, mithin eine freiere Bewegung auf der Bühne allgemein herkömmlich war. Jedenfalls aber erscheint gerade Shakspeare unter den gleichzeitigen Dramatikern wahrhaft jungfräulich, und Frauengestalten wie z. B. seine Julie in „Romeo und Julie“, oder Isabella in „Gleiches mit Gleichem“ wiegen leicht einige Dutzend moderner Tugendheldinnen auf.

Nicht minder wunderlich und unklar ist auch die noch immer nicht ganz überwundene Meinung, welche diesen Dichter durchaus zu einem bloßen Naturalisten machen will, weil er Vers und Prosa, Ernstes und Komisches angeblich verworren und willkürlich durcheinandergemengt, und überhaupt die sogenannte wilde Natur, nach ihrer Ansicht, nicht gehörig gemaßregelt hat. Allein Kunst und Natur sind glücklicherweise keineswegs so scharf geschieden, beide sind vielmehr nur der U n n a t u r entgegengesetzt, welche aber ebenso durch geregelte Künstelei als durch Uebertreibung und ein verwildertes Sichgehenlassen erzeugt wird. Es ist allgemein anerkannt, und von uns und Andern schon vielfach gesagt worden, daß es überhaupt zweierlei Hauptarten des Dichtens gibt; die eine vom Allgemeinen nach dem Besondern gerichtet, für die fertige Idee den irdischen Ausdruck suchend, während die andere vom Besondern der irdischen Erscheinung nach deren tieferer Bedeutung, nach dem Ewigen und Wahren emporstrebt. Man hat die erstere Kunstpoesie, die andere Naturpoesie genannt. Beider Unter-

schied aber ist, wenn wir sie nicht nach ihrer Manipulation, sondern in ihrem Endresultat fassen, eigentlich nur ein scheinbarer. Denn die Kunstdichtung wie die Naturdichtung werden ja eben erst dadurch Poesie, daß jene ihre wesenlosen Gedanken in einzelnen wirklichen Naturgestalten verkörpert, diese dagegen dasselbe Material nach demselben Lichte wendet und emporpfeilern läßt. Beide also treffen, gleichviel ob herabsteigend oder aufsteigend, auf dem gemeinsamen Boden der Natur zusammen, und es wird uns, wenn die Gestalten nur wahrhaft lebendig geworden, gar nicht einmal einfallen danach zu fragen, wie und woher sie ihre Seele empfangen haben. In der Natur aber, in den Träumen der Waldeinsamkeit wie in dem Labyrinth der Menschenbrust, schlummert von jeher ein wunderbares unvergängliches Lied, eine gebundene verzauberte Schöne, deren Erlösung eben die That des Dichters ist. Und diese Aufgabe hat Shakspeare mit solchem Tiefsinn und Kunstverstande gelöst, daß, wie die Erfahrung lehrt, an seiner vermeintlich willkürlichen Gruppirung der Charaktere, der Scenen und des Dialogs selten etwas verrückt oder geändert werden darf, ohne den Bau des Ganzen zu stören. Ja am augenfälligsten vielleicht zeigt sich jene Naturkunst in seinen Lustspielen. Sie versetzen uns fast ohne Ausnahme mitten in das nationale Leben seiner Zeit, aber in dieses Alltagsleben, wo er es nicht geradezu auf märchenhaften Boden stellt, blitzt und leuchtet unversehens durch irgend eine offengelassene Thür oder Dachluke der Glanz eines fernen Wunderlandes herein. So geht in „Was ihr wollt“ eine Liebesgeschichte melodisch mitten durch den tollen Rumor der Narren. In den „Lustigen Weibern von Windsor“ spielt wenigstens der Schluß durch den Spuk eines poetischen Volksaberglaubens noch ins Wunderbare; und die Charaktere,

obgleich sichtbar aus der unmittelbaren Gegenwart gegriffen, verhalten sich überall zur Wirklichkeit, wie etwa ein Vandyk'sches Porträt zu einem Daguerreotypbilde.

Wo aber ein wirkliches tüchtiges Leben für sich selbst eintritt, braucht es keine Lebensversicherung der sogenannten Illusion. Die damalige Bühne wußte daher nichts von täuschendem Luxus, weder von Decorationen, noch von ethnographischen Schneiderstudien, denn das Publicum, dem unser prosaischer Unglaube völlig fremd war, hatte noch Phantasie genug und bedurfte keines gemalten Pomeranzenbaums, um sich nach Italien zu versetzen. Unbekümmert um diese Nothbehelfe einer hülflosen Poesie, ergötzte sich das fröhliche Altengland allein in London in 17 gleichzeitigen Theatern an Stücken, wie wir sie seitdem nicht wieder gesehen haben. Denn Shakspeare hatte Alles unaufhaltsam mit sich fortgerissen. Massinger und das Dioskurenpaar Beaumont und Fletcher, alle Drei höchst bedeutende Talente, dichteten ganz in seiner Art und Weise. Allein sie folgten ihm leichtsinnig in den Zauberwald, den er aufgethan, ohne die ihm eigenthümliche „Andacht des Gefühls", ohne seinen Ernst und seine tiefsinnige Orientirungsgabe und mußten sich demnach mehr oder minder verirren, zum abermaligen Zeugniß, wie unerläßlich für die Schönheit der Poesie die eigene Charakterschönheit des Dichters sei. Auch mochten sie wohl selbst fühlen, daß sie es nicht machen konnten wie er, und versuchten es daher noch besser zu machen, indem sie ihn und die Natur überboten, die Tugend prunkvoll ausstaffirten, und das ekelhafteste Laster in lüderlichen Stücken zur Schau stellten. Es war ihnen überhaupt schon weniger um die Natur als um das Publicum zu thun, in dessen Gunst sie, weil sie ihm nicht so viel als Shakspeare zuzumuthen hatten, auch

in der That ihren Meister eine Zeit lang verdunkelten. So unzuverlässig und wetterwendisch ist der Beifall der leichtzutäuschenden Menge! Ganz aus der Art geschlagen dagegen war Shakspeare's Schüler und Zeitgenosse Ben Johnson, ein Mann von großem, nur nicht künstlerischem Verstande, der die Welt nicht poetisch, sondern kritisch betrachtete und sich vornehm über das Volk stellen wollte, wofür ihn dieses denn auch glücklicherweise unbeachtet auf der Gelehrtenbank sitzen ließ.

Wir nannten oben das alte englische Schauspiel einen Kampf des nationalen Naturgefühls gegen das eindringende protestantische Wesen. In den protestantischen Ländern wurden mit dem alten Glauben auch die damit zusammenhängenden Vorstellungsarten, poetischen Ueberlieferungen, Sagen und Legenden verworfen und vergessen. Dies konnte allerdings in England nicht in gleichem Maße stattfinden, da hier die alte Kirche wenigstens in ihren äußern Umrissen stehen geblieben war und fortdauernd noch traditionelle Anknüpfungspunkte darbot. Daher konnte und mußte hier das nationale Schauspiel überhaupt sich reger und ungehinderter entwickeln als da, wo die Reformation gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen und also den historischen Fortgang des Volkslebens gestört hatte. Als aber nun in England das protestantische Element in den Puritanern ebenfalls zum unbedingten und extremen Siege gelangte, war es auch um das englische Schauspiel geschehen. Es hatte nämlich der immer intensiver um sich greifende Protestantismus nun auch gegen die Poesie protestirt. Die praktische Moral, da sie sich auf einmal über den Trümmern des alten Glaubens fast als die alleinige Religion erblickte, war hochmüthig und so reizbar und empfindlich geworden, daß sie durchaus keine Berührung mit der Welt mehr vertragen konnte. Alles dicke Blut dieser

Krankheit concentrirte sich in den Rundköpfen der Puritaner und aller Groll der Puritaner wandte sich gegen die Bühne, als die Repräsentantin der verhaßten, angeblich gottlosen Welt. Sie setzten sofort terroristisch ihre biblische Phantasterei an die Stelle der Phantasie, mittels Parlamentsacte wurden sämmtliche Theater aufgehoben und blieben 13 Jahre hindurch (1647 bis 1660) geschlossen, jeder Komödiant sollte mit dem Staupbesen, jeder Zuschauer mit 5 Schilling bestraft werden. Durch diese zelotische Barbarei der Republikaner wurde aber das Drama, wo es noch verstohlen fortlebte, gewaltsam aus dem Volke in das Feldlager der gebildetern Royalisten gedrängt. Die zahlreichen Schauspielerbanden, nachdem sie so lange auf den Bretern Krieg gespielt, machten jetzt aus der Noth eine Tugend und fochten wirklich mit für den König, während sie einzelne Momente der Waffenruhe benutzten, um in den zerstreuten Schlössern des Adels, der sie in Schutz genommen, heimlich Vorstellungen zu geben.

Als jedoch unter Karl II. mit dem Bürgerkriege auch jener Druck endlich wieder aufhörte, war der goldene Faden schon zerrissen und von den alten Kunsttraditionen nur ihr äußerlicher Schein noch zurückgeblieben; und wie es in solchen Fällen jederzeit zu geschehen pflegt, die elastische, so lange unnatürlich niedergehaltene Triebkraft schnellte plötzlich um so stärker in das andere Extrem hinüber. Der sittliche Rigorismus schlug plötzlich in zügellose Frivolität um, man wollte keine Poesie mehr, man wollte blos Unterhaltung, um sich von der ungeheuern Langweiligkeit jener brutalen Moral zu erholen, und die, durch den Bürgerkrieg verwilderten Sitten, obgleich das Drama unter die sogenannten Gebildeten gefahren, verlangten nach gröberer Kost. Das Theater ging in Glanz, Luxus, Decorationen, prächtigem Costüm und Oper auf. Anstatt

Shakspeare kam Dryden und erfand, zur anständigen Ergötzung des Hofes, das heroische Schauspiel voll Unnatur und großsprecherischem Bombast. Die nackteste Lüderlichkeit des vom Volke geschiedenen Lustspiels (von Wycherlei, Congreve u. A.) hatte frech das modische Mäntelchen höfischen Anstandes angethan, um sich gleichfalls courfähig zu machen. Alle Näckelei der Vornehmen: Verspottung der Ehe, Buhlerei, Geckenhaftigkeit und Freigeisterei waren in dem Lieblings-Charakter des londoner Wüstlings (rake) zusammengefilzt; und bei dieser exclusiven Wendung nach höhern Gesellschaftsregionen ermangelten auch die Gelehrten nicht, sofort in Reih und Glied zu treten. —

So waren denn also das spanische und das englische Schauspiel gleichzeitig und ohne voneinander zu lernen oder nur zu wissen, weil aus derselben Wurzel stammend, ein Jahrhundert lang dieselbe Bahn nebeneinander fortgegangen, bis Calderon und Shakspeare das nationale Entwicklungswerk vollendeten, und somit das Mittelalter abschlossen, indem sie alle Strahlen desselben noch einmal, zum ewigen Angedenken der künftigen Geschlechter, in dem Zauberspiegel ihrer Dichtungen auffingen.

Das moderne heidnische Drama.

Die alte classische Literatur war im Mittelalter keineswegs untergegangen, oder auch nur in dem Maße und Sinne vernachlässigt worden, als man in neuerer Zeit gewöhnlich angenommen hat. Wir erinnern hier nur an die Nonne Roswitha, die ihre Schauspiele in lateinischer Sprache und ausdrücklich zu dem Zwecke schrieb, um die Vorliebe ihres Klosters für Terenz zu paralysiren. Ferner an das Alexandergedicht des Pfaffen Lamprecht, an die mannichfaltigen Sagen von Frau Venus u. s. w. Wie hätte wohl auch die Reformation plötzlich so gründliche Kenner des Alterthums, wie Erasmus u. A., vorfinden können, wäre die alte Literatur nicht ununterbrochen in den Klöstern gekannt und gepflegt worden? Allein die Auffassung war eine durchaus christliche, die alten Helden und Tugenden wurden in die neue Anschauungsweise aufgenommen und mit ihr vermittelt, die alte Mythologie diente nur als allegorischer Schmuck des Christenthums, das letztere wurde nicht dem Heidenthum, sondern das Heidnische dem Christenthum accommodirt.

Parallel mit dieser christlichen Strömung aber läuft auch schon frühe durch das Mittelalter der in dem alten Zwiespalt

der menschlichen Natur wurzelnde Geist der Negation, der durch die Reformation nur erst zum Selbstbewußtsein gelangte, und Namen und selbständige Geltung empfangen hat. Hierher gehört in staatlicher Beziehung der Kampf der Hohenstaufen gegen die Kirche, der in dem geistreichen Kaiser Friedrich II. culminirt; auf religiösem Gebiet die Opposition der Albigenser; in der Literatur endlich, unter vielen zerstreuten Symptomen, die fortschreitende Bearbeitung des Reineke Fuchs, welcher von seiner ursprünglichen allgemeinen Weltansicht immer fühlbarer zu einem satirischen Feldzuge gegen die Geistlichkeit hinabgleitet.

Am wenigsten konnte jedenfalls der Cultus des Classischen bei einem Volke gänzlich unterbrochen werden, das mitten unter nationalen Erinnerungen antiker Größe auf den Trümmern einer untergegangenen Welt wohnte, von der seine eigene Sprache noch ein lebendiger Nachklang war. Und ebenso mußte jene Negation dort am sichtbarsten hervortreten, wo das Alte und Neue, die niemals völlig erloschenen heidnischen Traditionen und die entschiedenste christliche Richtung, dicht nebeneinander gingen und, wie immer in solchen Fällen, durch ihren unvermeidlichen Zusammenstoß die wechselseitige Reaction beständig wach erhielten und verschärften. Daher sehen wir auch wirklich in Italien schon lange vor der Reformation einen verhüllten Protestantismus sich regen und, in heimlicher Verbrüderung mit dem Heidnischen, die nationale Literatur auf eine, dem Volk entfremdete, künstliche Nachahmung der Alten wenden, welche in der Folge für die Literatur von ganz Europa so verhängnißvoll werden sollte. So stand schon Dante, mit altrömischen Hintergedanken, entschieden zur Fahne der kirchenfeindlichen Ghibellinen, während späterhin Machiavelli, als gäbe es überhaupt kein Christenthum, mit

dämonischer Consequenz einen, auf den Egoismus der menschlichen Geisteskraft gegründeten Polizeistaat herstellen will. Petrarca, den wir nur als zärtlichen Verehrer seiner Laura zu betrachten gewöhnt sind, begeisterte sich gleichwohl für die, von dem politischen Phantasten Rienzi improvisirte Wiederbelebung der antiken Republik, und Boccaccio versuchte alles Ernstes die heidnische Mythologie dem Christenthum zu assimiliren. Beide aber achteten wenig auf ihre in der Volkssprache geschriebenen Dichtungen, die Sonette und Canzonen und den Decameron, die sie berühmt gemacht, sondern erhofften ihre Unsterblichkeit von gelehrten Nachahmungen des Classischen, die längst vergessen sind. Bei weitem unmittelbarer und prätentiöser tritt diese Nachahmung später schon bei Trissino auf, dessen unbeholfene gelehrte Pedanterie ihm aber unversehens zum bloßen Zerrbild des antiken Dramas umschlug und, wie billig, spurlos wieder verschwunden ist. Mit großem poetischen Verstande dagegen haben Tasso und Guarini in ihren Schäferspielen, besonders der Letztere in seinem berühmten „Pastor fido“, das Wesentliche des alten Dramas (Schicksal, Chor und Idealität der Personen) mit der neuen Zeit kunstreich zu vermitteln gewußt.

Den Franzosen aber war es vorbehalten, dieser neuen Richtung, deren sie sich sehr bald fast ausschließlich bemächtigten, ein seltsames Mißverständniß des Alterthums hinzuzufügen, und dadurch Alles zu verwirren.

Nach Frankreich war der Protestantismus in seiner knappsten und herbsten Gestalt von den Schweizeralpen herabgestiegen, und hatte in den Souveränetäts-Gelüsten der alten Feudalherren einen eifrigen Bundesgenossen gefunden. Allein eben wegen dieser gleich anfänglich politischen Beimischung war er dort weniger intensiv als in Deutschland, und die

monarchische Centralisation war in Frankreich schon zu mächtig vorgeschritten, um eine religiöse Oligarchie aufkommen zu lassen. Der französische Protestantismus, im wirklichen Leben überall aus dem Felde geschlagen, gewaltsam unterdrückt, aber keineswegs vernichtet, ergriff daher, anstatt des ihm entwundenen Schwertes, die Feder und warf sich ganz und gar auf die weltliche Literatur, um desto siegreicher sein Reich mit Gedanken zu erobern. Auf diesem Gebiete nun sehen wir diese verhüllte Reformation unverkennbar dieselben Evolutionen ausführen, wie die theologische, und nach mancherlei Phasen und künstlichen Verlarvungen endlich bei dem offenen Antichristenthum anlangen. Auch hier wie überall ist es eine totale Reaction gegen das Mittelalter, nur gründlicher als anderswo, an der Wurzel aller geistigen Manifestation, mit der Sprache selbst, ihr Werk beginnend. Die französische Literatur des 16. Jahrhunderts befand sich allerdings in einem Zustande vollkommener Anarchie, die jederzeit den Absolutismus gebiert. Sie rang, zumal im Drama, noch unbeholfen und rathlos mit den ersten barbarischen Rudimenten der Bildung, während die italienische und spanische schon ihre schönsten Blüten entfaltet hatte. Daher war die Einwirkung der von Richelieu gegründeten Akademie ohne Zweifel eine zeitgemäße, wohlthätig, ja gewissermaßen nothwendig. Allein sie griff, wie alle Reaction, zu weit, sie wollte nicht nur die Anarchie, sondern zugleich auch jede freie Regung binden. Demzufolge ernannte sie den Verstand zum Dictator über die Phantasie und machte willkürlich einen ganz unhistorischen Abschnitt, hinter welchem auf einmal nichts als mittelalterliche dicke Finsterniß liegen sollte. Alles selbständige Erkühnen, jeder provinzielle Naturlaut, jede nationale Erinnerung, woran das poetische Frankreich einst so reich ge-

wesen, wurde streng verpönt; und der auf solche Weise ausgenüchterten Sprache eine grammatikalische Zwangsjacke octroyirt, die sie, wie es scheint, noch bis heute eines naturwüchsigen poetischen Ausdrucks unfähig macht. Durch dieses Schulmanoeuvre mußte aber das gesammte Schriftthum natürlich gleich von vornherein ausschließlich in die Hände der literarischen Bureaukraten, der Gelehrten, kommen, welche, gleich den Reformatoren, weil sie die Vergangenheit weggeworfen und die Gegenwart nicht begriffen hatten, auf einen imaginären Boden zurückdrängten, den sie, wie jene im angeblichen Urchristenthum, hier im classischen Alterthume zu finden vermeinten. Daher wurde nun namentlich das Drama bei Aristoteles in die Schule gegeben, der aber unglücklicherweise gerade in Sachen der Poesie am wenigsten competent ist, und noch überdies in seinem corrumpirten Fragment der Poetik offenbar mißverstanden wurde. Und so entstand denn auf der französischen Bühne der berühmte Absolutismus der drei Einheiten, nämlich der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes.

Nun wird schwerlich Jemand leugnen wollen, daß wenigstens in Bezug auf Zeit und Handlung eine solche Einheit in der Natur des Dramas begründet, mithin überall zu wahren sei; aber zu wahren nach einer andern Logik, als hier beliebt worden, nicht eine mechanische, sondern eine organische Einheit. Eine Einheit nämlich der Handlung, insofern diese mit ihrer ganzen Entfaltung in eine obere leitende Idee hineinwachsen muß, eben deshalb aber einer freien Bewegung der verschiedenartigsten Lebensbilder, Gefühle und Gesinnungen bedarf, gleichwie ein gesunder Baum, unbekümmert um die Regeln der Symmetrie, mit mannichfach verschlungenen Zweigen, Laub und Blüten zum Himmel gipfelt, oder eine Landschaft

nur mit allem scheinbar verworrenen Reichthum von Wäldern, Bergen und Strömen erst den vollen Ausdruck verhüllter Schönheit gibt. Ferner eine Einheit der Zeit, nämlich die der naturgemäß fortschreitenden Entwickelung jener Handlung, ohne Rücksicht auf Tage oder Jahre. Daraus folgt aber von selbst, daß die gleichfalls streng vorgeschriebene Einheit des Orts völlig unnütz, unverständlich, ja in den meisten Fällen unsinnig und unmöglich ist. Denn nur in wenigen absonderlichen Fällen wird hier, wie draußen im wirklichen Leben, jenes organische Wachsthum einer irgend bedeutenden Handlung mit ihrer natürlichen Mannichfaltigkeit von Verzweigungen, sich gleich einer bleichen Treibhauspflanze, in Einem Salon, Einer Straße oder Gartenlaube absperren lassen. Ueberhaupt aber beruhen alle diese französischantiken drei Einheiten eigentlich blos auf der Chimäre der sogenannten Illusion, und diese wiederum nur auf einer Lahmheit der kränkelnden Phantasie, die den Sturmschritt der Weltgeschichte nach ihrer Taschenuhr regeln möchte, und anstatt der poetischen Wahrheit prosaische Wahrscheinlichkeit begehrt, um nur nothdürftig glauben zu können. Entweder taugt also hier die Phantasie nichts, die dieser Krücke bedarf, oder die Poesie nichts, die den Zuschauer über solche äußerliche Erbärmlichkeiten nicht emporzuheben vermag. Ja wir fragen, ob denn in den Shakspeare'schen Dramen, die doch häufig ganze Generationen und Länder durchschreiten, nicht nur mehr innere Wahrheit, sondern sogar auch mehr Wahrscheinlichkeit ist als in dem französischen Trauerspiele, in welchem unmögliche Thüren und ganz unglaubliche Abgänge erfunden werden müssen, um ein vertrautes Gespräch oder einen einsamen Monolog nur einigermaßen möglich zu machen, ja nicht selten die Helden weitläufige Verschwörungen in dem unvermeidlichen Salon oder Marktplatz anspinnen, wo sie

doch jeder Unberufene oder Vorübergehende mit leichter Mühe belauschen kann. Eine solche Wahrscheinlichkeit verhält sich zur Wahrheit wie der Aberglaube zum sinkenden Glauben, denn hier waltet allein die Logik der Phantasie, die nur einen idealen Raum und eine ideale Zeit kennt.

Ebenso peinlich, aber glücklicher als in diesen Formbedingungen, ahmt das französische Trauerspiel das eigentliche Wesen der antiken Tragödie nach. Es ist in der That merkwürdig und lehrreich zugleich, wie mühsam diese gelehrten Dichter vor dem Mittelalter die Augen zudrücken und das Christenthum völlig ignoriren, um nur die alte Weltansicht geltend zu machen. Mit sehr wenigen Ausnahmen, die wir weiter unten erwähnen wollen, schließen fast alle französischen Trauerspiele, als gäbe es keine mildernde christliche Verheißung und keinen verklärenden Kampf für das Jenseits, mit einem vollkommenen Untergange, oder höchstens mit einer noch halbschmerzlichen unklaren Versöhnung. Kein Wunder daher, daß sie so ängstlich auf Illusion ausgehen, da sie thöricht einen verstorbenen Glauben wieder zu erwecken unternommen. Denn was in der alten Tragödie uns erschüttert und wahrhaft tragisch ist: dieses vergebliche Ringen nach einer höhern Versöhnung, das Prophetische und Ahnungsvolle, dieser verhüllte Naturschrei nach Wahrheit; alles das kann uns in einer modernen Tragödie nur noch wie ein muthwilliges Spiel mit gemachter Noth, als ein künstliches Heidenthum berühren, den Juden vergleichbar, die ebenso hartnäckig an der Prophezeiung festhalten und von der längst stattgefundenen Erfüllung nichts wissen wollen.

Am freiesten unter den französischen Tragikern bewegt sich noch C o r n e i l l e in diesen Fesseln. Sein ernstes Gemüth hält mehr zu den Spaniern als zu den Alten, wie denn z. B.

sein frühestes und zugleich bestes Trauerspiel, der „Cid", in Plan, Gesinnung und Ausdruck fast ganz dem „Cid" des Guillen de Castro entnommen ist. Gleichwohl konnte auch er sich dem Joche der Novantike nicht mehr völlig entschlagen. So macht sich in seinen Trauerspielen fast überall schon eine Vorliebe für heidnische Tugend fühlbar, eine Vergötterung bloßer Charaktergröße, die den Verbrecher durch Heldenmuth, Seelenstärke und Kühnheit als Gegenstand der Bewunderung darzustellen strebt, während die Liebe, kalt und unempfunden, meist nur zur Aufstachelung jenes falschen Heroismus dienen muß. Daher auch bei ihm, um diese Unnatur möglichst glaubhaft zu machen, der ebenso unnatürliche Pomp der Declamation, und ein gewisses diplomatisches Spiel mit den geistigen Motiven, welche, anstatt das Labyrinth der Leidenschaften zu beleuchten und zu entwirren, vielmehr die Wahrheit künstlich verschleiern sollen. Am fühlbarsten aber wird jene mangelnde Liebe auf dem religiösen Gebiet. Wenn er, wie im „Polyeucte", wahrhaft christliche Gesinnungen würdevoll ausdrückt, so ist der Glaube hier doch immer nur eine bloße Pflicht, ein Demonstriren, aber kein Schauen; gerade umgekehrt wie bei Calderon, wo die innige Begeisterung für die Religion das Wunderbare derselben ohne alle Erörterung unmittelbar zur lebendigen Erscheinung bringt.

Was dem Corneille fehlt, hat Racine vollauf. Racine ist ganz Liebe, mit welcher er die antiken Stoffe, die er fast ausschließlich sich gewählt, so zu durchdringen weiß, daß ihm das ganze Alterthum zum Idyll wird. Wie bei Corneille die Liebe nur um des Heroismus willen, so erscheint bei Racine das Heldenthum fast nur um der Liebe willen. Dennoch hat er unverkennbar eine tiefere Empfindung von dem eigentlichen

Wesen der antiken Tragödie, als die Andern, und gleichwie uns in dieser oft die verhüllte Ahnung des Höhern überrascht, so tönt bei ihm nicht selten durch das künstliche Theatergeschnörkel ein elegischer Schmerz um die verkannte Schönheit und die Sehnsucht nach poetischer Naturwahrheit. Seine Seelengemälde von Lust und Schmerz der Liebe sind, wie z. B. in der „Andromaque" und „Phèdre", selbst in der barocken Hoftracht, rührend und ergreifend. Dieser zärtlichen Stimmung entspricht auch durchaus der melodische, ja zuweilen wollüstig aufathmende Strom seiner Verse. Sein eigentliches Innere aber enthüllt sich, nach vielfachen Versuchen und Wendungen, zuletzt siegreich in seiner „Athalie", einem religiösen Schauspiele, welches das richtigste Verständniß der alten Lyrik und des Chors mit der christlichen Begeisterung verbindet und mitten in dem irdischen Kampf des Guten und des Bösen die göttliche Waltung hindurchleuchten läßt. — Racine's Unglück, und folglich ein Unglück für die damalige dramatische Literatur überhaupt, ist die Ungunst der frivolen Zeit, in der er lebte und dichtete. Von Natur innigfromm, war er gleichwohl zu zart und biegsam, um den herben Conflict seines Gemüths mit dem Zeitgeiste zu überwinden und poetisch zu vermitteln. Er zog es daher vor, da er das Lügenhafte einer solchen künstlich verschraubten Poesie als sündlich erkannte, in der Blüte seiner Geisteskraft der Dichtkunst gänzlich zu entsagen.

Nicht so gewissenhaft war Voltaire, bei dem endlich das antichristliche schleichende Fieber des Jahrhunderts zum offenen Durchbruch kommt. Man ist in neuerer Zeit daran gewöhnt, diesem Dichter alle Schuld, oder wie Andere wollen, allen Ruhm der falschen Aufklärung allein zuzuschreiben. Uns aber erscheint er nicht als der Urheber, sondern nur als Organ

der allgemeinen Zeitstimmung, indem er ihr Gestalt und den rechten Ausdruck gab, und dieselbe dadurch allerdings um so mehr verschärfen mußte, je bedeutender sein Talent war. Es war lediglich ein revolutionäres Talent, durch das ätzende Gift seines Witzes den schon wankenden Bau der vergangenen Geschlechter in allen Fugen völlig zersetzend, ohne die größere und allein berechtigende Macht, über dem Schutte einen neuern und festern Bau herzustellen. Mit gutem Recht protestirte er zunächst gegen den antiken Regelnzwang des Dramas und suchte es den freien Engländern anzuschließen, aber er selbst war den Fesseln keineswegs entwachsen; und welche tiefere Einsicht darf man überhaupt wohl von einem Manne erwarten, dem Shakspeare's „Hamlet" als das Werk eines berunkenent Wilden vorkam! In diesem Gefühle der eigenen reformatorischen Ohnmacht daher bei ihm der ingrimmig verbissene Haß gegen alles Höhere und der Menschheit Ehrwürdige, das nicht in ihm war. Gleichwie er den ehrlich schwärmenden Rousseau schlechtweg für einen Narren erklärt und in seiner „Pucelle d'Orléans" die schönste Nationalerinnerung Frankreichs schadenfroh in den Koth tritt, so wendet er endlich alle seine destructiven Kräfte gegen das Christenthum und mißbraucht das Drama zu bloßen Tendenz-Experimenten, um an die Stelle der Religion eine vage Philosophie zu setzen. Schon in seiner frühesten Tragödie, dem „Oedipe", eröffnet er den Feldzug mit den seitdem bis zum Ekel verbrauchten Plänkeleien gegen Priester, Aberglauben u. s. w. Im „Mahomet" dagegen macht er einen systematisch maskirten Angriff; während er uns nämlich weißmachen will, blos gegen den religiösen Fanatismus zu kämpfen, verdächtigt er hämisch allen und jeden Offenbarungsglauben, und verzerrt auf diese Weise den großen historischen Charakter des Propheten, der

hier trotz allen Kunststücken nur als ein gemeiner Betrüger erscheint. Doch die Eitelkeit überwog bei ihm noch die Erbitterung gegen die Religion, und überhaupt war ihm die Poesie eigentlich nur ein Doppelrock, der, nach Laune und Bedürfniß, auf beiden Seiten zu tragen ist. Um daher seinen christlichen Gegnern ein Schnippchen zu schlagen und zu zeigen, daß er es auch anders könne, kehrte er einmal plötzlich die fromme Seite heraus und schrieb seine „Zaïre", ein religiöses Drama, wo das Christlichste vortrefflich gemacht ist und von großer Wirkung sein würde, wenn es eben nicht gemacht wäre. Im Grunde aber hatte sein ganzes Wesen gleich seinem Aeußern, etwas Affenartiges: Eitelkeit, leicht reizbare Tücke, Neid und Wollust, wie dort mit menschlicher, hier mit philosophischer Prätension. Kein Wunder mithin, daß er, ungeachtet der seltenen Beweglichkeit seines Geistes und einer fast drei Menschenalter überdauernden unausgesetzten Thätigkeit, doch nur eine zweifelhafte Stellung in der Literatur zu erringen vermochte, von der einen Hälfte der Nation verachtet, von der andern kaum ihren eigentlichen Classikern beigezählt.

So war denn dort aus einer oberflächlichen, von den Poeten nur verschönerten und in weitem Kreise vertragenen Philosophie allmälig die Irreligiosität entstanden. Aus der Irreligiosität aber entstand im natürlichen Lauf der Dinge eine allgemeine Sittenlosigkeit, und aus dieser das französische Lustspiel, das mit dem eigentlichen Volke nichts gemein hat und sich eben lediglich an die Corruption der höhern Stände anlehnt. Es könnte auf den ersten Anblick befremden, daß hier eine Reaction von unten herauf nicht einmal versucht wurde. Allein die Franzosen leiden in der Poesie von jeher an zwei Grundübeln, an einem Zuwenig und einem

Zuviel. An einem Mangel nämlich an wahrhaft schaffender Phantasie, der jedoch bekanntlich die Phantasterei ebenso wenig wie der Unglaube den Aberglauben ausschließt, sondern vielmehr erzeugt. Noch bedenklicher aber leiden sie an einer überflüssigen Nationaleitelkeit, d. i. an einem, unserm deutschen Weltbürgerthum gerade entgegengesetzten Spießbürgerthum, das seinen geistig beschränkten Kreis für die Welt, seine Hofgeschichten für die Weltgeschichte hält, das an die Stelle der innerlichen Ehre seine ganz äußerliche gloire setzt und von kleinen Gefühlen gern große Worte macht. Diese Eitelkeit, weil sie sonach auf bloßen Schein geht, wird nothwendig conventionell, nimmt für die Natur den eben gültigen gesellschaftlichen Begriff derselben, statt der erschütternden Herzenslaute der Leidenschaft die prahlende Rhetorik, anstatt der Tugend den Anstand, anstatt der Welt den Salon. Nun steht aber die Eitelkeit überall unter der Schreckensherrschaft des Lächerlichen; lächerlich aber ist, was gegen die wandelbaren Regeln der Schicklichkeit verstößt und diese Regeln hängen jederzeit von der Laune der gebildeten Classen der Gesellschaft ab. Daher sah das französische Volk beständig ängstlich auf seinen glänzenden Adel, der Adel auf Paris, und ganz Paris auf den Hof. Also wurde das französische Lustspiel, was ein gesundes Lustspiel am wenigsten sein sollte, rein höfisch. Dieser Hof aber war namentlich seit Ludwig's XIV. Tode, ganz und gar sittenlos. Und so sehen wir denn auch besonders das spätere Lustspiel mit eitler Selbstgefälligkeit alle Verkehrtheit und Verdorbenheit jener Gesellschaftskreise in glänzender Hoftracht als einzig fashionable zur Schau stellen: den ekelhaften Scheinkrieg zwischen Gecken und Coquetten, den blasirten homme à bonnes fortunes, der freigeisterisch mit seinen Verführungskünsten prahlt, eine bereits

ganz invalide Lüderlichkeit und allen Stank sittlicher Auflösung mit den raffinirtesten Parfüms übertäubend.

Bei weitem reiner, ja vergleichungsweise dagegen noch unschuldig erscheint ihr frühester und bedeutendster Lustspieldichter, Molière. Und doch fühlt man auch hier schon den fatalen Druck der Hofatmosphäre und den Anfang des künftigen sittlichen Verfalls. Am Hofe Ludwig's XIV. als Lustigmacher angestellt, hatte Molière, ohne genügende Erfindungsgabe, die Pflicht und das Geschick, die befohlenen oder unbedenklich anderwärts entlehnten Stoffe hofmäßig zuzurichten. Damals war aber die Sittenlosigkeit bei Hofe noch nicht offen zugestanden, sondern durch eine würdevoll sein sollende Etiquette und Scheinheiligkeit nothdürftig gebunden. Molière sah sich daher genöthigt, den Spaß mit gehöriger Salbung zu versetzen, was mehre seiner Lustspiele: z. B. den „Tartuffe“ und den „Misanthrope“, in süßsauere Satiren verwandelt, wo die Lustigkeit sich in den Banden ernster Wechselreden und Erörterungen ziemlich schwerfällig bewegt. In diesem peinlichen Conflicte aber entwickelte sich bei ihm eine, in höherm Sinne sehr unmoralische, Kammerdienermoral, wie es Schlegel treffend nennt, eine beständige verdeckte Concession an die Prätensionen der hochadeligen Verderbtheit. So macht er in seinen „Gelehrten Frauen“ gegen die mit Recht verspottete Ruhmredigkeit leerer Vielwisserei offenbar Partei für den gegenüberstehenden Stolz auf eigene Unwissenheit und die vornehme Geringschätzung aller höhern Bildung. Ebenso feiert er im „George Dandin“ auf eine alles sittliche Gefühl verletzende Weise die Vorrechte der höhern Stände durch entschiedensten Triumph ihres empörenden Uebermuths. Das war aber am wenigsten der Weg zu bleibendem Nachruhm bei einer so empfindlichen Nation,

und so sind denn auch die meisten seiner Stücke, weil sie nicht die ewige Natur der Menschen, sondern nur ihren wandelbaren höfischen Schein abspiegeln, in der That bereits wieder vollkommen veraltet.

Gegen alle diese Unnatur wurde nun die Natürlichkeit erfunden. Rousseau hatte die Sache schon im großen Ganzen aufgenommen und versucht, Staat und Religion auf einen angeblichen Urzustand zurückzuführen. Die Menschheit sollte, als wäre seit der Erschaffung der Welt eben nichts Sonderliches geschehen, die gesammte moderne Bildung ignoriren und das Werk der Civilisation gleichsam von vorn bei den Wilden wieder anfangen; eine Art utopischen Paradieses, wobei nur unglücklicherweise der sehr ungelegene Sündenfall und das bedenkliche Urgeschlecht der Kainiten nebst andern störenden Incidenzpunkten gänzlich außer Berechnung gelassen worden. Diderot, obgleich persönlich durchaus kein Schwärmer, übernahm es nun, diese philosophische Schwärmerei speciell auf die Bühne anzuwenden, und regte auf diese Weise den uralten Streit zwischen Kunst und Natur lebhaft von neuem auf. Dieser Widerstreit ist aber, wie wir schon oben nachzuweisen versucht, überall ein blos scheinbarer und besteht in der That nur zwischen Kunst und Natur einerseits, und Künstlichkeit und Natürlichkeit auf der andern Seite. Denn die Kunst ist im Grunde nichts Anderes, als die von allem zufälligen, niederhaltenden und unschönen Beiwerk befreite Naturwahrheit, wogegen die Künstlichkeit und sogenannte Natürlichkeit, bei aller Verschiedenheit der Bahnen, die sie eingeschlagen, den Familienzug miteinander gemein haben, daß beide, eben weil ihnen jene tiefere poetische Wahrheit fehlt, auf Täuschung ausgehen. Der prosaischen Illusion wegen wollte daher auch Diderot, um die Bühne in diesem bornirten Sinne mensch-

licher zu machen, das Schauspiel aus den Königshallen in die Bürgerstuben, vom antiken Kothurn auf den häuslichen Pantoffel setzen. Gleichwie jene natürliche Philosophie in Staat und Kirche keine göttliche Offenbarung und überhaupt nichts Wunderbares erkannte, so wurden auch hier die mythischen, über das gewöhnliche Menschenmaß hinausgehenden Heroentugenden zu bloßer Moral abgezähmt, womit sich allerdings der gehobene Ausdruck des Verses nicht weiter vertrug, der demnach gleichfalls von den Bretern verbannt wurde. So hatte man denn jetzt eigentlich nur eine Uebertreibung für die andere, für die gespreizten Fürstenhelden weinerliche Tugendmuster, anstatt der courfähigen Tragödie das bürgerliche Rührspiel. Diderot hatte gewiß vollkommen Recht, dem Drama den Zopf abzuschneiden, den die Gelehrten ihm angehängt, denn die Poesie ist durchaus nicht aristokratisch und lieber beim Volke als bei Hofe. Nur darin lag seine beklagenswerthe Befangenheit, daß er das Uebel einzig in den Aeußerlichkeiten, in dem declamatorischen Pomp suchte, und nicht in der unpoetischen Affectation überhaupt, die sich ebenso leicht in die Hütten wie in die Paläste einschleicht, und sich dort nur noch jämmerlicher ausnimmt. Diderot's eigene Productionen in diesem Fache, wie „Der Hausvater“ und „Der natürliche Sohn“, hatten indeß nicht nachhaltige Kraft genug, um der von ihm versuchten Herabstimmung allgemeinen Eingang zu verschaffen, auch waren die Franzosen ganz und gar nicht geneigt, den gewohnten vornehmen Glanz ihrer Bühne sich nehmen zu lassen. Und so blieb denn, da die gleichartigen Versuche von Beaumarchais und andern Schülern Diderot's kaum in Betracht kommen können, dort nach wie vor Alles so ziemlich beim Alten.

Ueberdies hatte diese ganze Hofpoesie Ludwig's XIV. un-

streitig etwas durchaus Charakteristisches, das sie von allen vorgängigen und gleichzeitigen Literaturen anderer Länder scharf unterscheidet, unter denen sie wie ein Cavalier unter gemeinem Volke dahergeht. Alle jene Zustände, wie sie nun einmal waren, als das nothwendige Product vornehmer Ueberbildung zugegeben, können wir das französische Drama auch nur als consequent, gewissermaßen als eine künstliche Nationalität anerkennen. Ihre Tragödien sind im Grunde eben nichts Anderes als ihre versailler Gärten, wo geradlinige, mathematisch verschnittene Alleen den Wald vorstellen und rhetorisch verschnörkelte Scherbenbeete Blumen lügen, wo zwischen marmorkalten Novantiken und Wasserkünsten gepuderte Helden mit Zipfelperücken und Galanteriedegen anmuthig conversiren, und die Vögel selbst französisch singen. Lenôtre wollte die ganze Natur zum Salon machen, und Boileau war der Lenôtre dieser Salonpoesie.

Es mag auf den ersten Blick unerklärlich scheinen, daß dieses künstliche System poetischer Unnatur, wie es in der französisch classischen Literatur sich entwickelt, das ganze gebildete Europa erobern und über ein Jahrhundert lang tyrannisch beherrschen konnte. Verfolgen wir aber genauer den historischen Hergang dieser Erscheinung, so wird sie leicht begreiflich. Die Reformation hatte eben damals in das Völkerleben einen tiefen Einschnitt gemacht und durch ihren revolutionären Umschwung der religiösen Weltansicht die organisch nationale Entwickelung momentan fast überall gestört. In solchen Uebergangsperioden entsteht aber jederzeit ein noch ungewisses geistiges Schwanken, das die Menge für jederlei Neuerung doppelt empfänglich macht. In den protestantischen

Ländern hatte man mit dem Mittelalter und seiner Romantik offen gebrochen und dafür, zum Theil aus philologischem Bedürfniß der souveränen Bibelerklärung, immer dringender auf die Kenntniß des Alterthums hingewiesen, mithin dem Einflusse der französischen Gelehrtenpoesie in ihren zwei Hauptmotiven bedeutend vorgearbeitet. In England machte sich dieser Einfluß, namentlich auf die Bühne, später geltend, weil er dort auf ein bereits fertiges, im Volksleben wurzelndes Drama stieß. Um desto intensiver dagegen zeigte er sich in Deutschland, wo gerade damals das kaum erst entstandene Schauspiel noch unbeholfen mit einer völlig verwilderten barbarischen Sprache rang, und daher von dem vollendeten Glanze der französischen Rhetorik geblendet und wie verzaubert wurde. Dazu kommt, daß die glatte und gefällige Oberflächlichkeit, mit welcher die französischen Hofdichter das classische Alterthum auffaßten, etwas Gemeinfaßliches und Einschmeichelndes hat, und somit überall leichtern Eingang findet als ein tieferes Eingehen in das eigentliche Wesen. — Aber auch die katholischen Länder konnten von diesem Einflusse nicht verschont bleiben. Man täusche sich nicht. Die Reformation war keineswegs plötzlich aus den Wolken gefallen, ihre vorbereitenden Symptome waren lange vorher durch ganz Europa gegangen, und hatten sich nur, je nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit und Lage der Völker, verschieden verhüllt und gestaltet. Wir haben bereits oben gesehen, wie auf ähnlichen Gründen in Italien die Nachahmung der Alten schon weit früher einheimisch und gewissermaßen national geworden; während die Spanier durch ihre damalige Weltherrschaft mit der neuen Lehre mannichfach in Berührung kamen und unwillkürlich das unsichtbare Miasma einathmeten.

Wir wollen, was zunächst Italien betrifft, dem Meta-

stasio und Alfieri auf ihr Wort gern glauben, daß sie das französische Theater nicht studirt haben, ja nicht einmal kennen lernen mochten, um ihre Selbständigkeit zu wahren. Und doch hat der Erstere den französisch aristotelischen Regelnzwang willig adoptirt, und der Andere ihn sogar noch überboten. Sehr natürlich. Denn der Dichter, er stelle sich wie er wolle, ist mehr oder minder ein Kind der öffentlichen Meinung, diese aber wird von den Gebildeten bestimmt, und die Gebildeten waren in ihrer Kunstansicht französisch. Nirgends aber macht sich jenes Schwanken der Uebergangszeiten fühlbarer als auf der Bühne der lebhaften Italiener. Ihre Tragödie bewegt sich mehre Generationen hindurch in lauter Gegensätzen. Metastasio (denn seine Opern sind musikalische Tragödien) war ein Hofdichter, bei dem aller vorgebliche Heroismus, alle Gesinnung und Handlung in einem zauberischen Wohllaut der Sprache austönt. Diese „Liebeschmachtende Nymphe" aber, in die ein halbes Jahrhundert verliebt war, rief die Reaction Alfieri's hervor, des entschiedensten Gegentheils von Metastasio: herb bis zu langweiliger Trockenheit, das Höfische aus Stolz verachtend, mißtönig, voll antiker Grundsätze und stoischen Eigensinns, der im Heldenthum nur die Kraft, von aller Tugend nur die politische begriffen. Er erinnert lebhaft an die Starkgeister unserer Sturm- und Drangperiode; unter denen er selbst mit Klinger die meiste Aehnlichkeit hat.

Ebenso gegensätzlich erscheint auch das italienische Lustspiel, in rathloser Hast von einem Extrem zum andern umspringend, ohne die rechte nationale Mitte finden zu können. Das Volk hatte noch von den Alten die Erbschaft der improvisirten Maskenkomödie überkommen, die es mit dem ihm eigenthümlichen Witz und Geschick für das Possenhafte munter fortsetzte.

Dabei mag nun ohne Zweifel manches Unsaubere, Verkehrte und Geschmacklose mit untergelaufen sein; jedenfalls war es doch ein gesundes reiches Material, aus dem ein wahrer Dichter wenigstens die Anfänge einer tüchtigen Volksbühne herausbilden konnte. Allein anstatt eines solchen Meisters kam Goldoni, ein verständiger wohlgesinnter Mann von eigentlich blos negativem Talent ohne Phantasie und Erfindungskraft. Dieser nahm aus der tollen Maskenwirthschaft nur Arlechin, Brighella und Pantalon in seinen Dienst, die sich nun zu einem feinbürgerlichen Haushalt bequemen mußten. Das stand aber den phantastischen Gesellen gar übel an, sie wurden, da sie nicht mehr ausgelassen sein durften, aus Langeweile selbst langweilig, der specifische Nationalcharakter, der unverkennbar in ihnen lag, löste sich in eine sich unaufhörlich wiederholende Reihe alltäglicher Charaktere auf, und diese für die Dauer unerträgliche Einförmigkeit provocirte nun abermals die Reaction. Gozzi, unbedenklich der genialste Bühnendichter der Italiener, gab sämmtlichen Masken ihre volle Freiheit zurück, versetzte sie aber mit staunenswerthem Takt in eine durchaus poetische Feen- und Märchenwelt, deren Wunder und gehobene Sprache die über ihre neue Heimat höchstverwunderten Gesellen in ihrem Volksdialekt auf das ergötzlichste ironisiren; das Alles freilich nur erst in roher Anlage, keck und fast improvisatorisch ohne die letzte künstlerische Vollendung. Man sieht indeß, er verstand das eigentliche Bedürfniß vollkommen, aber er kam zu spät, und das verwöhnte Publicum verstand ihn nicht mehr. Die delicate Menschenwürde der vermeintlich Gebildeten wandte sich entrüstet von diesem poetischen Spectakel, vertrieb den Harlekin zu den Marionetten und begnügte sich prosaselig wieder mit Goldoni und Nachahmungen Alfieri's, sehr häufig sogar mit

ungeschickt übersetzten Rührspielen und sonstigem Auswurf fremder Bühnen. Seitdem ist die Oper mit Ballet und Posaunenlärm dort feierlich eingezogen, und hier gerade wären die phantastischen Gozzi'schen Märchen und Masken recht an ihrem Platze gewesen. Aber man wollte keine Poesie, damit sie den unpoetischen Klingklang nicht störe, die Oper zog statt dessen Castraten vor, und wurde immer mehr Sache der Kehle als des Gemüths. Dafür wird wohl auch in keinem Lande das Theater so schnöde und wegwerfend behandelt wie in Italien. Man plaudert in den Logen, und horcht nur vornehm hin, wenn die Primadonna eine tausendmal gehörte Arie mit neuen Schnörkeln versieht. — So schmachvoll muß das Drama überall verkümmern, wo es seinem natürlichen Volksboden entrissen wird.

Es gibt im geistigen Leben, wie im leiblichen, gewisse krankhafte Dispositionen, die überall dieselben Uebel erzeugen. Wir möchten die Verstimmung, welche der Reformation auf dem Fuße folgte und bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreicht, einen allgemeinen Katzenjammer nach dem poetischen Rausche des Mittelalters nennen, dessen starkem Weine die müdegewordenen Epigonen sich nicht mehr gewachsen fühlten. Die alten Traditionen waren ihnen durch eine zugleich nüchterne und hoffärtige Philosophie verleidet, die begeisternde Kraft des religiösen Glaubens gebrochen; auf beiden aber ruhte die Poesie der frühern Jahrhunderte Europas. Die Poesie suchte daher, da ihr auf solche Weise die Gegenwart verschlossen war, in möglichster Ferne einen neuen Boden und andere Götter, und glaubte Beides im classischen Alterthume gefunden zu haben, ohne zu bedenken, daß seitdem die ganze Weltlage eine andere geworden, und daß überhaupt das Alte, willkürlich neugemacht, jederzeit nur eitel Roccoco

werden kann. Und so sehen wir denn ziemlich genau dieselben Erscheinungen, wie in Italien, auch in England und Spanien sich wiederholen.

In England hatte, wie oben erwähnt, Ben Jonson schon frühzeitig mitten aus der Shakspearewelt die Brücke nach der Gelehrtenbühne zu schlagen versucht, aber ohne Glück und Nachfolger, da Shakspeare noch zu mächtig war. Mit Dryden dagegen beginnt schon das unselige Schwanken, wie ein defectes Gewissen, das noch nach der alten Tugend zurückblickt und doch von der neuen Verführung nicht lassen kann. In seinen verworrenen sogenannten historischen Schauspielen kämpfte wunderlich eine große Reimfertigkeit mit dem verfehlten Pathos, und die im Grunde sehr nüchternen Helden müssen sich erst durch bombastische Renommisterei in eine eben nicht liebenswürdige Betrunkenheit hineinrasen. Dem gefeierten Addison endlich war es vorbehalten, den Geschmack gründlich von der Poesie zu reinigen. Sein berühmter „Cato“ hat eigentlich nichts vom Alterthum als den französischen Zopf und gab willkommene Anregung zu zahllosen Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Trauerspiele, die jedoch sämmtlich die würdige Stimmung und höfische Grazie der Originale nicht im mindesten erreichen. Alles dieses aber hatte natürlicherweise auch hier den allmäligen Verfall zur Folge, welchen der momentane Enthusiamus, den Garrick durch seine meisterliche Darstellung Shakspeare'scher Rollen erweckte, nicht mehr aufzuhalten vermochte. Auch hier verfiel das an sich selbst irregewordene Theater zuletzt auf absonderliche Gelüste nach unsern moralischen Thränenstücken und unmoralischen Kotzebueaden.

Härter war der Kampf in Spanien. Hier galt es nicht blos eine ästhetische Revolution, sondern die gänzliche Umwand-

lung der Nationalität, mit der die Bühne, noch inniger als in England, auf Tod und Leben verbunden war. Es mußte erst die Nation in zwei feindliche Feldlager, in Volk und vorgeblich Gebildete, zerspalten werden; eine dort bisher ganz unbekannte Erscheinung, da in diesem hochgestimmten Volke die wahre poetische Bildung so allgemein verbreitet war, daß Vornehm und Gering in ihrem Geschmacke vollkommen zusammentrafen. Eine solche allmälige Zersetzung sehen wir denn in der That nach dem Erlöschen der östreichischen Dynastie mit dem Regierungsantritt der Bourbonen ihren Anfang nehmen. Der neue König brachte nicht nur französische Kammerherren, sondern die ganze Camarilla fremder Sitten und Ideen aus Paris mit, zu deren Katechismus ganz vorzüglich die Boileau'sche Zwangsjacke gehörte. Es ist sehr natürlich, daß die dem Throne Zunächststehenden diese Hofatmosphäre einathmeten, und sie nach und nach in immer weitere Kreise vertragen mußten, und ebenso natürlich, daß nun auch die schon längst im Hintertreffen ungeduldig harrenden Gelehrten vorrückten und gemeinschaftlich mit den Vornehmen gegen das Volk Front machten. Und so entspann sich dort ein idealer Bürgerkrieg, der unausgesetzt bis in das 19. Jahrhundert mit unerhörter Hartnäckigkeit fortgeführt wurde.

Den Feldzug eröffnen die Höfischen mit geringschätzigem Achselzucken, Spottwitzen und einer, zunächst nur erst zum Druck bestimmten, Uebersetzung des Corneille'schen „Cinna“. Allein Cinna declamirte in die leere Luft, Niemand verstand noch seinen pariser Jargon, und die feingeschliffenen classischen Pfeile zerschellten an der dichtgeschlossenen Phalanx unerschütterlicher Gleichgültigkeit. Jetzt fuhren die Gelehrten entrüstet ihr grobes Geschütz auf. Luzan seine Poetik, Blas Nasarre seine Abhandlung über die spanische Komödie, Moratin, Jovel-

lanos und Andere Aehnliches. Aber das tapfere Volk war so leicht nicht einzuschüchtern, es ließ durch seine, der alten Nationalfahne treugebliebenen, wenngleich schon etwas kriegslahmen Theaterdichter Candamo, Cañizares und Zamora die kritische Batterie demontiren, wobei besonders Ramon de la Cruz sich auszeichnete, indem er in seinem „Manolo" den Pathos der neuclassischen Tragödie auf das ergötzlichste parodirte. Vergebens predigte Luzan das Evangelium der drei Einheiten und verordnete, daß die Sprache des Schauspiels der des gewöhnlichen Lebens möglichst treu bleiben, und daß in der Komödie keine Könige und Fürsten, in der Tragödie keine Leute aus den untern Volksclassen auftreten sollen. Blas Nasarre nennt Lope de Vega und Calderon Corruptoren der Bühne voll Verstöße gegen Vernunft und Kunst, indem namentlich der Letztere „die spanische Nation als einen Haufen von irrenden Rittern und leichtsinnigen Frauenzimmern schildere, den Zuschauern heftige und strafbare Leidenschaften zeige und unvorsichtige junge Damen auf den Weg des Verderbens führe, weil er sie die Mittel lehre, um unehrbare Liebeshändel anzufangen". Ja Moratin behauptet, durch die verworrenen Gewebe Lope's, Calderon's und ihrer Nachfolger sei das spanische Drama in einen Zustand der äußersten Verderbniß versetzt worden! — Das Volk antwortete darauf einfach und factisch dadurch, daß es ein nach dem neuern Kanon umgeregeltes Stück des Moreto stürmisch auszischte und die Schauspieler zwang, dasselbe den nächsten Tag in seiner ursprünglichen Gestalt zu geben. Endlich aber waren die Spanischfranzosen, nachdem sie sich durch Ueberläufer hinreichend verstärkt sahen, mit einer französisch geregelten Originaltragödie (der „Hormesinda" des Moratin) wirklich bis auf die Bühne vorgerückt. Da schickten die Andern den

ganzen Schwarm ihrer Vorfechter noch einmal muthig entgegen; leider nur noch eine wüste Freibeuterbande von Nachahmern des Alten, die in dem Kriegslärm und verlassen von aller Theilnahme der Gebildeten, bereits verwildert war. So hatte das Volk am Ende sich gänzlich verschossen, und die französische Tragödie behauptete die Wahlstatt. Allein die Einen hatten von Anfang an nicht wahrhaft gelebt, die Andern sich überlebt; es war kein Sieg von keiner Seite, keine Capitulation, kein Krieg und kein Frieden, sondern Alles unaufhaltsam in bloße Anarchie umgeschlagen, wo jetzt Racine und Lope de Vega, Moreto und Goldoni, Calderon und Kotzebue in beispielloser Verwirrung durcheinander rannten, während mitten in dieser Lächerlichkeit durch ein königliches Decret die Darstellung der Autos Sacramentales verboten wurde, weil man sich dadurch den Ausländern lächerlich mache — ein im Grunde zeitgemäßes Decret, wodurch das endliche Dahinscheiden nicht nur der Nationalbühne, sondern der eigentlich spanischen Nationalität selbst amtlich bescheinigt ward.

Es ist vielfach die Rede von den Nachtheilen, welche die spanische Bühne durch die Feindseligkeit der Kirche erlitten haben soll. Allerdings hat die Inquisition dort fortwährend das Theater überwacht, und eine Menge von Schauspielen untersagt. Allein diese Verbote wurden zu allen Zeiten im ganzen Lande, und namentlich in Madrid, so wenig beachtet, daß von einer wesentlichen Wirksamkeit derselben oder gar von einer Unterdrückung der Bühne überhaupt nicht die Rede sein kann. Ueberdies hatte sich die Inquisition schon längst in eine bloße Polizeianstalt verwandelt, bei welcher nicht die Religion, sondern die Hofpolitik und andere weltlichen Interessen, zu gleichgroßem Schaden von Kirche und Staat, maßgebend waren. Mit gerechtem Befremden finden wir daher

in ihrem Index expurgatorius vom Jahre 1790 — also gerade zur Zeit der zuletzt geschilderten Verwilderung, wo eine nachdrückliche Opposition von Seiten der Kirche am rechten Orte gewesen wäre — viele der besten alten Dramen von Calderon, Alarcon und Andern unter den verbotenen aufgeführt; und der gründlichste Kenner der spanischen Literatur, Don Augustin Duran, berichtet, „daß diese Verbannung von Stücken gewissermaßen die Folge des Einflusses derjenigen war, welche die französischen Lehren unterstützten."

So ungefähr standen die Sachen noch in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts. Seitdem hat dieses ernste Volk, wie es scheint, sich besonnen und in seinen alten großen Dichtern, fast überrascht, sich selbst wiedererkannt. Diese Umkehr gehört aber schon einer spätern Zeit an, von der wir weiter unten ausführlicher reden wollen.

Wir verließen oben das deutsche Drama in seiner höchsten Noth, im Dreißigjährigen Kriege. Man kann gern zugeben, daß die tiefe Erschütterung eines solchen Kriegs anregend und für die poetische Production im Allgemeinen förderlicher sei, als die schlaffe Ruhe eines langen Friedens wie wir denn auch wirklich gerade aus jenen Kriegstroubeln zwei der mächtigsten Erscheinungen hervorgehen sehen: Opitz und den Simplicissimus. Allein für das Drama speciell war der furchtbare Kampf höchst verderblich. Das Lied tönt seinen Schmerz und seine Lust in der Abgeschiedenheit der Berge und Wälder aus, der Roman und das Lehrgedicht finden am Ende überall ihren einsamen Leser. Das Drama dagegen ist von Natur gesellig und bedarf, um wirken zu können, einer

gewissen Centralisation der Geselligkeit, und diese hatte der Krieg von Grund aus zerstört. Indeß hätten sich diese immerhin mehr materiellen Störungen vielleicht sehr bald verwinden lassen. Bei weitem tiefer aber schnitten zwei andere Wunden in das gesammte Leben ein. Einmal nämlich hatte dieser Krieg allmälig seine Farbe, aus der ursprünglich religiösen in die politische, gewechselt, Katholische fochten unter protestantischen, Protestanten unter katholischen Fahnen, nicht für den bessern Glauben, sondern um bessern Sold, während dem Volke, je nach dem wechselnden Kriegsglücke, von den Fürsten bald diese bald jene Religion gewaltsam octroyirt wurde. So entwickelte sich nach und nach ein allgemeiner religiöser Indifferentismus, welcher naturgemäß nun von den innern höhern Gütern auf das Materielle, in der Kunst auf bloßen Sinnenreiz ging und, weil die Sinne durch die bestialische Gewöhnung an Entsetzen und Gräuel längst abgestumpft waren, auch im Schauspiel sich nur noch in Blut berauschen konnte. Ebenso entstand aber aus diesem verworrenen Völkergemisch und Gemenge von Sitten und Gesinnungen, wiederum zum größten Nachtheil der Bühne, auch die politische Indifferenz bis zu völliger Vernichtung alles Nationalgefühls, indem der Krieg die Protestanten auf das Ausland, Schweden und Frankreich, stellte, und der darauf folgende Westfälische Frieden, die ursprüngliche Aufgabe des Kampfes verewigend, ganz Deutschland gleichsam in zwei Völkerschaften, in Katholiken und Protestanten zertrennte. Ohne diesen unseligen Zwiespalt hätte niemals die katholische Literatur sich aus keuscher Scheu so hermetisch abschließen, die protestantische nicht so bodenlos, wie später geschehen, in der Negation sich überstürzen können. Und diese krankhafte Fibration, die nach jenen beiden Richtungen hin von dem Kriege aus-

gegangen, können wir in unserer dramatischen Literatur noch bis heute verfolgen.

Gleich im Anfange zwar, als die Kriegswogen sich verlaufen hatten, tauchten noch einige Trümmer der alten nationalen Bühne wieder auf. Aber in welchem jämmerlichen Zustande! Es schien, als wäre von dem ganzen Bau eben nur der Schutt geblieben: die Rohheit, die Polemik, der Haß. Ja das geistliche Schauspiel mußte sich, als wäre es noch nie dagewesen, gleichsam aus seinen ersten Geburtswehen wieder hervorarbeiten. Johann Klai in Nürnberg declamirte seine Geburt Christi, seinen leidenden Christus, die Himmelfahrt, Auferstehung ꝛc. nach beendigtem Gottesdienste in der Kirche wie ein Improvisator ganz allein, nur von Chören unterbrochen, ohne Dialog, bald erzählend, bald in schwülstige Reden einzelner Personen ausbrechend. Aber dieser Kirche fehlte das Meßopfer, an welches sich die Mysterien ehemals symbolisch anlehnten, es fehlte mit der höhern Bedeutsamkeit die rechte gläubige Vertiefung, und so leiteten diese neuen Versuche lediglich das moderne Oratorium ein. Ueberhaupt nahm Alles nun einen durchaus weltlichen Charakter an. Christus holt sich seine Seelenbraut im Lustspiele, die Heiligen und Märtyrer werden von heidnischen Göttern verdrängt, anstatt der kirchlichen Processionen sehen wir Bürgeraufzüge, pomphafte Actionen, Pantomimen und Ballete. Auch aus den alten Moralitäten hatte sich die Allegorie herübergerettet, aber nicht mehr im Dienste der Religion, sondern der Polemik, der Politik, der Höfe und einer unersättlichen Schaugier der Menge. So bestand denn damals das Drama fast nur in Gelegenheitsstücken, die gewöhnlich mit dem Knalleffect eines Feuerwerks schlossen, wie: „Kriegsbeschluß und Friedenskuß, oder das Frieden wünschende Deutschland“,

wo Mars auftritt, „heraufbrausend mit Trommelschall und Büchsenknall, mit einem blutigen Degen in der Faust, brüllend und das Maul voll Tabacksrauch, den er herausbläst.“

Dies Alles zählt natürlich nicht zur Literatur und entbehrt aller innern Berechtigung. Es hatten daher die Gelehrten leichtes Spiel und diesmal vollgültige Veranlassung, dieser totalen Confusion geharnischt entgegenzutreten. Hier aber zeigt sich auch sogleich der Riß, den, wie oben erwähnt, der Dreißigjährige Krieg durch Deutschland gemacht. Anstatt naturgemäß an das alte Volksthümliche anzuknüpfen, wobei freilich viele katholische Traditionen und Erinnerungen nicht zu umgehen waren, wandten sich die meist protestantischen Gelehrten lieber in das graueste Alterthum, und noch lieber nach dem confessionell befreundeten Holland, wo gerade damals der berühmte Vondel blühte. Opitz, obgleich persönlich nichts weniger als ein protestantischer Zelot, gab doch insofern den Ton an, daß er Seneca's Trojanerinnen und Sophokles' Antigone übersetzte, sowie ein ebenso auf neutralem und chimärischem Boden ruhendes schäferliches Singspiel des Italieners Rinuccini zu einem fürstlichen Hochzeitsgedicht umarbeitete, und dadurch einen ganzen Schwarm von Schäferdramen hinter sich herzog. Allein solche unselbständige Nachahmereien konnten begreiflicherweise nicht nachhaltend durchgreifen. Erst mit dem Schlesier Andreas Gryphius (1616—64) beginnt die neue Aera. Gryphius steht noch ungewiß zwischen Volk und Gelehrtenzunft. Zu dieser gehört er durch die eigensinnige Verblendung, womit er zu einem alten Dichter hält, der eigentlich kein Dichter ist: durch seine Seneca'schen Trauerspiele, die sich heutzutage mit ihrer epigrammatisch-schwülstigen Rhetorik fast wie ungeheuerliche Schulexercitien ausnehmen. Zum Volke aber zählt er mit

mehrern romantischen Stoffen: z. B. in „Cardenio und Celinde“ ꝛc. und mit seinen Lustspielen. Ja er hat sogar noch Schauspiele, die man zu den geistlichen rechnen könnte, wie seine „Katharina von Georgien“, die mit christlichem Muthe in den Märtyrertod geht, um dem um sie werbenden Schah Abbas nicht ihre Hand zu reichen. Aber es ist die alte Glaubensfreudigkeit nicht mehr, die uns unwillkürlich von der Wahrheit eines solchen übermenschlichen Heroismus überzeugt; die Stelle der unmittelbaren göttlichen Leitung und höhern Gerechtigkeit, die allein hier die Versöhnung bieten kann, nehmen in seinen Trauerspielen fast überall allegorische Gottheiten, Furien, Zauberer und Geister ein, welche, wie ein heidnisches Fatum, prophetisch und anstachelnd in das Schicksal der Helden eingreifen und uns, weil wir eben nicht an sie glauben können, vollkommen kalt lassen. Gryphius ist ohne Zweifel ein bedeutendes und ernstgestimmtes Talent. Er selbst sagt, „daß er die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge in etlichen Trauerspielen vorzustellen sich beflissen, nachdem das Vaterland in seine eigene Asche sich verscharrt.“ Gewiß eine große, des Dichters würdige Aufgabe. Aber er war ein düsterer und gewaltsamer Charakter, der eben nur die Nachtseite des Lebens erkannte. Daher seine abenteuerliche Vertiefung in Alchymie, in Vorbedeutungen und in die Gespensterwelt, über die er ein eigenes Buch geschrieben; daher schlagen selbst seine harmlos und volksmäßig genug angelegten Lustspiele ihm großentheils nur in Satire um; so in seinem, dem Shakspeare'schen „Sommernachtstraum“ entlehnten, „Peter Squenz“ gegen die Meistersänger und Bettelkomödianten, im „Horribilicribrifax“ gegen die damaligen Sprachmischer und prahlerischen Bramarbasse. Wir glauben gern, daß der Schmerz um sein Vaterland, so-

wie die vielen Unglücksfälle seines eigenen unstäten Lebens ihn noch mehr verbittert und verdüstert haben, meinen aber, daß er auch unter günstigern Verhältnissen sich nicht zum Wiederhersteller eines wahren Nationaltheaters geeignet hätte. Ihm fehlte durchaus jene heitere Umschau und tiefsinnige Milde, womit z. B. Shakspeare wie mit leichtem Flügelschlage über den irdischen Dingen schwebt.

Nach Gryphius aber geht das Schauspiel endlich immer entschiedener zu den Gelehrten über, die denn auch sofort ihr unpopuläres Handwerk beginnen. Wie wenig oder vielmehr gar nicht dieses Schauspiel mit dem Volke zusammenhing, zeigt sich schon darin, daß es nicht aus dem Leben, sondern aus Romanen entstand, also ein Bücherschauspiel war. So wurde z. B. aus der Aeneide ein Roman, aus diesem ein Schauspiel gemacht, die Hirten der Schäferromane mußten mit Perücken und Reifrock zu galanten Festspielen bei Hofe erscheinen, auch das Trauerspiel nahm seinen Stoff nicht aus der Gegenwart oder der Geschichte, sondern gleichfalls aus den damaligen dickleibigen sogenannten heroischen Romanen und Staatsactionen; mithin überall die Natur aus der dritten, vierten Hand, oder vielmehr die stupide Nachahmung einer schon ursprünglich verzwickten Unnatur. Hieraus wird denn auch der sonst ganz unbegreifliche barocke Charakter dieses Schauspiels einigermaßen erklärlich. Weil es nämlich nichts Ursprüngliches und Erlebtes, sondern blos Erlerntes war, so mußte wohl der Mangel an eigener Schöpferkraft und die totale Nüchternheit durch den ungeheuerlichen Schmuck der „durchdringenden und löblichen Beiwörter“, und durch eine wahrhaft rasend gewordene Declamation ersetzt und verdeckt werden, gleichwie man faulen Pferden Pfeffer und Salz unter die Schwänze streicht, um sie auf dem Roßmarkt in stattlichen Trab zu

bringen. Es konnte ferner nicht fehlen, daß man aus den meist französischen Mustern die unerhörtesten und dem Volke noch völlig fremden Schlüpfrigkeiten als „galante Poesie" herüberholte, während dabei die Dichter selbst, weil eben Dichten und Leben hier ganz gleichgültig nebeneinanderlagen, die ordentlichsten Familienväter, Bürger und Beamte waren; eine Erscheinung, die sich später, aus demselben Grunde, auch bei Wieland wiederholte. Endlich mußte, da ihnen der höhere Glaube an die überirdischen Dinge völlig abhanden gekommen, natürlicherweise aller Stolz und Nachdruck auf das weltliche Wissen gelegt werden. Daher zerfallen diese Schauspiele auch wesentlich in zwei Hauptgattungen. Die Einen fegen mit fast wahnwitziger Selbstgefälligkeit einen ganzen Bazar von Realien, Beschreibungen fremder Länder und Sitten, geographische, ethnographische und historische Curiositäten in einen ungeheuren Haufen zusammen, dessen monströse Wucht Helden und Handlung erdrückt, wogegen die Andern, noch gründlicher, uns lieber geradezu in die Gelehrtenwerkstatt, in die vier Facultäten und ihre theoretischen Disciplinen mitten hineinführen. So hat Kaspar von Stieler in seinem Lustspiele „Willmut" die ganze Ethik, Harsdörfer in einem seiner Stücke die Grammatik abgehandelt. Der eigentliche Koryphäe dieser Periode aber ist Daniel Kaspar von Lohenstein aus Breslau (1635—83), der vorzüglich dadurch so berühmt geworden, daß er Alle überbot und, wie in seinem Romane „Arminius" so auch im Schauspiel jene beiden Richtungen in einen breiten seichten Strom vereinigte. In seiner „Agrippina" mindestens fehlt von allen gelehrten Materien sichtbar nichts als die Poesie. Denn dazu kam eben, daß er eine durchaus prosaische Natur war, die sich daher, da es nun einmal gedichtet sein sollte, durch breitmäuligen Bombast

erst hinaufzuschrauben strebte. Die Greuel der römischen Kaiserzeit sind sein liebster Schauplatz, seine gangbarsten Motive Mord, Nothzucht und Blutschande, die sich in dem gezierten Marino'schen Stile doppelt wunderlich ausnehmen. In seiner „Epicharis“ wird jubelnd Gift getrunken, gefoltert, geköpft, Zungen ausgerissen und Adern zerschnitten. Da ist überall nichts als Schall und Knall, seine Helden, die nach jeder Mücke mit Karthaunen feuern, machen vollkommen den Eindruck wie Shakspeare's berühmter Fähnrich Pistol, und könnten jetzt nur noch einen parodischen Sinn beanspruchen. Hier zu unserer Rechtfertigung nur eine Probe, und zwar aus einem seiner gemäßigtsten Dramen: „Ibrahim Bassa“, das sogleich durch folgenden Monolog der Asia eröffnet wird:

Weh! Weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermuthssee
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heuln und Zeter-Rufen
Durch strengen Urtheilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Augen schwellt den Jäscht der Purpurflut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!

Zur Ehre deutscher Nation müssen wir jedoch hinzufügen, daß Lohenstein's Trauerspiele, trotz den unausgesetzt schmetternden Lobposaunen, niemals zu öffentlicher Aufführung gelangen konnten; das Volk, wenngleich verwildert, war besser und gescheiter als seine Gelehrten.

Dies merkte sich der Schulrector Christian Weise in Zittau (1642—1708), und trat mit lobenswürdigem Muth und voller Hingebung jener unnatürlichen Anspannung ent-

gegen, um das Schauspiel wieder volksmäßig zu machen. Er verschmähte alle Regel der Alten, er wollte „bei seiner Freiheit bleiben, an der Einfalt seine Lust behalten, die der Natur am nächsten komme, und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen". Seine Personen reden daher wie ihnen der Schnabel gewachsen, nicht in Alexandrinern, sondern in schlichter Prosa, nicht mehr in hyperheroischen Metaphern, sondern in der sprunghaften und derben Sprache, die er auf der Straße, in Werkstätten und Bierstuben geflissentlich studirt hat; und es ist in der That ebenso ergötzlich als erbaulich, wie wacker in seinem Lustspiel, und noch mehr in seinen trefflichen Possenspielen, der Volkswitz unter den gepuderten Schäfern und gespreizten Fürstenhelden aufräumt. Allein bei alledem ist Weise im Grunde doch auch ein Gelehrter, der sich gewissermaßen nur herabläßt, ja zuweilen trotzig zwingt, populär zu sein. Das ist aber jederzeit eine mißliche Stellung, die, weil sie in sich des rechten sichern Halts entbehrt, leicht des Guten zu viel thut. So hatte auch er sich eine Theorie des Gegensatzes systematisch zurechtgelegt, seine Komödien sollen durchaus nichts sein als „eine accurate Vorstellung einer Begebenheit". Und eben diese Accuratesse war die Klippe, an der er scheiterte, indem er einerseits aus der verstiegenen Welt seiner Vorgänger in die hausbackene Alltäglichkeit abglitt, andererseits aber durch diese laxe Manier zu einem allgemeinen Dilettantismus führte.

Es war überhaupt der verhängnißvolle Fluch jener Zeit und ihrer Literatur, daß sich die Gebildeten so vornehm von dem Volke getrennt hatten, am schwersten aber lastete dieser Fluch gerade auf dem deutschen Drama. In Spanien und in England war, als jene Scheidung eintrat, das Volksschauspiel bereits vollendet und für alle Zeiten festbegründet,

weil es dort auf der Religion, hier auf den, mehr oder minder gleichfalls dahin zurückweisenden nationalen Erinnerungen des Mittelalters stand. Ja selbst in Frankreich hatten, wie wir gesehen, durch die Gunst ganz besonderer Verhältnisse die exclusiven Dichter sich doch wenigstens einen neuen Boden angeblicher Classicität zu erobern gewußt, dessen gloire sich die geschmeichelte Nation gern unterschieben ließ. In Deutschland dagegen war das noch ganz unreife Schauspiel gleich in seinen ersten Keimen durch die Reformation überrascht, dann vom Dreißigjährigen Kriege fast vernichtet, und sein etwaiges Wiederaufleben nun endlich durch die Gelehrteninvasion niedergehalten worden. Und diese Gelehrten fanden keinen Hof Ludwig's XIV., der ihre Kräfte centralisirt, ihren ungeschlachten Helden den höchstnöthigen äußern Glanz und Anstand verliehen hätte, während andererseits die von den Gebildeten verlassenen Komödiantenbanden in der Verzweiflung des Hungers sich um jeden Preis, so gut, oder vielmehr so schlecht sie konnten, auf ihre eigene Hand zu helfen suchten.

Es konnte nicht fehlen, die ungeheuere Langweiligkeit der gelehrten Tragödie mußte endlich eine Katastrophe herbeiführen; Gähnen und Lachen sind bekanntlich ansteckend, Beides folgte vollauf. Die erschrockenen Poeten sahen sich daher, um ihr Regiment zu behaupten, nach Hülfstruppen um, und verfielen auf die Musik, die ihnen auch allerdings historisch am nächsten lag. Schon die alten Mysterien hatten diese von jeher der Kirche verwandte Kunst aufgenommen, und die allegorischen Moralitäten das musikalische Element und einen phantastisch-scenischen Apparat immer weiter ausgebildet, ja neuerdings hatte, wie wir gesehen, Klai bereits den modernen Ton der Cantate und der Oratorien angeschlagen. Auf weltlicher Seite aber waren die Pegnitzer Schäfereien schon eigentliche

Singspiele, als die von Opitz aus dem Italienischen übersetzte und von Peri componirte „Daphne“ endlich das Signal zum völligen Uebergange gab. So wurden die Dichter unwillkürlich zur Oper gedrängt. Zwar hatte die Oper, wie in dunkler Erinnerung ihres kirchlichen Ursprungs, im Anfange wirklich nur ernste biblische Stoffe wie: „Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch“, „Michal und David“, „Esther“, „Die makkabäische Mutter“ rc., und alle Genien des Mysteriums, Himmel und Hölle, Drachen, Teufel und Engelchöre zogen noch einmal über die Bühne. Allein sie fanden nur noch einen theatralischen Glauben, der strenge fromme Geist, der das Alles einst geheimnißvoll belebt, war entflohen und nur die hohle Form zurückgeblieben. Und dieses leere Gehäuse benutzten denn die Gelehrten, wie früher das Trauerspiel, auch sofort wieder, nach Herzenslust den Ballast ihrer Weisheit hineinzupacken, und alle ihre Curiosa recht unter die Leute zu bringen. Da mußten Iphigenia, Klytämnestra und der ganze Olymp sich herbeilassen, Arien zu singen, da wurde Moral, Geographie, Völkerkunde, ja mit unübertrefflicher Universalität sogar Bierbrauerei und Schlächterei in Noten gesetzt. Aber sie wurden ihrer neuen Domäne nicht froh. Sie hatten leichtsinnig die unersättliche Schaulust der Menge, diesen wüsten Leuen geweckt, der überall der Poesie auflauert und heißhungrig immer nach neuem Fraß geht. Die gelehrten Artikel reichten nicht mehr aus, und in dem allgemeinen Bankrott verpuffte die Oper in lauter Decoration, Kleiderpracht, Schlachten, Kanonendonner, Kolophonienblitzen, Aufzügen und Balletten, an denen nicht selten die Höfe und der Adel persönlich theilnahmen. In Postel's „Mustapha“ marschirten deutsche, tatarische, polnische und türkische Armeen auf, in der Oper „Semiramis“ werden alte Damen in feuer-

speiende Lanzen verwandelt, im „Jason“ steigt das Schiff Argo singend gen Himmel, wo es zu einem Sterne wird. Und diese Opernwuth zauberte, was das Schauspiel nie vermochte, plötzlich die ersten stehenden Theater hervor, in Hamburg, Braunschweig, Wien, wo jede Oper 60,000 Gulden kostete, und um 1700 zählte man bereits zehn Operntexte auf ein Schauspiel. Diese Texte aber hatten nicht nur die drei Einheiten, sondern überhaupt jede dramatische Zucht und Ordnung durchbrochen; der Hanswurst rannte die gravitätischsten Personen über den Haufen, Pferde, Bären und Kameele spielten mit, fabelhafte Ungeheuer brummten und brüllten dazwischen, die Frauen, welche die Oper, des Gesanges wegen, zum ersten Male auf der öffentlichen Bühne eingeführt, gaben durch emancipirtes Wesen und ihr Costüm vielfaches Aergerniß, und die heiligsten Stoffe wurden schmählich profanirt, bis zuletzt der Zorn der Geistlichkeit darüber entbrannte, und die besten Operndichter: Postel, Leeßand, Hunold und Feind, sich beschämt von dem Skandal zurückzogen. Mit einem Wort: die Musik hatte die freilich klägliche Poesie vollständig übertäubt, und aus dem rasenden Operntumult jener Zeit tönen nur einzelne Klänge von Hasse, Händel und Graun noch bis zu uns herüber.

So war nun das Volksschauspiel, zwischen der alten Abneigung der Dichter und dem neuern Glanz der Oper, in doppelte Noth gerathen. Die Komödiantenbanden wollten und konnten die gelehrten Stücke nicht brauchen, noch weniger aber konnten sie bei ihrer Bettelhaftigkeit daran denken, mit der reichen Oper zu rivalisiren und die aufgeregte Schaulust zu befriedigen. Sie machten daher aus der Noth eine Tugend, sie entschlossen sich, fortan selbst die Dichter zu spielen und sich ihr Repertorium eigenhändig zurechtzumachen. Veltheim

(eigentlich Velthen geheißen), ein literarisch gebildeter und sprachkundiger Magister aus Halle, warb zu diesem Behuf um 1670 ein kampfrüstiges Freicorps von Studenten, das unter dem Titel „Berühmte Bande und kursächsische Hofkomödianten" in den größern Städten Deutschlands umherzog und die unbedingte Freiheit des Improvisirens proclamirte. Man verabredete aus der Bibel, aus Helden- und Liebesgeschichten und alten Schauspielen Inhalt, Plan und ungefähre Scenenfolge, und überließ die dialogische Ausführung wohlgemuth der augenblicklichen Eingebung der studentischen Komödianten. Dabei hatte Veltheim selbst einen glücklichen Takt. Während er nämlich überall den volksthümlichen religiösen Grundton hervorhob und bei seinen Ankündigungen in besondern Abhandlungen ausdrücklich darauf hinwies, erstrebte er andererseits zugleich eine Vermittlung und Versöhnung mit den Gebildeten, indem er eine prosaische Uebersetzung des Molière, herausgab, in seinen Stoffen auf Corneille und den durch die Jesuitenspiele bekannt gewordenen Calderon zurückweist, und in der Gestalt des „Curtisan" den spanischen Graciso, als veredelten Hanswurst, auf die Bühne zu bringen suchte. Allein hier zeigt sich auch sogleich der wesentliche Unterschied zwischen Dichter und Schauspieler, der sich zu jenem verhält wie der Virtuos zum Componisten. Es gehört gewiß ein scharfer poetischer Blick und eine eigenthümlich flexible Phantasie dazu, ein fremdes Kunstwerk geistreich zu reproduciren, das geschriebene Wort, gleichsam mitdichtend, ins directe Leben zu übersetzen. Aber eben deshalb kann der Schauspieler doch immer nur secundär mitdichten und muß vorzugsweise auf die äußerliche Darstellung, ja auf den möglichsten Effect, allen Nachdruck legen. Der Schauspieler lebt nicht für die Nachwelt, sondern von der Gunst des Augenblicks, er wird

daher in den meisten Fällen weniger der Poesie als dem Publicum gerecht zu werden suchen und, wo er als Redacteur oder Dichter auftritt, die Sachen nicht sowohl nach dem ewigen Maß der Schönheit, als nach dem zufälligen der vorhandenen Mittel und Bedürfnisse zuschneiden. Es ist mithin stets ein Unglück für die dramatische Poesie wie für das Publicum, wenn der Schauspieler in solchem Conflicte streitender Competenzen sich vom Dichter emancipirt. Dies hat auch der verständige und wohlgesinnte Veltheim erfahren, da er, nach kurzer Glanzperiode in Dresden, sich genöthigt sah, von seinen höhern Intentionen nach und nach wieder zu den landesüblichen Haupt- und Staatsactionen herabzusteigen. Dazu kam noch, daß die Stegreifkomödie, wie er sie eingeführt, durchaus ein unausgesetzt frisches Zusammenspiel und demnach einen Aufwand bedeutender Talente erfordert, die so zu rechter Zeit und auf Comando sich niemals leicht zusammenfinden. Die natürliche Folge davon war daher ein abermaliger Bankrott auch auf dieser genialern Seite. Bei dem täglichen Verbrauch mußten ihnen wohl allgemach Witz und Athem ausgehen und, wo die augenblickliche Erfindung versagte, vage Reminiscenzen eintreten; und so wurde denn auch gar bald das Trauerspiel wieder mit Lohenstein'schen Donnerreden, die Maske des Gracioso mit den buntesten Lappen der alten Hanswurstjacke geflickt, wodurch nothwendig am Ende die ungeheuerlichste Verwirrung entstand. Vergebens erfand man in dieser Noth die sogenannten Dirigirbücher, in denen die Improvisation der Schauspieler von den Principalen redigirt und als Anhalt zusammengeschrieben, den Stegreifrittern aber noch immer ein weiter Tummelplatz gelassen wurde. Die Hofbibliothek in Wien besitzt eine, fast ein Jahrhundert umfassende Sammlung solcher ungedruckter Di-

rigirbücher: höchst seltsame, durchaus freie, ja tollkühne Verarbeitungen aller möglichen fremden Stoffe ins Grobe und Platte, und trotz der Grobheit doch wieder mitten in das höfische Zierwesen hinein, mit und ohne schlechte Alexandriner, Chöre und Arien, wie z. B. die, dem Euripides entlehnte „rasende Medea mit Arlequin, einem verzagten Soldaten", wo der Harlekin von der Medea in einen Nachtstuhl verzaubert wird. Man sieht aus diesen ungeschlachten Fabrikarbeiten, daß die redigirenden Schauspieler sich bereits dem Pöbel, der freilich damals wie jetzt, auch in den Logen mit zu Rathe saß, mit Leib und Seele verschrieben hatten.

Alle Kunst aber, wenn sie die Menschen nicht über das Gemeine erhebt, wird von ihnen herabgezogen und selbst gemein und daher billigerweise, wo sie nach Brote geht, von den soliden Leuten als unnütze und arbeitsscheue Landstreicherin schnöde abgewiesen. Und so erging es jetzt auch der Schauspielkunst, da sie vergessen, daß sie nur mit der Poesie steht oder fällt. Wir können hier nur etwa Joseph Stranitzki und Franz Schuch noch auszeichnen, von denen jener im Ballhause zu Wien das erste stehende Volkstheater begründet, Beide aber die Hanswurstiade zu einer bisher noch nicht gesehenen Virtuosität ausgebildet haben. Aber schon unter dem Tyrannenagenten Eckenberg streichen Marionetten, Luftspringer, Equilibristen, Taschenspieler und Zahnbrecher mit den wandernden Komödiantenbanden marktschreierisch durch das Land, und die ursprüngliche Verbrüderung fröhlicher Studenten und fahrender Schüler sinkt unaufhaltsam zu pedantischer Handwerkerzunft herab, wo der Tyrannenspieler Meister, der Vertraute Altgesell, und das Meisterstück des feierlich aufzunehmenden Lehrjungen eine Scepter-Action und Donnerrede war, sowie das einzubringende Ca-

pital ein Paar schwarzsammetne Hosen. Aber dieses Handwerk hatte keinen goldenen Boden; der Verwilderung folgte die Armuth, der Armuth die Verachtung. In Nürnberg, dem alten Sitze der ehrbaren Meistersängerzunft, durften sie kein Bürgerhaus betreten, von der protestantischen Geistlichkeit wurde auf den Kanzeln das Theater eine „Satanskapelle" genannt und der Pöbel zur Zerstörung der Schauspielbuden aufgeregt, den Schauspielern aber, z. B. 1692 dem wackern Veltheim in Hamburg, wurde auf dem Sterbebett das Abendmahl und ehrliches Begräbniß auf den Kirchhöfen verweigert, und in Berlin sogar auf gänzliche Abschaffung des Theaters angetragen „wegen der Narrentheidungen und repräsentirten reizenden Liebesgeschichten, auch wegen des Mißbrauchs heiliger Namen bei Beschwörungen, wodurch viel Aergerniß, herzliche Betrübniß und Seufzer erregt worden".

So erbärmlich standen die Sachen, als der gewaltige Gottsched sein Regiment antrat. Das Kriegsmanifest dieses athletischen Schultyrannen war in kurzem: das Schauspiel soll Volksschule und Katheder der Tugendlehre sein; gegen welches, wohlverstandene, Axiom im Grunde wenig einzuwenden wäre. Daher aber soll jeder der drei Volksstände sein Abbild auf der Bühne haben, der Hof im Trauerspiel, die Städte in der Komödie, der Bauer im Schäferspiele. Daher soll ferner, wie er selbst sagt, die tragische Schreibart stets „auf Stelzen, die komische barfuß gehen". Die Oper endlich habe gar keinen Sinn und Verstand, denn wo sei es in allen drei Ständen wohl jemals erhört, daß man nach Noten lache oder weine? — Das klingt allerdings, wenn nicht schon die erwähnten Stelzen gerechtes Bedenken erregten, fast wie eine versuchte Umkehr von der Unnatur zur Natur, wogegen sich wiederum nichts Sonderliches einwenden ließe. Aber wo holte er sich

die Natur, die Originale zu seinen Abbildern der Stände? Nicht etwa, wie man billigerweise vermuthen sollte, bei diesen selbst, sondern bei — Boileau. Hierauf ließ er nun, gleichzeitig gegen die Oper wie gegen die Harlekinaden, gegen Lohenstein's Schwulst wie gegen Weise's Natürlichkeit und „selbstgewachsenen Witz“, in Sachsen und Schlesien seine Schulmeister aufrücken mit allem Wurfgeschoß, Mauerbrechern und Katapulten schlechter Uebersetzungen französischer Stücke, und noch schlechtern Orginalen, wozu er selbst in seinem „Sterbenden Cato“ das schlechteste lieferte. Lauter abgestandene Classicität, hausbackene Heroen, ganz unmögliche Tugendhelden gegen ebenso unmögliche Bösewichter, Alles mit dem, unter solchen Umständen höchst erstaunlichen, Feldgeschrei patriotischer Vaterländerei, denn echtdeutsch ist dabei weiter nichts als die große Ungeschicklichkeit. Seine Leibgarde waren, nebst seiner Frau, Schwabe, Müller, Henrici, Pitschel, Derschau, Schönaich und andere Längstvergessene, gute Leute und schlechte Poeten, denen die pariser Allongenperücke gar seltsam und ungeheuerlich zu Gesichte stand, und die auf den ungewohnten Salonboden, besonders wo sie galant und zierlich sein wollten, nach allen Seiten hin lächerlich ausglitten. Die Hauptaction dieses Feldzugs aber war die Erdrosselung und feierliche Bestattung des armen Hanswursts, wozu Gottsched die unternehmende Frau Neuber, die 1723 mit ihrer Schauspielertruppe nach Leipzig kam, schnöde zu disponiren gewußt.

Wir können Gottsched's aufgeblasen täppisches Zufahren durchaus nicht für eine zeitgemäße Melioration, vielmehr nur als eine höchstbedauerliche barbarische Störung gelten lassen. Es ist ein offenbares Mißverständniß, wenn man annimmt, daß es so dringend nöthig war, dem Theater und seiner Sprache

wieder einen würdevollern Anstand zu geben; Anstand und Sprache sind nur das Gewand, in das die Poesie niemals hereinwachsen kann, sondern es stets selbst mitbringen muß, wie jeder gesunde Mensch seine eigene Haut. Der Sturm des Dreißigjährigen Kriegs hatte den dramatischen Dichterwald gebrochen, aber nicht entwurzelt, und wenn aus den Wurzeln dann freilich nur wildes Gestrüpp verworren wieder aufschoß, so zeugte dies doch immerhin noch von frischem Triebe, und es war ebenso thöricht als vermessen, den Boden völlig auszuroden, daß nun der wälsche Wind über die öde Haide strich und Alles in Sandwehen begrub. Noch hatte auf den Gebirgen in Oestreich, Baiern und Tirol, weil sie von der neuen Bildung am wenigsten inficirt waren, die von den Jesuitenschauspielen gepflegte dramatische Legende, Volkssage und Passion den Sturm überdauert und den wahrhaft tragischen Ernst für eine poetische Zukunft treulich bewahrt; noch pulsirte in den verachteten Komödiantenbuden eine unverwüstliche Lustigkeit und der kecke Witz. Aus jenem tiefsinnigen Ernst und aus diesem ungezogen kräftigen Volkstumult konnte, bei ungestörter Fortentwickelung, das Höhere sich gestalten, aus der todtgeborenen Classicität Gottsched's nimmermehr. Auch Shakspeare's unsterbliche Dramen sind ja im Grunde nur eine Verklärung der rohen Haupt- und Staatsactionen, wie sie noch die englischen Komödianten zu uns herübergebracht. Was aber insbesondere den Hanswurst betrifft, so haben wir schon oben ausdrücklich anerkannt, daß er über alle Gebühr unflätig geworden, können aber keineswegs zugeben, daß die lüstern verhüllte und überzuckerte Unfläterei des sogenannten feinen Lustspiels um ein Haar besser, oder die albern bebänderten Schäferspiele und langweiligen Tragödien, die nun von Gottsched ausgingen, nicht unendlich dümmer wären.

Der Hanswurst war damals noch in seinen Flegeljahren, und wir halten dafür, daß er, wenn man ihn mit einiger Bildungsunterstützung fortbestehen ließ, gewiß zu einer echt nationalen komischen Figur herausgewachsen wäre. So aber hinterließ der Schalk, noch im scheinbaren Hinscheiden humoristisch, seinem gelehrten Leichenconduct als lustiges Erbe die Stelle der Hofnarren, welche die ihn überlebenden Dichter in ihren Gratulationsversen und Festspielen mit vieler Gravität und wenig Witz recht wacker verwalteten. Jedenfalls ist das bloße Zerstören ein Unsinn, wenn man nichts Klügeres dafür zu geben hat; von allen zahlreichen Schülern Gottsched's aber könnten wir nur den einzigen Johann Elias Schlegel als den besten auszeichnen, von dem gleichwohl Lessing sagen mußte: in seinen Lustspielen herrsche das kälteste langweiligste Alltagsgewäsche, das nur in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne. Ja auch der Hanswurst, den sie in Leipzig so sicher eingesargt zu haben meinten, tauchte bald darauf zu großem Jubel des Volks in Wien wieder auf, wo er durch Prehauser's meisterhafte Darstellung, sowie sein tölpelhafter Vetter Bernardon durch Jos. Kurtz eingebürgert wurde. Wenn aber dort die locale Volkskomödie, die z. B. in Philipp Haffner's Possen und Zauberstücken sehr gesunde Elemente entwickelt, dennoch nicht dazu gelangte, sich zu einem allgemeinen nationalen Lustspiele auszubilden, so ist keineswegs, wie Gervinus meint, der Mangel an Bildung und Bildungstrieb der reinkatholischen Bevölkerung daran Schuld, sondern gerade umgekehrt die Hofmeisterei der protestantischen Aufklärung Norddeutschlands, welche damals, da durch die Preßfreiheit plötzlich alle Schleußen aufgethan waren, mit zahllosen Flugschriften ganz Oestreich unter Wasser setzte und ihren zähen Niederschlag vor-

züglich in den höhern Schichten der wiener Gesellschaft abgelagert hatte. Unter dem Protectorate des Fürsten Kaunitz und van Swieten's wurde Sonnenfels Theatercensor und Director, verbot das Extemporiren, und wollte Alles nach Racine'schem Geschmack einrichten. Ayrenhoff, dem Shakspeare ein Ungeheuer und „Götz von Berlichingen" ein Gräuel war, ward sein Hauptsatrap und Anführer einer langen feierlichen Procession von geschulregelten Lust- und Trauerspielen, die jedoch wie todte Perückenstöcke, beständig dem Spott und Witzhagel der ausgelassenen Hanswurstiaden ausgesetzt waren und daher gar nicht recht prosperiren konnten. Also immer und immer wieder die alte klägliche Geschichte: ein vornehmes Schauspiel, das vor Langweiligkeit verstirbt, weil das Volk es nicht mag, und ein plebejisches Schauspiel, das in Kurzweil verwildert, weil die Gebildeten ihm den Rücken wenden. Wenn aber, dieser Ungunst zum Trotz, der Hanswurst dort auf der leopoldstädtischen Bühne in mannichfachen Verwandlungen, als Kasperl, als Staberl rc., sich bis zu unsern Tagen erhalten hat, so zeugt dies nicht nur von einem gewissen poetischen Bildungstrieb dieses reinkatholischen Volks, sondern auch von der Unsterblichkeit des deutschen Hanswursts, und es steht zu befürchten, daß er, einmal von den Bretern verbannt, außerhalb des Theaters noch manche verwunderliche und ungelegene Gastrolle geben wird.

Die neuere Zeit.

In der Leipziger Bibliothek stand: Niemand werde leugnen, daß Gottsched große Verdienste um die deutsche Bühne habe. Da erklärte ein junger Autor, er sei dieser Niemand, und dieser Autor war Lessing. Lessing's Bemühungen für die Bühne sind eigentlich nur eine untergeordnete, gewissermaßen vorbereitende Waffenübung zu seinem kritischen Kampfe um die höchsten Wahrheiten des menschlichen Dasein, der ihn unsterblich gemacht. Es ist interessant, ihn schon hier ganz auf denselben Wegen und Irrwegen zu erblicken, die er später auch auf dem theologischen Gebiet eingeschlagen hat. Wie dort gegen die verknöcherte Orthodoxie eines Götze, so hatte er hier das richtige Gefühl von der Pedanterie der Gottschedianer und ging sofort dem Dogma der französischen Classicität zu Leibe. Wie er dort auf eine Art von Naturreligion kam, so hier auf die Naturpoesie. Hier wie dort ging er kühn, ja verwegen vor, und daher in beiden Fällen zu weit, denn der natürliche Verstand ist ebenso wenig Religion, als die Nachahmung der Natur Poesie ist. Dort verwarf er alles Aeußerliche, hier nicht nur den Alexandriner, sondern den Vers überhaupt. Hier wie dort wollte

er keine neue Regel aufstellen, sondern nur die Irrthümer und Vorurtheile vernichten; er gab seine eigenen Stücke, wie dort seine religiösen Zweifel, nicht als endgültige Muster, hielt sich vielmehr selbst für keinen Dichter; sondern er wollte dadurch nur anregen, damit es ein Anderer besser mache, was er aber hier so wenig als dort erreichte. Mit einem Worte: hier wie überall war er durchaus hochgesinnt und ehrlich, meinte nicht seinen Ruhm, sondern das Wahre und Rechte, das er ahnte, ohne es selbst herstellen zu können. Und eben dies Uneigennützige, diese Tapferkeit des guten Gewissens, ist das Große und Siegreiche in ihm.

Zu Lessing's Zeiten hatte eine doppelte Unnatur die Bühne eingenommen. Von Gottsched her, wie wir gesehen, die französische Tragödie und das gleichfalls französirte Schäferspiel, wo Damöt und Phyllis über Nichts galant discuriren und mit coquettbebänderten Hüten und Reifröcken Unschuld spielen; ein fadendünnes Bächlein, das sodann in dem moralischen Wassersuppen-Lustspiel Gellert's ausmündet, der es als Ruhm aufnahm, daß man bei seinen Lustspielen weinte. Von Klopstock her dagegen brach plötzlich eine völlig unhistorische urweltliche Deutschthümelei herein mit seinem „Hermann“, der in epigrammatisch verzwickter Redeweise seine Cherusker zu ganz bühnenungerechten Bardenschauspielen aufrief. Gegen diese gemachte Nationalität setzte Lessing einfach und durchaus praktisch seine wahrhaft nationale „Minna von Barnhelm“, die eine ungeheure Wirkung machte, weil sie von der nebelhaften Vaterländerei zu dem wirklichen Vaterlande und dessen edlern Sympathien und Antipathien ablenkte. Gegen die Franzosen und Deutschfranzosen aber setzte er den Shakspeare, von dem er, damals ganz paradox und ketzerisch, behauptete, daß er im Wesen den Alten näher

stehe als die Franzosen, und daß überhaupt das Große, Schreckliche und Melancholische besser auf uns wirke als das Artige, Zärtliche und Verliebte. Ja, als Möser in seiner Vertheidigung des Grotesk-Komischen, zum Entsetzen der Poeten wieder auf Harlekin wies, nahm sich auch Lessing sogleich des Verbannten an. „Die Neuber ist todt," sagt er, „Gottsched auch; ich dächte, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an. Er ist ein ausländisches Geschöpf, sagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären."

Aber Kritik allein thut's nimmermehr in solchen Dingen. Das wußte Lessing sehr gut, und ging daher selbst unmittelbar ans Werk mit seiner „Miß Sara Sampson" und „Emilia Galotti". In beiden Stücken jedoch hatte ihn der Sturmschritt der Opposition zu weit ab ins Natürliche und Bürgerliche hineingeführt. Miß Sara ist eine trockene Gouvernante, die mit ihrer weinerlichen Moral unmöglich Propaganda machen konnte, nnd in „Emilia Galotti" soll, unter absichtlicher Beseitigung alles Wunderbaren, ein überfeines Räderwerk kleinlicher Motive, gleich einem scharfsinnigen Rechenexempel, die Stelle des alten Schicksals oder der höhern Macht der göttlichen Vorsehung und Vergeltung vertreten; abgesehen davon, daß es schon von vornherein ein unglücklicher Gedanke war, die kolossale Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, an den modernen Hof von Massa-Carrara zu verpflanzen. Schon gänzlich aber auf theologischem Boden sehen wir ihn endlich im „Nathan", seiner besten und letzten Arbeit für das Theater. Hier gruppirt sich eine reiche und historisch bedeutende Welt um das bekannte Boccaz'sche Märchen „Von den drei Ringen", in welche er sein ganzes Glaubensbekenntniß eingefaßt

hat: die völlige Gleichstellung von Judenthum, Islam und Christenthum; denn die Berechtigung und göttliche Abstammung aller positiven Religionen lasse sich nur an ihren Früchten erkennen, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen“. Und nicht bloße Gleichstellung; an den großartigen Gestalten des Saladin, des Nathan, der Recha und des Tempelherrn, dem unscheinbaren Patriarchen und Klosterbruder gegenüber, fühlt man wohl, auf welcher Seite eigentlich der Dichter steht. Allein man darf bei diesem merkwürdigen Schauspiel auch den Charakter einer absichtlichen Streitschrift nicht übersehen, womit Lessing, wie er selbst sagt, „gewiß den Theologen einen ärgern Possen spielen wollte als mit zehn Fragmenten“. Indeß hatte Lessing, wie er überall seiner Zeit voraus war, sich von der Bewunderung der Zeitgenossen nicht irre machen lassen und die Unzulänglichkeit seiner eigenen dichterischen Productionskraft gar bald erkannt. Er übersetzte daher den Diderot, der, wenngleich mit geringern geistigen Mitteln, fast denselben Krieg gegen die vorgebliche Classicität seiner eigenen Landsleute führte. Er suchte ferner Christian Weiße aus Annaberg sich zum praktischen Mitkämpfer zu erziehen, während von Brawe, von Cronegk u. A. begeistert als Freiwillige folgten. Sie starben jedoch früh, Weiße aber zog sich vom Kothurn, dem er keineswegs gewachsen war, in die Operette zurück, und die ältesten Theaterfreunde werden sich seines „Lottchen am Hofe“ und der „Jagd“ mit den Hiller'schen Arien aus ihrer genügsamen Jugendzeit noch gern erinnern. Er endigte als Kinderfreund mit ziemlich kindischen Kinderkomödien, von denen Jean Paul sagt, sie seien weniger nütze als Komödien, die sich die Kinder selbst machen. Denn „in unsern Tagen, wo ohnehin der ganze Mensch Figurant, seine Tugend Gastrolle und

seine Empfindung lyrisches Gedicht wird, ist die Verrenkung der Kinderseele vollends gefährlich." Am förderfamsten vielleicht war der Schauspieler Eckhoff in Hamburg, der in seiner Action zuerst den einfachen Naturlaut gegen das hohle declamatorische Pathos, den natürlichen Conversationston gegen das alberne Zierwesen des Lustspiels zu setzen wagte und mithin Lessing's Intentionen in immer weitern Kreisen einleuchtend und wirksam machte.

Bei weitem eindringlicher aber, als Lessing's unmittelbare Bestrebungen für das Drama, wirkte auf das letztere der Umschwung, den seine kühne religiöse Demonstration in die Gesinnungen und Ansichten überhaupt geworfen hatte, und wovon sein Drängen zur Natur in der Poesie eben nur ein ganz analoges Vorspiel war, das jenen Umschwung vorbereiten und vertiefen mußte. Er sah die Welt, und namentlich die protestantische, am Glauben Schiffbruch leiden und zwischen Zweifel, todter Orthodoxie und Freigeisterei unentschieden hin und herschwanken. Seiner resoluten Natur aber war alles Halbe und Unklare unerträglich. Dazu kam noch die durchaus kritische Signatur seines Geistes; sagt er doch selbst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb von Wahrheit (obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren) verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Er wollte daher den Zweifel, anstatt sich und Andere zu hintergehen, lieber völlig emancipiren, ob nicht vielleicht der menschliche Geist in offenem Kampfe mit ihm und in unbedingter Freiheit das Christenthum, wie er es aufgefaßt, aus sich selbst heraus sich wiedererobere? Er schlug daher auf der einen Seite den flachen

Rationalismus, als zu dem Kampfe ganz unberechtigt, mit allen Waffen des Witzes und Scharfsinns nieder, und gab von der andern Seite seine „Wolfenbüttler Fragmente“, wo Christi Lehre und Leben als ein Versuch zur Gründung eines irdischen Messiasreichs, und seine „Erziehung des Menschengeschlechts“, wo die Offenbarung nicht als für alle Zeiten geschlossen, sondern als ein blos stufenweiser, einstweilen nur an dem Volke der Juden durchgeführter Act der Erziehung Gottes dargestellt wird; und das Alles, damit es recht bald und gründlich widerlegt werde. „Denn ich hungere,“ sagt er, „nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon, Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht.“ Allein er hatte bei dieser verwegenen Herausfoderung nicht bedacht, daß nicht Alle zu dem Kampfe gerüstet waren und sein konnten, wie er. Wonach er mit allen Kräften seiner Seele gesucht und gerungen, das nahmen seine Nachfolger als ein bereits Gefundenes und Abgemachtes an, indem sie seinen Versuch einer Versöhnung und Vermittelung von Vernunft und Christenthum blödsinnig in eine Revolution der Vernunft gegen das Christenthum verwandelten.

Es war schon von schlimmer Vorbedeutung, daß Gerstenberg das von Lessing für das Drama empfohlene Große, Schreckliche und Melancholische so materiell und wörtlich nahm und in seinem „Ugolino“ eine ganze Familie vor Hunger verschmachten läßt, nicht anders als wenn man einen lebendigen Menschen ans Kreuz nageln wollte, um das zuckende Muskelspiel des Sterbenden künstlerisch zu bewundern. Erst bei Andern, Ungestümern aber kam die durch Lessing auf dem theologischen Gebiete veranlaßte Revolution auch auf der Bühne zum wirklichen Ausbruch. Lessing hatte, wie wir gesehen, allen Nachdruck auf die Perfectibilität und Selbst-

erziehung des Menschengeistes gelegt und gleichsam als ein prüfendes Fragezeichen an sein Jahrhundert, wie das Drama vom Regelzwange, so die Religion von der Offenbarung zu befreien versucht, mithin dem Subjectiven eine fast unbegrenzte Freiheit zugetheilt. Denn „der wahre Lutheraner", sagt er, „will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß." Es konnte kaum fehlen, aus diesem subjectiven Gutdünken, auf solche Weise von allem Höhern über ihm entbunden, wurde sehr bald ein Sichbesserdünken, aus der beabsichtigten Selbsterziehung eine Selbstüberhebung, die sich nun völlig zu emancipiren strebte. Diesem egoistischen Instinct der subjectiven Eigenmacht aber trat nothwendig überall die unerschütterlich geordnete Natur der Dinge, die historische Tradition, der Staat und die Gesellschaft hemmend entgegen. Und so brach denn plötzlich — ganz wider Lessing's Geist, dessen Ideen sie auf ihre ungeschlachte Weise sich interpretirten — der Lärm und Zorn der berüchtigten Sturm- und Drangperiode herein, welche mit einer Art von Berserkerwuth gegen alle wirklichen und eingebildeten Schranken, und natürlicherweise ganz vorzüglich gegen die positive Religion anrannte. Lessing stand bei den Orthodoxen sogar im Verdacht eines heimlichen Katholiken; das wenigstens wird diesen Stürmern Niemand nachsagen können!

Ihre beiden Hauptführer waren Klinger und Lenz, nach verschiedenen, ja fast entgegengesetzten Richtungen, aber dennoch von demselben Naturprincip ausgehend. Klinger wollte Tugend ohne Religion, Lenz eine ästhetische Religion ohne Tugend; Beide aus der souveränen Eigenmacht des emancipirten Sub-

jects. Klinger's stoischer Katechismus lautet: Man müsse die Uebel und Gebrechen der Gesellschaft zu heilen suchen durch die Stärke der Vernunft, durch feste Anerkennung ihres allgemeinen verpflichtenden Gesetzes, begründet auf die Freiheit und die Reinheit des Willens. Als ein zur intellectuellen Welt gehöriges Wesen könne er aber die Bestimmung seines Willens nicht anders als unter der Idee der Freiheit denken, und mit dieser sei die daraus fließende, sich selbst Gesetz zu sein, unzertrennlich verbunden. Nur der Schwache und Charakterlose trage sich mit den Wörtern Schicksal und Zufall, der Mann von Kraft, der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen handle, verstatte keinen Luftgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über sich; er handle aus sich selbst und wisse, daß er das Schicksal in sich beherrscht. Das Wort Vorsehung ist ihm daher ein Schall, bei dem er in die peinlichste Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle, und die französische Revolution sei eine Satire auf diesen vermeinten Sinn. Ja, er fragt stolz: was denn überhaupt die Geschichte anders sei als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie denn im Sinne der orthodoxen Theologie lesen solle? Er will die ganze Wahrheit, oder vor ihr die Augen ganz zudrücken.

Lenz dagegen adorirt die Natur als einzige Gottheit, versteht aber unter dieser Natur eigentlich nur die völlige Losgebundenheit von Convention, Sittlichkeit und allem Regelnzwang, ohne im mindesten zu ahnen, daß die wirkliche Natur unverbrüchlich sehr strengen Gesetzen folgt und daher einen höhern Gesetzgeber über sich voraussetzt. Gut und schön ist bei ihm Alles, was mit dieser vermeintlichen Naturfreiheit übereinstimmt, Sünde bloß das, was ihr widerspricht. Mit

gemüthlicher Naivetät sucht er daher in seinem „Neuen Mendoza“ die Geschwisterehe plausibel zu machen, und in seinem „Engländer“ die Freigeisterei und Wollust zu verherrlichen, „die den Himmel preisgibt für Armiden“. Ebenso natürlich findet er es auch in seinem „Hofmeister“, daß die Heldin von dem Hofmeister geschwängert, und dennoch gleich darauf von ihrem eigentlichen frühern Liebhaber geheirathet wird, daß ferner besagter Hofmeister sich sodann kastrirt und dennoch wieder ein unschuldiges Bauermädchen verführt. So läßt er seine Naturreligion, wie einen Irrwisch, über den Sümpfen und Pfützen und wo irgend das Leben faul ist, lustig aufflackern; aber ihm wird nicht wohl dabei und er sagt selbst: seine Gemälde seien alle ohne Stil, wild und nachlässig aufeinandergekleckst; ihm fehle zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Nesseln seines Schicksals und halb im Schlamme versunken liege und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er sich das Alles selbst zugezogen.

Ganz anders ist es bei Klinger. Auch Klinger hat seine Sache allein auf den Gott in der eigenen Brust gestellt, aber er begnügt sich keineswegs, seinen Glauben, wie Lenz, epikuräisch auszuspinnen, sondern will ihm in wahrhaft mohamedanischem Fanatismus mit Feuer und Schwert die Welt erobern. Fast alle seine Dramen sind ein solcher Kampf auf Tod und Leben gegen Alles, was sich in Kirche, Staat oder gesellschaftlichen Zuständen gegen seinen natürlichen Vernunftgott rebellisch aufzulehnen unterfängt. Weil er aber überall einen so gewaltigen Anlauf nimmt, so setzt er auch überall weit über sein Ziel hinaus; weil er seine Helden stets mit wahrhaften Tugendkeulen ausrüstet, so muß er ihnen auch nothwendig ebenso unerhörte Bösewichter entgegen-

stellen, die sie niederschlagen sollen, wobei es ihm denn nicht selten begegnet, daß er, wie Don Quixote, unschuldige Windmühlenflügel für riesige Arme eines boshaften Zauberers hält. Es war schon von übler Vorbedeutung, daß er gleich bei seinem ersten Bühnenversuche mit einem Doppelmorde, mit einem Bruder- und Sohnesmorde debutirte, in seinen „Zwillingen“, womit er gegen den, Lessing verständig nachgebildeten „Julius von Tarent“ von Leisewitz einen von Schröder ausgesetzten Preis gewann. Der feine Leisewitz ließ sich dadurch für immer abschrecken, Klinger aber stürmte um so zuversichtlicher weiter fort. In seinem „Otto“ ist es ein sich überstürzendes Familienunglück, in dem Schauspiele „Sturm und Drang“, das diesem ganzen literarischen Tumulte den Namen gegeben, der wilde Gräuel schottischen Familienhasses. In der „Neuen Arria“ revoltiren lauter unerhörte Genien und Mannweiber gegen Hofcabale, sowie im „Stilpo“ gegen fürstliche Mörder und Unterdrücker. Es konnte nicht fehlen: dieser Verstandsschwärmerei, der convulsivischen Anspannung und Ueberkraft mußte nothwendig auch ein ebenso forcirter Dialog entsprechen, ein Sichüberschreien der Leidenschaft, das häufig wieder an Lohenstein und den Bombast der alten Staatsactionen erinnert. Beide Dichter aber, weder Lenz noch Klinger, konnten den heraufbeschworenen Krieg unversöhnlicher Conflicte, diesen Kampf einer chimärisch selbstgemachtenl Unnatur, wie sie allerdings in den damaligen Lebensverhältnissen vorlag, unmöglich genügend ausfechten. Lenz verfie darüber in Wahnsinn und Klinger in eine kalte Weltverachtung, der die Träume von Veredlung der Menschheit nur noch als dichterischer Zeitvertreib, ja albern, abgeschmackt und ekelhaft vorkamen, und die zuletzt sogar den Despotismus zu entschuldigen versucht.

Indeß war der Lärm, den sie erhoben hatten, zu stark, um nicht nach allen Seiten hin den leeren Widerhall zu wecken, und was Klinger so grob angefangen, wurde von seinen Mitstreitern und Nachahmern noch unendlich vergröbert. Die Liebe, um nicht etwa empfindsam zu erscheinen, wurde grundsätzlich ganz gestrichen; und unter Natur verstanden sie einen plumpen Abdruck der platten Wirklichkeit, wie z. B. in Möller's „Graf Waltron" und den vielen Soldatenschauspielen; aus der Kraft aber machten sie gemeine Rohheit, wie in Wagner's „Kindesmörderin", in den Stücken von Hahn, von den Grafen Törring, und selbst in Babo's „Otto von Wittelsbach", dessen eigentlicher Nerv in dem Zittern und Beben des brutalen Zornausbruchs liegt, womit der Schauspieler, der den Otto spielt, die Breter erschüttert. Es ging noch eine vage handwerksmäßige Tradition von der biderben Manneskraft unserer deutschen Vorfahren durch dieses Geschlecht und sie verfielen daher meist auf Ritterstücke. Aber sie hatten das Ritterthum, da sie ihm die Religion und die Liebe nahmen, entadelt, und von Allem blos das klägliche Ende, die Zeit des Faustrechts, sich gemerkt, die allerdings von der Kraft, wie sie sie verstanden, ganz simpel Profession. machte und selbst nur eine Caricatur des Mittelalters war. Ueberhaupt begegnen wir unter diesen burschikosen Dichterlingen eigentlich nur einem Dichter, dem Maler Müller (von einem seiner Gemälde wohl auch der Teufelsmüller genannt), der die Natur, die jene suchten, ohne sie zu kennen, in seinen Idyllen wirklich gefunden und vor Goethe und Tieck einen „Faust" und eine „Genoveva" geschrieben hat. Sein Faust steht noch völlig auf dem Sturm- und Drangboden „gegen das lahme vermatschte Menschengeschlecht als ein ganzer ausgebackener Kerl, aus dem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt."

Die Genoveva dagegen in ihrer mildern fast religiösen Auffassung weist vorahnend bereits auf die spätere Romantik hin; eine geistreiche dramatische Skizze, aus der Tieck Mannes gelernt und das schöne Solo-Lied aufgenommen hat, das wie eine wehmüthige Todesmahnung durch die Dichtung klingt.

Aus den Staubwirbeln aber, die jene Polterer aufgewühlt, sehen wir die beiden Heroengestalten von Goethe und Schiller leuchtend hervortreten. Ueber beide Dichter ist schon so viel Gescheites und Verkehrtes, ja einander geradezu Widersprechendes geschrieben worden, daß diese Literatur die Zahl ihrer eigenen Werke bei weitem übersteigt. Das ist jederzeit ein Zeichen, daß die Sache nicht plan vorliegt, denn was klar ist, bedarf keines weitläufigen Commentars. Unklar aber ist sie vorzüglich dadurch geworden, daß ihnen jeder nach seiner individuellen Eigenthümlichkeit seine eigene Art oder Unart, ganz absonderliche Hintergedanken und Zwecke unterschob, und namentlich ein apartes Christenthum für sie zurecht machen wollte; sowie nicht minder durch die hergebrachte Voraussetzung: dieses Dioskurenpaar habe eine durchaus neue Weltansicht erfunden. Was nun zunächst das Christenthum anbetrifft, so formulirt sich die Frage ganz einfach dahin: ob man an die Gottheit Christi glaube oder nicht, und ob man daher seine Lehre als göttliche Offenbarung, oder als bloße Offenbarung des Menschengeistes in einem sittlich besonders ausgezeichneten Manne aufnimmt. Denn, läge das Heil einzig und allein in der positiven Moralphilosophie dieser Lehre, so ist gar nicht abzusehen, warum man die Anhänger des gewiß sehr moralischen Confucius, oder die Mohamedaner, die ja Christum auch als einen großen Propheten verehren, nicht ebenfalls Christen nennen könnte. Und nach jenem präci-

sen und, wie uns scheint, unerläßlichen Kriterium sind Goethe und Schiller, trotz der überkünstlichen Gegenversicherungen ihrer frommen Freunde, keine Christen. Ebenso wenig haben sie eine neue Weltansicht aufgebracht, sondern nur das Vorgefundene mit bewunderungswürdigem künstlerischen Verstande geordnet und modulirt. Sie überkamen die verworrene Erbschaft des Sturm- und Dranggeschlechts, und haben diese Erbschaft, wenngleich nicht ohne eigenthümliche Verwahrung, herzhaft angetreten, um auf ihre Weise auszuführen, was jene begonnen und gewollt. Jene hatten aber, wie echte Revolutionäre, mit der bloßen Negation und dem Niederreißen aller Schranken begonnen, und was sie eigentlich wollten, aber nie erreichten, war eine Bildung ohne positive Religion, eine Selbsterziehung des menschlichen Geistes, der allein sich selbst Gesetz sein sollte. Und eben diese specifisch-moderne Bildung war auch die Lebensaufgabe der beiden großen Dichter.

Sie wurde aber von beiden Dichtern auf sehr verschiedene Weise gelöst. Wenn Schiller's Poesie durchaus subjectiv als ein fortschreitender Proceß seiner eigenen innern Entwickelung sich darstellt, so erscheint dagegen Goethe ganz objectiv, und daher weniger dramatisch als episch, d. i. für das moderne Epos, den Roman, geeignet. Man kann bei Goethe keineswegs, wie bei Schiller, die Periode seiner Dichtung nach seinem innern Fortschritt, sondern vielmehr nur nach den geistigen Zuständen seiner Zeit verfolgen. Er spiegelt nacheinander die verschiedenen Phasen der damaligen Bildung, die wir vorhin als die moderne bezeichnet, in allen ihren mannichfachen Symptomen und Abzweigungen, ruhig, klar, fast ohne fühlbaren Kampf. So im „Werther“ die sentimentale Empfindsamkeit, im „Götz“ den eigentlichen Sturm und Drang, in der „Iphigenia“ die modern-antike Richtung, in den

„Wahlverwandtschaften“ das damals überall spukende mystische Element der Gemüthswelt, im ersten Theile des „Faust“ den fragmentarischen Kampf des emancipirten Subjects, im zweiten Theile die neue Romantik. Wie Shakspeare's historische Schauspiele für jene Zeit, könnte man daher Goethe's Werke ein Epos der geistigen Geschichte seiner Zeit nennen. Und eben weil die ganze Bedeutung Deutschlands zu dieser Zeit lediglich eine innerliche, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft beruhende war, und weil andererseits die äußerlichen Katastrophen der unmittelbaren Gegenwart sich nie und nirgends künstlerisch, am wenigsten episch bewältigen lassen, so sträubte er sich instinctartig gegen alle störenden Einflüsse der politischen Umwälzungen, die er erlebte; was ihm öfters das Ansehen eines schlechten Patrioten gab.

Im Grunde aber repräsentirt Goethe grade das, was Schiller aus dem Menschen erziehen wollte: eine durchaus ästhetische Religion, in ihrer Art vollendet und unangreifbar. Sie ist allerdings vorzüglich in seinen Romanen ausgeprägt. Im „Werther“: die Emancipation des subjectiven Gefühls von allen hemmenden Banden, eine weltliche Religion des Herzens, das in seiner Selbstvergötterung und Verzärtelung so krankhaft empfindlich wird, daß es sich vor den natürlichen Gegensätzen der Wirklichkeit nur noch durch Selbstmord zu retten weiß. In „Meister's Lehrjahre“ dagegen wird diese Bildung ohne Religion, da die Kunst nicht nachhaltig genug anschlagen will, durch das praktische Leben versucht, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, denn wenngleich das Ganze ein unvergängliches Bild jener Zeit gibt, so ist und bleibt doch Wilhelm Meister selbst ein ziemlich uninteressanter Gesell, der am Ende selbst nicht recht weiß was er will. In den „Wahlverwandtschaften“ endlich waltet eine gewisse Präde-

stimation, eine mystische Naturverwandtschaft der Geister, der sich Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige vergebens entgegenstellen; „sie greift zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen.“ — Dieselben Züge nun, wenn auch minder prägnant, gehen auch durch Goethe's dramatische Arbeiten. Im unmittelbaren Zusammenhange noch mit der Sturm- und Drangperiode steht sein „Götz von Berlichingen“. Hier stellt Goethe Klinger's weltverbessernden Mann von Kraft, „der nur aus sich selbst handelt und weiß, daß er das Schicksal in sich beherrscht“, aber nicht das Klinger'sche Begriffsskelet chimärischen Unholden, sondern eine lebendige, nach unbedingter Freiheit strebende Persönlichkeit dem ganzen heiligen römischen Reiche entgegen: „Die Haut für die allgemeine Glückseligkeit daran zu setzen“, heißt es hier, „das wäre ein Leben!“ Und Goethe konnte in der That dafür kaum einen passendern Boden wählen. Denn hinter dem anarchischen Getümmel sehen wir schon Luther und Sickingen und das ganze geistige Faustrecht der Reformation aufdämmern, an dem jene selbständige subjective Freiheit sich entzündet und das deutsche Reich zu Grunde ging. „Götz“ ist, bei aller Willkür im Nebenwerke, unter allen Goetheschen Schauspielen das historischste, wenn wir darunter nicht zufällige Begebenheit und Costüme, sondern den Geist der Geschichte verstehen. Dieselbe Apotheose aber, diesen Triumph des freigesprochenen Subjects finden wir ebenso in den andern Stücken. Im „Tasso“ ist es ein reiches Dichtergemüth, das sich aristokratisch als den Mittelpunkt der Welt, und daher von allen Spitzen des wirklichen Lebens tödtlich verletzt fühlt; eigentlich das damalige Leben in Weimar, das aber, bei der Macht der Persönlichkeiten, kein privates, sondern von historischer Bedeutung war. Im

„Egmont“ dagegen ist es das liebenswürdige Sichgehenlassen eines heitern Weltkindes, um dessenwillen die Geschichte gebeugt wird und dem zuletzt sein Klärchen die Palme der himmlischen Verklärung reicht. Hier insbesondere war der Dichter, wie er uns selbst sagt, „auf eine neue Religion von Dämon gerathen, einem Wesen, das er in der belebten und unbelebten Natur walten sah, das nicht göttlich, nicht menschlich, nicht teuflisch nicht engelisch, nicht Zufall noch Vorsehung war“, und mit dem Helden sein furchtbares Spiel treiben sollte. Daß übrigens alle diese Helden in ihrem Kampfe unterliegen, kann uns nicht irren, da sie doch überall fühlbar als die eigentlich Berechtigten hervorgehoben sind, und ihr Untergang nur dazu dient, unsere Theilnahme an ihnen noch zu vertiefen. — Später aber, da in Goethe selbst das revolutionäre Jugendfeuer schon zu verlöschen anfing, holte er als neues Agens jener wesentlich dämonischen Entwickelung sich das Alterthum zur Hülfe. „Ich habe,“ ruft er in Rom vor den alten Kunstwerken aus, „ich habe wieder die schönsten — ich darf wohl sagen — Offenbarungen.“ Und die schönste dieser Offenbarungen war seine „Iphigenia“, ein antik eingerahmter Spiegel von unnachahmlicher Klahrheit, in welchem die moderne Bildung sich selbst beschaut; wogegen in der „Natürlichen Tochter“ das ungemilderte heidnische Schicksal fast heimtückisch im Hintergrunde lauert und das ganze Gedicht erkältet.

Im „Faust“ aber faßt Goethe die ganze tiefere Bedeutung des Sturms und Dranges jener Zeit, sowie seinen eigenen innern Lebenslauf, noch einmal in ein wundervolles Bild zusammen. „Faust“ ist die uralte Fabel vom Prometheus, der, den Göttern zum Trotz, sich selbst das Licht vom Himmel holen will. In ihrer neuen Gestalt aber ist sie,

sowohl der Zeit nach, wo sie zuerst in der Volkssage auftaucht, als auch in der Goethe'schen Auffassung durchaus ein protestantisches Erzeugniß. Vom alten Glauben und seiner lebendig vermittelnden Tradition ist nur das geschriebene Wort geblieben und der Menschengeist, um es nach seinem subjectiven Verstand und Gefühle sich zu deuten. Allein der natürliche Verstand grübelt statt zu glauben, und das Gefühl ist allezeit ein wetterwendisch Ding. Daher ist die Deutung, je nach der verschiedenen Individualität und Stimmung, nothwendig eine verschiedene, und da am Ende kein vernünftiger Mensch, so stolz er sich auch stelle, sich selber für unfehlbar hält, so führt das Grübeln zur Rathlosigkeit und die Rathlosigkeit zum Skepticismus. Und so scheitert auch der Goethe'sche Faust gleich anfangs an dem Wort:

„Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.“

Vergebens hat er sich der Natur in die Arme geworfen und den Erdgeist heraufbeschworen, der ihm die trostlose Antwort gibt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ Vergebens mahnen die Kirchenglocken in der Stille des Ostermorgens das gläubige Gefühl; die flüchtige Rührung verweht mit den Glockenklängen in der Luft. Aber die einsame Freiheit und Ueberhebung des Menschlichen, das nun sich selbst die einzige Autorität und Offenbarung sein soll, weckt den Hochmuth und die natürliche Gier, sich demgemäß nach allen Richtungen hin ganz selbstständig und „reinmenschlich“ herauszubilden, und mithin auch das in ihm schlummernde Dämonische, „den Löwen, der nach Unersättlichkeit brüllt“, zu entfesseln. So tritt der allezeit bereite Mephistopheles in die Scene, und es ist wahrhaft erschütternd, mit welcher wunderbaren Intuition und Wahrheit Goethe im er-

ten Theile des „Faust“ die schwindelnden Abhänge und dunkeln Abgründe aufdeckt, zu welchen jene dämonische Gewalt den irren Wandrer unaufhaltsam mit sich fortreißt; eine innerliche Höllenfahrt, die in der Hexenküche und von der Walpurgisnacht auf dem Brocken grauenhaft parodirt wird. Hiernach aber ist der zweite Theil, obgleich altersschwach, keineswegs überraschend, vielmehr vollkommen consequent. Faust betritt hier endlich das große Welttheater und thut sich in Politik, Historie, Alterthum und Künsten wacker um, ja er sucht sogar die Urschönheit der Welt im Bilde der heidnischen Helena wieder zu beleben. Er hat also seine Aufgabe gelöst, das Menschliche in ihm sich innerlich zu einem harmonischen Kunstwerk zu gestalten, oder mit andern Worten: seine dämonischen Kräfte und Anlagen zum möglichst ungehinderten Selbstgenuß zu befähigen. Auf eine Hand voll Todsünden kann es hierbei nicht ankommen nach dem Naturevangelium Goethe's, der anderswo einmal von sich selbst sagt, er vertraue sich ganz der Natur; „sie mag mit ihm schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen, denn was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könne es keiner sein.“ Es ist daher ganz in der Ordnung, daß Gott, der aber hier eigentlich nur ein Symbol der Natur ist, diesen aristokratisch gebildeten Faust zu Gnaden aufnimmt, während seinen plebejischen Namens- und Sagenvetter ohne Weiteres der Teufel holt. Das einzige Anomale dabei ist nur der schlüßliche und völlig verunglückte Versuch, diese wesentlich antike Naturreligion romantisch-allegorisch christianisiren zu wollen. — Können wir uns demnach mit dem eigentlichen Thema der Goethe'schen Dichtung überhaupt auf keine Weise befreunden, so müssen

wir doch anerkennen, daß er in dieser vom Christenthum abgewandten humanistischen Richtung seines Jahrhunderts das Größte und Vortrefflichste geleistet, dadurch aber wider Wissen und Willen eben nur dargethan hat, daß die schönste Poesie noch keine Religion, und Religion nicht eitel Poesie sei.

Bei weitem schwerer und unbeholfener bewegt sich Schiller in den Fesseln seiner Zeit. Schiller ist der geistig potenzirte Klinger, oder vielmehr er ist eigentlich selbst jener Klinger'sche weltverbessernde Mann von Kraft. Denn das unterscheidet ihn von Goethe, daß dieser unmittelbar aus dem frischen vollen Leben dessen verhüllte Schönheit hervorzaubert, während Schiller vorweg erst aus Grundsätzen sich seine Ideale formirt, um sie dann an irgend einem beliebigen Stoffe abzuspiegeln. Seine ersten Schauspiele sind noch ganz im Sturm und Drange gearbeitet, bloße Negation und Zertrümmerung aller äußern Schranken und Hemmnisse, die sich dem subjectiven Selbstgott entgegenwerfen. Seine „Räuber" machen Revolution gegen Familienleben und gesellige Cultur, „Cabale und Liebe" gegen Rang und Stand, „Fiesco" gegen den conventionellen Staat. Wie aber aller Absolutismus, er mag nun auf der Seite der Revolution oder der Reaction, auf Seiten der geselligen Ordnung oder gesellschaftlichen Unordnung liegen, vom Uebel ist und durch einen gewissen widerwärtigen Familienzug der Unnatur sich wechselseitig ähnlich sieht, so sind auch diese Räuber mit ihrem prahlerischen Pathos, mit ihren „glühenden thatenlechzenden Seelen", barbarischen Tugenden und Kraftsprüchen doch am Ende nur ein andersgewundener Zopf des französischen Theaterheldenthums. Schiller selbst beklagte dabei nur, daß er hier zwei Jahre früher Menschen geschildert habe, ehe er Einen gesehen. Allein wir finden nicht, daß er zwei Jahre

später in der Menschenkenntniß merklich fortgeschritten wäre. In „Cabale und Liebe“ sind abermals ganz conventionelle Bühnencharaktere zusammengestellt: die damals in der Literatur hergebrachte verbrecherisch-edle freie Britin, der ausbündig tugendhafte Spießbürger, und der verteufelte Minister und Hof, der von reichlichen Thränenbächen der Empfindsamkeit gehörig unterwaschen wird. Das sehr gewissenhaft gemeinte Stück läßt sich doch wohl, trotz der vielen Bravourstellen für Schauspieler, heutzutage kaum anders als parodisch noch ansehen. Dasselbe juvenile Freiheitsgefühl, das in den vorgenannten Schauspielen noch carikirt erscheint, ist im „Fiesco“ auf den realen Staat angewendet, und gewinnt dadurch schon einen praktischern Boden. Aber wie in Lessing's „Emilia Galotti“ die Geschichte der Virginia, ist hier die alte Römertugend, nicht zu ihrem Vortheil von dem großen Welttheater auf die moderne Winkelbühne von Genua versetzt, Brutus-Verrina gegen Cäsar-Fiesco. Im „Don Carlos“ endlich bringt der Dichter seine erste Bildungsphase zum Abschluß und hat bereits eine Ahnung seiner künftigen Laufbahn, indem hier jene bloße trübe Negation des jugendlichen Sturms und Dranges zu einem idealen Weltbürgerthum sich abklärt. Das Ganze gipfelt, freilich noch ziemlich verworren und unorganisch, in dem Charakter des Marquis Posa, und dieser Posa ist im Grunde Schiller selbst. Posa ist ein republikanischer Charakter, der opferfreudig für eine politische Idee sein Leben hingibt, seine Philosophie aber ist der moderne Liberalismus, wie er seitdem mehr oder minder das Evangelium der deutschen Jugend geworden. Er will nicht Fürsten dienen, denn seine Thaten, und nicht der Beifall, den sie am Throne finden, soll seiner Thaten Endzweck sein. Das Jahrhundert ist seinem Ideale nicht reif, er lebt ein Bürger

derer, welche kommen werden. Auf Freiheit ist die Natur gegründet und nur durch Freiheit reich. Der Despot aber verwandelt die Menschen, die er aus des Schöpfers Hand empfangen, in seiner Hände Werk, um dieser neugegossenen Creatur zum Gotte sich zu geben. Der Bürger sei wiederum, was er zuvor gewesen, der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht als seiner Brüder gleichehrwürdige Rechte. Erst wenn der Mensch, sich selbst zurückgegeben, zu seines Werths Gefühl erwacht, werden der Freiheit erhabene stolze Tugenden gedeihen. Als Fortschritt aber zu diesem künftigen Weltbürgerthum wird zuletzt, wie sich von selbst versteht, die Reformation erkannt und dem König Philipp vorgehalten, der, um „der Christenheit gezeitigte Verwandlung, den allgemeinen Frühling, der die Gestalt der Welt verjüngt, aufzuhalten, dem rollenden Rade des Weltverhängnisses sich entgegenwerfen will." — Das Alles klingt fast prophetisch, oder bezeugt vielmehr nur, wie sehr Schiller's Geist der Geist der Zeit war, denn bald darauf tönten dieselben Phrasen in Paris von den Revolutionstribünen des National-Convents, der auch den Dichter zum französischen Bürger ernannte; und jene schließliche Nutzanwendung auf die Religion könnten sogar noch heute die Lichtfreunde und Deutschkatholiken als Motto gebrauchen.

Der gräuelvolle Ausgang der französischen Revolution hatte indeß den hochgestimmten Dichter, dem alles Gemeine verhaßt war, sein Weltbürgerthum gründlich verleidet, er suchte eine andere Heimat für seine Ideale, und es ist für Jedermann, auch wenn er dessen Denkweise, Zweck und Richtung keineswegs theilt, ein erhebender Anblick, ihn wahrhaft titanisch um den neuen Boden ringen zu sehen. Verfolgen wir aber diesen merkwürdigen innern Kampf nur in seinen

Hauptzügen, so ergibt sich wesentlich folgendes Resultat. Schiller's ganze geistige Anlage war durchaus christlich. Er wollte als letztes Ziel dasselbe wie das Christenthum: innerliche Vereinigung von Tugend und Neigung für die Tugend zur sittlichen Freiheit. Aber er wollte es nicht durch freiwillige Unterordnung der menschlichen Seelenkräfte unter ein höheres Princip, sondern durch die selbständige Eigenmacht dieser Kräfte selbst, nicht durch das Christenthum, sondern durch ästhetische Ausbildung. Tugend, sagt er, sei nichts Anderes, als eine Neigung zu der Pflicht. Lust und Pflicht solle der Mensch in Verbindung bringen, d. h. seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. In einer schönen Seele harmoniren Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und ihr Ausdruck sei Grazie, und diese Uebereinstimmung das Siegel der vollendeten Menschheit. Es ist mithin auf ein innerliches Gleichgewicht zwischen Geist und Sinnlichkeit, auf eine Veredlung beider zu harmonischer Schönheit abgesehen. Denn „die Schönheit ist es, durch welche man zu der Freiheit wandert". Die Empfindungsfähigkeit für das Schöne aber übe sich am vollkommensten an der Kunst, und „innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung regt sich kein Bedürfniß nach jenen Trostgründen, die aus Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich. Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral, kein Naturrecht — ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten." — Wir aber erstaunen mit Recht über die ungeheure Kluft, welche die von der Reformation allmälig großgezogene Souverainetät des Subjects durch die Gedankenwelt gerissen, daß selbst ein so hochbegabter und wohlgesinnter Mann die Cultur des Menschengeschlechts gleichsam ganz von vorn wieder anfangen und

auf so weitschweifigen Irrwegen die sittliche Freiheit erst suchen mußte, die eine fast zweitausendjährige Religion dem einfachen Gemüth bereits gegeben, aber freilich nicht an eine bloße Verfeinerung des Schönheitssinnes, nicht an die Emancipation des menschlichen Hochmuths, sondern an die Tugend der Demuth geknüpft hatte.

Doch Schiller war kein müßiger Träumer. Mit aller Thatkraft begeisterter Ueberzeugungen strebte er, jenes System einer ästhetischen Bildung der Menschheit praktisch ins Leben zu rufen. „Verjage,“ sagt er wie ein alter Grieche, „verjage die Willkür, die Frivolität aus den Vergnügungen der Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.“ Und hiernach hatte er, allen profanen Zeitvertreib und sinnlichen Reiz verschmähend, das Theater herzhaft und bis an sein Lebensende als eine hohe Volksschule aufgefaßt, und ganz richtig das Historische als deren wahres Element erkannt. Aber dennoch sind seine Schauspiele, obgleich sie späterhin fast ausschließlich geschichtliche Stoffe behandeln, nicht eigentlich historisch; wie er denn selbst mit ehrenwerther Offenheit bekennt, die Geschichte sei überhaupt nur ein Magazin für seine Phantasie, und die Gegenstände müßten sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen würden. Denn es ist ihm nicht um die historische Wahrheit, sondern um irgend eine philosophische Wahrheit dabei zu thun, das Didaktische macht sich vorherrschend, und unter den mehr weltbürgerlichen als nationalen Gestalten schwindet mehr oder minder der vaterländische Boden, auf

dem allein das Volk sich wahrhaft zu Hause fühlt; sehr verschieden von Shakspeare, der vollkommen objectiv, nie sich selbst in den Gegenständen schildert.

Es ist eben jener Mangel an Demuth bei Schiller, sowie die vage Naturreligion, was seine Wirksamkeit hemmt und ihn hindert, sich der Geschichte aufrichtig und unbefangen hinzugeben. Der sublimirte Stolz, der in seinen Jugendschriften durchaus nichts Höheres über sich anzuerkennen vermag, bricht sich zwar späterhin mehr und mehr an der Macht und Nothwendigkeit der Gegenstände. Aber wie sichtbar muß er z. B. noch in „Wallenstein" sich Gewalt anthun, um der Geschichte ihr Recht zu lassen und den an sich einfachen Stoff zu bewältigen. Er verbraucht ein ganzes fünfactiges Stück („Die Piccolomini") zur bloßen Exposition, und verweist das volksthümliche Element der Soldateska, die doch im Dreißigjährigen Kriege eine Hauptrolle spielt, in ein Vorspiel, während er dafür wieder sich selbst und seine sentimentalen Neigungen in der modernen Liebschaft von Max und Thekla ganz ungehörig einfügt. Selbst in seinem verhältnißmäßig objectivsten Drama, im „Tell", ist es der abstracten Idee der Freiheit keineswegs genügend gelungen, in persönlichen Gestalten lebendig aufzugehen; es ist eine reflectirte Natur, eine mit fühlbarer Herablassung ins Bäurische übersetzte Rhetorik, wofür besonders Tell's Monolog an der hohlen Gasse bezeichnend erscheint, der mit seiner langen schönrednerischen Entschuldigung dem Morde Geßler's alle Unmittelbarkeit frischer Naturgewalt nimmt, und daher mehr verletzend als versöhnend wirkt. Noch unzureichender aber, als dieses willkürliche Idealisiren der Geschichte, erweist sich jene ästhetische Schwebereligion in seiner „Jungfrau von Orleans". Er kann uns, da er eigentlich selbst nicht an sie glaubt, auch nirgends den rechten Glauben

an ihre wunderbare Mission einflößen, und sucht vergebens diese Lücke durch untergeordnete Effecte, durch Visionen, Processionen und Glockengeläut zu ersetzen. Die Jungfrau von Orleans ist einzig und allein durch religiöse, und zwar entschieden altkirchliche Begeisterung verständlich, während sie bei ihm, wie Gervinus ganz richtig bemerkt, vielmehr als Somnambule erscheint, und anstatt des wahrhaft tragischen historischen Ausgangs mit einer unklaren ästhetischen Phrase endigt. „Die Braut von Messina" endlich ist fast nur ein Resumé seiner künstlerischen Studien: eine Geschichte, die keine Geschichte ist, romantisches Christenthum neben heidnischem Fatum und antike Chöre mit modernen Gedanken und Redweisen.

Schiller gehört überhaupt, schon durch die gewählte Pracht seiner Diction, wesentlich zu den gelehrten Kunstdichtern. Es dürfte daher auf den ersten Blick befremden, wie er, wenigstens nach der Versicherung der neuesten Literarhistoriker, so schnell und allgemein ein Liebling der Nation werden konnte. Allein diese Annahme ist im Grunde nur eine gemüthliche Illusion. Er hat bei aller hergebrachten Bewunderung, gleich Klopstock, nie recht lebendig ins Volk gegriffen, und seine Stücke gehen nur noch selten, und vor meist leeren Bänken, über die Bühne. Er war und ist in Wahrheit nicht ein Liebling des Volks, sondern nur der sogenannten Gebildeten. Und dies ist er nicht durch seine Poesie, sondern dadurch geworden, daß diese Poesie die eben gangbaren und allgemein faßlichen Zeitideen, den politischen Liberalismus und den religiösen Rationalismus, zu idealisiren unternahm, noch mehr aber, wie wir gern und freudig anerkennen, durch die hochgestimmte Gesinnung und die ethische Gewalt der eignen Ueberzeugung, womit er überall nur das, was er für das Wahre und Höchste hielt, ehrlich zu verherrlichen strebte.

Wir haben vorstehend das Naturprincip in den Händen zweier großgesinnter Dichter gesehen; wir müssen nun auch die Kehrseite desselben betrachten, die es in den Händen zweier kleingesinnter Theaterschriftsteller aufgewiesen. Dieselbe subjective Berechtigung nämlich, die Klinger und Lenz in die Welt geworfen und Goethe und Schiller als ein zweischneidiges Schwert erfaßt hatten, um der Menschheit ein neues selbständiges Reich zu erobern, wurde auch von Iffland und Kotzebue in Anspruch genommen, um dasselbe Schauspiel, gleichsam als Parodie jener Bestrebungen, abgeblaßt und in einer niedern Region noch einmal aufzuführen. Goethe und Schiller hatten das geheimnißvolle Buch der Natur als einziges Weltevangelium aufgeschlagen, und das freie Individuum dafür als Dollmetsch und alleinige Auslegungs-Autorität bestellt. Aber nicht alle Individuen sind gleich perfectibel, es ging ihnen daher damit, wie Luther'n mit der Bibel, jeder las und verstand es nach seinem Verstande, und so wurde die ursprünglich Klinger'sche Virtus bei dem prosaischen aber gewissenhaften Iffland zur hausbackenen Moral, bei dem eiteln und leichtfertigen Kotzebue zu bloßer Frivolität. Beide repräsentiren nur zweierlei Sekten derselben Naturreligion.

Schiller insbesondere wollte das Theater zur Kirche machen, natürlicherweise zu einer protestantischen, wo, ohne das höhere Mysterium des Altars, aller Nachdruck auf die Predigt gelegt, und jeder selbst Priester ist. Iffland nun ist ganz und gar ein theatralischer Prediger, wie er denn auch, sehr charakteristisch für ihn und seine Zeit, in seiner Jugend lange zwischen dem geistlichen und Schauspielerberufe geschwankt, bis er endlich in diesem juste milieu sich zurechtgefunden hatte. Die durch die lange Anspannung des Sturm und Dranges müdegewordene Tugend, da sie nun auch vor aller positiven

Religion gute Ruhe hatte, machte es sich bei Iffland endlich bequem, und setzte sich als halbinvalide Hausmoral in den Spinn-, Wochen- und Schreibstuben breit und gemächlich zurecht. Diese Moral aber ruht auf dem bloßen Gefühl, und dieses Gefühl auf einer leichten Rührung, die wiederum von der vorher eingenommenen reichen oder spärlichen Mahlzeit, von gesunder oder schlechter Verdauung, und andern nicht zur Poesie gehörigen Dingen abhängig ist. So wurde die deutsche Gemüthlichkeit aufgebracht: die Menschheit im Schlafrock, die aus lauter „gutem Herzen“ zu keiner rechten Herzhaftigkeit kommt, und mitten darunter Gott Vater als gutmüthiger Komödienpapa, der manchmal dazwischen poltert, aber zuletzt, wenn die allgemeine häusliche Thränenwäsche erst recht im Gange ist, doch selbst vor Schluchzen Alles wieder vergessen und vergeben muß. Iffland ist der Detailkrämer der deutschen Bühne, der die kurze Waare wohlfeiler Tugenden nach der moralischen Elle zumißt. Er hat die wilden Adler der Leidenschaft glücklich eingefangen und zu artigem Hausgeflügel abgezähmt, das Niemanden hackt oder beißt, aber auch das Heimweh nach seiner höhern Luftschicht verlernt hat und mit gebrochener Schwinge nicht mehr fliegen kann. Man hat ihm häufig Menschenkenntniß, Beobachtungsgabe und feine Charakterschilderung nachgerühmt; und in der That, seine saubern Miniaturporträts der Wirklichkeit sind oft, z. B. in seinen „Jägern“ frappant getroffen. Aber es fragt sich nur, ob denn eine solche Kenntniß ganz gleichgültiger Minutien der Beobachtung überhaupt werth sei? und was die Charakterschilderung anbetrifft, so sind seine bürgerlich gewordenen Helden, diese biedern Förster, tugendhaften Essighändler, falschen Hofräthe und edelmüthigen Fürsten doch eigentlich wieder bloße conventionelle Masken, und ihr Charakter

ist eben nur die Charakterlosigkeit einer nach allen Seiten weichlich zerfahrenen und prosaischen Zeit.

Was aber solche, ohne Glauben und positive Religion in der leeren Luft hängende Tugendseligkeit werth ist, sollte sich fast gleichzeitig bewähren. Ohne alles poetische Talent, mit einigem engbegrenzten Witz, aber großem Bühnengeschick wies Kotzebue dieser armen weinerlichen Moral, die sich in ihrem bürgerlichen Aufzuge in die Salons einzudrängen wagte, unnachsichtlich die Thür, und stellte sie unter die permanente Polizeiaufsicht der weltmännischen Salonweisheit. Und wahrhaftig, von dem Standpunkt der bloßen egoistischen Weltklugheit ist es äußerst lächerlich, sich noch mit Moralität abquälen zu wollen. Wer wird in guter Gesellschaft die Grafen und Barone nach ihrem Adelsdiplom fragen? Hier kommt es nicht darauf an, was sie sind, sondern was sie scheinen und ob und wie sie repräsentiren was sie sind oder auch nicht sind; der äußerliche Anstand ist die einzige vernünftige Tugend. Und so wird es denn auch in den Kotzebueaden gehalten; alle seine nichtsnutzigen Helden und Heldinnen wollen vortrefflich scheinen. Seine gefallenen Mädchen sind äußerst gebildet und wohlthätig; seine edelmüthigen Diebe stehlen aus gutem Herzen, die Deserteurs laufen aus Kindesliebe davon u. s. w., lauter faules wurmstichiges Holz, mit glatter Mahagoni-Fournure zu eleganten Theetischen und weichen Fauteuils für das anständige Publicum aptirt. Wir aber finden es höchst unanständig, den allerordinärsten Teufel so mit Frack, Klapphut und Manschetten in die sogenannte gute Gesellschaft einzuschmuggeln. Ja, wir erlauben uns, diese ganze liederliche Salonwirthschaft, so vornehm, gentil und fashionabel auch der süße Pöbel sich geberden mag, für ganz gemein zu halten, wenn überhaupt das Groß- und Schön-

thun mit dem leeren Nichts gemein zu nennen ist. Und eben dieses radicale Philisterthum ist Kotzebue's eigenthümliche Domäne. Wo er darüber hinausgreift — und er hat es aus rivalisirender Eitelkeit späterhin öfters versucht — steht ihm förmlich der Verstand still, seine Kreuzritter verwandeln sich ihm unwillkürlich in rasselnden Decorationsplunder von Helmbüschen, Rossen und Speeren, seine Schutzgeister in gewöhnlichen Spuk, seine Rollas in sentimentale Maulhelden; und nur in dem an sich Gemeinen, wie z. B. unter den Kleinstädtern, befindet er sich wahrhaft wohl und zu Hause. Daher auch sein instinctiver Haß gegen jede höhere Intention und alles Große, wo es irgend im Leben auftauchte, sein Kampf auf Tod und Leben gegen Goethe, gegen die Romantik, und zuletzt noch gegen die Begeisterung der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen, sowie auf der andern Seite die zärtlichen Sympathien für alles geistig Lahme, und die brüderliche Kameradschaft mit Garlieb Merkel. Eugen Sue mit seinen tugendhaften Grisetten ist der französische Kotzebue der Novellistik, sowie bei jenem ist auch Kotzebue's Muse eine Theaterprinzessin, die mit allen Sünden und Thorheiten der Zeit coquettirt. Und das entzückte Publicum zeigte sich höchst dankbar für diese Apotheose seiner Schwachheiten und krankhaften Gelüste; er beherrschte fast ein Menschenalter hindurch das deutsche Theater, man übersetzte seine Stücke in alle Sprachen, und es wirft eben kein schmeichelhaftes Licht auf die moderne Bildung der Menschheit, daß dem ehrlichen Chamisso auf seiner Reise um die Welt, wo er auch landen mochte, überall der Name Kotzebue's entgegenscholl.

Schlegel sagt: Gewisse Dichter seien nur Symptome einer allgemeinen geistigen Krankheit. Auch Iffland und Kotzebue hatten jenes Philister-Weltbürgerthum nicht geschaffen, sondern

wurden von ihm getragen; aber wie alle Wahlverwandtschaft ohne wechselseitige Einwirkung nicht möglich ist, so haben auch diese beiden Poeten, im Bunde mit Lafontaine's Romanen, wesentlich dazu beigetragen, die Physiognomie der deutschen Familie zu modificiren. Die allgemeine Emancipation des subjectiven Gefühls sollte nun auch in die Häuslichkeit getragen werden; die Ehe sollte von bloßer Sentimentalität leben, die Kinder sollten gleichsam spielend alle ihre natürlichen Triebe, Arten und Unarten, aus sich selbst herausbilden. So haben Iffland und Lafontaine mit ihren abgeschmackten Thränen den Ernst der altväterischen Zucht verwaschen, während Kotzebue durch die bewußte Lüge seiner Theaterwelt die Familie selbst theatralisch machte und auch hinter den Coulissen mit dem bloßen Schein der Sitte sich zu begnügen lehrte.

Das war ungefähr die Lage der Acten, als unerwartet die Romantik dem modernen Zeitgeist den Proceß machte. Die Anklage lautete im Allgemeinen auf Abgötterei mit dem Alterthum, mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande, und mit dem Deutschen Michel. Sie wollten den Zeitgeist, der ihnen vor Altersschwäche schon gar zu kindisch geworden schien, unter die Curatel der Religion stellen. Allein die Romantiker, da sie auf ihrem Kreuzzuge unwillkürlich von den Gegnern, gleichwie die frühern Kreuzfahrer von den Sarazenen, Mancherlei gelernt und angenommen, haben ihre Sache schlecht geführt, und daher, trotz vieler sehr glänzender Plaidoyers, den Proceß verloren. Es wurde ihnen ewiges Stillschweigen auferlegt und ihre gesammte Habe unter

die Epigonen vertheilt, die sich nun das Empfangene, jeder nach seinem besondern Geschmacke, zurechtmachten. Wir haben den eigentlichen Hergang dieser interessanten Episode unserer Literatur bereits an einem andern Orte („Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland“, Leipzig 1847) im Ganzen darzustellen versucht, und wollen demnach hier nur die speciell auf das Schauspiel bezüglichen Momente hervorheben und zusammenfassen.

Das Heereslager der Gegner zerfiel wesentlich in zwei Hauptfractionen, in die abstracten Idealisten und in die platten Materialisten; diesen mußte das Höhere, jenen ein Positives entgegengesetzt werden. Das Höchste im Leben aber ist die Religion, und der positivste Ausdruck der Religion ist die katholische Kirche. Der erste Angriff lief daher auf einen Protest gegen den Protestantismus hinaus. Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772—1801), der eigentliche Begründer der Romantik, fand nämlich den Grund jenes allgemeinen Verfalls in dem nüchternen Abfall der Völker von der Religion, diesen Abfall aber durch die Reformation angebahnt und im Protestantismus constituirt und festgehalten, indem der letztere feierlich gegen jede Anmaßung einer Gewalt über das Gewissen protestirte und, die untheilbare Kirche theilend, aus dem allgemeinen christlichen Vereine, durch welchen und in welchem allein die echte dauernde Wiedergeburt möglich sei, sich losgerissen, und somit etwas durchaus Widersprechendes, eine Revolutions-Regierung permanent erklärt habe. Schon in diesem Princip der Reformation also, wonach sie den historischen Boden lebendiger Tradition verlassen, erkannte Novalis die Wurzel der unheilvollen Trennung von Glauben und Wissen; man habe die absolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drückte der dürftige Inhalt, der rohe abstracte Entwurf der Religion in diesen

Büchern desto merklicher, und erschwere dem heiligen Geist, der mehr ist als die Bibel, die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich. So sei in die Religionsangelegenheiten die ganz fremde irdische Philologie gekommen, die negative Wissenschaft, und die Trennung des gelehrten und geistlichen Standes, welche aber Vertilgungskriege gegeneinander führen müssen, wenn sie getrennt sind, denn sie streiten um eine Stelle. Und dieser Zwiespalt, weil er die Wurzel des irdischen Daseins getroffen, mußte sehr bald auch alle höhern Interessen des Lebens ergreifen; und Katholiken und Protestanten oder Reformirte standen in sektirischer Abgeschnittenheit weiter voneinander, als von Mohamedanern und Heiden. „Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmälig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben, und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuern Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei."

In dieser Verwirrung sah Novalis keine andere Rettung als die aufrichtige Rückkehr zur Kirche; eine solche Umkehr war nur denkbar, wenn vorher erst die materialistische tödtliche Erschlaffung des geistigen Lebens in Europa überwunden wurde, und dies konnte wiederum nur durch ihr natürliches Gegentheil, durch die Poesie, geschehen, eine Poesie, die freilich von dem damaligen Begriff derselben himmelweit ver-

schieden war. Denn Novalis verstand unter Poesie die Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit, den Sinn für das Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, der das Undarstellbare darstellt, das Unsichtbare sieht und das Unfühlbare fühlt, eine Philosophie der Empfindungen, identisch mit der Religionslehre, welche selbst nichts Anderes als wissenschaftliche Poesie ist. Und in diesem überirdischen Licht suchte er nun in seinem leider unvollendet gebliebenen Romane „Heinrich von Ofterdingen" das ganze irdische Dasein zu verklären, mit dem Geiste der Poesie, wie Adam Müller sagt, alle Zeitalter, Stände, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt zu erobern. — Dieselbe belebende Weltkraft wurde von seinem Kampfgenossen Wackenroder in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" speciell auf die Kunst, Musik und Malerei concentrirt, mit einer Innigkeit, wie sie in unserer Literatur kaum ihres Gleichen hat. Aber es war schon von schlimmer Vorbedeutung, daß er hierbei allen religiösen Aufschwung auf das bloße Gefühl stellte. Noch schlimmer, daß Novalis selbst, Poesie und Religion gewissermaßen identificirend, allmälig in eine pantheistische Richtung ausglitt, die jener Gleichstellung allerdings ebenso nah als dem von ihm ehrlich erstrebten Christenthum ferne lag, und von seinen Nachfolgern vielfach ausgebeutet wurde. „Der Staat und Gott," sagt er, „sowie jedes geistige Wesen, erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannichfaltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pantheismus ist Gott ganz, überall in jedem Einzelnen." Wir können daher nur wiederholen, was wir schon anderswo von ihm gesagt: So lange er den kühnen Münsterbau noch vorbereitet und die wohlbegründeten Fundamente auf dem heimischen Boden legt,

fügt sich Alles klar, einig und scharf ineinandergreifend; als der Bau nun aber sich immer höher und höher bis nah zum Kreuze aufgerankt, wo die menschliche Luftschicht aufhört und das geheimnißvolle Schweigen beginnt, redet er plötzlich, wie vom Schwindel erfaßt, irre in zweierlei Sprachen, von denen die eine verneint, was die andere bejaht.

Aus diesen Irrwegen einer schöpferischen Phantasie hatte dagegen Friedrich Schlegel sich frühzeitig wieder zurechtgefunden, und die Aufgabe, die Novalis nur als Verheißung in die Welt geworfen: eine christlich religiöse Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben, mit großem Ernst und Tiefsinn bis an sein Lebensende treulich zu lösen gestrebt. Schlegel erkannte in der menschlichen Gesellschaft vorzüglich vier welthistorische, bewegende Gewalten: die Macht des Geldes und des Handels (die Gilde), das Schwert der Gerechtigkeit (den Staat), die Gedankenkraft der göttlichen Weihe (die Kirche und das Priesterthum) und die Schule. Von diesen Elementarkräften gesteht er indeß den beiden erstern nur insofern Bedeutung zu, als sie die Träger eines höhern intellectuellen Lebens sind; dieses höhere Leben aber werde in der Religion und Kirche genährt, und durch die Schule erregt, entwickelt und jenen Mächten vermittelt. Die eigentliche Aufgabe, wie Schlegel sie aufgenommen, ist also die vollständige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffassung und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt des in der zeitlichen Wissenschaft und Kunst sich abspiegelnden und ausstrahlenden ewigen Wortes, oder die Wiedervereinigung des Glaubens und des Wissens. Auch über das Gebiet der Kunst soll sich mithin ein neuer Lebensodem verbreiten, und eine höhere geistige Poesie der Wahrheit hervortreten. Ueberhaupt aber

sei jenes **eine** Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geistes, oder nur auf eine Form und besondere Region der Geistesbildung eng beschränkt, sondern die mannichfaltigsten Gaben und Talente müssen zur Förderung jener Wiedergeburt und zur vollständigen Entfaltung des Baumes der guten und heilsamen Erkenntniß des Lebens beitragen.

Man sieht, Friedrich Schlegel knüpfte das **gesammte** Leben, also auch den poetischen Ausdruck desselben, kühn an die höchsten Interessen des menschlichen Daseins. Allein er sowie sein Bruder August Wilhelm Schlegel waren wesentlich Kritiker und zu wenig dichterisch productiv, um ihre Intentionen in poetischer Gestaltung praktisch zur Erscheinung zu bringen. Ihre beiden einzigen Dramen, der „Alarcos“ und „Ion“, sind im Grunde doch nur für Gelehrte geschrieben; ein Versuch, das Schauspiel durch eine gewisse Universalität der Formen zu seiner erweiterten Bestimmung vorzubereiten. Wirksamer war A. W. Schlegel durch seine meisterhaften Uebersetzungen von Shakspeare und Calderon, womit er die beiden großen Dichter, die wir bisher nur aus ungeschickten Schattenrissen kannten, zum ersten Mal persönlich bei uns einführte. Gewiß hat der bewältigende Eindruck, den diese übermächtigen Persönlichkeiten ausübten, manches schwanke Talent aus seiner eigenthümlichen Bahn in eine fremde, ihm völlig unnatürliche gedrängt und daher eine nicht geringe Anzahl stümperhafter Nachahmungen hervorgerufen; aber ebenso gewiß ist es, daß dadurch manche neue Fernsicht eröffnet, der Sinn für Naturwahrheit, für religiösen und historischen Ernst, mit **einem** Wort: eine tiefere Weltanschauung geweckt und gewissermaßen populär geworden, vor der jene juvenilen Schulexercitien sehr bald wieder verschwinden mußten. Jedenfalls ist es für den Anfänger — und das sind wir im

Drama noch bis heute — von unberechenbarer Wichtigkeit, stets nur nach den größten Vorbildern aufzusehen; das geringere, jedem zugewiesene Maß, findet sich schon von selbst, ohne durch niedere Angewöhnung noch tiefer herabgedrückt zu werden.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie manche neuern Literarhistoriker, wahrscheinlich von dem nüchternen Ausgange der Romantik getäuscht, allen Ernstes behaupten mögen, sie sei gar nicht religiösen Ursprungs, sondern von vornherein ein blos ästhetisches Experiment gewesen. Ebenso gut könnte man vom Dreißigjährigen Kriege sagen, er habe mit der Reformation nichts gemein gehabt, weil im Verlauf des Kampfes die Landsknechte am Ende den Anfang, Parol und Feldgeschrei vergessen. Wo hätten denn wohl Friedrich Schlegel und Görres, die beiden großen Führer der Romantik, diese jemals auf die bloße Erfindung einer neuen Aesthetik zu beschränken versucht? Haben sie etwa nicht laut und deutlich genug ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der katholischen Kirche sei. Von der Kirche, deren Freiheit hiernach mit der wahren geistigen und politischen Freiheit identisch sei, sollte daher jeder Kämpfer, wo er auch stehe, den Ritterschlag, jedes menschliche Verhältniß, Staat, Kunst und Wissenschaft, und mithin allerdings auch die Poesie, ihre eigentliche Berechtigung, höhere Bedeutung und Weihe empfangen. Dies war so entschieden Grund, Ziel und Wesen der Romantik, daß sie verloren war, und völlig charakterlos werden mußte, als sie selbstmörderisch davon abwich. Und das hat sie gethan, und also sich selbst gerichtet, wie wir nachstehend an ihren hervorragendern Dramatikern näher nachzuweisen versuchen wollen.

Ein wenngleich nur leiser und milder Uebergang macht selbst bei einem der getreuesten Romantiker, bei Achim von Arnim, sich bemerkbar. Arnim war recht eigentlich ein ritterliches Gemüth. Edel, keusch, hochgesinnt, gerecht und tapfer gegen jegliches Vorurtheil und Unbill der Zeit, suchte er die Dame Schönheit, wo er sie von den Philistern geknechtet fand, zu befreien, und ließ daher auch das katholische Element des Mittelalters historisch gewähren, ohne es zu beugen, oder, was noch schlimmer, damit zu coquettiren. Aber er war zugleich durch Geburt, Bildung und Gewohnheit ein aufrichtiger Protestant, und man kann unmöglich die Consequenzen eines Princips lebendig erfassen, das man im Herzen verneint. Und diese Zweifältigkeit ist es denn auch, die nicht selten seine schönsten Darstellungen verwirrt. Da er den wunderbaren überirdischen Zusammenhang der Geisterwelt überall herausfühlt, das eigentliche Motiv aber ihm nicht deutlich wird, so greift er, zur Vermittelung zwischen dem Diesseits und Jenseits, häufig nach einer phantastischen Mystik, und wirft dadurch eine seltsamfremde, fast gespensterhafte Beleuchtung über seine Dichtungen, die sie unpopulär gemacht hat. So ist z. B. sein „Halle und Jerusalem“ im Grunde ganz katholisch gedacht: ein hochbegabter Student, der nach vielen genialwüsten Irrwegen sich männlich zusammenraffend, der Welt und ihrer liederlichen Geistreichigkeit entsagt, und mit seiner gleichfalls bekehrten Geliebten büßend zum Heiligen Grabe wallfahrtet. Allein in diese einfache Geschichte blitzen und spielen von allen Seiten so viele geheimnißvolle Lichter mit hinein, daß die ursprüngliche religiöse Idee, weil sie eben nicht intensiv genug erfaßt ist, zuletzt in phantastischer Abenteuerlichkeit ganz verwildert. Dieselbe Vorliebe für außerordentliche Motive, die höher sein sollen als die einfach religi-

ösen, stört mehr oder minder auch in seinen „Gleichen“ und verwandelt seine „Apelmänner“, diese prächtige Tragödie des Befreiungskrieges, unversehens in ein Puppenspiel. Sein schönstes, weil am objectivsten gehaltenes, Schauspiel ist ohne Zweifel „Der Auerhahn“. — Dagegen können wir einem andern Vorwurfe, der diesem Dichter von Vielen gemacht worden, ganz und gar nicht beistimmen; dem Vorwurf nämlich, daß bei ihm Trauriges und Lustiges, Hohes und Niederes, Tod und Leben, Engel und Teufel konterbunt durcheinandergehen. Dieser Vorwurf angeblicher Formlosigkeit scheint uns nicht den Dichter, sondern vielmehr die invalidgewordene Phantasie und Tonlosigkeit des Publicums zu treffen, das ja auch an dem Shakspeare'schen Scenenwechsel so wähligen Anstoß nimmt und sich durch ein paar Coulissen mehr oder weniger in seinen scharfsinnigen Meditationen gestört und beeinträchtigt fühlt. Uns wenigstens ist immer ein freier Wald mit seinen wildverschlungenen Aesten und tausend verworrenen Vogelstimmen schöner vorgekommen, als die symmetrischen Zier- und Hofgärten mit ihren Novantiken und Schiller'schen Redeblumen. Arnim ist ein durchaus objectiver Dichter; in der Welt aber geht es nicht um ein Haar ordentlicher zu, als in seinen Dichtungen, auch die äußere Welt ist nur ein Kaleidoskop, wo sich das Licht bei jeder Wendung neu und anders bricht. Man könnte füglich auf Arnim anwenden, was Alban Stolz in seinem „Spanisches für die gebildete Welt“ im Allgemeinen sagt: „Der gesunde innerlich proportionirte Mensch ist ein lebendiger Spiegel; darum spiegelt sich in seinem Geiste Spiel und Ernst, Erdhaftes und Himmlisches nach- und nebeneinander. Auf der Weide am grünen Alpenabhange des Montblanc stellt sich das Böcklein muthwillig auf die Hinterfüße und macht seine zierlich scherzhaften

Sprünge, und wenn du Abends auf dem Genfersee fährst, so siehst du den Montblanc wie einen silbernen Altar einsam und riesenhaft zum Himmel ragen; später glüht er im Feuer des Abendroths, und zuletzt vergeht er grau wie Asche gespensterhaft in der Nacht. So ist es in der Welt, und so ist es in der Menschenseele, solange sie noch nicht ganz entweltlicht und himmlisch ausgeläutert ist."

Diese objective Beschaulichkeit Arnim's hat sein vielverkannter Freund Clemens Brentano niemals erringen können. Brentano's ganzes Leben war ein innerlicher Kampf gegen das antikatholisch Dämonische in ihm, der beständige Zusammenstoß einer von der Schönheit der Welt trunkenen Phantasie mit einem ebenso mächtigen religiösen Gefühl; so daß die Günderode von ihm sagte: „Es kömmt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, da geht sie fort, und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum besten behandelt." Er ist gewissermaßen ein Besessener, mit dem bedeutenden Unterschiede jedoch, daß er selbst streng und unausgesetzt den Exorcismus an sich selbst ausübt. Gleich in seinem frühesten Werke, dem ersten Bande seines Romans „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter", spricht die eine wilde Seele gleichsam prophetisch aus ihm von allen künftigen Erfindungen der modernen Bildung: von Weltschmerz, Emancipation des Fleisches u. s. w.; aber schon im zweiten Bande desselben Romans vernichtet der Dichter Alles, was er dort geschaffen, wieder durch die bitterste Ironie, und „wollte die Kunst an diesem Buche rächen, oder untergehen". In diesem großmüthigen Dichterherzen nistete insgeheim die ganz undichterische Neigung der Kargheit; aber er ließ ihr keine Ruh

und Rast und bezwang sie, indem er Alles, was er besaß oder durch seine Schriftstellerei erwarb, geräuschlos und ohne weltliches Lob unter die Armen austheilte. Ein wahrhaft verschwenderisch begabter Dichter, hat er dennoch beständig eine tiefe religiöse Scheu vor dem verlockenden Talent; er vergleicht den Poeten von Profession mit einer kranken strasburger Gans, welcher die Leber auf Unkosten des übrigen Inwendigen monströs überfüttert wird; er nennt die Kunst entrüstet „die Canaille, die ihn mit diesem sorgenvollen Ehrgeiz behängt hat“, und findet es entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch, als für einen Narren gehalten zu werden. Man erkennt in dieser ganz eigenthümlichen Anlage leicht das vorherrschend lyrische Element seines Talents. Aber jene sprunghafte Unruhe, der rastlose innere Krieg mit sich selbst spiegelt sich auch in seinen wenigen dramatischen Arbeiten, komisch in den Lustspiele „Ponce de Leon“, tragisch in seinem Schauspiele „Die Gründung Prags“. Im erstern sind nämlich ebenfalls zwei conträre Seelen hart aneinander gerathen: der weichliche, zerfahrene, träumerische Ponce, d. h. im Grunde der Dichter selbst, und sein Doppelgänger, der jenen mit einem wahren Feuerwerk von Witz und Ironie schonungslos aus dem Felde schlägt. Dieser innerliche Proceß ist der eigentliche und alleinige Inhalt dieses wunderbaren Lustspiels. Es bildet gleichsam das lustigplänkelnde Vorpostengefecht zu der „Gründung Prags“, wo die Gegensätze im Großen entschiedener herausgearbeitet sind. Hier hat er mit bewunderungswürdigen Meisterzügen das Dämonische der heidnischen Vorzeit aufgedeckt, wie eine zauberische Gewitternacht, wo zornigrothe Blitze in alle grauenvollen Abgründe hinableuchten und die ringelnden Ungeheuer ahnen lassen, die in der Tiefe lauern; während er zu gleicher Zeit das christliche Princip

wie eine Morgenröthe aufsteigen läßt, daß sie die alte Zaubernacht verzehrt, und die Nebel nur noch als Thautropfen an Zweigen und Blumen schimmern. Und ebenso hat er ehrlich die dämonischen Ungeheuer in der eigenen Brust zu überwältigen gewußt. Dazu aber gehört ohne Zweifel eine größere moralische Kraft, als diejenigen zu ahnen scheinen, die einseitig vom heidnisch philosophischen Katheder über ihn absprechen, oder gleich häßlichen alten Jungfern, weil sie niemals ernste Anfechtungen erfahren, bei seinem Anblick pharisäisch die Augen verdrehen; beiden Parteien sei übrigens zum Trost oder Aerger hiermit versichert, daß besagter Dichter zwar Katholik, aber niemals Klosterbruder gewesen ist, wie in den neuern Literarhistorien, wir wissen nicht wem, noch immer nachgefabelt wird.

Grade das umgekehrte Schauspiel, als bei Brentano, sehen wir in August Wilhelm Schlegel's langer literarischer Agitation. Brentano nahm die Kunst als Schwinge zur Religion, A. W. Schlegel die Religion als bloßes Mittel für die Kunst; diese war ihm das Ziel, jene nur Maske, die er auch unbedenklich wegwarf, da sie ihm für seine künstlerischen Effecte nicht mehr nöthig, oder schon zu abgenützt dünkte, um darin vor dem veränderten Publicum noch vornehm und gentil genug sich produciren zu können. Er sagt selbst in einer vertraulichen Mittheilung an eine Dame, es sei ihm nur darum zu thun gewesen, in die Poesie, zur Wiederbelebung derselben, Erinnerungen des Mittelalters und christliche Stoffe zurückzuführen, und da ihm der Protestantismus hierzu nichts bot, so habe er wohl nothgedrungen aus den Ueberlieferungen der römischen Kirche schöpfen müssen. Aber weit entfernt von den verwegenen Träumereien eines Novalis, sowie von der „Jesuiten-Allianz“ seines Bruders

Friedrich, habe er es niemals mit der Kirche ernstlich gemeint, oder je daran gedacht, eine neue Union mit den beiden christlichen Gemeinschaften einzugehen, sondern sich an eine allgemeine innerliche Urreligion gehalten. — Seltsam! während er also von der angeblichen Jesuiten-Allianz seines kühnen offenkundigen Bruders sich mit fast theatralischer Entrüstung abwendet, ist er es gerade, der das treibt, was jene allgemeinen Urreligiosen „jesuitisch“ zu nennen belieben: bewußte Täuschung und Komödie mit Dingen, an die er selbst nicht glaubt. Man kann aber nicht ungestraft zu gleicher Zeit den Christen und den Renegaten spielen wollen. Er hat durch diese Eitelkeit, trotz seiner großen kritischen Verdienste, seinen Zeitgenossen zuletzt doch nur ein beinahe mitleidiges Lächeln abzuringen vermocht, und auch der Poesie, wenn wir seine Uebersetzungen ausnehmen, nur den zweideutigen Dienst erwiesen, sie mit dem Luxus eines überwuchernden Formenreichthums auszustatten, hinter dem sich seitdem das Leere so leicht mit Anstand zu verbergen und zu brüsten weiß.

Der Ehrgeiz, womit, nach Brentano, die Kunst ihre Jünger „so sorgenvoll behängt“, ist überhaupt eine sehr widerwärtige Beigabe, weil er feig macht gegen die Meinung der Welt, und zwar ganz zum eigenen Schaden. Denn die sogenannte Welt meint eigentlich gar nichts, sondern will im Gegentheil ihre Meinungen von den wenigen Führern empfangen, die eben an der Spitze der Bildung stehen; sie liebt, wie ein Weib, an ihren Günstlingen vor allen andern Tugenden die Tapferkeit und ein gewisses resolutes Wesen; sie sollen — gleichviel ob im Guten oder Schlimmen, denn so tief analysirt das Publicum nicht — vor Allem mit ihrem eigenen Gewissen fertig sein, und im Spiegel ihrer Werke gleichsam persönlich ein abgeschlossenes Kunstwerk darstellen.

So war Goethe, ohne nach Lavater, Jung-Stilling und allen „schönen Seelen“ seiner Zeit viel zu fragen, ein entschiedener Heide, und Schiller, trotz allen Anfechtungen der Romantik, der vollendetste und aufrichtigste Rationalist im großen Stil. Es ist daher für den Dichter, der wirksam sein will, der Charakter wenigstens ebenso viel werth als das Talent, und diese gewissermaßen souveräne Stellung des Dichters verschärft allerdings seine große Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen.

Mit Talent war Ludwig Tieck überreich gesegnet, aber sein poetischer Charakter war allzu flexibel für die bedeutsame Wucht dieser Gabe, und riß ihn zu den entgegengesetztesten Verwandlungen hin. Im Anfange sehen wir ihn in seinem „Leberecht“ gemüthlich die Leihbibliotheken-Straße dahinschlendern, später aber im „William Lovell“ und im „Abdallah“ alle prätentiöse Weltverachtung der falschen Genialität zur Schau tragen; dann versenkt er sich plötzlich ganz und gar in die Mysterien der Romantik, um zuletzt auch dieser, z. B. in seinen neuesten Novellen, beinahe feindlich wieder den Rücken zu kehren. Er sagt selbst: „Oft wird mir Angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken, sodaß mir oft, auf Augenblicke und Stunden, wie mein Selbst verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Flut wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. — Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, und ein Ekel meines Herzens,

mich freiwillig berauschen zu lassen.“ Ja, er bezieht diese zweideutige Seelenstimmung auf den eigentlichen Nerv der Romantik, auf die Religion selbst. „Wir können,“ sagt er, „den heiligen Wahnsinn der großen Religionshelden bewundernd beweinen, und doch kann ein geheimes Lächeln über der Verehrung schweben, denn diese seltsame Regung erhebt sich zugleich mit allen Kräften aus den Tiefen der Seele, wir fühlen, wie so vielen Gemüthern das, was wir anbeten, nur belachenswerth sein dürfte.“ — Der alte Ausdruck von den Helden der Religion: „sie haben sich zu Thoren gemacht vor der Welt“, ist vortrefflich.

Dieses schwanke Wesen aber und leichte Eingehen in die verschiedensten Intentionen erzeugt in seinen Schriften eine besondere Art von Schwebereligion, die, zu ernst für gemeine Frivolität und doch auch zu weltlich und voll Angst, vor der Welt thöricht zu erscheinen, sich beständig selbst belächelt, und wo man ihr eigentliches Antlitz zu errathen scheint, sogleich wieder in die künstlich drapirten Schleier der Ironie sich verhüllt, als schäme sie sich ihres wahrhaften Angesichts. So tritt im „Octavian“ der Glaube, anstatt die Handlung unsichtbar zu durchdringen, nur als frostige Allegorie auf; und in der „Genoveva“ wird das einfach rührende Bild der Kirchenheiligen von einem ausländischen Formenluxus künstlich überwuchert, gleichwie die Italiener den Geist ihrer Liqueure, wo er zu stark scheint, durch Zucker abzutödten pflegen. Auch im „Blaubart“ sind die kindlichtragischen Schauer der ursprünglichen Volkssage durch die Beigabe komisch parodirender Personen mannichfach gestört und paralysirt. Dagegen ist diese feinzersetzende Ironie, wo sie ausschließlich gegen das Gemeine gerichtet, im „Zerbino“, dem „Gestiefelten Kater“ und in der „Verkehrten Welt“, allerdings auf ihrem ange-

renen Heimathsboden und vollkommen berechtigt. Außerdem
igen die phantastischen Märchen-Lustspiele, so speciell sie
ch auf die damalige literarische Misère eingehen, in bemer-
nswerther Weise von der Zähigkeit des antipoetischen Ele-
ents in Deutschland. Sie ließen sich, mit geringen äußer-
chen Abänderungen, sehr wohl auf die prosaische Weltan-
ht der Gegenwart wieder anwenden, und es würde eben
cht schwer werden, für die Restor's, Gottliebe u. s. w.
eichwürdige Philister-Celebritäten von heute zu stellen.

Jenes ironische Versteckspiel aber, das beständig durch
e Blume spricht, hatte die schlimme Folge, daß Andere,
eil sie nichts Sonderliches zu verstecken hatten, sich aus dem
anzen eben nur das Spiel mit den Blumen herausmerkten.
o leitete Tieck, wider Wissen und Willen, unvermeidlich
if Houwald und Fouqué über. Durch Houwald's
miliäre Schauspiele reimt sich eine gelinde Frömmigkeit in
rtlaufenden Blumenketten fort, deren süßlicher Duft uns
läfrig macht; während bei dem ungestümern Fouqué die
ardereiter-Helden vor ihren überkindlich andächtelnden Da-
en beständig mit ihrem wunderlichen Katholicismus renom-
iren. Fouqué ist nur erträglich und gewissermaßen groß
seinem „Sigurd", wo er nothgedrungen vor dem über-
ckerten Christenthum Ruhe hat.

Bei weitem ernster, aufrichtiger und praktischer begriff
Werner das religiöse Element als die eigentliche Bedeutung
r Romantik. Sie galt ihm, wie die Poesie überhaupt,
ır als Vorbereitung der Menschheit zu etwas Höherm, als
e Poesie ist, als Bildungsmittel, um die Gemüther für
ıs Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Es
ut ihm daher in der Seele weh, wenn er die herrlichen
räfte der neuen Menschen, der Schlegel, Tieck u. s. w.

verschwenden sieht ohne ernste Tendenz, ohne Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zweck; er will zu diesem Zweck eine Sekte, einen Orden herstellen, und Kunstwerke sind ihm die Vorarbeiten dazu, zu der „neuen Religion“, die der Menschheit gegeben werden müsse. „In dieser poetischen Hinsicht,“ sagt er, „nehme ich nicht nur die Maçonnerie, sondern selbst Manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja sogar den jetzt aufs neue Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubenssystem, sondern als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube, theoretisch und praktisch in Schutz.“

Sein eigentliches Glaubenssystem hat er in seinem Doppeldrama: „Die Söhne des Thales“ und „Die Kreuzesritter“ darzulegen versucht. Hier repräsentirt der Tempelherren-Orden den entschiedensten Deismus. Ihm gegenüber bildet sich nun ein Geheimbund Auserwählter: die Söhne des Thales, um jenen Orden zu stürzen; aber nicht etwa wegen seiner Aufklärung — denn mit dieser sind die Thalbrüder innerlich vollkommen einverstanden — sondern weil die Templer so dumm sind, den Menschen die ganze Wahrheit zu geben, die nur für wenige höhere Geister gemacht, und schlechterdings unvereinbar ist mit einer auf Enthusiasmus gegründeten Verbindung Vieler. Denn was den höhern Geistern der Glaube an ihr Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch, gleichviel ob Messias oder Prometheus, Wischnu, Eros, Thor oder Christus. Nur unter dem Glockenklang der Religion und dem Harfenspiel der Kunst kann der Bund, der auf den Tempelbund gepfropft ist, gedeihen durch ein Aufgehen des Einzelnen in der allgemeinen Weltseele; und der Schotte Robert kann erst in den Thalbund aufgenommen werden, nachdem er die „krüpplichte“ persönliche Unsterblich-

:it, die unser eigenes jämmerliches Ich so dumm und kläg-
ch fortspinnt ins Unendliche, weggeworfen hat, um einst in
ller Kraft zu schwelgen. — Werner statuirt also hier eine
ationalistische, mit pantheistischer Phantasterei und theatra-
schem Punk verkleidete Geheimlehre, eine Art von Braminen-
eligion für die Gebildeten, während er den uneingeweihten
Massen, um durch Poesie und Kunst ihre Gleichgültigkeit zu
rechen und sie zu erheben, eine Art von Freimaurerei octroyi-
en will, die er „geläuterten" Katholicismus nennt; der
Polizei-Religion mancher Staaten vergleichbar, welche sich
ben den Rationalismus vorbehalten, und nach unten die
ositive Religion als Kappzaum dem Volke anlegen.

Dieser Katholicismus aber, der keiner war, vertrug sich
egreiflicherweise auch mit einer Apotheose Luther's, dessen
erbe Figur in der „Weihe der Kraft" auf eine fast komische
Weise in lauter Hyacinthenduft und Karfunkelschein einge-
ickelt erscheint. Das Stück ist durchaus symbolisch. Die
Reinheit (Elisabeth), die Kunst (Theobald) und der Glaube
Therese) vereinigen sich zu einen „Mysterium dreieiniger
iebe", welche ihrerseits wieder durch Katharina von Bora
orgestellt wird. Aber auch Katharina ist, gleich den Söh-
en des Thales, mit dem althergebrachten Christus keineswegs
ifrieden, sie will sich selbst ihren eigenen Heiland schaffen,
e sieht ihn einmal im Traume: „ein göttlich schöner Jüng-
ng, so wie Apollo ungefähr"; da erblickt sie plötzlich Lu-
ier'n, ruft: „Mein Urbild!" und — betet fortan zu ihm." —
eberhaupt wo in diesen Werner'schen Dramen des Religi-
ſe sich vordrängt, und das thut es fast überall, erscheint
s willkürlich, grillenhaft, wie ein Gespenst des Christen-
jums. So ist die eigentliche Hauptperson im „Kreuz an der
)stsee," der Geist des heiligen Adalbert, welcher als Citherspie-

ler das deutsche Heer begleitet, ein längstverstorbener Sohn des Thales, wohin er auch am Schlusse wieder zurückkehrt. Ebenso nebel- und schwebelhaft tritt im „Attila“ dieser furchtbaren Geißel Gottes der Papst Leo entgegen, dem sterbenden Würgeengel zuletzt eine mystische Todesbraut zuführend; und in der „Wanda, Königin der Sarmaten“ faßt der Geist der Königin Libussa diese ganze improvisirte Naturreligion in den Worten zusammen:

Natur hält Schwur,
Natur ist treu,
Natur ist todt,
Natur ist frei,
Du Menschengott
Sei die Natur!

Bekanntlich hat Werner späterhin seinen Irrthum erkannt und gesühnt, und in der ernsten Umkehr zum ungeläuterten Katholicismus den Frieden gefunden, den sein redliches, wenngleich höchst abenteuerliches Suchen wohl verdiente. Es ist nur zu bedauern, daß seine alternde Kraft nicht mehr ausreichte, die große poetische Gewalt, womit er jenen prächtigen Unsinn verherrlicht, jetzt auch der gefundenen Wahrheit noch zuzuwenden; und es ergreift uns eine tiefe Wehmuth, wenn er nun in Italien sagt:

Ihr kommt zu spät, ihr ewig jungen Lauben;
Ach hätt' ich früher euer Grün geschauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! — ich kann nur glauben.

Jene perfide Doppelsinnigkeit des Thalbundes war indeß glücklicherweise wenig geeignet, für die „neue Religion“ Propaganda zu machen. Dagegen hatte Werner mit seinem „24. Februar“ das natürliche Ergebniß aller Naturreligionen, die Idee des Schicksals, an die Epigonen vererbt. Der trockene skeptische

Müllner setzte die Herrschaft der blinden Naturkräfte, die im Alterthum noch eine tiefe tragische Bedeutung hatte, an die Stelle der göttlichen Vorsehung mitten in die christliche Welt, wo sie sich um so wunderlicher ausnahm, da er die Sache ohne schaffende Phantasie blos mit dem berechnenden Verstande auffaßte. Seine hiernach von vornherein gebundenen und unzurechnungsfähigen Helden geberden sich daher, zumal in der Zwangsjacke der prätentiösen knappen Verse, fast wie Wahnsinnige, und das sogenannte Schicksal gleicht einem verspäteten, in der Tageshelle verirrten Gespenste, daß manche zarte Seele erschreckte, bis man den blauen Dunst merkte und über den Theaterstreich lachte. Auch Grillparzer glitt in seiner „Ahnfrau" auf diese Bahn aus. Es ist aber ebenso leichtsinnig als ungerecht, diesen edlen Dichter, der seitdem so manches Schöne geschaffen und in seinen historischen Schauspielen die göttliche Waltung in der Geschichte gar wohl erkannt hat, noch immer nach jener Jugendsünde zu beurtheilen.

Gerade in der Blütenzeit der Romantik gingen indeß furchtbare Geschicke über unser Vaterland: ein von Geschlecht zu Geschlecht fortbrennender Krieg, nicht blos um materielle Interessen oder einzelne Throne, sondern um Ehre, Sitte, Sprache, ein Vernichtungskrieg auf Tod oder Leben Deutschlands. Der moderne Attila hatte damals Recht und Unrecht, Gutes und Schlechtes an die Kette gelegt, den Gefesselten blieb nur der Gedanke, das Gebet und der Blick nach oben, nach dem höchsten Retter frei; und eben dieses ungeheuere Unglück hat die Romantik, diese Poesie der Zukunft und Sehnsucht, so groß und intensiv gemacht. Aber die Romantik hatte, wie wir gesehen, allmälig in menschlicher Schwäche ihre ursprüngliche Aufgabe vergessen, sie hatte ihre eigentlichen

Führer: Novalis, Fr. Schlegel und Görres, zaghaft verlassen und für den Katholicismus, auf dem sie geboren, nach willkürlichen Religions-Surrogaten gehascht. Und dieser Mangel an religiöser Ueberzeugung, die in einer aufgeregten und unglücklichen Zeit allein Trost und Haltung verleihen konnte, hat den größten Dramatiker der Romantik zur Rathlosigkeit, Zerrissenheit und endlich zum Selbstmord gedrängt. Heinrich von Kleist (1776—1810) war der Repräsentant dieser Nachtseite der Romantik; sein Zorn und sein Schmerz über die Schmach des Vaterlands ist seine Poesie. Da er aber, ohne rechten Glauben an das unsichtbare Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, Alles nur auf Menschenkraft bezog, diese aber gegen das Unerträgliche sich so ohnmächtig erwies, so erfaßte ihn ein großartig sittlicher Ekel vor der Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts, das ihm fortan des Lebens nicht mehr würdig schien, und er selber ging geharnischt mit ihm ins Gericht, Alles was seine Poesie berührte, dem Tode weihend. Eine kurze Charakteristik seiner Schauspiele, wie wir sie bereits in dem Buche der Romantik entworfen, möge das Bild des unglücklichen Dichters deutlicher machen.

Gleich seine erste Dichtung: „Die Familie Schroffenstein“ kündigt jenen dämonischen Krieg an. Ohne alles juvenile Schwanken des Anfängers, mit festen scharfen Charakterzügen wird uns hier die Selbstzerstörung der düstersten aller menschlichen Leidenschaften, des Argwohns, schonungslos und systematisch vorgeführt. Zwei verwandte Familien entzweien sich wegen der scheinbaren Ermordung eines Knaben, welcher der einen Familie angehört, die, den vermeintlichen Mord der andern zuschreibend, gleich in der ersten Scene auf das heilige Abendmahl blutige Vergeltung schwört. Die Mutter des Knaben schaudert vor dem Schwur: „O Gott! wie soll ein

:ib sich rächen?“ Ihr Gemahl erwidert: „In Gedanken.
irge sie betend.“ Es ist der trostlose, finstere Geist der
che, der durch das ganze Schauspiel schreitet und um ein
hts, um eines selbstgemachten Phantoms willen, Schuldige
) Unschuldige in den Boden tritt. — In der „Panthe-
a“ dagegen hat der Dichter mit derselben verzweifelten Un-
üge am Menschlichen das Uebermenschliche, ja das Unmög-
e versucht, allen Nachtigallenlaut der süßesten Liebe, und
:n Blutdurst des Tigers in der Brust eines Mannweibes
valtsam zu vereinen. Was ist alle Faselei der Neuern
ı Emancipation der Frauen gegen diese entsetzliche Ama-
:enkönigin, wie sie mit ihrem geliebten Feind Achilles bräut-
ı plaudert, den sie in der Feldschlacht, wo er die Betäubte
seiner Gefangenen gemacht, besiegt zu haben glaubt, und
sie nun die Täuschung gewahrt, dem Geliebten, der selber
veentbrannt zu ihren Füßen sinken will, den Pfeil durch
ı Hals jagt, die Zähne, mit den Hunden um die Wette,
seine weiße Brust schlägt, und dann, grauenvoll, lautlos
Leiche anstarrend, ihm in den Tod nachfolgt. — Das
rkwürdigste Denkmal dieses ungestümen Geistes ist aber
ıe Zweifel sein Drama: „Die Hermansschlacht“, weil es
ht nur das bedeutende Talent des Dichters am tüchtigsten
vährt, sondern auch alle Phasen seines innern Lebensganges
das hellste Licht setzt. Bewundern müssen wir dabei zu-
hst die gewaltige Productionskraft, die hier die ganze volle
:genwart in einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit
endig abzuspiegeln vermochte. Denn das Drama handelt
ıe allen modernen Beischmack von der Vertreibung der
imer durch den Cheruskerfürsten Herman, und giebt doch
ı getreuesten Umriß der Zustände, der Ehre und der Schmach,
: sie um das Jahr 1809 in Deutschland gewesen. So

unvergänglich ist das wahrhaft Historische, der reinmenschliche Grundton, der durch alle Zeiten geht! — Die Hermansschlacht veranschaulicht uns aber außerdem auch noch, wie kein anderes Werk, das eigentliche innere Tagewerk des Dichters selbst: eine heroische Hingebung an den Zweck, den er einmal als den rechten und würdigsten erkannt, alles Edle und Große seiner Seele mit fast fieberhafter Glut auf einen einzigen Punkt, auf die Noth des Vaterlandes, gerichtet; wie mit seinem innersten Herzblut ist das Alles dort verzeichnet: sein Gram, seine Hoffnungen, seine Liebe und sein Zorn. Aber eben hier lauert auch schon der Dämon; es ist, als hörte man ihn überall mit kaum verhaltenem Ingrimm in die Kette beißen, und das Ganze ist, bei aller Trefflichkeit, dennoch eigentlich eine großartige Poesie des Hasses, der endlich auf einmal in blutrothen Flammen aufschlägt, wo Thusnelda den ihr in Liebe arglos vertrauenden jungen Römer Ventidius betrüglich in einen grünen Zwinger verlockt, um ihn dort, anstatt der gehofften Umarmung, vor ihren Augen von einer Bärin zerreißen zu lassen.

Diese ethische Maßlosigkeit aber mußte hier, wie überall, auch die ästhetische Willkür, der gänzliche Mangel an religiösem Glauben sein carikirtes Wiederspiel, einen poetischen Wahnglauben, zur unabweislichen Folge haben. Daher bei Kleist das immer wiederkehrende, unruhige Uebergreifen von der, ihm doch sonst durchaus verständlichen Naturwahrheit ins wüste, phantastische Leere, die Vorliebe für das blos Seltsame und Unerhörte, die unbezwingbare Lust, anstatt der natürlichen Grundlage religiöser Motive, einen oft trivialen und widerwärtigen Aberglauben zum Angelpunkt seiner dramatischen und novellistischen Katastrophen zu machen. So wird in der „Familie Schroffenstein“ der ganze wahrhaft

ragische Racheproceß an dem kleinen Finger des strittigen
Knaben auf- und abgewickelt, den ein albernes Mädchen ihm
bgeschnitten, um ihre Mutter vom Krebs zu heilen. Im
Käthchen von Heilbronn" ruht die Entwickelung und die
ührende Zuversicht dieser wunderschönen Liebestreue auf dem
lberglauben vom Bleigießen und einem visionären Fieber-
raume; und im „Prinzen von Homburg" ist wiederum ein
vilder Traum die bewegende Seele des Ganzen.

Weder diese krankhafte Verstimmung, noch jene Scheinreli-
ion, welche sich Andere künstlich zurechtgemacht, konnte aber
auernd befriedigen. Je mehr daher die ursprüngliche Begei-
erung erlosch, desto deutlicher trat wieder der nüchterne
Verstand hervor, dessen Alleinherrschaft eben die Romantiker
eschränken wollten. Aus der Poesie der Phantasie entstand
ine Poesie der Kritik, deren Koryphäen Immermann und
Platen sind. In Immermann's frühesten, der roman-
ischen Schule noch kaum entwachsenen Schauspielen („Prinz
on Syrakus", „Edwin", „Das Thal Ronceval", „König
Periander und sein Haus", „Petrarca", „Das Auge der
iebe", „Cardenio und Celinde") experimentirt dieser Dichter
leißig nach Shakspeare'schen Recepten, verfällt aber dabei
urch die studirte tragische Erschütterung häufig in die geschraubte
Unnatur der alten Staatsactionen. In Arnim's „Halle und
Jerusalem", wo gleichfalls die Geschichte von Cardenio und
Celinde eingeflochten ist, reißt uns eine übermächtige Phanta-
ie unwillkürlich durch das Unglaubliche mit fort, während
vir in Immermann's „Cardenio und Celinde", da er reflec-
irend beständig die Reflexion herausfordert, uns mit Abscheu
von der Heldin wenden, die ihrem unglücklichen Liebhaber
das Herz ausreißt und es zu Asche verbrennt, um einen Lie-
estrank daraus zu brauen. Ebenso kritisch verfährt er in

seinen spätern historischen Stücken. In seinem „Kaiser Friedrich II.“ z. B. werden, wie auf dem Schachbret, die Gegensätze von Religiosität, Herrschergewalt und heidnischer Bildung Zug für Zug mit einer leidenschaftlosen Berechnung ausgeführt, die am Ende alle Theilnahme schachmatt macht. Dieselbe kühle Neutralität herrscht auch in dem „Trauerspiel in Tirol“, das aber in der Wirklichkeit wie auf der Bühne ohne Leidenschaft ganz undenkbar ist. Hier erscheint die Religiosität nur als eine sehr gleichgültige theatralische Decoration, und die Bauern und französischen Generale philosophiren und debattiren so ruhig und verständig über den Krieg, daß man nicht recht begreift, warum sie eigentlich so ingrimmig aneinander gerathen, oder warum sich zuletzt noch ein tröstender Engel zum Hofer herunterbemüht. Von seinem „Merlin“ endlich sagt der Dichter selbst: „Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, decomponiren sich an derselben. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetz. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Caricatur, bleibt dann aber auch freilich jenseit der vollen Erscheinung stehen. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger vom Lächerlichen sich ganz freigehalten hat. Diese Betrachtungen faßte ich im Merlin sublimirt, vergeistigt. Der Sohn Saturn's und der Jungfrau, andachtstrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz.“ — So abstract aber dichtet man keine Tragödie, am wenigsten einen zweiten Faust, wie dieser Merlin sein sollte, und ebenso wenig Lustspiele, die daher auch bei Immermann, vor lauter wohlerwogenen Anstalten dazu, nirgends zu rechter Lustigkeit kommen.

Immermann's literarischer Todfeind war August Graf von Platen, nicht aus entgegengesetztem Princip, sondern

ielmehr weil beide auf demselben Boden standen, auf dem
e nebeneinander nicht Raum zu haben glaubten. Denn auch
laten's Poesie war wesentlich reflectirend, raisonnirend und
hrhaft, ihr Hauptinhalt eigentlich eine Antikritik der über
n ergangenen Kritiken. Seiner schriftstellerischen Persönlich-
it nach aber repräsentirt er gewissermaßen die Caricatur von
einrich von Kleist. Dieser war unglücklich, weil er mußte,
laten weil er es schlechterdings sein wollte; Kleist liebte sein
aterland wie eine angelobte Braut, deren Schmach er nicht
berleben mochte, Platen haßte Deutschland, weil es sein
ichtertalent nicht genug zu ehren schien; Kleist verhüllte wie
n sterbender Römer seinen Schmerz, Platen stellte ihn überall
flissentlich als ästhetisches Kunststück zur Schau. Beide, und
var Kleist ganz wider Wissen und Willen, führten zur moder-
n Zerrissenheit und Poesie des Hasses über. Man hat
laten's Lustspiele, namentlich „Die verhängnißvolle Gabel"
cht selten mit Aristophanes verglichen. Wir geben gern zu,
ß er in der Eleganz und Virtuosität der Sprache mit die-
m alten Dichter einige Aehnlichkeit hat. Aber das ist eben
ar ein kostbares Gehäuse; es fehlt der große Inhalt der
ristophanes'schen Komödie. Diese hat die, in ihrer innern
edeutsamkeit weltgeschichtlichen und unvergänglichen, politischen
nd philosophischen Interessen Athens zum Gegenstande, Pla-
n's Lustspiele dagegen vorübergehende und bereits überwun-
ne Literaturerscheinungen; dort sind die Persönlichkeiten fast
ur allegorisch, hier der eigentliche Nerv des Ganzen. Daher
i Aristophanes der großartige Welthumor, bei Platen der
einliche, beinah fieberhafte neidgelbsüchtige Witz.

Fast alle Schauspiele der sogenannten romantischen Schule
aren aber niemals zu öffentlicher Aufführung gelangt und
aher noch wenig ins Volksbewußtsein gekommen, als die

Epigonen sich so eilfertig anschickten, ihre Mutter, deren Sprache sie im Auslande verlernt, feierlich zu Grabe zu tragen. Aus diesem weitschweifigen Leichenconduct der Romantik wollen wir hier nur Raupach nennen, weil er zum Theil noch romantische Stoffe aufgenommen und eine geraume Zeit hindurch das deutsche Theater fast despotisch beherrscht hat. Raupach's Verdienst war indeß eigentlich nur ein negatives. Er tritt, unsers Wissens, dem religiösen Volksgefühle nirgends frivol oder feindlich entgegen, und hatte, was allerdings nicht gering anzuschlagen ist, durch seine ernstere Haltung und würdige Formen das Schlechtere und absolut Gemeine für längere Zeit von den Bretern verdrängt. Aber er brachte nichts Neues, er bereicherte das Repertoir, ohne es wirklich zu beleben. Mit großer Consequenz und Bühnenkenntniß hatte er sich aus der zerstreuten Erbschaft Goethe's, Schiller's und der Romantiker ohne weiteres trocken und hölzern sein Theater zurechtgezimmert, und verarbeitete von Jahr zu Jahr zugleich Romantisches und Bürgerliches, Märchen und Historie, nach ein und derselben Schablone seiner unablässig fortklappernden Jambenfabrik. Da fand jeder, ohne Anstrengung und überflüssige Erschütterung, nach Belieben sein bescheiden Theil Schiller, Nibelungen, Calderon und Shakspeare und jeder war allabendlich zufrieden. Aber indem er eben dadurch das Publicum beherrschte, daß er jeder Fraction etwas nach ihrem absonderlichen Geschmacke bot, hat er gleichzeitig durch diese völlig neutralen Concessionen auch die schreckliche Theateranarchie mit verschuldet, die hinter ihm hereinbrach und zuletzt noch ihn selbst mit umriß. Er war mit Einem Wort: ein vortrefflicher Techniker, aber kein Dichter.

Und so sehen wir denn die romantische Poesie in Deutsch-

ınd wie den Rhein zuletzt in verschiedene Bächlein sich thei-
:n und fast spurlos verrinnen. Es ist eine sehr gewöhnliche
'ergeßlichkeit, die Thaten der Menschen nicht nach ihren
ntentionen, sondern nach den materiellen Erfolgen zu be-
rtheilen, und so ist es Mode geworden, auch der Romantik,
egen ihres kläglichen Ausgangs, den Vorwurf des Quietis-
ıus nachzurufen. Die Romantiker konnten freilich, als Na-
oleon Imperator war, den Mund nicht so voll politischer
)eldenphrasen nehmen, wie neuerdings Herwegh und Andere;
agegen haben ihre gebornen Führer, auf Gefahr der Lächer-
chkeit und ihres ganzen literarischen Ruhmes, die Kirche
us dem modernen Schutte wieder herzustellen gesucht, und
uf Gefahr ihres Lebens das deutsche Freiheitsgefühl ge-
)eckt und gestärkt. Das nennt man aber doch sonst nicht
uietistisch, sondern reformatorisch. Die Romantik war viel-
ıehr durchaus kriegerisch, sie hat die Philister geschlagen,
ınd dann den Befreiungskrieg gerüstet.

Begründeter ist der Tadel, daß die Romantik niemals
ine eigentliche Bühne sich zu schaffen vermocht, was doch
:echt eigentlich ihres Berufs war, da sie eine Vermittelung
ıon Poesie und Leben durch die Religion erstrebte, wozu gerade
ıas Drama als ein wirksames Organ sich eignet. Allein
ene Vermittelung war in den Romantikern selbst noch keines-
vegs vollendet. Daher ihr beständiges Spiel mit der Iro-
iie, die allen Glauben ankränkelt, dieses ungewisse Haschen
ıach Surrogaten, nach einer sublimirten Kunstreligion, nach
:inem „geläuterten" Katholicismus. Aber das Drama, da
:s vom augenblicklichen Eindrucke lebt, verlangt, wie die
Theatermalerei, in sich fertige, sichere, lieber derbe als unge-
wisse Züge, und es ist dem Publicum billigerweise nicht zu-
zumuthen, sich für sein Geld in solchen Labyrinthen müde zu

laufen. Es fehlte mithin den Romantikern durchaus die gleiche Basis mit dem Volke, und so schwand ihnen allmälig aller Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, und ihre meisten Schauspiele gingen neben oder über die reale Bühne hinaus, ja sie ignorirten mit absichtlichem Trotz und Hochmuth die Bühne, anstatt sie zu sich hinaufzubilden.

Die moderne Poesie Deutschlands, da sie ihre natürliche Muttersprache vergessen, war früher im Auslande, erst bei den Italienern, dann bei den gelehrten Holländern und endlich bei den Franzosen in die Schule gegangen, die den zweideutigen und wenig beneidenswerthen Vortheil hatten, bereits eine nagelfeste geregelte Poetik zu besitzen. Die Romantik war es, die zuerst im Großen und Ganzen von dieser schülerhaften Richtung abzuweichen wagte, ja dem Auslande in offener Opposition entgegentrat, und den Gedanken einer deutschen Nationalpoesie faßte. Nicht etwa als ob sie die ausländischen Formen verschmäht hätte, die sie vielmehr eifrig adoptirte, wo sie irgend als Mittel zu ihrem Zwecke förderlich schienen; dieser Zweck aber war Leben, Kunst und Wissenschaft auf das vergessene Christenthum und dessen poetische Erscheinung, auf das vornehm ignorirte Mittelalter, wieder zurückzuführen. Eigentlich war schon Lessing der unwillkürliche Vorfechter der Romantik, theils durch den Ernst und die schneidende Schärfe, womit er die antiquirte Frage von Christenthum oder Heidenthum zur unvermeidlichen Entscheidung stellte und sonach die Religion gewissermaßen wieder literaturfähig machte; theils durch seine Kritik, die in ihrer rücksichtslosen Kühnheit überall an die Romantik erinnernd, das novantike Theatergerüst der Franzosen unter-

:nb, und auf den damals noch unbekannten oder ganz ver-
(fenen Shakspeare hinwies. Auf denselben Fundamenten
ar die Romantik erbaut. Sie hat in dem von Lessing angereg-
n Kampfe um die Religion entschieden das Kreuz ergriffen,
: hat den französischen Regelzwang völlig gebrochen und
)hakspeare für immer zu unserm Landsmann gemacht. Als sie
)er, wie wir gesehen, allmälig ihre ursprüngliche religiöse Mis-
)n verkannt, und nun, anstatt des verlorenen Princips, der
ɪxus künstlicher Formen zur Hauptsache geworden, ist sie
)thwendig der Mode verfallen, und an dem Wechsel der
Lode zu Grunde gegangen. Darnach hat diese specifisch
utsche Bewegung ihre Nachwirkungen nach Norden und
estwärts über den Rhein bis jenseit der Pyrenäen hin ver-
:eitet, und somit zum ersten Male seit undenklicher Zeit, was
ir bisher vom Auslande erbettelt, reichlich zurückerstattet.

In Dänemark, dessen Literatur uns schon früher durch
lopstock und Baggesen verwandt war, wurde Adam Oehlen-
)läger von seinem Freunde Steffens für die romantischen
estrebungen gewonnen. Er betrat zuerst mit seinem
Lärchendrama „Aladin oder die Wunderlampe", das er,
ie seine übrigen Stücke, theils deutsch dichtete, theils selbst
s Deutsche übersetzte, sehr glänzend die neue Laufbahn,
ıd hat in seinen spätern Schauspielen („Starkother", „Bal-
:r", „Hagborth und Signe", „Axel", „Hakon Jarl",
Palnatoke" u. a.), nicht immer mit gleichem Glück die Ro-
antik mit der altnordischen Sage und Mythologie zu
rmitteln versucht. — In England zwar waren die alten
allladen und Shakspeare niemals ganz vergessen, der Letz-
:e vielmehr durch des berühmten Garrick meisterhaftes Spiel
)n neuem auf die Bühne gebracht worden. Aber nicht ins
)endige Volksbewußtsein; denn auch dort durfte Kotzebue

und anderer Auswurf unsers Theaters und zwar mit entschiedenem Glücke, mit dem großen Dichter rivalisiren, bis Walter Scott und Lord Byron durch die Bekanntschaft mit der neuen Phase unserer Literatur aufmerksam gemacht und angeregt wurden. Wie Walter Scott das nationalhistorische Element der Romantik, so hatte Byron das, was wir als die Nachtseite derselben bezeichneten, das Faustische, den Zweifel und die Zerrissenheit, die Kleist erfunden und Platen ausgeschmückt, zu seiner Lebensaufgabe erwählt und z. B. in seinem „Manfred“ mit einer Virtuosität und schauerlichen Wahrheit dargestellt, welche bald wieder auf unsere eigne Poesie überwältigend und betäubend zurückwirkte. — Am brillantesten aber erwies sich die romantische Invasion in Frankreich, wo sie gegen den eigentlichen Hauptstock der Zopfclassicität und ihrer verjährten Traditionen anrannte. A. W. Schlegel hatte in seinen „Dramatischen Vorlesungen“, die sehr bald ins Französische übersetzt wurden, den Bau der französischen Tragödie aller falschen Stützen und Klammern entkleidet und dadurch in eine ganz windschiefe Lage gebracht. In der benachbarten Schweiz hatte Frau von Stael ein propagandistisches Feldlager von romantischen Deutschen und Halbfranzosen, Schlegel, Werner, Chamisso und Andern, aufgeschlagen, und suchte in dem Buche „Sur l'Allemagne“ die neue Lehre ihren Landsleuten in ihrer Weise mundrecht zu machen. Die erste Folge davon war ein indignirter Schrei des Entsetzens durchs ganze Land. Die Schegel'schen Vorlesungen wurden, als ein Verrath an der großen Nation, in Frankreich verboten, die alten pariser Römer und Griechen wickelten sich stolz in ihre Toga und hielten die verrosteten Schilde vor, um ihr Théâtre français vor den impertinenten Barbaren zu beschützen. Allein im Ge-

ihle ihrer Würde merkten sie nicht, daß sich draußen die
:riegskunst verändert; die deutschen Spitzkugeln durchlöcher-
:n nach und nach komisch Togen und Schilde; und lächer-
ch zu erscheinen, hält kein Franzose aus. So wurde die
lte Garde stutzig, und über ihre verwunderten Köpfe hin
hlugen die neuen Ideen da und dort ein, und zündeten
: den Herzen der jüngern Poeten. Der tüchtigste und ta-
ntvollste unter diesen, Victor Hugo, wagte es endlich,
chauspiele nach dem neuen Recepte zu dichten, die nicht
ehr zu Hofe, sondern ins Volk gingen, und das Théâtre
ançais mußte sich herbeilassen, dem unverhofften Spectakel
ine parkettirten Breter einzuräumen.

Aber es war keine Reform, sondern eine Revolution.
Sie in ihrer ersten politischen Revolution hatten sie auch
er, anstatt sich auf ihre poetische Vorzeit zu stützen, frisch-
:g eine begriffsmäßige absolute Freiheit, einen künstlichen
ahnsinn der Regellosigkeit, improvisirt, und der alte aristo-
ische Polizeizwang war ihnen plötzlich in völlige Anarchie
igeschlagen. Als ob in dieser Nation noch immer der
itdürftige Götzendienst der alten Gallier heimlich fortbrennte,
ben sie auf ihren Theatern Unschuld, Ehre und Liebe
igeschlachtet, sich mit raffinirter Wollust der Grausamkeit
Mord, Ehebruch und Blutschande ergötzt, und Alles mit
ut besudelt, gleich ekelhaften Feinschmeckern, deren über-
zter Gaumen nur noch durch den haut-gout der Fäulniß
kitzeln ist. Und wir schämen uns nicht, diese aus dem
utschen ins Grimassirte übersetzte sogenannte Romantik jetzt
: blödsinnigem Eifer wieder ins Deutsche zurückzuübersetzen!
Langsamer, aber um desto tiefer schnitt das kritische
hwert der Romantik in Spanien ein. Wir haben oben
:hen, wie auch hier die Boileau'sche Verschwörung gegen

die Poesie höchst bedenklich um sich gegriffen und das Volk seinen großen dramatischen Dichtern nach und nach entfremdet hatte. Da trat ganz unerwartet ein junger Deutscher dazwischen: Johann Böhl von Faber aus Hamburg, der um das Ende des vorigen Jahrhunderts nach Cadix übersiedelte, wo sein Vater ein bedeutendes Handelshaus gegründet. Hochherzig und von seltener literarischer Bildung, fühlte er eine tiefe Entrüstung über die Schmach und poetische Unterdrückung des edeln, reichbegabten Volks, und warf den kritischen Zwingherrn den Fehdehandschuh hin, indem er im Jahre 1818 die Ansichten Schlegel's über Calderon in spanischer Sprache bekanntmachte. Eine Flut von Streit- und Flugschriften folgte unmittelbar diesem Unternehmen, und es entstand das seltsame Schauspiel, daß die Spanier für die literarische Dictatur der von ihnen politisch bittergehaßten Franzosen fochten, und ein Fremder den Calderon gegen seine eigenen Landsleute vertheidigen mußte. Der wackere Böhl aber ließ sich nicht irremachen; er bewirkte die Wiederaufführung der vergessenen Schauspiele von Calderon, Moreto und andern alten Meistern, und veranstaltete in seinem „Altspanischen Theater" eine Sammlung der vorzüglicheren Stücke bis zu Lope de Vega's Zeit, nachdem er schon früher in seiner „Floresta" ein Gleiches für die altspanische Lyrik gethan. Ihm ward indeß nicht die Genugthuung, die vollkommene und ungetrübte Reife seiner Saaten selbst zu erleben. Denn bis kurz vor seinem Tode dauerte die widersinnige Opposition fort, und noch im Jahre 1822 wurde in der Poetik von Martinez de la Rosa der nun schon hundertjährige französische Schnürleib der drei Einheiten womöglich noch fester geknüpft. Jedenfalls aber gebührt unserm tapfern Landsmann die Ehre und das unberechenbare Verdienst, in

ein zweites Vaterland den ersten zündenden Gedanken poe-
ischer Befreiung geworfen, und durch seinen Vorgang in
einem jungen Freunde Don Agustin Duran einen Nach-
olger angeregt zu haben, der seine Bestrebungen unermüd-
ich mit großer Liebe und Einsicht fortsetzte.

Inzwischen war diesen Bestrebungen aus Frankreich selbst
in freilich sehr unberufener Succurs zugekommen. Der Veits-
anz der französischen Romantik, der eben damals zu Paris
n der üppigsten Blüte stand, hatte nämlich endlich auch das
enachbarte Spanien ergriffen, und auch hier die Bühne zu-
ächst in die größte Verwirrung gestürzt. Larra sagt im
Jahre 1835 in der Revista española: „Das Chaos von
Titeln und Werken auf unserer Bühne ist ungeheuer. Zu-
rst haben wir die Comedia antigua, unter welchem allge-
neinen Titel alle dramatischen Werke aus der Zeit vor
Comella begriffen werden; zweitens das Melodrama, ein
Product unsers literarischen Interregnums und von der Porte
St. Martin zu uns gebracht; drittens das sentimentale und
as gräuelvolle Drama, älterer Bruder des vorigen und
leichfalls Uebersetzung; dann das sogenannte classische Lust-
piel von Molière und Moratin mit seinem Assonanzenvers
der seiner hausbackenen Poesie; hierauf die classische Tragödie
it ihren pomphaften Versen und ihrem Zubehör von Meta-
hern und erhabenen Gedanken von königlichem Geblüt; weiter
ie bisweilen abgeschmackten, bisweilen aber auch amüsanten
Kleinigkeiten von Scribe; sodann das historische Drama, eine
ersificirte Chronik in poetischer Prosa mit alterthümlichen
Trachten und Decorationen ad hoc; endlich, wenn ich nichts
ergessen habe, das romantische Drama, ein neues und ori-
inales, nie zuvor gesehenes noch gehörtes Ding, ein Komet,
er zum ersten Mal mit seinem Schwanz von Blut und Todt-

schlag in dem literarischen System erscheint, eine Entdeckung, welche allen bisherigen Jahrhunderten unbekannt und den Columbussen des neunzehnten vorbehalten geblieben — mit einem Wort, die Natur auf den Bretern, das Licht, die Wahrheit und die Freiheit in der Literatur, das proclamirte Menschenrecht, die Anarchie, die sich zum Gesetz zu gestalten strebt."

Man sieht schon aus dieser ironischen Auffassung der neuen Zustände: die französische Romantik war hier nicht auf ihrem rechten Boden. Zwar hatten es auch hier die jungen Dichter nicht an analogen Mißgeburten fehlen lassen, von denen sich vielmehr das spanische Theater noch bis heute nicht ganz loszumachen vermochte, und wir sind auch keineswegs gesonnen, diese anarchische Katastrophe unbedingt zu verdammen. Denn in der Literatur, wie in der Geschichte überhaupt, scheint jeder kolossale Unsinn einen noch kolossalern herauszufordern; die Drachen müssen erst die Lindwürmer auffressen, um einer edlern Generation Raum zu schaffen. Aber es kommt hierbei allein darauf an, ob und wo jenes Delirium wirklich eine solche Krise zur Besserung sei? In Frankreich, nachdem sich dort die Sturzwässer der falschen Romantik, wie andere Modegrillen, so ziemlich wieder verlaufen, sehen wir auch bereits die alten Sandbänke allmälig wieder auftauchen: die bisweilen abgeschmackten, bisweilen aber auch amüsanten Kleinigkeiten liederlicher Conversation; und die nüchterne Tragödie, deren Helden nicht üble Miene machen, die kaum weggeworfene Zopfperücke von neuem aufzusetzen. In dem ernsten einsamen Spanien dagegen scheint durch jenen Anstoß in der That eine bedeutende Wendung zum Bessern eingetreten zu sein; von den willkürlich angelernten Regeln zu den unvergänglichen Gesetzen, die nicht der Classicität, noch

r Romantik ausschließlich angehören, sondern in der ewigen atur der Poesie gegründet sind, und die jede tüchtige Nation nach ihrer Eigenthümlichkeit sich selber geben muß.

Wie wahr und tiefbegründet übrigens das gewesen, was : Romantik eigentlich wollte, zeigte auch in Spanien der rgang eines von jenen Streitigkeiten ganz unabhängigen d unberührten Mannes. Angel de Saavedra, Herzog n Rivas (geb. 1791), war während seiner vorübergehen- t Verbannung in London und Malta durch die Bekannt- aft mit den ältern englischen Dichterwerken zu denselben berzeugungen gekommen, welche die Romantiker erst später Spanien geltend zu machen versuchten. Sein in der Ver- nnung geschriebenes Drama: „Don Alvaro ó la fuerza Sino“ ist bereits ein damals noch ganz unerhörter, glänzen- Angriff in diesem Sinne, gleichsam der umgekehrte Classicis- s, wechselnd in Prosa und Versen, mit Volksscenen, wo geuner und andalusische Maulthiertreiber ihren Dialekt reden, e nach den hergebrachten drei Einheiten zu fragen, und seinem schönen Lustspiele: „Solaces de un prisionero“ dieser Dichter darthun wollen und wirklich dargethan, ß die Komödie Lope's und Calderon's einer Erneuerung g sei, und daß die Cultur dieser alten einheimischen Pflanze n bessern Ertrag verspreche als das verkrüppelte aus dem lande nach Spanien verpflanzte Gestrüpp.“

Als aber dann um das Jahr 1834 die literarische olution in Spanien wirklich zum Ausbruch gekommen, den hier, wie überall in solchen Katastrophen, der Terroris- der pariser Romantik und die Reaction des zähen sicismus, also die spanischen Altfranzosen und die spa- en Neufranzosen einander schroff gegenüber. Allein das seltenste aller Revolution ereignete sich in diesem wunder-

baren Lande. Keine der beiden Fractionen überwand die andere, beide vielmehr gingen nach und nach freiwillig in einer dritten Partei auf, die eigentlich keine war, die nichts, was noch Leben hatte, vernichten, sondern eine volksthümliche Regeneration der alten Nationalbühne wollte, und an deren Spitze als kritischer Führer eben der schon oben erwähnte treffliche Duran stand.

Zu jenen terroristischen Stürmern aber gehörte in seiner Jugendzeit Antonio Gil y Zarata, der mit seinem gräuelvollen „Carlos segundo el hechizado“ wahrhaft Furore machte, mitten in dem Beifallssturme aber, wie es einem so bedeutenden Talente geziemt, sich plötzlich besann, und mit seinen spätern Dramen („Rosamunde“ und „Guzman“) aus den Blutlachen der Porte St. Martin wieder heraustrat. Die andern gleichzeitigen Dramatiker dagegen fingen fast sämmtlich mit der Reaction an, oder vielmehr, sie bewegten sich ursprünglich, nicht ohne eigenthümliche Würde, in den altgewohnten Fesseln, bis sie dieselben als solche erkannt hatten und siegreich von sich warfen. Der berühmte Staatsmann und Dichter Francisco Martinez de la Rosa (geb. 1788), dessen reactionäre Poetik wir schon vorhin erwähnten, suchte mit seiner ersten Tragödie „La viuda de Padilla“ sogar den herben Classicismus Alfieri's noch zu überbieten. Als er aber späterhin in Frankreich selbst Augenzeuge der Triumphe der Romantik war, beschloß er, „bei Abfassung seines nächsten Stückes jedes willkürliche System zu vergessen und nur jene klaren, unumstößlichen Regeln zu befolgen, welche in dem Wesen des Dramas selbst begründet sind.“ Und er hat in seinen beiden Schauspielen „Aben Humaya“ und „La Conjuracion de Venecia“, wovon das erstere den Aufstand der Morisken in den Alpujarras behandelt, redlich Wort ge-

t. Der fruchtbarste und ausgezeichnetste aber unter ihren
wärtigen Bühnendichtern ist ohne Zweifel Breton de
Herreros (geb. 1800), von dem bereits über zweihun-
und zwar durchaus werthvolle Stücke durch ganz Spa-
zur Aufführung gekommen. Auch er hielt anfangs, wenn-
schon damals mit selbständiger Anwendung mannich-
er Versmaße, zur alten Schule und ging erst in der
:, vorzüglich durch Duran angeregt, zu den neuen An-
ı über, ohne doch jemals ihren zügellosen Uebertreibungen
Verzerrungen zu verfallen, welche er vielmehr in seinem
voy de Madrid" mit bewunderungswürdigem Humor
e Flucht schlägt. Sein Hauptelement ist zwar das feine
piel; dennoch erinnern seine Tragödien, z. B. „Don
ando el emplazado" und „Bellido Dolfos" ungesucht
en ernsten Geist aus den besten Zeiten des altspanischen
ters. — Und dieser Richtung folgen jetzt die zahlreichen
rn Dichter, nicht als Epigonen, sondern in selbständiger
bildung gleich einer dichtgeschlossenen Phalanx nach Einem
n Ziele hindrängend; wie Juan Eugenio Harzen-
h (geb. zu Madrid im Jahre 1806 von deutschen Aeltern),
cia Gutierrez, Patrico de la Escosura, Ven-
de la Vega und viele Andere, unter denen neuerdings,
es scheint, José Zorilla sich des allgemeinsten Bei-
zu erfreuen hat.

Man sollte meinen, ein so herzhaftes Zusammenwirken
er Kräfte, die alle wissen, was sie wollen, müsse den
chen Erfolg sichern. Denn es reicht bei weitem nicht hin,
die Romantik in Deutschland gethan, blos kritisch auf
Höhere aufmerksam zu machen, oder in noch so trefflichen
rsetzungen den Spiegel ausländischer Größe vorzuhalten.
zerstreute und zerfahrene Publicum muß förmlich ge-

schult, an das Bessere erst gewöhnt werden, und das kann nur geschehen, wenn ihm eine geraume Zeit hindurch eine möglichst große Menge nicht das Alte nachahmender, sondern aus der ewig alt und neuen eigenen Nationalität lebendig hervorgegangener Schauspiele geboten, und immer wieder geboten wird. Jedenfalls aber ist damit in Spanien der Anfang gemacht, und im Volke von neuem die Erinnerung seines alten Helden- und Dichterthums geweckt worden, die wie ein Frühlingssturm erschütternd durch alle Classen der Gesellschaft geht. Dazu kommt, daß fast alle diese neuspanischen Bühnendichter selbst durch eine ernste und strenge Schule des Lebens gegangen sind. Der Herzog Angel de Rivas, der schon als Jüngling auf dem Schlachtfelde von Ocaña für todt zurückgelassen worden, mußte seine Vaterlandsliebe mit einer vieljährigen Verbannung büßen. Martinez de la Rosa war fünf Jahre lang Staatsgefangener in einer afrikanischen Festung, und seine Tragödie „La viuda de Padilla“ wurde in Cadiz während der Belagerung dieser Stadt durch die Franzosen und unter dem Krachen der feindlichen Bomben aufgeführt; eine ernstere Begleitung als die mächtigsten Posaunenstöße unserer modernen Ouverturen. So geht noch bis heute durch dieses Volk und seine Dichter eine tiefe sittliche Aufregung, die weder im Leben noch in der Poesie viel Zeit zu müßigem Spiele übrig hat. Sie ringen auf und außerhalb der Bühne nach derselben wahren Freiheit, welche gewissen Nationen, wie täppischen Kindern gefährliches Spielzeug, versagt und von Gott nur denen beschieden zu sein scheint, die sie besonnen zu gebrauchen und zu würdigen wissen.

Indem wir nun bei der unmittelbaren Gegenwart ange-
jt, wo alle Geschichte aufhört, überkommt uns das selt-
e Gefühl eines Wanderers, der nach langer Fahrt aus
Einsamkeit des alten Dichterwaldes plötzlich auf einen
ßstädtischen Marktplatz heraustritt. Das Geschrei ist
ß, man könnte es in einiger Entfernung fast für das
ısen des Sturms der Weltgeschichte halten; die verschie-
ten Dialekte kreuzen sich betäubend, jeder will sich und
e Waare geltend machen, Alles rennt, drängt und hastet,
lauter Geschäftigkeit und Lärm hat Keiner Zeit, den
dern zu hören oder auf seine Fragen gelassen zu ver-
ıdigen. Man muß sich also schon selbst zu helfen streben,
wir wollen wenigstens versuchen, die verschiedenen Stimmen
zu deuten, und uns in dem Labyrinth von Straßen
Sackgassen, die von dem Markte nach allen Richtungen
laufen, wie auf offener See nach dem Stande der Sonne
der andern Himmelszeichen, möglichst zu orientiren.

Vor Allem darf man hierbei nicht vergessen, daß unsere
ge Zeit keine fertige, in sich abgeschlossene Periode, son-
n nur das weitere Stadium einer Revolution ist, deren
sgang keine Menschenweisheit noch vorauszusehen vermag.
frühern Zeiten, als die Dichter der Gralsage, des Par-
ıl und Lohengrin einen wunderbaren Glanz über Deutsch-
d verbreiteten, der allen andern Nationen vorleuchtete,
te die Poesie ihren lebendigen Mittelpunkt und Zusam-
nhang in der Religion, oder sie war vielmehr selbst die
suchte harmonische Verschmelzung von Menschlichem und
ttlichem. Allein der Protestantismus ist so alt als der
aube; er unterließ zu keiner Zeit, den alten Bau der
che mit tausend widerwilligen Bächlein einheimisch zu un-
waschen, bis er endlich in der sogenannten Reformation

sein breites Strombett gefunden. Die der Menschennatur beiwohnende Negation, durch die Reformation formulirt, legalisirt und verschärft, hat das Individuum aus dem großen christlichen Verbande gelöst und nüchtern auf sich selber gestellt. Die Gesammtheit der Individualitäten aber findet jederzeit ihren physiognomischen Ausdruck in den Hauptfactoren alles intellectuellen Lebens: in Kirche, Staat, Schule und materiellem Interesse; und es ist daher natürlich, daß nun auch diese Factoren, gleichfalls emancipirt und selbständig geworden, sich nach und nach untereinander entzweien, und, so isolirt, jedes für sich um die Alleinherrschaft kämpfen mußten. Der Staat will die Schule und Wissenschaft sich unterwerfen, die Schule will doctrinär den Staat regieren, das materielle Geldinteresse mit seinem industriellen Mechanismus überwuchert Alle, und Alle sind in ihrer centrifugalen Hast gegen die ihrer Natur nach centralisirende Kirche gerichtet, welche ihrerseits in dem allgemeinen Kriegsstande sich ebenfalls geharnischter verwahren muß als bei normalen Zuständen. Diese unnatürliche Sonderstellung Aller ist aber wesentlich die Anarchie, die jedoch überall nicht dauern und nur als Uebergang Sinn und Bedeutung haben kann. Denn keiner jener Factoren kann ohne den andern bestehen; die Alleinherrschaft des Staats, der Schule oder des Geldsacks wäre Barbarei, und ebenso würde der alleinstehenden Kirche alles Material und Organ der Wirksamkeit fehlen; da ihr Reich allerdings gleichfalls von dieser Welt, wenngleich für eine andere, höhere, ist. Auch machen in der That, wenn man schärfer hinsieht, in diesem verworrenen Gewebe schon einige leuchtende Fäden, gleichsam Hieroglyphen der Zukunft sich bemerkbar: eine unklare Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem außer ihnen, und die Ahnung, daß am Ende doch wohl das eigentliche Ziel in dem Verein und der freiwilligen Unterordnung Aller unter ein höheres Princip liege, das

ıder anzuerkennen der Stolz der souveränen Menschenweis-
ıeit sich sträubt und lieber in beständiger Unruhe nach
ıen seltsamsten Surrogaten greift. Denn dieser Schrei nach
iner unmöglichen Republik, mit deren sittlicher Strenge über-
ıies jenen Sonderbündlern am wenigsten gedient wäre, was ist
s im Grund anders als das seinem Urquell entfremdete und
aher unverstandene Gefühl der wahren Freiheit und Gleich-
eit, welche das Christenthum predigt? Oder das stolze Weltbür-
erthum anders als das wiederaufdämmernde Bewußtsein des gro-
en Verbandes, womit die Kirche alle Nationen brüderlich umfaßt?
Jene Ahnungen, gleichsam ein Heimweh im Exil, waren
ie eigentliche Seele der neuen Romantik. Als aber die Revo-
ıtion der Romantik an sich selbst irre und kampfesmüde ge-
ıorden, ging, wie wir wissen, die Reaction, die nichts ge-
rnt und nichts vergessen hatte, unverweilt an ihre Arbeit.
ls hätten sie ungefähr 60 Jahre verschlafen, hören wir sie
ie aus Träumen überall wieder von der guten alten Zeit
r Aufklärung reden, während sie die etwas wackelig gewor-
ne Literaturmaschine, Ruck auf Ruck, über die Romantik
ıd das ganze Mittelalter hinweg bis möglichst vor Christus
rückzudrängen suchen. Diesen Rückmarsch nennen sie wunder-
herweise den Fortschritt; und doch wäre es ebenso leicht
s ergötzlich, jedem ihrer Stichwörter einen ganz analogen
ussspruch aus dem weiland Nicolai'schen Idiom gegenüber-
stellen. Ihr „freies Weib“ ist nur eine neue Auflage des
kannten Buchs von Hippel; und wenn sie sich rühmen, die
mancipation des Fleisches und den religiösen Unglauben er-
nden zu haben, so vergessen sie oder wollen nicht wissen,
ß es in diesem lüderlichen Fache die Cavaliere Ludwig's XV.
l weiter gebracht.
Mit dieser Reaction hängt indeß noch eine andere Er-

scheinung, oder vielmehr sehr natürliche Folge derselben unmittelbar zusammen, nämlich die auffallende Gleichgültigkeit, ja ein wegwerfendes Vornehmthum gegen die Poesie überhaupt. Es ist eine nicht mehr zu leugnende Thatsache: die Dichter, die sonst mit Einer Ballade oder Ode ganz Deutschland elektrisirten, schreiben heutzutage fast nur noch für Ihresgleichen, für Recensenten, und für die Frauen, denen daher das Poem als Nippes mit Flitter und Goldschnitt dargebracht werden muß. Die Männer haben anderswo so viel Anderes zu thun, und begnügen sich, um in den Damentheezirkeln nicht gar zu unwissend und ungeschickt zu erscheinen, höchstens damit, einige Recensionen anzusehen, oder in unaufgeschnittenen Buchhändlerexemplaren zwischen Traum und Wachen auf gut Glück hin und her zu blättern. Viele, und zwar sehr geistreiche Leute begrüßen diesen Zustand spartanisch als einen herrlichen Umschwung der Zeit; die Nation soll sich ermannen und von dem weichlichen beschaulichen Genuß zum Kampfe, von der Poesie zur ernsten That sich wenden. — Wir können in diesen Jubel keineswegs so unbedingt mit einstimmen. Jedenfalls thut jener gutgemeinte Rath gerade jetzt am wenigsten noth; unsere Jugend geht ohnedies schon mit mehr Phantasterei als Phantasie, in lauter Politik und philisterhafter Altklugheit auf. Und ganz abgesehen davon, daß der Mangel wahrhafter Freude am Schönen unter allen Umständen ein Mangel und barbarisch ist; so wurzeln auch rechte Poesie und rechte That stets in Einer geheimnißvollen Tiefe und sind nur der verschiedene Ausdruck ein und derselben Kraft. Wir meinen vielmehr, jener prüde Ekel am Poetischen rührt daher, daß die Männer, die dichtenden wie die lesenden, vom Patriotismus, der ihnen durch ein abstractes Weltbürgerthum, von der Freiheit, die ihnen durch juvenile Abgötterei mit ihrer

ricatur, von Liebe, die ihnen durch weichliche Liebelei und
en frömmelnden Zuckerüberguß, von der Religion, die
en einerseits von den faselnden Romantikern, andererseits
n den süßlichen Pietisten verleidet ist, mit einem Worte:
n allem Höhern und Großen, das allein des Dichtens
rth ist, sich in einer Art verzweifelter Resignation zu einem
leichtverhüllten Materialismus und Egoismus gewendet haben,
r nun einmal durchaus keinen schönen Klang gibt. Nicht
Poesie also ist an dem sittlichen Verfalle Schuld, sondern
ngekehrt: der religiöse und sittliche Abfall im Leben hat
n Verfall der Poesie verschuldet, die immer nur der poten-
te Ausdruck des innern Lebens einer Nation sein kann.
ebt diesem Leben einen großen und ewigen Inhalt, und
Poesie wird ihn sehr bald verklärend erfassen, und um
Verjüngte werden auch die ernsten Männer sich wieder
aren, wie sie sich noch in den Befreiungskriegen unter dem
anner der Romantik geschart haben.

Dieser Kampf nun der Reaction mit den Nachwehen der
omantik ist der eigentliche Inhalt unserer gegenwärtigen
teratur; mehr zwar eine Fusion oder Confusion, als ein
irklicher Kampf, da die Romantik schon längst mit der
eaction geliebäugelt, während diese, ohne es zu wissen und
wollen, an ihrer Todfeindin sich großgesäugt und geschult
it; und ebenso für beide Theile ohne irgend gegründete
ussicht auf Sieg, nicht für die Romantik, weil sie feig sich
lbst aufgegeben, und für die Reaction nicht, weil die bloße
egation an sich nicht lebensfähig ist. Es ist, wie in unserm
tigen europäischen Gesammtleben überhaupt, eine Uebergangs-
riode, in der sich, außer dem allgemeinen Ueberdruß am
lten noch kein bestimmt entwickelter Charakter unterscheiden
ßt. Da aber, wie schon öfters erwähnt, gerade das Drama

den jedesmaligen Bildungszustand seiner Zeit am getreuesten abspiegelt, so sehen wir auch in der That unsere heutige Allerweltsbühne nach allen möglichen und unmöglichen Richtungen hin zerfahren, und die ganze Weltgeschichte des Dramas von der Sakontala bis zu Victor Hugo bunt durcheinander durchprobiren. Das ist vortrefflich für die Kritik, aber Kritik schafft keine Dichtung. Es ist ein prächtiges Chaos, aber das Drama will scharfumrissene Formen und eine entschieden nationale Physiognomie.

Will man in dieses Chaos wenigstens eine nothdürftig übersichtliche Ordnung bringen, so muß man zuvörderst die Poetischen von den Unpoetischen sondern und die letztern, also bei weitem die größere Hälfte, gänzlich ausscheiden. Dieses Ungeziefer erzeugt und vermehrt sich unvertilgbar überall, wo etwas wund und krank ist in der Gesellschaft, und lebt vom Schmuz. Man sieht sie daher unaufhörlich, jenachdem der Wind von da oder von dorther bläst, flachen Liberalismus oder stupide Reaction, wohlfeile Rührung, fuselichte Eckensteher, confuse Hofräthe, sentimentale Kammerjungfern, kurz: allen Auswurf von Gasse und Salon plunderselig auf der Bühne zusammenfegen. Der ganze instinctartige Kniff besteht darin, die Gemeinheit zu streicheln und aufzublasen, damit sie voll von dankbarem Vergnügen sich selbst für etwas Rechts halte. Aber ihre Fabrikate, obschon sie gleich dem Schund der Leihbibliotheken gar nicht zur Literatur zählen, sind dennoch von nicht geringer Bedeutung durch den Schaden, den ihre massenhafte Zudringlichkeit in den Wäldern und Gärten der Poesie tagtäglich anrichtet. Denn sie vergiften moralisch durch ihre populäre Sophistik der Unsittlichkeit und verdummen ästhetisch, indem sie das Publicum stumpf und faul machen, daß es sich vor jedem höhern Aufschwung

schenut, und sich gewöhnt, das Schauspiel als eine bloße Siesta zu besserer Verdauung zu betrachten. Diese Brut ist, wie der Zug der Processionsraupe, nicht durch einzelne Angriffe, sondern nur durch eine totale Veränderung der poetischen Atmosphäre zu vertilgen.

Die Andern, die wirklich Strebenden oder Poetischen, zerfallen dagegen in mehre Gruppen, die aber keineswegs etwa gegen jenen gemeinschaftlichen Feind zusammenhalten, vielmehr sich fortwährend wechselseitig paralysiren und wieder aufheben, gleich dem bekannten Kampfe der beiden Löwen, die verbissen einander auffraßen, daß nur die Schwänze übrigblieben.

Wir nennen hier, wie billig, zuerst die Unschuldigsten unter ihnen: die Gelehrten, welche von der realen Bühne so wenig wissen, als die Bühne von ihnen, die harmlos ihre Stubenideale auf die Stelzen Schiller'scher Rhetorik stellen, und meistentheils mit ihrem Prachtgerüste an der gefährlichsten Sandbank, der Langweiligkeit, stranden. Sie fraternisiren gern mit den alten Griechen und Römern; da sie aber vor lauter Studien wenig Zeit zum Leben übrigbehalten, so haben sie das Unglück, mit ihren Idealen, wenn diese eben draußen wieder die Mode gewechselt, regelmäßig zu spät zu kommen. Wie in der Puppenkomödie lassen sie ihre hölzernen Begriffe mit Krone und Scepter im feierlichen Jambenschritt über die Breter stolziren, ohne zu merken, daß ihnen beständig der Hanswurst zwischen die Beine läuft oder lachend den Zipfel des nachrauschenden und etwas fadenscheinig gewordenen Kaisermantels nachträgt. Denn dieses verschillerte Pathos fordert unwillkürlich den Spott heraus, und ist leicht zu parodiren; was denn auch die Spaßvögel in Wien ergötzlich genug besorgen, oder doch besorgt haben, denn, unsers

Wissens, hat leider auch der volksthümliche Kasperl jetzt treulos den modernen Frack und Glacéhandschuhe über die Narrenjacke gezogen, nachdem schon Raimund in seinen leopoldstädter Zauberstücken einen romantisch-rührenden, bittersüßen, allegorischen Ton angeschlagen, und somit vom Volkstheater zur Kunstbühne hinübergeleitet hatte.

Jenen — wenngleich nicht immer an Jahren — alten Herren aber stehen die jungen Bühnendichter gegenüber: Jungdeutsche, Junghegelianer und andere Jungen, studentisch, langhaarig, prahlerisch und leicht zum Zorne geneigt. Fast erdrückt von dem aufgehäuften Handwerkszeug und durch unmäßige Kunstgenüsse blasirt, ringen sie rastlos nach Etwas, das noch poetischer wäre als die Poesie, nach abnormen Ungeheuerlichkeiten der Historie, nach unmöglichen Seelenzuständen und einem gleichsam zertrümmerten Dialog. Sie haben sich aus der Literaturgeschichte besonders die Sturm- und Drangperiode gemerkt, und dramatisiren unbefangen ihre eigenen Flegeljahre. Wie in jener Periode stört und verstimmt es daher auch hier, daß fast alle ihre Dramen mehr oder minder Tendenzstücke sind. Nun muß zwar, wie jeder Vernünftige einsieht, jedes tüchtige Schauspiel eine durchgreifende Idee zur Erscheinung bringen und also, wenn man es einmal so nennen will, gewissermaßen ein Tendenzstück sein. Aber ganz abgesehen davon, daß hierbei nicht selten wandelbare Zeitansichten und Modeneigungen mit Ideen und wahrhaften Weltinteressen verwechselt werden; so ist es noch ein sehr wesentlicher Unterschied, ob die Idee willkürlich in die Handlung hineingetragen, oder von der Handlung getragen wird, ob die Thatsachen reden, oder blos geredet werden, so daß man beständig den Autor aus seinem doctrinären Souffleurkasten heraushört. Es ist mit dem Schauspiel der-

lbe Fall wie mit dem großen Weltdrama der Geschichte, ie gleichfalls häufig genug, anstatt der einzig möglichen und erechten objectiven Auffassung, ganz subjectiv nach verſessenen Meinungen systematisch construirt und verfälscht wird. Im Drama aber wie in der Geschichte ist eine unsichtbare Seele, ie Niemand machen kann, die aber in tausend Aeußerlichkeiten sich kundgibt und hier wie dort die eigenthümliche Physiognomie des Ganzen bestimmt. Der dramatische Dichter it nur die Wundergabe, die verborgenen Quellen, welche ie Adern das Leben durchranken und erhalten, zu entdecken; id Shakspeare ist der große, noch unübertroffene Meister eser geheimnißvollen Wünschelruthe. Am ungeschicktesten gieren diese Wünschelruthe wohl diejenigen, welche gleichsam e Eierschalen der Schule noch an der Stirn tragend, das ystem der eben gangbaren Philosophie, oder doch ein paar auptzüge derselben, im Drama verkörpern wollen. „Meine edanken sind nicht eure Gedanken", ruft der Herr bestän- ; und wo wir's am wenigsten erwarten, durch alle Ge- ichte, die nach ihrem eigenen System über unsere Systeme weggeht und sie alle überlebt. Ueberhaupt ist, unsers fürhaltens, die Philosophie nur die Turnkunst des Geistes, e stärkende, für die Gesundheit heilsame Motion und Ue- ng, aber nicht die Gesundheit selbst; wie die Poesie mit fühlen und Phantasie, ein sehr edles und unentbehrliches iel mit Gedanken; nur muß sie nicht mehr, nicht die ab- ute Wahrheit zu besitzen prätendiren.

Und dennoch, trotz der confusen, ja oft geradezu anti- istlichen Irrfahrten dieser rauflustigen Partei verfolgen wir e tumultuarischen Anstrengungen fortwährend mit Inter- und Aufmerksamkeit. Nicht als ob wir meinten, daß das neue Eldorado der Poesie, das sie suchen, schon ge-

funden, oder jemals selbst finden würden. Aber sie theilen, wie ein Gewittersturm, die drückendschwüle Luft, die auf Allen lastet, drängen gewaltsam zur Entscheidung und werden den Handel, weil sie ihn keck auf die äußerste Spitze treiben, wider eigenes Wissen und Wollen endlich spruchreif machen. Bei ihnen ist, der allgemeinen Apathie und heuchlerischen Mattherzigkeit gegenüber, doch noch Leben, ein resolutes Hasten und Kämpfen, daß noch Funken sprühen, die leicht zünden, wann und wo sie es am wenigsten gedacht. Nur aus Saulus konnte ein Paulus werden.

Zwischen diesen beiden Gruppen endlich stehen, oder schwanken vielmehr, die Theaterdiplomaten, die das Publicum schlauerweise in seinem eigenen Garne einzufangen und ihm verständlich und lieb und theuer zu werden hoffen, wenn sie sich prosaisch stimmen. Sie vermeiden daher den Vers; ihre Stücke sollen keineswegs gemein, aber auch nicht allzu poetisch, und am allerwenigsten etwa gar romantisch sein. Die Schlauheit besteht wesentlich darin, daß sie überall die Extreme abschwächen und zu einem, wie sie meinen, billigen Juste milien zu vermitteln suchen. Uns scheint dies indeß sehr unnütze Mühe. Denn das Publicum ist gar nicht so dumm, wie es aussieht, es liebt überall die Kühnheit mehr als die Vorsicht, und nimmt eine so vornehme Herablassung seiner Bühnendichter mit vollem Rechte leicht übel. Gewisse Concessionen sind für den Theaterdichter, wenn er irgend wirksam sein will, allerdings unerläßlich; aber nicht Concessionen an die Impotenz, an die Thorheiten, Unarten oder Laster des Publicums, wie sie ja auch schon Kotzebue einst mit ephemerem Erfolge gemacht hat, sondern an die nationale Eigenthümlichkeit und den jedesmaligen höchsten Bildungsgrad seiner Zeit, wie Shakspeare gethan, indem er an den Patriotis-

nus seiner Landsleute und an den Humor des lustigen Alt-
nglands appellirte. Hier heißt es Hammer oder Ambos
ein. Will der Dichter in wesentlichen Dingen, wozu be-
anntlich in der Poesie auch die Form gehört, nachgeben,
vill oder kann er sein Publicum nicht gewaltsam heben und
nit sich fortreißen, so wird das verzogene Publicum sehr
ald das ganze Verhältniß umkehren, und seinen eingebildeten
ofmeister von Concession zu Concession bis zur völligen
rivialität herabziehen. Was soll also überhaupt jenes salopppe
ilettantische Nivelliren? Es gibt überall nur Poesie oder
ichtpoesie, zwischen beiden liegt die Mittelmäßigkeit, mit der
iemandem gedient ist.

Am schwächsten hat diese Dichtergruppe bei uns ohne
weifel im Lustspiel sich erwiesen, indem sie auch hier die
Mitte zwischen Posse und Salonwitz halten wollen, und daher
wöhnlich eine Art von Mesalliance zu Stande bringen, die
der den Gebildeten, noch dem sogenannten Volke genehm
. Wenn die Gelehrtenpoesie schon an sich das Symptom
ner Krankheit ist, so zeigt sie sich gerade im Lustspiel doppelt
rderblich. Das eigentliche Wesen des Lustspiels ist, wie
on der Klang des Namens andeutet, eben nichts Anderes
s die Lustigkeit, die momentane Befreiung von allen klein-
hen, spießbürgerlichen Rücksichten und Banden des Alltags-
ens, indem wir dieselben ignoriren oder humoristisch auf
n Kopf stellen; gleich der Luft ein Gemeingut aller gesun-
n Seelen, das aber, eben wegen seiner lustigen Beweglich-
t, durch die geringste Pedanterie verscheucht oder erdrückt
rd. Man könnte sich, wenn in einem solchen Staat im
nate und seinem Verhältniß zur Wirklichkeit nicht schon
sich etwas ideal Komisches läge, sehr wohl ein Lustspiel
ne eigentliche Komik denken, wie denn auch in der That

Shakspeare einige solche Stücke hat, wo die Menschen wie freie Waldvögel sich in unverwüstlicher Heiterkeit unter einem ewigblauen Himmel bewegen. Das specifisch Komische ist nur die Folge, ein weiterer Ausdruck dieser Lustigkeit, die sich muthwillig wohl auch daran ergötzt, die Kehrseite des gewöhnlichen Lebens aufzudecken. Das Komische geht daher überall dem verborgenen und sorgfältig gehüteten Narren der vernünftigen Leute zu Leibe, der sich einst in unserm Hanswurst verkörpert hatte, und den wir nun, seit wir den Hanswurst so schnöde und vornehm abgethan, immer wieder von neuem construiren müssen, welche verzweifelte Anstrengung aber natürlicherweise so häufig mißglückt, daß in manchem unserer modernen Lustspiele eigentlich nichts komisch ist als der Dichter selbst.

Am natürlichsten, sollte man meinen, hätte sich unser Lustspiel selbst in der neuesten Zeit an das Volksschauspiel anknüpfen lassen, wie es von Philipp Hafner bis zu unsern Tagen noch immer in Wien über die leopoldstädter Bühne gegangen. Wer noch so glücklich war, diese Stücke von den rechten Schauspielern (wie z. B. Hasenhut und Schuster) vor dem rechten Publicum dargestellt zu sehen, wird eingestehen müssen, daß die unmittelbaren Nachkommen des Hanswursts: der Kasperl, der Paraplümacher Staberl u. s. w., die widerwärtige Roheit und Ungeschlachtheit, die ihrem Ahnherrn mit Recht zuletzt den Hals gebrochen, längst abgelegt, und dennoch den ganzen unermeßlichen Schatz von Lustigkeit und Volkswitz geschickt herübergerettet hatten. Allein es wiederholte sich auch hier das schon oft bemerkte Unglück. Die gebildeten Dichter fanden diese kecken Gesellen zu tief unter ihrer Würde, um sich irgend mit ihnen zu befassen, und die Volksdichter waren zu ungebildet oder zu leichtsinnig, um

über den einmal hergebrachten Schematismus hinauszugehen, und die prächtige hanswurstische Erbschaft mit der neuen Bildung künstlerisch zu vermitteln. Die leopoldstädter Bühne blieb daher, einige Commanditen in mehren östreichischen Provinzialstädten abgerechnet, rein localwienerisch, und mußte wohl in dieser isolirten Beschränktheit allmälig untergehen.

Und dieser empfindliche, wir möchten sagen unersetzliche Verlust erinnert uns leider an ein allgemeines Haupthinderniß des deutschen Lustspiels, an den Zerfall nämlich unserer gesammten geselligen Bildung in lauter Provinzialbildungen und Dialekte, die einander fremd, ja zum Theil völlig unverständlich sind. In Frankreich ist die ganze Gesellschaft in einen eleganten pariser Allerweltsfrack gefahren, der jedem, den Gebildeten und Ungebildeten, vollkommen paßt, weil er eben ganz und gar keinen eigenthümlichen Schnitt hat. Die überhaupt wenig dramatischen Italiener haben ein für allemal ihre sittlichen Zustände und Volksspäße typisch in einigen stehenden Masken zusammengefaßt, die ein jeder, auch ohne Verkleidung, sogleich erkennt. Ebenso wird in Spanien, wenigstens auf der Bühne, die Gesellschaft noch immer von den nationalen Triebfedern, Ehre und Eifersucht, bewegt, die sich gleichsam von selbst zur Intrigue verschlingen. In Deutschland dagegen fehlt, mit einer wahrhaften Hauptstadt, auch jederlei Centralisation der Gesellschaft, ihrer politischen, ästhetischen und religiösen Ansichten. Das ist im Allgemeinen ganz gut; denn diese Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Stammes-Individualitäten, dieser beständige Kampf scharfer Gegensätze, erhält wach und frisch, und bewahrt uns vor verwaschener Einförmigkeit und jener Geistestyrannei, wie sie Paris Jahrhunderte lang über Frankreich ausübt, und die eine ganze Nation langweilig macht. Weniger günstig aber,

ja geradezu verderblich verhält sich dieser Zustand speciell zum Drama, indem er unaufhörlich ein unruhiges, hastiges und doch stets vergebliches Experimentiren erzeugt. Wir fühlen uns ungeschickterweise schon durch den raschen Scenenwechsel eines Shakspear'schen Schauspiels verwirrt und gestört. Aber was will das Alles sagen gegen die wahrhaft fieberhaft fliegende Scenerie unserer Bühne, wo wir bald französisch, bald englisch, bald niebelungisch, bald spanisch harangirt werden, so daß immer ein Eindruck den andern wieder aufhebt, und die ruhige Bildung eines allgemein verständlichen Idioms ganz unmöglich wird. Und nun gar in unsern sogenannten Original-Schauspielen! Welche unübersteigliche Kluft z. B. zwischen dem Stück eines kritischen Hegelianers und dem eines Romantikers, oder den weithinfahrenden Birch-Pfeiffereien; und wenn man hier über heimliche Stiche auf Jesuiten und Ultramontanen vor Freude und Lachen bersten möchte, fühlt sich einige Meilen weiter das Publicum von derselben Effectmacherei gröblich verletzt. — Das seiner Natur nach demagogische Drama aber muß, um wirksam zu sein, nicht zu einer Coterie oder einzelnen Hauptstadt, sondern zu einer möglichst großen und gleichgestimmten Gesammtheit reden können. Am schwierigsten überdies wird das Drama, und namentlich das auf die Charakteristik der Gegenwart wesentlich angewiesene Lustspiel in unserer Uebergangszeit, wo die zerstreuten Elemente noch chaotisch durcheinandertreiben, und die charakteristische Physiognomie erst suchen, die der Dichter darstellen soll.

Unsere jetzigen Lustspieldichter würden demnach vielleicht am besten thun, dem allerdings sehr drastischen Vortheile einer lebendigen Abspiegelung der gegenwärtigen Wirklichkeit einstweilen und bis auf Besserwerden ganz zu entsagen und tiefer in das Reinmenschliche zurückzugreifen, das allen Zeiten

zum Grunde liegt und schon an sich genug Ergötzliches und Närrisches bietet; mit Einem Wort: in mehr idealem Wurfe, dem auch eine künstlerischere Form entsprechen müßte, das zu wagen, was wir, in einem andern Sinne als gewöhnlich, das eigentlich feine Lustspiel nennen möchten. Das ist indeß immer nur Sache weniger bevorzugter Dichtergeister. Kein Wunder daher, daß unser Repertoir noch immer zu der Uebersetzungsfabrik flacher französischer Stücke seine Zuflucht nimmt, die den pariser Schliff für Poesie geben und die Gemeinheit salonfähig machen wollen, ganz wie zu Gottsched's Zeit, welche eben nur ihr zufälliges Costüm gewechselt hat. Und ebenso eine weitere Folge dieser Impotenz und Armuth ist auch die kindische Ballet- und Opernwuth. Wir erkennen gewiß, trotz jedem Bildhauer, die symbolische Schönheit und Poesie des menschlichen Körpers mit Freuden an. Aber das soll uns Niemand einreden, daß der Leib auch in seiner affectirten Verzerrung noch schön sei; oder daß etwa die Zoten des perhorrescirten Hanswurstes jemals so unsittlich und unanständig gewesen, als der durchsichtige Parfümduft, hinter welchem das Ballet die Walpurgisnächte vom Blocksberge mitten unter die gute Gesellschaft versetzt. Aufrichtig bewundern müssen wir dagegen die rührende Selbstaufopferung der modernen Oper, womit diese in wahrhaft convulsivischen Klängen das Trippeln auf den Zehenspitzen, die Fußtriller und das emancipirte Beinausrecken ihrer lüderlichen Halbschwester zu allgemeinem Ergötzen und mit dem besten Erfolge nachzuahmen bemüht ist.

Wir protestiren zwar entschieden gegen Schiller's Meinung, daß die Veredelung der Menschheit nur durch ästhetische Ausbildung zu erzielen und daher das populärste aller ästhetischen Bildungsmittel, das Theater, über die veraltete Kirche

zu stellen sei. Das hindert uns jedoch, wie die Sachen nun einmal stehen, keineswegs, dem Schauspiele, da es alle Zauberformeln nicht nur der Poesie, sondern auch aller andern Künste für sich verbraucht, und auf Herz, Ohr und Auge gleichmäßig eindringt, allerdings eine sehr bedeutende Wirksamkeit zuzuerkennen. Denn die Menschheit hat sich jene Schiller'sche Erziehungsmaxime gar wohl gemerkt; es gehen ebenso viele Leute, und zwar noch öfter, ins Theater, um sich dort ihre Bildung zu holen, als in die Kirche. Was würde man aber dazu sagen, wenn Sonntags in der Kirche so albernes, verkehrtes und unsittliches Zeug abgekanzelt würde, wie im Theater fast allabendlich geschieht? Es ist demnach ohne Zweifel von der höchsten Wichtigkeit, diese moderne Volksschule möglichst zu reformiren, oder doch wenigstens unschädlich zu machen.

Fragt man nun aber, wie da zu helfen sei, so antworten wir: Nicht durch Aesthetik, sondern einzig und allein durch das poetische Gewissen, das jede gleißende Lüge gründlich verabscheut, durch männliche Unterordnung jener zerstreuten und zerfahrenen Elemente unsers Dramas unter ein gemeinsames Princip, unter Etwas, das höher liegt, als diese Zerfahrenheit und prickelnde Unruhe. Die Politik kann dies nicht sein, denn sie ist veränderlich und wesentlich diplomatisch, wie aller Egoismus, und keineswegs Eins mit dem ewigen Recht. Die Philosophie auch nicht, denn sie ist nur ein Suchen und kein Gefundenes. Und noch weniger etwa der Schiller'sche Kosmopolitismus, da er bei uns allzu kläglich durchlöchert ist, um noch als anständige Theatermaske zu dienen. Denn das wäre das für eine Weltbürgerei, die nicht einmal über die Schlagbäume eines spießbürgerlichen Winkelpatriotismus zwischen Nord- und Süd-Deutschland hin-

weg kann; dieses „Seid umschlungen, Millionen“, das stets mit wahrhaft komischem Entsetzen zurückfährt, wenn ihm unverhofft ein Dutzend wirklicher Katholiken oder sogenannter Ultramontanen in die weitausgespreizten Arme läuft. Unser Drama wird daher, um aus der gegenwärtigen babylonischen Sprachverwirrung herauszukommen, auf ein allgemein verständliches und nationales Gefühl zurückgehen müssen, das mit allen jenen Evolutionen verkappten Stolzes nichts zu schaffen hat; und das kann kein anderes sein, als das religiöse, und zwar specifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakspeare'schen Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet. Denn unternimmt es das religiöse Gefühl, sich selbst eine beliebige Religion zu machen; so geräth es unvermeidlich wieder, wie einst bei Werner, in eine theosophische Traumwelt, die nie und nirgends national werden kann.

Ebenso verkehrt wäre jedoch die entgegengesetzte Richtung, ein eigensinnig die neue Bildung ignorirendes Zurückgreifen auf die zum Theil noch ungefügen und kindischen Anfänge der alten Mysterien. Das hieße abermals mit verrosteten Hellebarden gegen das seitdem erfundene Schießpulver fechten wollen. Am entschiedensten aber müssen wir endlich das überblümte und geschminkte Christenthum der „Amaranthen“ und „Sieglinden“ abweisen, das sich von dem ganz undramatischen Pietismus nur durch einen neuen Zuckerüberguß unterscheidet, und wo uns, wie ehemals in den Fouqué'schen Schauspielen, die prätentiöse Weinerlichkeit der Gläubigen beständig moralisch zwingt, für die größere Kraft und Verständigkeit ihrer bei weitem interessantern Widersacher unwillkürlich Partei zu nehmen. Das ist wiederum nur eine andere Art von Nippes für die Boudoirs ästhetischer Damen. Es kommt überhaupt hier gar nicht auf christliche Stoffe an,

sondern auf die religiöse Auffassung und Durchdringung des Lebens, die sich grade an dem sprödesten Material der Wirklichkeit am wunderbarsten bewähren kann. Wir wollen auf der Bühne kein Dogma, keine Moraltheologie, nicht einmal in allegorischer Verhüllung, wenn die Allegorie nicht etwa, wie bei Calderon, durch die Zauberei der Poesie wirklich lebendig und individuell wird. Wir hätten sonst eben wieder nur Tendenzstücke; und die greifbare Tendenz, wie wir schon einmal gesagt, verstimmt und verfehlt daher ihren Zweck, sie mag auf das Verkehrte oder auf das Göttliche gehen. Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt athmen, und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchscheinen läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter, oder bei scharfer Abendbeleuchtung. Wer fragt im Frühling, was der Frühling sei? Wir sehen die Luft nicht, die uns erfrischt, und sehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt. — Man macht der katholischen Kirche so häufig den Vorwurf, daß sie mit der Macht aller Künste auf die Sinne wirke, und bedenkt dabei nicht, daß hier alle Kunst nur das Symbol höherer Geheimnisse ist. Man sollte, anstatt unverständig zu schmähen, viel lieber von der Kirche lernen. Denn was gibt der alten Kirchenmusik diese erschütternde Gewalt? Warum haben die alten Heiligenbilder alle die modern antikisirenden Kunststücke überlebt? Weil diese Gestalten, wie jene Klänge, noch immer von dem unverwüstlich traditionellen religiösen Gefühle getragen werden, und dennoch, oder vielmehr eben deshalb, da sie in ihrem tiefern Mittelpunkt von den wechselnden Launen und Coquetterien der Zeit unberührt bleiben, selbständige Kunstwerke sind. Es ist eine sehr gebräuch-

liche, aber ganz vergebliche Selbsttäuschung des Hochmuths, in der Kunst überhaupt und also auch im Schauspiele, jene ewige Grundlage entbehren und durch bloße Moral oder Intelligenz ersetzen zu können. Denn jenseit des von seiner eigentlichen Heimat: dem Geheimniß Gottes und der Religion, abgewendeten Glaubens liegt hier, wie überall, unvermeidlich der Aberglaube. Die nie völlig zu vertilgende Gewalt des Wunderbaren im Menschen, einmal ihres innern Lichtes beraubt, schwärmt in der Finsterniß und wird, anstatt der Gottesfurcht, von jener wahnwitzigen grauenhaften Furcht vor den unheimlichen Kräften der Natur befallen, welche namentlich auf der Bühne die Phantasterei, den gespensterhaften Schicksalsspuk und den Blutdurst erzeugt hat.

Es wird allgemein über den Verfall des Theaters geklagt, und die Schuld bald den Intendanzen, bald den Schauspielern oder der engherzigen Censur zugeschoben. Die Thatsache des Verfalls liegt offen zu Tage, aber die Anklage muß, um gerecht zu sein, conciser formulirt werden. Schlechte Intendanzen und schlechte Schauspieler sind nicht die Ursache, sondern die Folge des Verfalls, denn wer mit dem Strome schwimmt und schwimmen muß, kann den Strom nicht lenken, und am wenigsten ist den Schauspielern zuzumuthen, vortrefflich zu sein, wenn sie nichts Vortreffliches zu spielen haben und mit der Mittelmäßigkeit wohlfeil Furore machen können. Nicht auf den Bretern also, sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien, in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formirende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Be-

dürfniß, d. h. ein Publicum zu solchem Verständniß schon vorhanden wäre. Denn das Publicum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke, sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade anticipiren und ist, mehr als jede andere Dichtungsart, ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrthümer. So lange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin und her fahren, wieder dauernd durchleuchtet, und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, so lange wir in Religion und Politik nur noch experimentiren, so lange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus dem
literarischen Nachlasse
Joseph Freiherrn von Eichendorffs.

Paderborn.
Verlag von Ferdinand Schöningh.
1866.

Eichendorff.

Vermischte Schriften V.

Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg.

I. Größe, Schuld und Buße.

Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigenthümliche Entwickelung seiner Geschichte. Nachdem die Ritterorden überhaupt durch die Veränderungen im Orient Zweck und Aufgabe, durch Reichthum und weitzerstreuten Besitz ihre ursprüngliche Bedeutung fast überall bereits verloren hatten, waren es die deutschen Ritter allein, die, ungeduldig so unwürdige Fesseln sprengend, sich unerwartet neue Bahnen hieben und mit Kreuz und Schwert mitten in den nordöstlichen Wildnissen ein neues Deutschland eroberten, ohne dessen christliche Vormauer der ganze Norden Europa's eine andere, jetzt kaum mehr berechenbare, geistige Gestaltung genommen hätte.

Und dieses Ordens Haupthaus, Marienburg, war Jahrhundertelang der Mittelpunkt jenes welthistorischen Ereignisses.

Es sei daher vergönnt, hier mit wenigen Hauptzügen an die Geschichte dieses Hauses zu erinnern, damit wir an der

großen Vergangenheit die Bedeutung erkennen, welche seine Wiederherstellung für die Gegenwart hat.

Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem hohen Nogat-Ufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnet, von dem das Christenthum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.

Denn zwar waren schon früher Bekehrungsversuche gemacht worden; allein ihr Mißlingen hatte die Preußen nur zu schrecklichen Verwüstungen der Nachbarländer aufgereizt, so daß endlich Herzog Konrad von Masovien sich bewogen fand, den durch seine Kriegesthaten berühmten Orden um Hülfe anzuflehen und ihm alles anzubieten, was er in Preußen erobern würde. Da sandte der Hochmeister Hermann von Salza im Jahre 1228 den Ritter Herrmann Balk als ersten Landmeister nach Preußen; nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. So kamen die Ritter ins Land.

Schon hatten sie das Culmerland gewonnen, auch Pomesanien (die Landschaft Marienburgs) wurde bis zum Jahre 1235 erobert, aber das Heidenthum der kaum gebändigten Preußen brach unwillig immer wieder in die alte Freiheit hinaus und rang in wilder Empörung mit dem neuen Lichte; es fehlte diesem noch der geistige Brennpunkt, es fehlte materiell, zur Behauptung des eroberten Landes, eine tüchtige Bewehrung des Nogatstromes, welcher die nothwendige Ver-

bindung zwischen den in anderen Gegenden bereits erbauten Ordensburgen am natürlichsten herzustellen geeignet war.

Die Anhöhe aber, wo jene Marienkapelle gestanden haben soll und zu deren Füßen das, vielleicht durch Pilgerfahrten gebildete Dorf Alyem sich gelagert hatte, war durch die Rogat, die dort plötzlich ihren Lauf von Süden nach Osten wendet, von zwei Seiten schützend eingeheget. Hier erbaute daher der Landmeister Conrad von Thierberg eine neue Burg, die der Mutter Gottes geweiht und Marienburg benannt wurde. Der im Jahre 1274 begonnene Bau war im Jahre 1276 schon vollendet, wo Ritter Heinrich von Wilnowe als der erste Komthur Marienburgs mit seinem Convente in das neue Haus einzog.

Und bald erwies dieser Bau seine heilbringende Macht. Denn die alten heidnischen Götter gingen noch immer mahnend und Rache fordernd rings umher durchs Land. Doch während in Samland, in Natangen und Ermland die Flammen der Empörung von neuem aufschlugen, während das wilde Volk der Sudauer und Litthauer von Culm her plündernd, mordend und sengend vorbrach, schreckte die starke Marienburg die wüste Horde, die Wogen des Aufruhrs vertosten immer ferner und ferner; unter den Mauern der Burg erstand aus dem Dörflein Alyem die heutige Stadt Marienburg, es bildete sich durch und um die Burg allmälig ein fester Kern christlicher Gesittung, an dem die rohe Gewalt keine Macht mehr hatte.

Aber auch die Wogen der Ströme besprach und bändigte Marienburg, denn gleichwie der Löwe den Blick des Menschen nicht verträgt, so erkennen überall die Elemente scheu die höhere Herrschaft des Geistes an. Nicht nur mußten die wilden Wasser des Landes, sechs Meilen weit über Berg, Thal

und Flüsse fortgeleitet, dienstbar die schirmenden Graben des Hauses füllen, sondern der Landmeister Graf Meinhard von Querfurt faßte im Jahre 1288 auch den kühnen Gedanken, die Weichsel und Nogat, welche bisher in ungemessener Willkür die Gauen überfluteten, durch Riesendämme einzufangen und aus der Verwilderung ein neues fruchtbares Land emporzuheben. Ueber die aufgetauchte Oase verbreiteten sich sofort, von der Fruchtbarkeit und durch Freiheiten gelockt, fleißige Ansiedler deutscher Zunge, in Dörfern und Weilern und wo ehemals meilenweite Sümpfe das Land bedeckten und die Luft verpesteten, wogen noch jetzt, in der Hut jener Dämme, unermeßliche Aehrenfelder, weiden jetzt beim Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen buntgefleckte Rinder, im hohen Grase kaum zu sehen, wie in einem unübersehbaren Garten, von tausendfarbigen wilden Blumen üppig geschmückt. — So waltete die heilige Jungfrau von den Zinnen der ihr geweihten Burg segnend über der jungen christlichen Heimat.

Noch war die Burg zwar nur ein gewöhnliches Ordenshaus, bloß von dem Komthur der Landschaft, vom Hauskomthur und den zum Convente gehörigen geistlichen und weltlichen Ordensbrüdern bewohnt, denn der Landmeister hatte zu jener Zeit wahrscheinlich überhaupt noch keinen festen Wohnsitz. Aber ihre Pracht vor allen andern Ordensburgen, ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fernausblickende frische Haff hinein überschaute, kündigte sie schon damals als die künftige Beherrscherin des Landes an. Und ihr Recht sollte ihr werden.

Bisher war Venedig des Ordens Haupthaus und der Sitz der Hochmeister gewesen. Allein die, wenngleich in ihrer

Weise immerhin großartige materielle Politik dieser kaufmännischen Republik, und ein Orden, dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte: es waren zu verschiedene Elemente, um sich jemals befreunden oder auch nur für die Dauer leidlich neben einander bestehen zu können. Auch hatte sich die Lage des Ordens durch die neue Eroberung wesentlich verändert, er hatte im fernen Norden ein ganzes Land gewonnen, gegen welches seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland fortan als unbedeutend verschwanden. Preußen war jetzt des Ordens Kern.

Schon der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe hatte daher seinen Wohnsitz zunächst in Marburg genommen und den natürlichen Gedanken gefaßt, ihn nach Preußen zu verlegen, wohin er sich auch wirklich im Jahre 1302 mit zwei Großgebietigern begab, zugleich wohl auch um die alte Zucht der dortigen Convente wiederherzustellen, welche durch die Verwilderung eines fünfundzwanzigjährigen Kampfes mannigfach gelockert war.

Aber wie das Gemeine allzeit geschäftig ist, wo es Hohes gilt, so regte auch hier die bis dahin unerhörte Ankunft eines Hochmeisters den Staub mächtiger Leidenschaften auf. Der Landmeister und der Ordensmarschall, welche schon früher in Preußen gewohnt, mochten das Heft nicht aus den Händen geben, die Komthure fühlten ihr bisheriges freies Schalten auf den Burgen durch die unbequeme Nähe des Meisters gefährdet. Und so geschah es, daß, als auf dem Ordenskapitel zu Memel Hohenlohe unmuthig erklärte, er wolle unter solchen Ordensrittern nicht mehr Meister sein, in einem zweiten Ordenskapitel zu Elbing (1303) an seiner Statt Siegfried von Feuchtwangen zum Hochmeister erwählt wurde, welcher zunächst seinen Wohnsitz wieder in Venedig nahm, während

Hohenlohe nach Marburg zurückkehrte und dort im Jahre 1309 starb.

Da ging ein großes tragisches Ereigniß warnend an dem Orden vorüber. Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht, war den immer lauernden finsteren Mächten der Welt verfallen, mit der er übermüthig fraternisirte; er wurde unerwartet, plötzlich, durch Folter, Schwert und Flammen von dem ganzen Erdboden vertilgt. In dem blutbefleckten Todtenantlitz des verbrüderten Ordens aber konnten die deutschen Ritter ihre eigene Zukunft vorauslesen. Denn ein politischer Aberglaube gegen alle Ritterorden, von Neid und Habsucht erzeugt und genährt, verbreitete sich damals wie eine Seuche durch ganz Europa: schon wurden die scheußlichen Verbrechen, die man den Tempelherren aufgebürdet, auch auf die deutschen Ritter übertragen, schon schürte die feindlichgesinnte liefländische Geistlichkeit heimlich den Scheiterhaufen.

Aber die Mission des deutschen Ordens, die ihm die Vorsehung auferlegt, war noch nicht vollendet. Er verstand die Mahnung, und noch einmal die kleinlichen Leidenschaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerrissen, bezeugte er durch die That, daß er sich noch nicht selbst säkularisirt hatte. Und so fand denn der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen jetzt überall keinen Widerstand mehr, als er, in gleicher Erwägung der gebieterischen Verhältnisse, Hohenlohe's Plan wieder aufnahm, den Hochmeistersitz aus dem entlegenen, ungastlich-argwöhnischen Venedig nach Preußen zu verlegen, und Marienburg im Jahre 1309 zur künftigen Fürstenwohnung auserkor.

Es giebt Momente, wo dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überschauen vermag, plötz-

lich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein scheint, und in den Uebergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes sichtbar wird. Zu diesen Wendepunkten gehört jener Entschluß Feuchtwangens, gleich folgenreich für den Orden wie für Preußen und den Norden überhaupt.

Für den Orden, denn er hatte das alte eingerostete Rüstzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquirt und unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblicke zerbrochen und begann, die schlaffzerstreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganze zusammenraffend, als ein Mann in blanker Rüstung, jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauberschlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bildung und Gesittung weit über seine Grenzen hinaus zu verbreiten und Liefland, Esthland und selbst einen Theil Polens Deutschland geistig zu verbinden.

Diese Uebersiedelung mußte indeß nothwendig auch in der Verfassung des Ordens mehrere Abänderungen herbeiführen. Zunächst machte die nunmehrige Anwesenheit des Hochmeisters das Amt eines besondern Landmeisters von Preußen überflüssig. Dagegen wurde für die übrigen obersten Gebietiger des Ordens eine neue Ordnung in nachstehender Weise festgestellt.

Den nächsten Rang nach dem Hochmeister nahm nun der Großkomthur ein, als erster Rath des Meisters, von diesem vorzugsweise zu wichtigen Gesandtschaften verwendet, und

nach dessen Tode bis zur neuen Wahl sein Stellvertreter. Ihm folgte im Range der Ordensmarschall, der Feldherr des Ordens. Ganz neu geschaffen für Preußen wurden jetzt die Aemter des Oberst-Spittlers, der die Aufsicht über die Ordenshospitäler des Landes führte, des Oberst-Trapiers, welcher für die statutenmäßige Bekleidung des Ordens zu sorgen hatte, und des Treßlers, des Schatzmeister des Ordens. Der Großkomthur aber, welcher zugleich Komthur des Haupthauses war, so wie der Treßler hatten ihren beständigen Wohnsitz in Marienburg selbst.

Es ist einleuchtend, daß die bisherige Burg, nur für einen gewöhnlichen Convent eingerichtet, für den neuen fürstlichen Hofhalt weder an Raum noch an äußerer Würde genügen konnte. Man brach daher im Jahre 1306 rasch die damalige Vorburg ab und errichtete auf ihren Fundamenten das Ordens-Haupthaus, als nunmehrigen Wohnpalast der Hochmeister, während die neue Vorburg weiter nach Nordosten hinausgerückt wurde. — Schon im September 1309 zog Siegfried von Feuchtwangen mit seinem Gefolge in die neue Hofburg ein.

Wer den Plan des neuen Baues entworfen, ist nicht mehr zu ermitteln, nicht einmal die Sage bezeichnet den unbekannten Meister. Daß es aber kein Italiener gewesen, wie früher wohl Manche wähnten, sondern ein Deutscher, und zwar einer der größten Baukünstler, bezeugt auf den ersten Blick des ganzen Werkes deutsche Art, von der es sich jedoch wieder durch manche Eigenthümlichkeit unterscheidet, wie sie theils durch den Zweck, theils durch das Material bedingt war.

Der Mangel nämlich an hinreichenden Bruch- und Sandsteinen, aus denen die schönsten Bauwerke Deutschlands auf-

geführt sind, leitete in Preußen von selbst zu dem zierlichen Baue von gebrannten, zum Theil verglasten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer sauberen und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmuthige glatte Fläche bilden. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Aeußeren jenes überreichen Schmuckes von Thürmchen, Spitzen und scheinbar oder wirklich durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart eigen ist, und sich auf die einfache Verzierung von Kanten und Zickzacken aus schwarzverglasten Ziegeln auf dem rothen Grunde der Mauern beschränken.

Insbesondere jedoch war es, wie schon erwähnt, die Bestimmung der Ordens-Bauwerke, welche ihnen ihren eigenthümlichen Charakter gab. Denn sie sollten weder blos Klöster noch Besten sein, sondern eben beide durch die innige Verbindung von Kreuz und Schwert verklären. Nirgends finden wir daher in ihnen das Zellenartige, Gedrückte, in sich selbst Versenkte, vielmehr überall großartige Heiterkeit, ringsum den frischen freien Blick in Gottes weite Welt. Und eben so wenig waren sie auch bloße Burgen, wie sie in Deutschland die Höhen krönen, nach wachsendem Bedürfniß der Bewohner wechselnd vergrößert oder verändert, hier ein Fenster ausgebrochen, dort ein Anbau unförmlich vorgeschoben, Ställe, Gemächer und Zinnen in fast willkürlicher malerischer Verwirrung durch- und übereinander gethürmt. Die preußischen Ritterburgen stiegen, nach dem ein für allemal fest geregelten Bedürfniß des Ordens, das nebst den Ritterwohnungen überall einen Conventsremter, einen Kapitelsaal und eine Kapelle erforderte, gleich versteinerten Gedanken, sogleich in allen Theilen, wie sie heut noch stehen, empor. Das Ganze aber deutet überall über das gewöhnliche Schloß

hinaus nach oben. Daher ist die alltägliche Nothdurft, Vorräthe, Vieh und alle niedere Wucht des Lebens in eine besondere, durch einen Graben getrennte Vorburg verwiesen, daher die Kirche mitten im Haus, und der Spitzbogen, der immer wiederkehrende Pfeiler selbst in den täglichen Wohngemächern.

Alles aber, was in den übrigen Burgen nur angedeutet und erstrebt wird, kommt in dem Mittelschlosse der Marienburg, der Blüte der ritterlich-preußischen Baukunst, zur vollkommenen wunderbaren Erscheinung. Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster; immer höher, leichter, schlanker, luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des obern Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben, als bedecken. Und wenn oben in Meisters großem Remter die von dem einen Granitpfeiler strahlengleich sich aufschwingenden Gewölbgurten wie ein feuriges Heldengebet den Himmel zu stürmen scheinen, so gleicht der weite zarte Dom des Conventsremters dem Himmel selbst in einer gedankenvollen Mondnacht, die hie und da milde segnend den Boden berührt. Wahrlich, hier begreift man, was Schlegel meinte, als er einst in jugendlichem Uebermuth die Baukunst die gefrorene Musik nannte.

Die Einzelnheiten dieses herrlichen Baues, von denen weiterhin bei Erzählung der Wiederherstellung desselben die Rede sein wird, sind bereits so genau beschrieben, daß wir uns deshalb hier nur auf Büschings ausführliche Darstellung: „das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg“, (Berlin bei Dunker 1823) beziehen.

Um jedoch diese Räume in der eigenthümlichen Beleuch-

tung ihrer Zeit möglichst zu beleben, wollen wir versuchen, das seit Jahrhunderten still gewordene Haus mit den Gestalten wieder zu bevölkern, wie die alten Chroniken sie uns noch abspiegeln. Dies führt uns aber zunächst zu der Verfassung des Ordens, denn nichts giebt ein ursprünglicheres und lebendigeres Bild des Ordensritters, als sein Gesetz und die Art seiner Aufnahme.

Die letztere erfolgte in der Regel nur nach bestandener Probezeit (Probacie) und nach erhaltenem Unterricht durch einen Ordensbruder, wonächst der Aufzunehmende im Kapitel erschien und vor dem Meister niederkniend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet: „Ob du meinest und glaubest, in diesem Orden einzugehen, um eines guten, sanften und geruhigen Lebens willen, deß wirst du höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zu Zeiten essen wolltest, so mußt du fasten, wenn du fasten wolltest, so mußt du essen, wenn du schlafen wolltest, so mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hieher oder dorthin zu gehen und zu stehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du sollt dich deines eigenen Willens ganz und gar entschlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schwester und aller Freunde verzeihen und diesem Orden gehorsamer und getreuer sein als ihnen. Dagegen gelobet dir unser Orden nicht mehr, denn Wasser und Brod und ein demüthiges Kleid, und magst fürbas nichts fordern."

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelienbuch und zwar auf das Evangelium Johannis (in principio) legend, ewige Keuschheit, Armuth und Gehorsam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharnischt, in der Kirche während der Messe zum Ritter ge-

schlagen. Den Ritterschlag ertheilte der Meister oder ein von ihm bevollmächtigter Gebietiger mit den Worten: „Besser Ritter denn Knecht, im Namen unser lieben Frauen. Besser Ritter denn Knecht, und thue deinem Orden recht. Vertrag diesen Schlag und fortan keinen.“

Jenen Gelübden gemäß war auch das Leben der Ritter streng geregelt und abgeschieden von der Welt, mit welcher sie nur als etwaige Beamte des Ordens oder im Kampfe für die Verbreitung des Christenthums in nähere Berührung kamen. Sie durften Gelage und Gasthäuser nicht besuchen, ohne Erlaubniß der Oberen überhaupt das Haus nicht ver-verlassen, keine Briefe annehmen oder absenden, kein Geld bei sich behalten und ihre Kisten und Läden nicht verschließen. Ihre Kleidung war schwarz, darüber ein weißer Mantel, welcher, so wie Kappe und Waffenrock, mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet war. Die Waffen mußten, selbst in den blühendsten Zeiten des Ordens, ungeschmückt, ohne Zierrath von Gold oder Silber, die Schuhe ohne Schnüre, ohne Schnabel und Absätze, das Pelzwerk nur von Schaf- oder Ziegenfellen sein.

Der Orden bestand aus Ritter- (Laien-) Brüdern und Geistlichen. Die letzteren wurden, wenn sie zwar die Weihe, aber noch kein bestimmtes Amt hatten, Pfaffenbrüder, die bereits angestellten Priesterbrüder genannt. Zwölf Ritterbrüder bildeten nach dem alten Gesetze des Ordens einen Convent. Marienburg aber hatte, außer dem hochmeisterlichen Hofe, eine ungleich größere, zuweilen eine vierfach so große Zahl.

Außerdem wurden auch weltliche, sogar verheirathete Männer als Halbbrüder in die Ordensverbindung aufgenommen, deren Vermögen nach ihrem Tode dem Ordensschatze

anheimfiel. Auch diese leisteten das dreifache Gelübde und trugen schwarze Kleider, durften aber nur ein halbes Kreuz anlegen und mußten ihre Bärte und das Haar neben den Ohren abscheeren. Zu ihnen gehörten die dienenden Brüder, welche den Rittern für Sold oder ohne Sold (in caritate) dienten. Doch auch rittermäßige Männer dienten dem Orden als Halbbrüder mit den Waffen, und die Zahl dieser Halbbrüder mag, selbst außerhalb Preußens, nicht unbedeutend gewesen sein, da es für ehrenhaft gehalten wurde, sich in Preußen den Ritterschlag und das halbe Kreuz zu verdienen.

Die Regierung des Ordens führte der Hochmeister, jedoch eigentlich nur aus Vollmacht des ersteren. Denn sein Befehl mußte zwar unweigerlich und augenblicklich befolgt werden, er blieb aber dem Ordenskapitel verantwortlich, das ihn nicht nur wählte, sondern auch seiner Würde wieder entsetzen konnte, und ohne dessen Beirath und Funktion er keine neuen Gesetze geben durfte.

Diese Kapitel aber waren feierliche Versammlungen der Ordensbrüder, und zwar entweder große, kleinere oder gemeine Kapitel. Die letzteren mußten alle Sonntage, die kleinen, in welchen die Beamten Rechnung abzulegen oder ihr zeitweises Amt wieder abzugeben hatten, jährlich abgehalten werden. Die großen oder allgemeinen dagegen erfolgten nur auf Ladung und unter Vorsitz des Hochmeisters oder bei dessen Tode des Statthalters und betrafen die wichtigsten Angelegenheiten des Ordens, die Hochmeisterwahlen, Gesetze und neue Einrichtungen. Zu denselben wurden die beiden Meister von Deutschland und Liefland, die Ordensgebietiger und so viele Brüder, als irgend thunlich, einberufen, so daß in manchen Kapiteln 360 Brüder saßen. Ihre Beschlüsse, Urkunden und Verschreibungen sollten unter drei Schlössern mit drei Schlüsseln

verwahrt werden, welche sich in den Händen des Hochmeisters, des Großkomthurs und des Treßlers befanden. Diese Kapitel wurden so geheim gehalten, daß das Wesen, selbst die äußere Form derselben nicht einmal aus den Ordensgesetzen zu errathen ist. Jeder aufzunehmende Bruder mußte hierüber die tiefste Verschwiegenheit geloben, deren Bruch zu den schweren Vergehungen gerechnet wurde. Sie wurden nur in den Kapitelsälen abgehalten und standen unbezweifelt mit kirchlichen Feierlichkeiten in genauer Verbindung, weshalb denn auch in allen Burgen der Kapitelsaal sich neben der Kirche befand und, gleich dieser, niemals zu anderem profanen Gebrauche benutzt werden durfte.

Außer dem Kapitel bestand zur Behandlung minder bedeutender Landesangelegenheiten, als zur Besetzung der niederen Ordensämter und dergl., auch ein geheimer Rath des Hochmeisters, welchen die Gebietiger und diejenigen Ritter bildeten, die der Hochmeister aus den tüchtigsten (witzigsten d. h. weisesten) Brüdern dazu erkor.

Dem letztern standen endlich noch die obersten Gebietiger zur Seite, die vom Hochmeister und Kapitel angestellt wurden. Es ist ihrer bereits oben gedacht worden. Unter ihnen gehörten nur der Großkomthur und der Treßler zu den eigentlichen Beamten des Haupthauses.

Der Großkomthur, welcher zugleich Komthur von Marienburg war und die ehemaligen Prachtgemächer und Säle im nordöstlichen Flügel des Mittelschlosses bewohnte, beaufsichtigte den gesammten Harnisch, d. i. alles was zur Waffenkleidung der Ritter gehörte und worunter sich einmal nicht weniger als 2200 Schilde befanden. Er hatte seinen Kämmerer, Schreiber, Diener, Pferdemarschall und ein zahlreiches Gesinde an Knechten und Jungen.

Der Treßler dagegen verwaltete den Treßel (den Schatz, die Kasse) sowohl des Ordens und des Hochmeisters als auch des Convents des Hauses Marienburg, führte über alle Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung, zahlte den anderen Beamten die nöthigen Summen aus u. s. w. Auch er hatte, gleich dem Großkomthur, seine besondere Dienerschaft und wohnte wahrscheinlich im nordwestlichen Flügel des Hochschlosses.

Außerdem aber waren für die Verwaltung des Hauses noch zahlreiche andere Beamte angestellt. Unter ihnen nahm der Hauskomthur den nächsten Rang nach dem Treßler ein; er bewohnte gleichfalls das obere Schloß und war der eigentliche Hauswirth der gesammten Ordensburg, indem er für alle Bedürfnisse, namentlich der hochmeisterlichen und Conventsküche zu sorgen hatte und insbesondere auch über das Sattelhaus, in welchem das Pferdegeschirr und Riemenzeug aufbewahrt wurden, die Aufsicht führte.

Von diesen Beamten hatten ferner ihren beständigen Wohnsitz in Marienburg: die beiden Kellermeister und Pferdemarschälle des Hochmeisters und des Convents, der Karwansherr, der dem Karwan (Zeughaus), dem Schirrhause und Holzhofe und einem so zahlreichen, hierzu gehörigen Gesinde vorstand, daß es von einem besondern Koche beköstigt werden mußte; sodann der Viehmeister, der im Jahre 1381 in Marienburg und den dazu gehörigen Höfen einen Bestand von 2300 Schafen hatte; der unter dem Karwansherrn stehende Steinmeister, welcher den Steinhof, d. h. den Aufbewahrungsort der Steinkugeln für die Geschütze und die Verfertigung der ersteren beaufsichtigte; der Kornmeister für die bedeutenden Getreidevorräthe, die auf den verschiedenen Speichern der Vorburg und zum Theil auch auf den Böden der Wohnburg (im

Jahre 1378 allein auf den Speichern der Burg 211,460 Scheffel Getreide) aufgeschüttet waren; ferner der Spittler, der die zum Ordenshause gehörigen Spitale verwaltete und in dem Hauptspitale zum heiligen Geist in Marienburg wohnte; der Tempelmeister, welcher dem sogenannten Tempel, einem Vorrathshause von Lebensmitteln in der Vorburg, vorstand; der Glockmeister, der die Kirchengeräthe in den verschiedenen Kirchen und Kapellen der Burg und Vorburg, mit Ausnahme der hochmeisterlichen Kapelle, unter seiner Aufsicht hatte; der Trapier, als Aufseher über sämmtliche Kleidungsvorräthe, Schneider, Wollweber u. s. w.; die beiden Küchenmeister des Convents und Hochmeisters, ein Schuhmeister, Schmiedemeister, Gartenmeister, Mühlen-, Zimmer- und Backmeister, ein Schnitzmeister über das sogenannte Schnitzhaus (Vorraths- und Arbeitshaus für Armbrüste und andere Kriegswerkzeuge), drei Thormeister oder Thorherren für die obere Burg, das Mittelschloß und die Vorburg, deren Bewachung sie durch besondere Thorwarte zu besorgen hatten, und endlich der Großschäffer von Marienburg, der außer der ihm obliegenden Anschaffung bestimmter Bedürfnisse und Materialien für die verschiedenen Küchen und Werkstätten des Hauses, zugleich auch die Aufsicht über das Schiffswesen des Ordens führte und zur Besorgung der damit verbundenen Handelsgeschäfte seine Commissionäre (Leger oder Lieger) im Auslande hatte.

Außerhalb Marienburgs dagegen lebten die zum Convent des Hauses gehörigen Vögte und Pfleger als Verwalter der sehr zahlreichen und bedeutenden Landbesitzungen in der Umgegend und in den Werdern, die der Orden gleich anfänglich nicht anderweit verliehen, sondern als Eigenthum des Hauses zu dessen Unterhalt bestimmt hatte, und welche je nach

ihrer Größe Vogteien oder Pflegerämter (einzelne Höfe) genannt wurden.

Endlich unterhielt der Hochmeister auch noch einen beständigen Gesandten am päpstlichen Hofe, der unter dem Namen eines Ordensprokurators in Rom ein eigenes Ordenshaus bewohnte.

Verschieden von diesen Hausbeamten, welche sämmtlich als Brüder dem Orden angehörten, war das eigentliche Hofgesinde des Hochmeisters. Hierzu gehörte vor allen andern der Hofjurist (doctor decretorum et jurista ordinis), welcher in der Stadt Marienburg wohnte und seine vom Hochmeister besonders gelohnten und bekleideten Schreiber und Diener hatte, ferner ein Hofarzt, ein besonderer Augenarzt, ein Wundarzt, ein Roßarzt, ein Bader, Bernsteinschneider, Goldschmidt und Hofmaler, die mit dem Schmuck der Ordenskirchen und anderen oft sehr werthvollen Kunstwerken, welche der Meister als Geschenke versandte, vollauf zu thun hatten. Zu dem Hofgesinde wurden ferner die Kapelläne und Pfarrer an den Kapellen im Hause, die Tischleser und Glöckner gerechnet; außerdem die Kämmerer und Unterkämmerer, Kammerdiener, Thorwarte und so fort bis zum Stobenroch (Stubenrauch, Stubenheizer) hinunter. Den ganzen Troß aber, wo er zuweilen langweilig werden will, hetzt und peitscht, als unermüdlicher Hauskobold, ein eigener Hofnarr, jedem Graubart jeglichen Ranges ungeahndet seine närrische Kehrseite vorhaltend; denn es machte damals den Menschen noch Freude harmlos über sich selbst zu lachen.

Auch seine eigene Hofkapelle hatte der Hochmeister, welche im Jahre 1399 aus 32 Köpfen bestand und bei feierlichen Gelegenheiten in des Meisters Kapelle zur Messe musizirte oder auch bei Tafel die fremden Gäste ergötzte.

Außerdem gehörten zur nächsten Umgebung des Meisters zwei Kompane, von diesem aus den verständigeren Ritterbrüdern erwählt, welche in seiner unmittelbaren Nähe wohnten, jederzeit freien Zutritt zu ihm hatten, ihm die ankommenden Fremden anmelden und ihn auf seinen Reisen begleiten mußten.

In den übrigen Ordenshäusern saßen Komthure mit ihren Conventen, als Befehlshaber der Burgen und der dazu gehörigen Bezirke, in welchen sie die Verordnungen des Hochmeisters und des Kapitels auszuführen hatten.

Sämmtliche Ordensbrüder in Preußen aber bildeten ein stehendes, stets schlagfertiges Heer, dessen oberster Feldherr im Kriege, wenn der Meister nicht selbst zu Felde zog, der Ordensmarschall war, welcher mit seinem Untermarschall die ganze Ausrüstung zu besorgen hatte, ohne des Hochmeisters Bewilligung jedoch nicht gegen den Feind ziehen und Niemand aus dem Heere entlassen durfte. Ein Theil der Bewohner des Landes und der Städte wurden nur im Nothfalle und auch dann nur mäßig zu den Waffen berufen, und hieraus allein schon wird zum Theil der außerordentliche Wohlstand erklärlich, zu welchem das Land durch Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel unter dem mächtigen Schilde des Ordens aufblühte, der die kleinlichen Fehden zwischen Adel und Städten, die mannigfachen Erpressungen, Wegelagerungen und was sonst das mittelalterliche Deutschland verstörte, in Preußen niemals emporwuchern ließ.

Nachdem wir in vorstehenden allgemeinen Umrissen die Gestalt und Bedeutung des Ritters möglichst zu bannen gesucht, wollen wir es versuchen, ihn auch in seinem täglichen

Thun und Treiben, sein Stillleben in der Marienburg selbst zu belauschen, soweit es die dazwischen liegende Kluft der Jahrhunderte jetzt noch gestattet. Dieses Leben aber war streng und herb und in seiner eisernen, täglich wiederkehrenden Ordnung fast wie der einförmige Takt einer Thurmuhr in tiefer Stille, hie und da nur von Waffengerassel unterbrochen. Alles deutet ernst auf die doppelte Bestimmung des geistlichen Ritters, dessen Reich zwar von dieser Welt, aber nur für jene.

Das Tagewerk begann und schloß mit Gebet und Gottesdienst. Schon um sechs Uhr des Morgens zu jeder Jahreszeit versammelten sich die Brüder in der Schloßkirche zur Prime, der ersten von den vorgeschriebenen Gezeiten, und hörten darauf die Messe, welcher um neun Uhr die Tertie folgte. Die Ritter saßen an den Seitenwänden der Kirche in chorartig verzierten und größtentheils noch jetzt erhaltenen Stühlen, die andern in der Mitte auf Bänken, von denen gleichfalls noch zwei vorhanden sind. Die Kirche hatte keine Gemeinde, sondern war allein für die Brüder bestimmt.

Derweil aber begann es immer lauter und bunter sich zu regen in den weiten Räumen der Vorburg. Der Carwansherr, der Steinmeister, der Trapier und wie die Hausbeamten alle hießen, gingen ordnend ab und zu, die Steinhauer klappten, die Zimmerleute schwangen ihre blinkenden Aexte, willkommene Züge fruchtbeladener Kähne glitten die Nogat hinab und brachten neue Vorräthe für das große Kornhaus, dazwischen das Wiehern der Rosse und die sprühende Glut des Gießhauses mit seinen rußigen, dunkelhantierenden Gestalten; überall ein herzhaftes Treiben, Hämmern und Wirren.

Die nichtbeamteten Ritter aber übten sich währenddeß unter der Leitung kriegserfahrener Brüder in den Waffen draußen am südlichsten Ende der Vorstadt Marienburgs auf

einem besonders hierzu eingerichteten Platze mit einer Art von Verschanzung, die im Scheinkriege auf mancherlei Weise angegriffen und vertheidigt wurde, und den sie, ihrer ursprünglichen Heimat eingedenk, Jerusalem nannten.

Andere mußten den Vorlesungen beiwohnen, welche über Theologie und Rechtskunde im Schlosse gehalten wurden. Der nach allen Seiten rastlos und großartig fördernde Hochmeister Winrich von Kniprode hatte nämlich die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit aus Deutschland und Italien („welsche und erfahrene Doctors im Kaiserrecht" nach Simon Grunau) in das Haupthaus berufen, wo sie, von ihm öffentlich geehrt und reichlich besoldet, in verwickelten Rechtsfällen ihr Gutachten abgeben mußten, nach welchem gewöhnlich entschieden wurde. Außerdem ließen die Hochmeister auf ihre Kosten begabte Jünglinge aus Preußen, auch Ordensbrüder, in Leipzig, Wien, Paris, Bologna oder Siena studiren, um demnächst die von ihnen im Auslande erworbenen Kenntnisse in der Heimat zu benutzen. So bildete sich nach und nach ein Kern gelehrter Ordensmitglieder, von denen in jedem Ordenshause zwei, in Marienburg aber jederzeit mehrere den andern Brüdern „in Gottes Sachen und in weltlichen Händeln" Unterricht ertheilen mußten. Hierbei wurde den Rittern öfters aufgegeben, zur Uebung ein Urtheil zu sprechen, „und des Urtheils Grund und Ursach anzuzeigen durch ein beschrieben Recht oder bewährte löbliche Gewohnheit im Lande, oder eine schöne Historie, oder sonsten eine gute Ursach aus der Natur genommen." Diese Rechtsschule aber gewann bald ein so großes Ansehen, daß ihr selbst aus Deutschland wichtigere Rechtshändel von Fürsten und Städten zur Entscheidung vorgelegt wurden, und das damalige Sprichwort: „bist du klug, so täusche die Herren von Preußen" bezeichnet den hohen

Rang, den die praktische Bildung des Ordens zu jener Zeit in der öffentlichen Meinung des Auslandes behauptete.

Verschieden von diesem gewöhnlichen Ritterleben war natürlicherweise das tägliche Walten des Hochmeisters. Auch er verrichtete zwar wie jeder andere Ordensbruder die vorgeschriebenen Gezeiten, aber nicht in der Schloßkirche, sondern mit seinem Hauskapellan in der im Mittelschlosse belegenen, für ihn allein bestimmten Hauskapelle. Und kaum noch blitzt die Morgensonne über die bunten Schildereien von Wappen und Weinlaub in seinem gegenüberstehenden Gemach, so sehen wir ihn dort schon mitten unter den höheren Hausbeamten oder Komthuren, die seine Befehle empfingen. In dem daranstoßenden kleineren Gemach aber, Meisters Stube geheißen, harrte bereits der Treßler, um dem Meister seine Rechnungen vorzulegen, wenn diesen nicht etwa wichtigere Landesangelegenheiten veranlaßten, in dem dreipfeilerigen Saal im oberen Erdgeschoß, welches die Rathsstube oder Gebietiger-Gemach genannt wurde, geheimen Rath abzuhalten. Währenddeß hörte man draußen im Hofe die Briefschweiken wiehern, Withinge kamen und gingen, Läufer wurden mit Briefen in's Ausland abgefertiget. Denn über das ganze Land war eine vollständige Reitpost verbreitet, die unter dem obersten Pferdemarschall zu Marienburg stand, deren sich aber nur der Hochmeister und die Ordensbeamten bedienen durften. Wie im Haupthause mußte nämlich auch in den andern Ordensburgen eine bestimmte Anzahl von Postpferden (Briefschweiken genannt) und Postillone (Briefjungen) jederzeit bereit stehen, welche auf jeder Burg gewechselt und mit dem genauen Vermerk der Ankunft und des Abganges auf der Adresse des Briefes weiter befördert wurden. Briefe und Aufträge von besonderer Wichtigkeit dagegen vertraute man nur Männern von be-

währter Treue und Gewissenhaftigkeit an, welche Withinge hießen und eigentliche Kabinets-Couriere für das Inland waren, während die Correspondenz in's Ausland, mit nicht geringem Aufwande von Zeit und Kosten, durch Läufer oder wohl auch reitende Boten besorgt wurde.

In den Vormittagsstunden pflegte endlich auch der Meister in seinem prächtigen großen Remter hohe Gäste und fremde Gesandte zu empfangen, worunter wir einen König und eine Königin von Dänemark, die Herzogin von Litthauen mit einem Gefolge von 400 Pferden, den Großfürsten von Moskau, die Herzoge von Geldern und Baiern, den Markgrafen von Baden, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Henneberg und viele andere, sowie Gesandte aus England und allen europäischen Ländern, ja selbst aus Persien verzeichnet finden. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten trug der Hochmeister ein mit goldenen Borten besetztes, mantelartiges Kleid vom feinsten Tuche (Schaube oder Schube), das bis an die Knöchel reichte, auch zuweilen mit Zobelpelz gefüttert und mit einem reichen Gürtel versehen war. Die Fürsten und Gesandten aber wurden nicht in der Burg selbst aufgenommen, sondern in den Gasthäusern der Stadt untergebracht, dort nach Stand und Würden versorgt und demnächst „gelöst", d. h. ihre Zehrung aus der Kasse des Hochmeisters bezahlt. Und diese Zehrung muß nicht schlecht gewesen sein, denn dem Botschafter aus Persien, einem Bischofe mit einem langen Barte, gefiel es so wohl in der marienburgischen Herberge, daß er zweimal gelöst werden mußte.

Um zwölf Uhr aber rief die Glocke die zerstreuten Brüder von neuem zur innern Sammlung von den weltlichen Geschäften; es wurde in der Schloßkirche das dritte Tagesgebet, die Sexte, abgehalten.

Sodann begaben sich Alle zum Mittagessen in den Conventsremter, wo mehrere Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Großkomthur, der Treßler, der Hauskomthur und vielleicht noch einige andere der vornehmsten Beamten ihre Sitze. An dem zweiten, dem Conventstische, saßen sämmtliche Conventsbrüder, Priester- und Laienbrüder beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten Jungen oder jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten; die übrigen Tafeln endlich wurden von den oberen Dienern des Hochmeisters und des Hauses, als Kämmerern, Glöcknern, Meßschülern u. s. w. eingenommen. Vor dem Essen sowie nach aufgehobener Tafel sprachen die Pfaffen den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und ein Ave Maria. Die Speisen wurden aus der an den Remter stoßenden Conventsküche durch die Schenkbank hereingereicht und bestanden, außer den Fasttagen, an allen Tafeln aus drei Gerichten nebst Weißbrod, welchem für die Gebietigertafel und den Conventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleichmäßige Anrichtung der Schüsseln so wie auf gleiche Vertheilung des Getränkes sehen, das je zwei Brüdern mit vier Quart guten Bieres in zinnernen Kannen zugemessen war. Nur dem Hochmeister wurde, und zwar jederzeit mit seidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal soviel dargereicht, als ein anderer Ordensbruder erhielt, damit er nach dem Ordensgesetz von seinem Ueberflusse mittheilen könne den Brüdern, die zur Strafe (Buße) saßen, oder wem er es sonst überschicken wolle. Während des Essens aber hielt einer der Tischleser, deren es drei bis vier im Hause gab, an einem

eigends dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im ganzen Saale, wenn nicht etwa der Meister, der Gäste wegen, zu sprechen erlaubte.

Kranke oder alterschwache Brüder durften an der reichlichen und nur mit der gesündesten Nahrung versehenen Tafel der Firmarie Theil nehmen. So hießen nämlich die Krankenanstalten des Hauses, deren eine, die Herren-Firmarie, im nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses, die andere für die Knechte in der Vorburg an der St. Lorenz-Kapelle lag.

Dem Meister dagegen stand jederzeit die Wahl der Tafel frei; hatte er aber Besuch von Gebietigern und Komthuren oder sonst vornehme Gäste geladen, so speiste er oben in seinem kleinen Remter. Hier im vollen Lichte von vier Fenstern, unter dem schönen Gewölbe, das sich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine schlanke Palme schirmend über die Tafel erhob, ringsher an den Wänden die Bildnisse der Hochmeister, die in der Burg gewaltet, in voller Rüstung zu Roß — da mochte im heitern Tischgespräch manch ritterliches Herz aufgehen in kühnen Gedanken, die dann draußen zur segensreichen That wurden.

Um drei Uhr nach Mittag versammelten sich die Brüder abermals in der Schloßkirche, um die vorgeschriebene Vesper-Hora (None) abzusingen. Dann aber folgten die fröhlichen Stunden der Erholung, für welche der große Conventsremter als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war, und die in der blühenden Zeit des Ordens eine höchst anziehende und merkwürdige Erscheinung darbieten mußten. Man denke sich nur im schönsten Saale, der sich jemals über heiteren Gesellen gewölbt, Männer aus den edelsten Geschlechtern von adeliger Sitte und jeglichen Alters aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst, denn das konnte er ja jeder-

zeit durch die Wahl zum Meister werden, Alle aber verbrüdert zu dem höchsten Zwecke aller Zeiten, der auch den Gewöhnlichen über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Noth und Krieg, der nur rechtes Eisen verlangt und von selbst die Schlacke auswirft. Man wird gern zugestehen, daß dieser Remter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen gedankenlosen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere nüchternen Cassino's und Börsen darbieten. Hier sah man die hohen dunkeln Gestalten in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten; da saßen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schach, das jedoch nicht um Geld gespielt werden durfte; andere umstanden einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mähr vom Kaiser und Reich brachte; und mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, im Gedanken der fernen Heimat zu.

An den Fastentagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag, gespeist wurde, so wie an hohen Festtagen hielten sie hier ihre Collazien, d. i. ihre Versammlungen zum Trinken, da ihnen an andern Tagen außer der Mahlzeit nur Wasser zu trinken erlaubt war. Hiezu ließ ihnen der Hochmeister zuweilen auch Wein reichen und mancherlei würzhafte Leckerbissen hinzufügen, namentlich am heil. Christfeste; denn im Winter verbreitete der mächtige Ofen unter dem Fußboden eine wohlthuende Wärme durch den ganzen Saal.

Oefter fand sich der Meister selbst zu diesen Collazien brüderlich ein. Häufiger aber pflegte er im Sommer zu dieser Tageszeit in einem kurzen schwarzen, mit einem Kreuze

geschmückten Ueberrock und mit einem in Danzig verfertigten und mit Seide gefütterten Strohhute die schattigen Gärten zu durchwandern, die an der Ostseite, da wo jetzt der Weg nach Elbing führt, im blühenden Halbkreis die Burg umgürteten. Da lag zunächst der wälsche Garten wie ein bunter Farbenteppich, künstliche Gänge zwischen Weinranken und ausländischen Gewächsen sich hinschlingend, aus deren dunklem Grün goldene Südfrüchte und seltsame hohe Blumen glühten und die Luft mit würzigem Duft erfüllten. Und an den reichen Orient, die Wiege des Ordens, mahnend, hörte man zuweilen fremden Vogellaut aus weiter Ferne herüberschallen und das dumpfe Brüllen eines Löwen dazwischen. Das war der hochmeisterliche Thiergarten am südöstlichsten Ende der Anlagen. Den Löwen hatte der Meister im Jahre 1408 zum Geschenk erhalten. Nebst ihm bewahrte dort der Zwinger mehrere Bären und Affen, Auerochsen, Meerkühe und Meerochsen, während ringsher in der kühlen Waldeinsamkeit Hirsche und Rehe grasten. — Oft sprach der Meister auch in dem angränzenden Firmarie-Garten ein, wo die siechen Brüder in einem eigenen Hause einen bequemen und gesunden Sommer-Aufenthalt hatten, oder er besuchte seine weiterhin gelegene Falkenschule, die damals für die vorzüglichste in Europa galt, so daß preußische Falken überall gewünscht und daher vom Hochmeister an Könige und Fürsten nach England, Deutschland, Ungarn und Italien, namentlich auch jährlich an Kaiser Maximilian, der das Federspiel besonders liebte, zum Geschenk versandt wurden. — Am liebsten aber weilte er in dem unmittelbar an den Thiergarten stoßenden ansehnlichen Garten, vorzugsweise Meisters Garten genannt. Dort erhob sich mitten aus dem Laubschmuck „des Meisters Sommerhaus“, ein stattliches Haus, das nicht nur geräumige Wohn-

gemache, sondern auch einen Remter zur Bewirthung von Gästen enthielt. Hier pflegte er wohl auch für den ganzen Sommer seinen Wohnsitz aufzuschlagen und in dem benachbarten Baumgarten in stillen Stunden der grünenden Zucht zu warten. Ueber alle die Wipfel aber leuchtete immerfort das mächtige Standbild der heiligen Jungfrau von der Schloßkirche in das stille Grün hinüber, das Christkind und den Lilien-Scepter zu steter Mahnung emporhaltend, auf daß der Orden der großen Pflanzung draußen eingedenk bleibe, die Gott ihm anvertraut.

Doch schon senken sich die Schatten, die Abendglocke tönt durch die stillen Lüfte, die Ritter versammeln sich zur Complete, dem letzten Abendgebet. Dann eilen sie ihren, im südlichen Flügel des hohen Schlosses belegenen und stets erleuchteten, gemeinschaftlichen Schlafsälen zu. Soldatisch immerdar, wie auf dem Feld der Ehre, strecken sie sich nur halbentkleidet in Beinkleidern und Strümpfen hin; eine Matrazze, ein Betttuch, ein Kissen und eine leinene oder wollene Decke ist ihre einfache Lagerstatt.

Auch der Meister hat unterdeß in seiner Kapelle einsam sein Abendgebet verrichtet und begiebt sich nun in seine daranstoßende Schlafkammer. Er aber ruht in einem blauumhangenen Himmelbette auf Flaumfederbetten mit Bettzügen von sämischem Leder, einer der Kompane oder ein getreuer Kammerdiener bei ihm, nebenan in seiner Hinterkammer Harnisch und Waffen.

So haben wir denn mit den Rittern einen stillen Tag im Hause verlebt. Wir wollen nun auch zusehen, wie es bei außergewöhnlichen, festlichen Gelegenheiten dort herging, und greifen aus dem farbigen Bilder-Reichthum jener Zeit die Wahl des größten und heitersten der Meister, Winrichs von Kniprode, heraus.

Der in Schlachten ergraute Hochmeister Heinrich Dusmer von Arfberg hatte im Jahre 1351 der Meisterwürde entsagt, jedoch, wie es scheint, noch selbst zur Wahl seines Nachfolgers den Kapiteltag bestimmt und die Meister von Deutschland und Liefland, so wie die Ordensgebietiger, obersten Beamten und Komthure nach Marienburg berufen, welches sonst durch denjenigen Gebietiger zu geschehen pflegte, den die Wahl der obersten Ordensbeamten durch Uebergabe des Ordens-Siegels zum Statthalter ernannte. Die Form der Wahl selbst aber war, diesesmal wie bei allen andern Erledigungen, unabänderlich folgende. Die Feier begann in der Schloßkirche zu Marienburg, wo den Brüdern die auf diesen Akt bezüglichen Regeln und Gesetze vorgelesen und darauf eine Messe vom heiligen Geist gesungen wurde. Zur selben Stunde mußten in allen Ordensburgen Messen gelesen werden und im Haupthause dreizehn, in jeder andern Ordensburg drei Arme für die Wahl eines Gott wohlgefälligen Meisters beten.

Darauf begaben sich die Gebietiger mit den Brüdern in den Kapitelsaal. Hier ernannte der Statthalter in Uebereinstimmung mit dem Convente des Haupthauses aus den Ritterbrüdern einen Wahlkomthur. Dieser erkohr einen Wähler, beide erkoren den dritten, diese drei den vierten, die viere den fünften und so fort, bis dreizehn Wähler ernannt waren, worunter sich jedoch ein Priesterbruder, acht Ritterbrüder und vier dienende Brüder befinden mußten. Nach ihrer erfolgten Bestätigung Seitens des Kapitels schwuren die Wähler auf das Evangelium bei ihrer Seele, „daß sie weder durch Minne, noch durch Haß, noch durch Furcht, sondern mit lauterem Herzen den wählen wollten, der ihnen der würdigste und der beste dünke zu einem Meister und der aller-

vollkommenste zu diesem Amte, daß er der Berichter und Bewahrer sei der andern.“ Alle versammelten Brüder schwuren gleichfalls, den Erwählten willig als ihren Meister aufzunehmen. Sodann schritten jene dreizehn in einem besondern Gemache zur Wahl. Der Wahlkomthur hatte den ersten Vorschlag, die andern folgten, die Mehrheit entschied.

In solcher Weise ward auch Winrich von Kniprode aus den Rheinlanden zum Hochmeister erkoren; er galt allen für den edelsten, den tüchtigsten und unter den gesammten Gebietigern für den würdigsten.

Jetzt ging Glockengeläute von Burg zu Burg durch's ganze Land; die Priesterbrüder im Kapitel stimmten das „Herr Gott, dich loben wir“ an, während die ganze Versammlung in die Kirche zurückkehrte, wo der bisherige Statthalter den Erwählten an der Hand vor den Hochaltar führte und ihm dort durch Darreichung eines Ringes und des Ordens-Siegels die Ordensherrschaft überantwortete. Der neue Meister gelobte hierauf, die Gesetze und das Beste des Ordens zu befördern, damit er einst am jüngsten Tage vor Gottes Urtheil bestehen möge, und gab dann dem Statthalter und dem Priesterbruder, welcher sich unter den Wahlherren befunden, den Bruderkuß.

Der Meisterweihe aber folgten glänzende Feste auf der Marienburg, gleich dem heiteren Morgenroth einer einunddreißigjährigen, hochherzigen und segensreichen Regierung, welche noch heut die goldene Zeit des Ordens heißt.

Vor allem beeilten sich die Städte des Landes dem neuen Herrn, den sie schon früher als Komthur von Danzig und dann als Großkomthur liebgewonnen hatten, durch Ehrenboten zu begrüßen. Sie wurden in den Herbergen der Stadt untergebracht, während die berufenen Gebietiger und Kom-

thure die ihnen für solche Fälle ein für allemal bestimmten Gemache bezogen: der Meister von Deutschland des Großkomthurs Firmarie, der Meister von Liefland das alte Schnitzhaus, die Komthure theils die Gastkammern, die auf dem Gange im südöstlichen Flügel des mittlern Hauses lagen, theils Wohnungen in der Vorburg oder bei dem Gartenmeister im Garten.

Zur Mittagszeit aber finden wir Alle in Meisters großem Remter beim Festmahle versammelt. Dem Hochmeister zunächst sitzen die Meister von Deutschland und Liefland und andere hohe Gäste, neben diesen die fünf Ordensgebietiger, dann die Komthure, Ritter und Pfaffen. Durch die hohen Fenster ringsum blitzt die Sonne über die prächtige Tafel in den silbernen Kannen und Bechern, denn vor jedem Gaste stehen silberne Köpfe (eine Art von Trinkbecher), silberne Karken und Stutzchen, meist übergoldet oder mit Bernstein geschmückt, auch Messer, Löffel, Teller und Schüsseln sind insgesammt von Silber, dazwischen funkeln wunderlich geformte gemalte Gläser, silberne Schalen mit Südfrüchten und übergoldete, mit Silber beschlagene Straußeneier. Doch der Saal, so gewaltig er ist, faßt das fröhliche Gewimmel nicht, auch draußen vor dem Eingange auf dem herrlichen Gange prangt eine glänzende Tafel, schwirren die Gäste und klingen die Becher. Auf Remter und Gang aber, zwischen Schenkbank und Tafeln hin und her wirren die niederen Ordensbeamten, die nur für solche Feste zur Aufwartung verpflichtet waren. Der Kornmeister von Marienburg geht dem Kellermeister zur Hand, der Tempelmeister dem Küchenmeister, der Pfleger von Lesewitz reicht das Brod, der Pferdemarschall, der junge Karwansherr von Marienburg und der von Grebin nebst zwei jungen Ritterbrüdern die Speisen, die Pfleger von

Meselanz und Montau mit dem Wald-, Mühlen- und Viehmeister füllen die geleerten Gläser, während die Vögte von Dirschau, Grebin und Stuhm, als Oberaufseher, überall ordnend und aushelfend die Tafeln umschreiten, lustig parodirt von dem hin- und herfahrenden Hofnarren des Königs von Böhmen, der, mit seiner Schellenkappe klingelnd, von Allen geneckt wird und keinen verschont.

Der Pferdemarschall und seine Gesellen aber bringen nach der Suppe zuerst allerlei Gemüsearten, dann verschiedene Fische, als Morenen, Lachs, Lampreten, Dorsch, und hierauf die gewichtigeren Fleischgerichte. Nun ein neuer Anlauf auf die Schenkbank, und es erscheinen die Mehlspeisen, denen die mannigfaltigsten Wildpretsbraten folgen, darunter die damals besonders beliebten Eichhörnchen, auch Staare, Kaninchen und Kraniche. Den Beschluß endlich machen auserlesene Obstgattungen und zahlreiche, jetzt zum Theil räthselhafte Confectarten von Kanehl, Kubeben, Koriander, Kardamom und Anies, Kaiserbissen, Pariskörner, Rosinen, Mandeln, Datteln und Pfefferkuchen.

Zu solchem Mahl aber gebührt sich ein herzhafter Trunk, und wir wollen genau Acht haben, was die Pfleger von Meselanz und Montau mit ihren Wald-Mühlen und Viehmeistern leisten. Da erblicken wir denn gleich beim Beginn des Mahles, mit des Meisters Wappen geziert, mächtige zinnerne Flaschen und stählerne oder eiserne Kannen mit gutem Danziger oder Wismarschem Biere. Sie müssen jedoch schon bei den Mittelgerichten kleinen Schenkgläsern für den Mittel-Meth weichen, und diese wiederum hohen gemalten Gläsern, aus denen man den starken Rigaer Meth „kostet". Jetzt aber thut es plötzlich, wie ein Spiegel in der Sonne, einen leuchtenden Silberblick über die ganze Tafel; das deutet auf

eine Katastrophe: es ist der edle Wein, der nur in silbernen Bechern perlen mag. Da sehen wir zunächst alten Landwein aus Thorn, Riesenburg, Rastenburg oder den Weingärten Marienburgs. Und immer edler werden die Weine, immer prächtiger und reicher übergoldet die silbernen Becher; da kreisen zum Nachessen Rheinwein aus Koblenz, Malvasier und elsaßische, wälsche, griechische und Ungar-Weine, bis zum alten, mit Milch und Eier gemischten Rheinfall hinan, den der Meister aus einem Kopfe von Alabaster trank.

Von der Empore aber über dem Eingang zum Remter schmetterten Trompeten, hallten Posaunen und Paukenwirbel lustig dazwischen, wechselnd mit Gesang zur Laute von den Schülern des Hauses oder auch fremden Künstlern, die sich zu solchen Festen aus ganz Deutschland, sogar aus Burgund, Schweden und Mailand in Marienburg einzufinden pflegten. Auf einmal aber verstummte die Musik, und vor der Versammlung im Remter erschien ein Liedsprecher aus den Rheinlanden, umgeben von fahrenden Schülern und Fiedelern, denn diese und Liedsprecher hielten stets als gute Gesellen zu einander. Liedsprecher aber hießen wandernde Deklamatoren, die von Gelag zu Gelag durch alle Lande schweifend, zwischen Musikbegleitung, vielleicht recitativisch, alte Gesänge vortrugen oder neue improvisirten, meist blinde oder einäugige Bänkelsänger, zuweilen durch Talent oder durch die Gewalt des traditionellen Stoffes ihrer Lieder den Dichtern ebenbürtig. Zu den letztern mochte wohl jener Rheinländer gehört haben, denn sein Gesang übte solchen Zauber über die Gemüther, daß ihm der Meister zehn Mark, und der Großkomthur und Treßler jeder vier Mark als Ehrensold reichen ließen.

Als darauf der Meister sich endlich von der Tafel erhob, schwärmte die ritterliche Gesellschaft in freudenreichem Schalle

durch die prächtigen Hallen die Treppe hinab, um sich in der Kühle des Burghofes zu ergehen. Dieser aber war heut wunderlich belebt „von gehrenden Leuten," d. h. geldbegehrlichem Gesindel von Nah und Fern, wie auf den Jahrmärkten kleiner Städte. Da sah man einen zahmen Hirsch seine Kunststücke produziren, da tanzte ein Bär zum einförmigen Klange von Trommel und Pfeife, dort quer über die erstaunten Köpfe hinweg war keck ein Seil von Zinne zu Zinne gespannt, worauf Tumeler und Kokeler (Luftspringer und Gaukler) in verzweifelter Lustigkeit um einen Vierdung oder Scoter Reisegeldes ihr Leben wagten, und hie und da der gellende Schrei eines frazzenhaften Hanswursten oder eines Pfeifers dazwischen, der mit dem Munde die Nachtigall nachahmte; überall buntes, schwirrendes Gassenspiel, in den Ordensgesetzen „Kaffespil" genannt, das Hennig in seltsamer etymologischer Verlegenheit in seinem Gloßar so deutet, als hätten die Ritter sich nach Tisch bei einer Tasse Kaffee, wohl gar an einer Parthie Whist zu ergötzen gepflegt.

Bald aber kehrte der Ernst des Lebens zurück; man vernahm bald andere Trompetenklänge, die zum blutigen Kampfe hinausriefen, als reisige Schaaren aus Deutschland, England und Frankreich dem Meister gegen die Litthauer zu Hülfe zogen, darunter der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Oettingen und andere edle Herren, von Winrich fürstlich aufgenommen und bewirthet. Da sah man aus den Fenstern des Remters, der noch vor kurzem von fröhlichen Fiedlern erschallte, überall in den Werdern Waffen aufblitzen aus dem Grün. Die Führer, ehe sie aufsaßen, hatten in der Schloßkirche das heilige Abendmahl empfangen; unten im Hof aber nickten in der Morgensonne hohe Helmbüsche, wieherten Rosse, glänzten und rasselten Schild und Schwert aneinander,

während die Glockenklänge von der Kirche den Ausziehenden segnend das Geleit gaben und die Schaaren draußen fromme Lieder zum Preise Maria's anstimmten.

Das ist alles verklungen und vertost, Gras wächst jetzt aus dem Pflaster des stillen Burghofes und der tapfere Meister ruht seit fast 500 Jahren in der Gruft der St. Annenkapelle, die wunderbarer Weise nur die Grabsteine der drei bedeutendsten Hochmeister, Dietrichs von Altenburg, Winrichs von Kniprode und Heinrichs von Plauen mütterlich bewahrt hat. Die Zeit und der Frevel der Menschen hatten kein Recht daran.

Der Geschichte des Ordens können wir, unserer Aufgabe gemäß, hier nur gedenken, wo ihr Flügelschlag die Burg selbst unmittelbar berührte. Es sind dies aber — außer der goldenen Zeit Winrichs von Kniprode, die wir oben in des Hauses Herrlichkeit wiederzuspiegeln versuchten — hauptsächlich zwei Momente: die rasche Herrschaft Heinrichs von Plauen, da die heilige Jungfrau zum letztenmale rettend in Flammen erscheint, und sodann der für alle Zeiten lehrreiche und tragische Untergang des Hauses, der zugleich den Untergang des Ordens bezeichnet.

Fünf Hochmeister waren bereits seit Siegfried von Feuchtwangen durch die Hallen der Marienburg geschritten und in die Annengruft gesunken. Reichthum und Glück hatten unterdeß nicht versäumt, ihre heimlich zersetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermüthig hatte er in den Welthändeln seine ursprüngliche Unschuld verspielt, seine geistige Grundlage, die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, waren innerlich schon gebrochen; an die

Stelle der eigenen begeisterten Kraft traten Schwärme kostspieliger und unzuverlässiger Söldner; überall müde Halbheit, nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich; um so gefährlicher jetzt dem eifersüchtigen, kriegslustigen Polenkönig Jagjel gegenüber, der die Vergrößerung der benachbarten Ordensmacht schon längst mit kaum verhaltenem Groll betrachtete.

Da sehen wir, im letzten Abendgolde der fröhlichen Tage Winrichs, den frommen, friedlich gesinnten Hochmeister Konrad von Jungingen wohlthätig waltend von Burg zu Burg durch die gesegneten Fluren ziehen, wo das Bauernvolk Abends unter seinen Fenstern tanzt und die Schüler in den Städten ihn singend empfangen, gleich einem patriarchalischen Landedelmann, von den müßigen, gelangweilten Ordensbrüdern spottweis „gnädige Frau Aebtissin" genannt. — Es war eine tiefe Gewitterschwüle, schon zuckten Blitze in der Ferne und ein großer hellstrahlender Komet zog über das stille Land, den der Hofnarr, weiser wie die Gescheuten, als ein Zeichen der Verdammniß des Ordens deutete.

Sterbend noch warnte Meister Konrad vor seinem unerschrockenen kampfbegierigen Bruder Ulrich von Jungingen. Aber die Geschicke drängten in Sturmeseile; immer unverholener hatte Jagjel schon die Hand am Schwert; gerade jetzt schien den Ordensrittern ein Führer vonnöthen, der den unerträglichen Friedensbann zu lösen den Muth hätte. So wählten sie (1407) jener Warnung zum Trotz, den bisherigen Ordensmarschall Ulrich von Jungingen dennoch zum Meister.

Und er hielt ihnen Wort. Ungeduldig brach er bald nach seiner Wahl die Stille, die freilich nicht mehr zu halten war. Da begann auf der Marienburg eine fast fieberhafte Hast und Unruhe; Pulver wurde verfertigt, eilig neues Ge-

schütz von damals unerhörter Größe gegossen, Fenster und Oeffnungen wurden vermauert, Thore und Zugänge, sogar die Treppen zur Gegenwehr befestigt; die Briefjungen auf ihren Schweiken flogen hin und her durchs Land, der Meister selbst bereiste die Burgen, überall ermuthigend und rüstend.

Aufgeschreckt durch das Waffengerassel, zauderte nun auch der lauernde Polenkönig nicht länger. Mit großer Heeresmacht, Polen, Litthauern und Tataren, brach er an die Grenze auf, wo ihn der Hochmeister kampffertig schon erwartete. Einige Tage noch, dem Flusse Drewenz entlang, standen die Kriegeswetter grollend einander gegenüber, ungewiß wohin die Blitze zielten. Da dringt der König zuerst über Gilgenburg in's Land, der Meister, mit allem was wehrhaft, ihm rasch entgegen. Auf den verhängnißvollen Ebenen bei dem Dorfe Tannenberg endlich, am 15. Juli 1410, stoßen sie furchtbar zusammen. Der Meister mit fast allen Ordensgebietigern und sechshundert Rittern und Knechten sinkt auf der Wahlstatt, vierzigtausend Leichen seines Heeres um ihn her. — Der Orden schien mit einem Schlage vernichtet, Alles verloren, nur die Ehre nicht, denn sie war durch sechzigtausend erschlagene Polen blutig erkauft.

Der König selbst erschrocken über den entsetzlichen Sieg, besann sich zwei Tage lang, dann zog er über Osterode, Mohrungen und Christburg gerade auf Marienburg zu, das der gefallene Meister, vor der Schlacht alle Geschütze und Vorräthe an sich raffend, wehrlos gemacht. Das Grauen ging vor dem wilden Zuge her und übermannte alle Burgen und Städte. Ritter und Bürger huldigten ehrvergessen der Gewalt und gleißenden Verführung des Siegers, „dergleichen (sagen Lindenblatts Jahrbücher) nie ward gehört in irgend einem Lande von so großer Untreue und schneller Wandelunge.“

Da, auf die erste Kunde von dem unermeßlichen Unglück, sprengte ein Ordensritter mit seiner kleinen Schaar in die Thore Marienburg, eilig, staubbedeckt, einen Löwen im Schilde. Graf Heinrich von Plauen war's, der Komthur von Schwez, den der Meister vor der Schlacht nach Pommerellen entsandt hatte, einer der Gewaltigen, welche die Geschicke wenden. Und hinter sich die Nogatbrücke abbrechend, gebot er sofort die Stadt niederzubrennen, denn sie war nicht zu vertheidigen; mit der Stadt aber fiel die Burg und mit der Burg der Orden.

Da wirrte und hallte es auf einmal in dem vor wenigen Stunden noch todtenstillen Haupthause. Die erschrockenen Marienburger, Bürger, Frauen, Mägde und Kinder füllten alle Luken des Schlosses bis in die Keller hinab. Zwischen langen Wagenzügen und brüllendem Vieh, von den nahen Höfen eiligst hereingetrieben, drängten sich Reiter und Knechte, rufend und ordnend im wilden Wiederscheine der Flammen, die der kühne Plauen als ein Wahrzeichen über dem Lande entfaltet. Und er irrte nicht, die feurige Mahnung wurde verstanden. Mehrere treugebliebene Ritter, unter ihnen Wenzel von Dohna, eilten mit ihrem aus der Schlacht geretteteten Häuflein dem Haupthause zu, wie verflogene Adler nach ihrem Horst. Jenseits der Nogat aber sah man ein Fähnlein wehen, einem reisigen Zuge von vierhundert bewaffneten Männern voran: das waren die Schiffskinder von Danzig, die ihre bereits abtrünnig gewordene Heimat verließen, um für den Orden zu streiten. So hatten sich in kurzer Frist gegen vier- bis fünftausend Mann Kriegsvolkes auf dem Hause versammelt.

Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenberg, als man endlich von den Zinnen der Burg die ersten

feindlichen Schaaren erblickte. Sie drangen vom Stuhmer Walde her; brennende Dörfer, Mord, Raub und unübersehbarer Jammer bezeichneten die Straßen, die sie zogen. Ein billiger Friedensvorschlag Plauens war an dem Stolze Jagjels gescheitert, die siegestrunkenen Horden umzingelten rasch von allen Seiten die Burg; ihr Wurfgeschütz, das sie sogar auf der vom Stadtbrande verschonten Johanniskirche aufgepflanzt, hatte es vorzüglich auf das Mittelschloß und des Meisters Wohnhaus abgesehen. „Wohlan denn, rief da der Plauen, Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!“

Er war inzwischen zum Statthalter ernannt worden und hatte selbst mit 2000 Mann die Vertheidigung der oberen Burg übernommen, andere 2000 Mann aber in das mittlere Haus geworfen, während er die Rettung der Vorburg seinem tapferen Bruder Heinrich mit 1000 Mann und dem Volke aus den Werdern anvertraute. Kühne und glückliche Ausfälle, oft bis an das polnische Lager vordringend, beunruhigten unausgesetzt den Feind. Da hatten sie denn — wie Lindenblatt sagt — manch ritterlich Spiel gegen die Heiden und Polen täglich vor dem Hause, so daß Jagjel endlich voll Unmuth ausrief: „wir wähnten, sie seien von uns belagert, und doch sind wir es vielmehr von ihnen.“

In dieser Zeit, so erzählen die alten Landes-Chroniken, richtete ein Büchsenschütze des Königs seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der St. Annen-Kapelle. Der Schuß fehlte, aber der frevelhafte Schütze wurde von Stund an blind und Furcht und Schrecken über das Ereigniß gingen entmuthigend durch das polnische Heer.

Da sann Jagjel, von den Belagerten immer härter bedrängt, auf List und Tücke. Es war ihm wohl bekannt, daß

sich Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Söldnerführern zur Erholung und Berathung öfters in des Meisters großem Remter zu versammeln pflegte, dessen mächtiges Gewölbe auf einem einzigen Granitpfeiler ruht. Dieser sollte durch eine jenseits der Nogat versteckte Donnerbüchse zertrümmert und der Statthalter mit den Rittern unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Diener Plauens bezeichnete an einem der nach dem Fluß gelegenen Fenster verabredetermaßen mit seiner rothen Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zolle am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand. Man schrieb darunter:

„Als man zelet M.CCCC.X Jar,
Dieß sag ich euch allen fürwar,
Der stein wart geschossen in die want,
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant."

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht, aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heut das Angedenken des hochherzigen Plauen, dem sie galt.

So hatte der letztere schon fast zwei Monate übermenschlich mit der Uebermacht gerungen. Da vernahmen die im polnischen Lager eines Tages plötzlich Trompeten- und Posaunenschall und fröhlichen Jubel von den Zinnen der Burg. Gute Botschaft war von allen Seiten angekommen. König Sigismund von Ungarn war in Polen eingebrochen, der Marschall von Liefland mit einem starken Heere bereits in Königsberg angelangt, überall stand das Land auf, um Marienburg zu entsetzen. „Lebend laß ich das Haus nicht," ließ Plauen dem Polenkönige entbieten, der in solcher Verlegenheit jetzt seinerseits einen Friedensantrag versuchte, denn sein Heer war von vergeblichen Anstrengungen, Krankheiten und

Ungeziefer fast verzehrt. Da wandte sich Jagjel am 19. September 1410 endlich nach den Grenzen seines bedrohten Reiches zurück, auf dem Heimzuge noch einige Schlösser bezwingend. Aber der Marschall von Liefland folgte ihm auf der Ferse und eroberte alle Burgen wieder, Preußen war frei, und noch einmal hatte der heldenmüthige Statthalter das deutsche Banner über dem Lande aufgerichtet. „Also, sagt Lindenblatt, geschah es nach Schickung und Willen unseres Herrn!“

Noch im November desselben Jahres wurde Plauen einstimmig zum Ordensmeister erwählt. Seine erste Sorge, nachdem er das Land vom Feinde völlig gesäubert, war die Wiederherstellung und stärkere Befestigung des Haupthauses, dessen Vorburg so wie des Meisters Gemach durch die Belagerung am meisten gelitten hatten. So wurde in jener Zeit in der Vorburg am Nogatufer der noch jetzt stehende schiebelichte (runde) Thurm (vom Volke der Buttermilchthurm geheißen) erbaut, von dem eine ganz unbegründete Sage erzählt, es seien die reichen Bauern von Groß-Lichtenau im großen Werder wegen ihres frevlen Uebermuthes verurtheilt worden, so viel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Kalkes für den Thurm nöthig gewesen.

Doch noch andere, mächtigere Sorgen bewegten die hohe Seele des Meisters. Die Gefahr erkennend, die auf halbem Wege lauerte, und daß dennoch Alles verloren war, wenn nicht Alles gewonnen wurde, faßte er den großen Gedanken, dem Unvermeidlichen rasch zuvorzukommen und selbst in Polen einzufallen. Allein durch die Wiederherstellung des Haupthauses und der andern Burgen, durch die Ansprüche, welche die Könige von Böhmen und Ungarn, so wie die befreundeten Söldnerführer machten, war der Ordensschatz völlig er-

schöpft. So beschloß er denn kühn, des Lebens Güter an das Höchste zu setzen. Eine wiederholte Schatzung, welcher Geistliche, Herren und Knechte unterlagen, erging über das ganze Land, alles Silbergeräth der Burgen und Kirchen wurde verschmolzen, die Landesritter mußten die Darlehen, die sie in besseren Tagen vom Orden erhalten, unnachsichtlich zurückzahlen.

Da aber wurde es auf einmal furchtbar klar, daß der Orden sich selbst nicht mehr begriff; ein Schrei des Mißmuths ging durch das ganze Land, die Gemeinheit schaarte sich überall um ihre Fleischtöpfe. Der Held, der in den Tagen der Gefahr den Orden überwacht und gehalten, mußte sich nun selbst hinter Schloß und Riegel vor tückischem Verrath bewachen lassen. Er wurde auf einem Kapitel zu Marienburg am St. Burchardstage 1413 seiner Meisterwürde entsetzt und starb im Jahre 1429 arm und vergessen in der einsamen Burg zu Lochstädt, ein tragisches Vorbild derer, die über ihrer Zeit stehen.

Seitdem war fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Wir sehen die mächtigen Zinnen noch über dem Lande prangen; aber es ist nun still geworden und öde im Hause, das schon tief im Abendroth seiner Geschicke steht. Denn der Orden hatte längst seine Aufgabe ritterlich gelöst, das Land war bekehrt und deutsch, er focht nicht mehr um Gotteswillen, es galt fortan nur noch das starre Behaupten seiner eigenen Herrschaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeschaffene Volk, das sich bereits selbst zu schützen im Stande war, keine innere Nothwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeisternde Gedanke

unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmälig Alles nachstürzen. Die Langeweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenlosigkeit und Ungehorsam. Schon hatten drei Convente, ohne des Meisters Untersuchung und Entscheidung abzuwarten, den Ordensmarschall seines Amtes entsetzt, einige Gebietiger verliehen eigenmächtig Komthurämter nach Belieben, Komthure selbst befehdeten und plünderten sich unter einander.

Dieser veralteten, leeren und morschen Schaurüstung gegenüber erhob sich aber hier, wie dazumal fast in ganz Europa, so eben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgerthum der Städte, dem sich die Landesritter willig anschlossen. Sie hatten insgesammt Dasein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die strebsame Jugend ist jederzeit vergeßlich, und so nahmen sie denn gar Vieles, was ihnen früher als väterliche Gunst verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltsam als Recht in Anspruch. Aus so tiefgreifendem Zwiespalt entstand zwischen dem Landadel und den Bürgermeistern der Städte im Jahre 1440 der Preußische Bund zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtsame und zur Abhülfe von Beschwerden, die, der Natur der Verhältnisse nach, nicht zu schlichten waren.

Wechselseitiger Groll und Erbitterung unterbrannten fortan den Boden, durch den Uebermuth der Ordensbrüder wie der Verbündeten, welche von jenen Bundesschälke geschimpft wurden, zu immer heftigeren Lohen geschüret. Vergebens versuchte der friedliebende Meister Paul von Rußdorf auf einem Kapitel zu Marienburg noch einmal vermittelnd einzutreten. Trotz gegen Trotz! war die Loosung der Ueberzahl der Ordensritter, die zuletzt mit gezückten Schwertern den Kapitelsaal verlassend, in wilder Wuth sich stürmend der oberen Burg bemächtigten, so daß der erschrockene Meister

noch in derselben Nacht vor seinen eigenen Brüdern nach Danzig flüchten mußte.

Endlich brach die dumpfe Gährung in offenen Kampf aus. Der Bund rief die Polen zu Hülfe und überantwortete ihnen stammvergessen das deutsche Land. In solchen Uebergangsperioden aber, welche eine neue Zeit ausgebären, fehlte es nimmer an mächtigen Charakteren, die wie leuchtende Meteore den Glanz der Vergangenheit noch einmal flüchtig wiederspiegeln. So war es hier abermals ein Heinrich Reuß von Plauen, der verzweifelt für den Orden kämpfte, und der heldenmüthige Bürgermeister Bartholomäus Blume hat sich durch seine großartige Vertheidigung der Stadt Marienburg ein unvergängliches Andenken erworben. Allein es war zu spät. Der Orden, welcher seine Miethlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht seiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sah sich genöthigt, diesen das Haupthaus zu verpfänden, das sie demnächst, da er es nicht wieder einlösen konnte, mit vielen andern Burgen an den Polenkönig Casimir verkauften. Blume wurde, auf Geheiß des letzteren, in einem Thurm der Stadt Marienburg enthauptet, der noch lange Blums-Thurm geheißen war, und am 6. Juni 1457 zogen sechshundert polnische Reiter in die Thore des Haupthauses ein. Der ehemalige geheime Rath des Hochmeisters, Hans von Baisen jetzt zum polnischen Gubernator des Landes ernannt, hauste in denselben Gemächern, wo er einst als Page dem Hochmeister aufgewartet hatte. Der Hochmeister aber entfloh, bitterlich weinend, bei Nacht auf einem Fischerkahn nach Königsberg, das seitdem zum Hauptsitz erkoren wurde. Marienburg sah keinen Meister wieder.

II. Die polnische Wirthschaft.

Noch lange wogte der Kampf zwischen Polen und dem Orden mit wechselndem Kriegsglücke hin und her, ehe sich die neue Ordnung der Dinge feststellte, und manche Burg und Stadt wurde erobert und wieder verloren; die Polen und Verbündeten verheerten gemeinschaftlich in Pommerellen die vom Orden besetzten Gegenden. Da wagte endlich der letztere im Jahre 1462 verzweifelt eine entscheidende Schlacht, die Hauptleute der Ordensschlösser vereinigten ihre Fähnlein und griffen das polnische Heer bei dem Kloster Zarnowitz an. Die Schlacht entschied, aber zum Nachtheil des Ordens, 2000 Deutsche wurden erschlagen, 600 gefangen, alles Geschütz ging verloren.

Durch diesen Schlag war die Ordensmacht für immer gebrochen, der lange Kampf aber hatte auch die Gegner todtmüde gemacht, gemeinsame Noth Freund und Feind bezwungen.

Und so gelang es denn der wiederholten Vermittelung des päpstlichen Gesandten Rudolf, Bischofs von Lavante, den König Casimir für endliche Waffenruhe zu stimmen und, zuerst zu Brzesc, dann zu Thorn Friedens-Unterhandlungen anzuknüpfen, zu denen sich der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen selbst einfand, aber so verarmt, daß er, wie eine Chronik bemerkt, von den Preußen zu diesem Zuge nothdürftig ausgerüstet werden mußte und nicht einmal einen eigenen Narren halten konnte. — Am 19. October 1466 wurde der Friede zu Thorn abgeschlossen, wonach Polen Pommerellen, Michelau, das Kulmische Land und die vor-

nehmsten Städte Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, sowie die Bisthümer Kulm und Ermland behielt und das übrige Preußen dem Orden als ein Lehen der Krone Polen überließ; der Hochmeister aber mußte dem Könige huldigen und erhielt als polnischer Reichsfürst seinen Platz im Reichsrath zur Linken des Königs.

Westpreußen dagegen hatte sich gleich bei der Unterwerfung seine eigene Verfassung ausbedungen, wonach es mit Polen nur den König gemein haben, selbst Gesandte zu den polnischen Königswahlen schicken und seine besonderen Stände und Landtage bilden sollte, ohne deren Bewilligung der König nichts Bedeutendes im Lande abändern durfte. Diese Stände aber wurden durch den Landesrath und die sogenannten Unterstände repräsentirt. Jener bestand aus Mitgliedern, welche die Stände selbst unter den Eingebornen wählten, so wie aus den Abgeordneten des hohen Adels und der Städte Thorn, Danzig und Elbing, und endlich aus den polnischen Woywoden und Starosten in Preußen. Den Vorsitz führte der jedesmalige Bischof von Ermland; er mußte jedoch, sowie die Woywoden und Starosten dem Lande einen besondern Eid leisten, und zwar jederzeit vor dem Hochaltar der Schloßkirche zu Marienburg.

Zu den Unterständen dagegen gehörten die Abgeordneten der Ritterschaft und der kleinen Städte, welche, unter den Vorsitz der Abgeordneten der Stadt Marienburg, ihre besondern oder die sogenannten kleinen Landtage hielten, bei wichtigen Landesangelegenheiten aber zu den großen Landtagen des Landesrathes mit einberufen wurden.

Die Einberufung der großen Landtage oder Tagfahrten hing Anfangs von der Willkür der Landstände ab. Allein schon zu Casimirs Zeiten mußten die ersteren jährlich zwei-

mal, im Mai zu Marienburg im Rathhause und zu Michaelis in Graudenz auf Befehl des Königs abgehalten werden, der außerdem bei besonderen Veranlassungen noch außerordentliche Landtage nach eigenem Gutdünken ausschrieb und sich die Ernennung der Landesräthe vorbehielt. Gar bald wurden auch die Einmischungen der Woywoden in die Landesangelegenheiten immer häufiger und alle bedeutenden Stellen in Preußen ohne deu Landtag zu fragen, durch Polen besetzt, bis endlich im Jahre 1569 unter Sigismund August eine förmliche Vereinigung mit Polen insofern zu Stande kam, als die preußischen Landstände nach langem vergeblichen Sträuben fortan Gesandte an den polnischen Reichstag schicken mußten, wo die Landesräthe in dem polnischen Reichsrathe (Senat) und die Abgeordneten der Ritterschaft in der Landbotenstube die ihnen zugewiesenen Stellen einnahmen.

Und so hatten denn die Westpreußen unversehens im falschen Spiele falsche Münze erbeutet und nichts gewonnen, als für den historischen Hochmeister einen durch Geschichte, Stamm und Sitte entfremdeten König, statt der deutschen Gebietiger polnische Woywoden, von denen sie mit brutaler Geringschätzung behandelt wurden. Das sonst blühende Land, welches einst in Kriegesruhm, Bildung und Gewerbe anderen Staaten vorgeleuchtet, war durch die Greuel des langen Bürgerkrieges verwüstet und verwildert; man zählte allein von Bauern und Bürgern aus den kleinen Städten 90,000 Erschlagene, von 21,000 Dörfern der Ordenszeit jetzt nur noch 3,013, ja viele derselben waren, wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, spurlos verschwunden, deutsche Städte und Geschlechter aber schämten sich ihrer Herkunft und nahmen polnische Namen an.

Inmittelst konnte der Orden den Verlust Marienburgs

noch immer nicht verschmerzen, und der Nachfolger Ludwigs von Erlichshausen, der Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen machte wiederholt den Versuch, zum Zeugniß der untergegangenen Größe wenigstens das Schloß mit einem kleinen Stück Landes ringsumher, gleich einer verlorenen Insel, gegen eine jährliche Abgabe an Polen zurückzuerhalten. Doch seine Bemühungen blieben vergeblich. Ganz Westpreußen war bereits in drei Woywodschaften und mehrere Starosteien eingetheilt und der Starost von Marienburg, welcher unter ihnen den obersten Rang einnahm, hatte, gleichsam als Statthalter von Preußen, seinen Wohnsitz im Schlosse erhalten. Hier richtete er sich mit seinen zahlreichen Unterbeamten recht nach Herzenslust ein, sarmatische Laute hallten in den deutschen Gewölben; Heiducken, welche die Besatzung bildeten, hausten an den Thoren der Burg in hölzernen Baracken. Nur der nordwestliche Flügel, welcher den alten Fürstensitz und den Conventsremter umfaßte, wurde für die Könige bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Preußen zu ihrer Behausung vorbehalten.

Sehr bald sprach auch Sigismund III. gastlich in dem neuen Königssitze ein. Und da erblicken wir denn nach so kurzer Frist auf einmal in den ritterlichen Remtern eine völlig verwandelte, ja fast fremdartige Scenerie, welche uns eine im Stadt-Archiv zu Marienburg befindliche handschriftliche Chronik eines Ungenannten umständlich beschreibt.

Schon acht Tage vor der Ankunft des Königs nämlich trafen in Marienburg 200 Ungarn ein, die in den kleinen Häusern am Mühlengruben einquartirt und von den armen Leuten einen Tag lang freigehalten werden mußten. Ein Antrag, den der Statthalter Magister Wisenrus (der Chronist weiß nicht, „aus weßen Anstaffirung") bei dem ehrbaren

Rathe gethan, Sr. Majestät auf einen Tag mit Essen und Trinken zu traktiren, wurde von der Stadt höflichst abgelehnt, weil die Sache nach einem vorherigen Ueberschlage 8000 Gulden kosten „und alles aus der Bürger Seckel gesucht“ werden sollte. Am 31. Mai 1623 aber kamen Sr. Majestät Pferde mit den Karreten an. Jetzt eilte der Starost Nowodvoczky zu Rosse mit den Trabanten in das Mittelwerder jenseits der Nogat, während die Bürgerschaft von Marienburg, nach erhaltenem Unterricht, wie sie sich mit den Musketen und langen Pieken verhalten sollte, diesseits des Stromes, den Trabanten gegenüber in vier Quartieren und mit fliegenden Fahnen sich in Schlachtordnung aufstellte. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags endlich sah man den König nebst dem ganzen Hofe von Mewe her auf einem Kahne (Galleche) die Nogat hinabgleiten, von neunzehn anderen Kähnen gefolgt, vorauf ein Schiff mit des Königs Musikanten, welche, sobald sie das Mittelwerder erreicht, lustig aufspielten. Da fangen auf einmal jenseits auch die Trabanten und auf des Königs Kahn die Trompeter zu schießen und zu blasen an; die Bürgerschaft diesseits brennt in allen vier Quartieren ihre Musketen los, die königlichen Trompeter feuern zum Gegengruß zwei Stücke ab und von den Wällen und Thürmen wird immerfort dazwischen aus grobem Geschütz und Doppelhaken geschossen. Auf diesen ungeheueren Lärm folgen endlich bei der Landung lange, stattliche Orationen in deutscher und lateinischer Sprache, unter Ueberreichung und Zurückreichung der Stadtschlüssel. In der Stadt aber ließ der König durch einen Trompeter ausblasen, „daß alle frembde Handwerker, lose Kerls, uneheliche Weiber, wiederum zurücke nach Warschau ziehen sollten, damit sie den Bürgern nicht zum Vorfang und Widerwillen lebeten.“

Auch zu einer Hochzeitsfeierlichkeit im Schlosse gab die damalige Anwesenheit des Königs Veranlassung. Herr Scepanski nämlich, des Hauptmanns von Graudenz Sohn, freite eine Jungfer aus dem Frauenzimmer der Königin. Da ging der Bräutigam nach gehaltener Predigt in die Schloßkirche „mit seinen zwölf Dienern, deren jeder in rothen halbscharlachenen Dolluren mit Atlas gefüttert und einen langen, braunen, sammtnen Schupan gekleidet, er aber in einen ganz scharlachenen Dolluren, innen mit Goldstücken gefüttert und mit einem langen silberfarbenen Rock angethan.“ Die Braut „im weißen Goldstück mit fliegenden Haaren, darin eine subtil goldene Kette eingeflochten,“ wurde von Zweien vom Adel aus ihrem Sitze genöthigt und von der Königin bei der Hand zum Altare geleitet. Nach der Trauung war Musik auf dem Schlosse im großen Saal, wobei der König mit der Königin vortanzte. Die Heiducken aber ließen keine ungebetenen Zuschauer herein, „auf daß nicht die Polen, wenn sie sich besoffen, mit den Deutschen ein Parlament anfangen möchten.“

Mitten in diese seltsamen Lustbarkeiten aber bricht auf einmal der Ernst des Lebens herein, und zwischen den rasch aufsteigenden Kriegeswettern sehen wir eine jugendliche Heldengestalt, die sich hier die ersten Rittersporen verdient, flüchtig im leuchtenden Waffenschmucke aufblitzen, — Sigismund III. war nämlich, da er nach seines Vaters Tode auch die Krone Schwedens geerbt hatte und dieses Reich als Katholik von Polen aus regieren wollte, deshalb von der schwedischen Reichsversammlung des ererbten Thrones für verlustig erklärt worden und rüstete sich, um ihn mit dem Schwerte wiederzugewinnen. Da landete plötzlich der junge Schweden-König Gustav Adolf am 6. Juli 1626 mit 15,000 Mann in

Pillau, setzte sofort über das Haff, bezwang im schnellen Siegeslauf die überraschten Städte Braunsberg, Frauenburg und Elbing und stand schon am 17. Juli vor Marienburg.

Jetzt rächte sich die schon früher von den Ständen gerügte Verwahrlosung dieses Platzes. In der Stadt, die nur 40 Soldaten hatte, war an eine Vertheidigung gar nicht zu denken; im Schlosse dagegen, wo 300 Heiducken und neugeworbene Deutsche ohne hinreichende Waffen und Lebensmittel lagen, ließ sich die Besatzung zwar die Nacht hindurch mit Schießen tapfer hören, ja der Schloßhauptmann richtete sogar ein großes Stück Geschütz auf die Stadt selbst, aber es war in der gewöhnlichen Unordnung überladen und zersprang. Die Schweden kletterten über die halbverfallene Mauer, eroberten noch am 18ten Abends das Schloß, und schon am folgenden Morgen ließ Gustav Adolf die Pfarrkirche, deren Schlüssel die flüchtiggewordenen Jesuiten mitgenommen hatten, eigenhändig mit einem Beile an der Kirchenthüre arbeitend, erbrechen und evangelischen Gottesdienst darin halten.

Marienburg blieb nunmehr von den Schweden besetzt, welche Schloß und Stadt mit neuen Schanzen versahen. Gustav Adolf aber ließ sich in Elbing huldigen, schlug das polnische Heer vor Mewe und kehrte im November nach Schweden heim, nachdem er seinen Reichskanzler Oxenstierna zum Statthalter von Preußen ernannt und den Feldmarschall Wrangel in Marienburg zurückgelassen hatte.

Schon im Frühling des folgenden Jahres (1627) erschien er jedoch mit frischen Truppen wieder auf dem Kampfplatze und machte fortan Marienburg zum dauernden Mittelpunkte seiner Macht; denn da die Polen mit einem österreichischen Hilfsheere übermächtig von Graudenz hervordrangen, ließ er unter den Mauern Marienburgs gegen das kleine Werder

hin ein verschanztes Feldlager aufschlagen, in welches er sich selbst mit dem Kerne seiner Truppen zurückzog. Dieser Rückzug hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Als er nämlich arglos von Marienwerder her zog, lagen die Polen, die von allem gute Kundschaft hatten, mit 20 Cornet Deutschen und eben so vielen von ihrer Nation im Stuhmschen Walde auf der Lauer und fielen unerwartet den König mit großer Heftigkeit an. Dieser, in dem mehrstündigen Gefecht bei Verfolgung eines Husaren von den Seinigen abgekommen, gerieth plötzlich unter mehrere kaiserliche Soldaten, von denen ihn einer bereits am Schultergehenk ergriffen. Da sprengte zufällig ein schwedischer Reiter daher. Landsmann, wehr' dich! rief er dem Bedrängten zu, ihm eine seiner Pistolen reichend. Damit erlegte der König rasch den Mann, der ihn gefaßt hatte, und focht nun mit seinem treuen Reiter so lange wider die Kaiserlichen, bis ihn der Oberst Kattenhof mit zwei Compagnien Finnen befreite. Die Schweden schlugen sich darauf mit Verlust von 700 Mann und Hinterlassung von 10 ledernen Kanonen herzhaft durch und kamen um Mitternacht vor Marienburg an.

Hier hatte indeß auch das vereinte polnisch-österreichische Heer auf dem Wiesenberge, den Schweden gegenüber, ein verschanztes Lager bezogen. Sigismund III. selbst war mit dem Kronprinzen Wladislav dort angekommen und unternahm am 25. Juli 1629 von drei verschiedenen Punkten einen allgemeinen Sturm auf die schwedischen Verschanzungen, der aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen wurde. Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn endlich, seine Stellung gänzlich aufzugeben und die bei Nacht Abziehenden steckten selbst ihre Zelte in Brand. Da ritt, wie Hartwich berichtet, Gustav Adolf am folgenden Morgen mit Lust unter

dem Rauche des Lagers herum. Seine Seele aber bewegten bereits ganz andere Entwürfe. Und so reichte er denn willig die Hand zur Versöhnung, als ihm, da er eben auf einer Wiese bei dem Dorfe Zäyer zu Rosse saß, die Bedingungen eines sechsjährigen Waffenstillstandes überbracht wurden, welcher demnächst am 26. September auf dem Felde bei Altmark wirklich zum Abschluß kam. Gustav Adolf kehrte nun wohlgemuth nach Schweden zurück; aber er sah Preußen nicht wieder, denn noch vor Ablauf dieses Waffenstillstandes war er in der Schlacht bei Lützen gefallen.

In demselben Jahre (1632) starb auch sein Gegner Sigismund. Der Waffenstillstand ging zu Ende; nun standen Wladislav IV. und die minderjährige Königin Christine von Schweden mit den unvereinbaren Ansprüchen ihrer Väter einander gegenüber, beide sich zu neuem Kampfe rüstend. Da traten Brandenburg und England vermittelnd dazwischen. Die Abgeordneten beider Mächte hielten ihre Berathungen auf dem Schlosse zu Marienburg, in dessen Nähe sich auch die andern betheiligten Gesandten eingefunden hatten. Zu den gemeinschaftlichen Zusammenkünften aber wurde das Dorf Stumsdorf erwählt, wo mitten im Dorfe für die Gesandten Polens und Schwedens zwei Zelte, und zwischen beiden ein hölzernes Gebäude für die von Brandenburg und England aufgerichtet waren. Hier hatten der schwedische und polnische Feldherr, der erstere mit einem Gefolge von 200, der andere von 300 Personen, eine verabredende Zusammenkunft. Sie sprachen unter vielen Feierlichkeiten und in Begleitung der beiderseitigen Gesandten zuerst unter freiem Himmel zwischen den Zelten, jener in deutscher, dieser in lateinischer Sprache, und traten dann, jeder durch eine besondere Thür, in das hölzerne Gebäude, in welchem am 10. September 1635 end-

lich ein sechsundzwanzigjähriger Waffenstillstand unterzeichnet wurde, wonach die Schweden alle ihre Eroberungen in Westpreußen an Polen, Pillau aber an den Kurfürsten von Brandenburg zurückgaben, ganz Westpreußen also wieder unter polnische Hoheit zurückkehrte. Und so beendigte denn dieser Krieg seinen verheerenden und blutigen Kreislauf gerade mit derselben Lage der Dinge, von welcher er vor neun Jahren ausgegangen war. Die Stelle, auf welcher der Friede von Stumsdorf unterzeichnet wurde, ist durch einen Stein bezeichnet, der von einem Geländer umgeben und mit Bäumen umpflanzt noch fortwährend erhalten wird.

Einen ganz gleichen Ausgang hatte ein zweiter schwedischer Krieg (1655—1660), durch welchen König Johann III. von Polen die Ansprüche auf die schwedische Krone erneuerte, und auch diesesmal wurde Marienburg wieder die kostbare Ehre zu Theil, für Preußen den Mittelpunkt des Kriegsgetümmels zu bilden und mehrere Belagerungen zu erfahren.

Es war namentlich der schwedische General Steenbock, welcher am 14. Februar mit seiner Mannschaft vor dem Platze erschien. Schon in der folgenden Nacht wurden die Vorstädte genommen und bald darauf ein Ausfall der Belagerten mit großem Verluste zurückgeschlagen. Hierdurch erschreckt, wollte die Bürgerschaft nicht das Aeußerste abwarten, sondern öffnete dem schwedischen General, ohne Vorwissen der Besatzung, das Marienthor. Nun warf die letztere sich in das Schloß, welchem aber durch Schießen und Bombenwerfen so scharf zugesetzt wurde, daß dasselbe sich schon am 16. März ergeben mußte. Viele von der polnischen Mannschaft traten unter die schwedischen Fahnen, die übrigen, worunter der Woywode, der Oekonom und ein Graf Schaffgotsch, wurden nach Danzig abgeführt. Marienburg aber erhielt jetzt wieder schwe-

dische Besatzung, welche es nach allen Richtungen hin stärker befestigte. Auf der Südostseite, wo die Stadt außer der Mauer und dem sehr festen Thore nur einen Graben hatte, wurden rasch Erdwälle aufgeworfen und an der Nordostseite der Vorburg, so wie um den Brückenkopf jenseits der Nogat, neue Außenwerke angelegt. Von hier aus plänkelte der Krieg noch eine Zeit lang unbedeutend fort, bis durch den Frieden von Oliva im Jahre 1660 alle widerstreitenden Ansprüche endlich ausgeglichen und in Preußen die Zustände abermals, wie sie vor dem Kampf gewesen, wiederhergestellt wurden.

Kaum aber hatte die Waffenruhe die gemeinen Leidenschaften sich selbst überlassen, so sehen wir auch schon in Polen jene vielköpfige Hyder sich emporringeln, die das unglückselige Reich allmählich zerfleischt hat. Den ersten Zankapfel unter die Händelsüchtigen warf die neue Königswahl nach Johann III. Tode. Auf der zwiespaltigen Wahlversammlung am 27. Juni 1697 wurde von der einen Partei der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, von der andern der französische Prinz von Conti zu Königen ausgerufen. Der erstere erschien zu Krakau in großer Pracht mit 4000 Sachsen und dem Anerbieten von zehn Millionen Gulden, der andere mit sechs Fregatten vor Danzig, armselig, ohne Geld und auf gemeinem Zinn speisend.

In diese Verwirrung wurde unverhofft auch Marienburg mit hineingerissen. Der dasige Starost Dzialinski gehörte nämlich, durch französisches Geld gewonnen, zu den eifrigsten Anhängern Conti's, wollte die Stadt zu derselben Ansicht zwingen und drohte die sich weigernde in den Grund zu schießen. Und in der That, die in der Umgegend zerstreuten und auf seinen Befehl heranrückenden, französisch gesinnten Litthauer gaben seinen Drohungen einen bedenklichen Nachdruck.

Die bestürzte Bürgerschaft verdoppelte ihre Wachen, der Starost lief wie ein Rasender mitten in der Nacht mit brennenden Fackeln auf den Zinnen des Schlosses herum. Die gefährlichen Litthauer kamen unterdeß immer näher; schon ließ Dzialinski die Stücke auf die Schloßwälle bringen, um die Stadt in Brand zu stecken, schon hatte die letztere ihre Kanonen gleichfalls auf den Straßen gegen das tollgewordene Schloß gerichtet. Da langte plötzlich und zu guter Stunde die Nachricht an, daß ein Corps Sachsen die Franzosen in Oliva überfallen und Prinz Conti sich eiligst wieder nach Frankreich eingeschifft habe. Nun hielt es auch der Starost nicht länger für gerathen, an so verzweifelter Sache zum Ritter zu werden, sondern übergab das Schloß den Sachsen, und so nahm der improvisirte Bürgerkrieg von Marienburg glücklicherweise ein unblutiges Ende.

Friedrich August war unterdeß als August II. in Krakau gekrönt worden. Sein unglücklicher Plan aber, das von den Schweden besetzte Liefland zu erobern, veranlaßte im Jahre 1700 den dritten schwedischen oder sogenannten großen nordischen Krieg. Voll brennender Ruhmbegier nahm der tapfere abenteuernde König Karl XII. von Schweden den ihm zugeworfenen Fehdehandschuh auf, verjagte die Sachsen aus Liefland, bezwang in kurzer Frist ganz Polen, und schon am 12. Februar 1703 traf August II. flüchtend in Marienburg ein. Hier berief er einen Reichstag, zu welchem jedoch aus Preußen nur die Bischöfe von Ermland und Kulm, die Woywoden von Kulm und Marienburg und die Kastellane von Kulm und Elbing als polnische Senatoren sich einfanden. Doch Karl trieb bald alle wieder auseinander. Denn während der Reichstag noch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges berieth, hatte er schon das sächsische Heer bei Pultusk

geschlagen, Thorn erobert und geschleift, und erschien am 8. Dezember im Durchfluge in Marienburg, wo er selbst spät des Abends dem Bürgermeister, von diesem unerkannt, die Stadtschlüssel abforderte.

In Polen aber schlugen überall schon die Flammen des Bürgerkrieges auf. Unter dem Vorsitze des Kardinals und Reichs-Primas Radziejowski hatte sich dort die sogenannte Warschauer Conföderation gebildet, welche sich für Schweden erklärte und den bisherigen Woywoden von Posen, Stanislaus Lesczinski, zum König ausrief, während das Wahlfeld mit 600 Schweden besetzt war und Karl selbst mit seinem Heere in der Nähe hielt. Sofort trat dem eine zweite, die Sendomirsche Conföderation entgegen, die für August II. war. Dieser hatte inzwischen zwar Warschau wieder erobert, allein Karl eilte ungestüm aus Preußen zurück, entsetzte die Stadt, verfolgte das sächsische Heer bis über die schlesische Grenze und brachte es nach mehreren Gefechten dahin, daß Stanislaus Lesczinski am 4. October 1705 zu Warschau gekrönt und von August im Altranstädtischen Frieden anerkannt wurde.

König Stanislaus kehrte nun in sein zerrüttetes Reich, und zwar über Grodno nach Preußen zurück, und zog den 10. Juli 1708 mit vielen Kavalieren und 18 Karossen feierlich in Marienburg ein, wo er auf dem Mittelschloß vier Monate lang Hof hielt. Am folgenden Morgen ließ die Königin, wohlangekleidet im Bette sitzend, den Rath der Stadt zum Handkusse zu, von dem sie in lateinischer Rede bewillkommt wurde und gewohntermaßen ein goldstückenes Beutelchen mit 50 Dukaten empfing. Auch schrieb Stanislaus hier einen außerordentlichen Landtag aus, mußte aber wegen der fortdauernden Unruhen im October Marienburg wieder verlassen und zu der ihm ergebenen litthauischen Armee seine

Zuflucht nehmen, während die Königin sich einstweilen nach Danzig begab.

Die äußerlich hergestellte Ordnung nämlich, ja selbst der Triumph eines freilich auf schwedischen Schilden erhobenen, eingeborenen Königs vermochten keineswegs die in rohem Dünkel, Eigennutz und getäuschten Hoffnungen wildzerfahrenen Gemüther zu bändigen. Die Sendomirsche Conföderation hatte vielmehr das schon früher von August II. angeknüpfte Bündniß mit Czar Peter eifrig wieder erneuert, und nun schwärmten, um die Verwirrung immer bunter zu machen, auch noch Russen im Lande umher, und Marienburg, im Mittelpunkt zwischen den reichen, alles Raubgesindel anlockenden Werdern, mußte abermals für Alles die Zeche bezahlen.

Schon im Jahre 1705 war es von dem Marschall der für August verbundenen Kron-Armee, Chomentowski, berannt worden. Die Bürgerschaft war zur Uebergabe bereit, allein ein schwedischer Hauptmann, welcher mit 80 Mann in der Stadt lag, wollte den ihm von dem Rath bewirkten freien Abzug nicht annehmen. Da drangen gegen 3000 Polen und Sachsen durch's Marienthor herein, das Schießen der Polen, das Angstgeschrei der sterbenden Schweden war, wie eine handschriftliche Chronik berichtet, entsetzlich anzuhören; dann stürmten die Polen, von den besonneneren Sachsen vergeblich auseinandergepeitscht, die Häuser, die Schweden wurden theils niedergehauen, theils mit ihrem tapferen Hauptmann gefangen, die Stadt aber zwei Tage lang geplündert.

Ein andermal (1709) machten Streifzügler von der Sendomirschen Conföderation zur Nachtzeit einen Angriff auf Marienburg. Sie schlichen über das Eis der zugefrorenen Nogat in das unbesetzte Schloß, überfielen die schwedische Thorwache und drangen nun aus dem Schlosse über den

Kirchhof gegen den Markt vor. Nun eilten indeß die Schweden auf's Vorschloß und leisteten dort so lange entschlossenen Widerstand, bis schwedische Hülfe aus Mewe eintraf.

Doch mitten in diesem Gewirre, in dem man kaum Freund und Feind zu unterscheiden vermag, wechselt schon wieder die Scene des tumultuarischen Drama's. Karl XII., welcher tollkühn die Sache auf die Degenspitze gestellt und wie ein verwegener Spieler die Kriegswürfel in das Moskowiter-Reich geschleudert hatte, war am 8. Juli 1709 geschlagen worden. Da fühlte plötzlich auch sein Schützling Stanislaus seinen Thron unter sich wanken, gab fortan alle Hoffnung auf und flüchtete mit den Schweden nach Pommern. Eben so rasch mußte auch in Marienburg die schwedische Besatzung den Polen und die polnische den Sachsen unter Goltz weichen, der als sächsischer Bevollmächtigter die Starostei und das ökonomische Amt übernahm.

Am 2. Juni 1710 aber kam August II. selbst, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich auf dem polnischen Throne befestiget, in Marienburg an. Er hatte die Reise zu Wasser gemacht, vor Marienburg stieg er ans Land und ritt eiligst durch die Stadt nach dem Schlosse. Ihm folgten seine Geliebte, die Gräfin Cosel, und ein Troß von einigen hundert Handpferden, Wagen und Mauleseln.

Für die erstere waren im Schlosse mehrere eigene Zimmer besonders eingerichtet worden, und es ist eine seltsame, fast bittere Ironie des Schicksals, die schöne leichtfertige Gräfin in denselben Gemächern ihre Schminkpflästerchen auskramen und mit Fächer und Reifrock einherrauschen zu sehen, wo einst der Hochmeister waltete und nur der ernste Tritt geharnischter Männer erklang. — Der lebensfrohe sinnlichkräftige König hatte im Schloß beinah drei Monate lang sein lustiges

Hoflager aufgeschlagen. Da wir jedoch diesen Aufenthalt eben durch keine bedeutende Staatsaktion bezeichnet finden, so mag hier eines der von ihm dort veranstalteten Feste, als ein lebhaftes Spiegelbild jener Zeit, die Lücke ausfüllen.

Es war dies nämlich ein großes sechstägiges Scheibenschießen nach neun verschiedenen Scheiben, wozu der König die noch von Winrich von Kniprode herstammende Schützen-Brüderschaft von Marienburg eingeladen hatte. In dem äußersten Schloßgraben nach dem Buttermilchsthurm hin waren das Schießhäuschen und besondere Zelte für den König, die Generale, Offiziere und Bürgerschaft aufgerichtet; hinter dem Thurm am Ziele aber saßen in einem schönen Zelte der Hofmarschall Reinbold, der Hofstallmeister Ragnitz und der oberste Bürgermeister nebst einem Rathsverwandten als Kampfrichter, hinter jedes Schützen Namen die Nummer des Schusses vermerkend, die außerdem noch von dem Zieler in Courtisans-Kleidung mit einer Fahne angedeutet wurde. Auch der königliche Mohr mußte mitschießen, und da er als ein schlechter Schütze bekannt war, so ließ man, so oft er die Scheibe vorbeigeschossen, über derselben, zum großen Vergnügen des Königs, einen hölzernen Hasen, Fuchs oder Hahn erscheinen. Den Preis des ersten Tages, einen großen, gläsernen, schöngearbeiteten Pokal, gewann der marienburgische Chirurgus Wagner. Da erhob sich nun des Abends der Zug von dem Kampfrichter-Gezelt nach der Schießbude: zuerst der königliche Kämmerer, darauf zwei königliche Pagen, deren einer den Pokal, der andere einen neuen Teller mit Marzipan trug, ihnen folgten die Stadtmusikanten, dann kam ein königlicher Lakay, welcher eine Schüssel mit Sauerkraut und gekochter Wurst trug, neben ihm ein anderer mit einer irdenen Kanne Bier, und endlich die jüdischen Musikanten des Königs. Bei der

Schießbude wurde dem Wagner der Pokal mit ungarischem Wein gefüllt, den er auf des Königs Gesundheit austrinken mußte, dem aber, der den schlechtesten Schuß gethan, ward das Sauerkraut nebst Wurst und der Kanne Bier überreicht. — Diese lächerliche Prozession wiederholte sich an jedem Abende des Festes und nur die Preise wechselten. So bekam der Bortenwirker Käfer eine fette Sau mit sieben Ferkeln in einem mit einem eisernen Gitter versehenen Käfig auf Rollen, der ihm mit wohlklingendem Spiel der jüdischen Hofmusikanten nach Hause gebracht wurde. Nach völlig beendetem Schießen aber mußten diejenigen, welchen in allen Scheiben keinen Schuß hatten, ihre rechten Schuhe hergeben, die der König an die letzte Scheibe nageln und diese in dem Bürgerschießhause aufhängen ließ, in welchem sie sich bis zum Jahre 1807 befand, wo sie von den Franzosen sammt dem Schießhause vernichtet wurde. Der König selbst hatte sich bei dem Feste als ein wackerer Schütze erwiesen und unter andern eine silberne starkvergoldete Tabaksdose gewonnen, die er der Gräfin Cosel schenkte; nicht so sicher muß die letztere gezielt haben, denn die Sage bezeichnete einen der angenagelten Schuhe als den ihrigen.

Schon am ersten Schießtage aber, ohne sich jedoch dadurch in seiner Lust stören zu lassen, erhielt August die Kunde, daß die Polen abermals den König Stanislaus und die Schweden ins Land gerufen. Auch war nach einem unerhört harten Winter, der über die Ostsee, die beiden Belte und den Sund eine Eisbrücke schlug und ganze Häuser mit Schnee bedeckte, in Preußen die Pest ausgebrochen und näherte sich immer drohender auch Marienburg, wo sie in diesem Jahre allein 1102 Menschen, den vierten Theil aller Einwohner, hinwegraffte. Der König zögerte lange, ihr zu wei-

chen; als jedoch zwei von seiner eigenen Dienerschaft daran starben, setzte er den bereits nach Marienburg ausgeschriebenen Landtag aus und begab sich zuerst nach Danzig und am 14. Dezember endlich nach Sachsen zurück.

Hinter ihm aber schlugen die empörten Wogen sogleich wieder in das alte Chaos zusammen. Neue Conföderationen sandten neue Schwärme nach allen Richtungen aus, und Marienburg wurde, obgleich der Krieg mit den Schweden diesmal in Pommern spielte, noch einmal der Tummelplatz sächsischer, russischer und polnischer Truppen. Wenig änderte es, daß der Friede mit Schweden im Jahre 1721 die Ruhe wenigstens äußerlich wieder herstellte; denn unbelehrt von der Erfahrung wählten die Polen nach August II. Tode (1733) von neuem zwei Könige, den oftерwähnten Stanislaus Lesczinski und August III. Auch diesesmal mußte zwar der in vergeblicher Prätendentschaft ergraute Stanislaus seinem von russischen Heeren unterstützten Gegner, welcher auf dem Reichstage von 1736 allgemein als König anerkannt wurde, das Feld räumen; allein die innern Parteien wütheten gegen einander nnd gegen die Russen im Lande unaufhaltsam fort und versenkten das unglückliche Reich immer tiefer in die vollständigste Anarchie. Kein Wunder daher, daß die Russen dasselbe schon während des siebenjährigen Krieges als ein herrenloses Gut behandelten und, obgleich der polnische Staat bei diesem Kriege nicht betheiligt war, im Lande und namentlich zu Marienburg ihre fortdauernden Winterquartiere nahmen.

Auf solche Weise hatten die Polen endlich ihr Staatsschiff, das jeder nach seinem Kopfe steuern wollte, gründlich zerschlagen, es mußte an der eigenen Maßlosigkeit zerschellen. Am Ufer aber saßen die Nachbarn und übten das uralte

Strandrecht an den Trümmern; so entstand im Jahre 1772 die erste Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen, wobei dem letztern Westpreußen mit Marienburg zufiel.

In dem vorbeschriebenen Zeitraume näherte sich das Schloß Marienburg immer mehr dem Verfalle. Schon seit dem ersten schwedischen Kriege hatten die westpreußischen Stände auf ihren Landtagen zu wiederholten Malen auf die Instandhaltung und stärkere Befestigung desselben gedrungen. Aber ihre Anträge blieben unbeachtet; die Starosten, nur auf ihren kleinlichen Vortheil bedacht, legten auf den Schloßumgängen und Wällen Gärten an und bauten gelassen ihren Kohl in den Festungswerken. Um so emsiger zerarbeiteten Wind und Regen die alten Zinnen und Mauern. Im Jahre 1696 stürzte der rechte Thurm in der Brückenschanze jenseits der Nogat, bald darauf der Brückenthor-Thurm an der Lorenzkirche zusammen, der erstere mit solcher Gewalt, daß er das Wasser im Graben weit über die nächsten Häuser hinausspritzte und die darin befindlichen Eiswächter erschrocken nicht anders meinten, als es habe die Nogat den Damm durchbrochen. Den Thürmen folgte endlich die unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg erbaute Jochbrücke, welche der starke Eisgang von 1735 zerstörte.

Besonders entstellt aber, ja fast alles Ansehens einer Festung beraubt wurde das Schloß dadurch, daß die Starosten seit dem 16ten Jahrhundert zunftlosen Ansiedlern gegen Bezahlung und eine jährliche Abgabe die Erlaubniß ertheilten, auf den Schloßgründen städtisches Gewerbe, Handwerke und Handel zu treiben. Vergebens that die Stadt, welcher

das Recht der Bannmeile gesetzlich zustand, wiederholten Einspruch gegen dieses willkührliche Verfahren. Die Starosten befanden sich zu wohl dabei und boten durch öffentliche Patente Jedermann Aufnahme und maßlose Nahrungsfreiheit an. Da strömten denn insbesondere die sogenannten Schotten herbei, ein Mischvolk von Brabantern, Engländern und Schottländern, die, wegen religiöser oder politischer Händel aus ihrem Vaterlande vertrieben, hausirend gleich den Juden das Land durchschweiften und es natürlich vorzogen, ihr Wesen lieber am Schlosse fortzutreiben, als sich den städtischen Einschränkungen und bürgerlichen Lasten zu unterwerfen. Erst nisteten sie sich auf den vernichteten Festungswerken zwischen dem Schlosse und der Nogat ein, bald aber wurde ihnen hier der Raum zu schmal und auch die nördliche, eigentliche Vorburg, immer weiter und weiter nach Südost hin mit Hökern, Krämerbuden, Wein-, Bier- und Branntweinschenken überschwemmt; ja, als im Jahre 1715 die marieburgische Oekonomie verpachtet wurde, richtete der Pächter dort sogar eine öffentliche Wage und Jahrmärkte ein. Und so war denn nach und nach bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Schloß von einer schachernden Gesindelstadt umzingelt und umqualmt, deren elende Häuser die Burg, namentlich an der Nogatseite, bis weit über die Fenster der Erdgeschosse hinaus mit dem Schmutze des Lebens verdeckten.

Doch auch außerdem wurde das Schloß in jener Zeit noch durch verschiedene Anbaue nach Bedürfniß oder Laune mannigfach verunstaltet. Die Jesuiten, nachdem sie vergeblich in der Stadt Grundstücke anzukaufen versucht hatten, führten im Jahre 1650 mit Benutzung des alten Pfaffenthurmes zwischen der Schloßkirche und dem südöstlichen Flügel des Mittelschlosses ein großes Gebäude, das sogenannte Jesuiten-

Collegium, auf, während sie zugleich die Schloßkirche und die darunter befindliche Annenkapelle in Besitz nahmen. Dem Jesuiten-Collegium gegenüber, an die Nord-Ecke des hohen Schlosses gelehnt, stand auf der Stützmauer des Erdumganges ein niedriges Haus und versperrte den ehemaligen Zugang zu der Laufbrücke, welche auf dieser südwestlichen Seite des hohen Schlosses in die Stadt führte. Daher wurde zur Herstellung der nothwendigen Verbindung nunmehr durch die beiden einander gegenüberstehenden Thüren der St. Annenkapelle ein allgemeiner Durchgang eröffnet, der wohl manche Beschädigung an den Verzierungen dieser Eingänge veranlaßt haben mag. Als im Jahre 1737 der vorletzte marienburgische Starost von Rexin, mit Bewilligung der Jesuiten, in dem hintern Theil der Annenkapelle ein abgesondertes Erbbegräbniß anlegte, hatte man über dem neuen Gewölbe des letztern gleichzeitig einen Durchgang unter der Schloßkirche, die sogenannte Bullerbrücke, eingerichtet und hiedurch die Passage durch die Kapelle wieder abgestellt. Auch längs des Grabens, welcher das Mittelschloß vom hohen Schlosse scheidet, war ein schlechtes langes Gebäude von Fachwerk aufgerichtet, indeß schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wieder abgebrochen worden. Am ungehörigsten und widerlichsten aber erwies sich mit seinen Schnörkeln und halbrunden Dachzinnen ein plumper Ueberbau von zwei Stockwerken, welcher unten ein Wachthaus enthielt und den irgend ein Starost wahrscheinlich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in dem Winkel, den des Meisters Kapelle mit dem Konventsremter bildet, eingeflickt hatte.

Im Innern dagegen erlitt das Schloß selbst seine früheste Mißhandlung durch einen betrügerischen Schatzgräber. Henneberger macht darüber (freilich nach Simon Grunau)

folgende Mittheilung: „Anno 1493 wollt' Hans von Tieffen, der Hochmeister, seine Brüder in des Ordens Regeln halten. Da entlief Bruder Veit von Kochenberg von Labiau mit eines Bauern Tochter, dem ließ er hart nachstellen. Er entkam auf das Schloß Marienburg, gab für, wie er in des Ordens Registern gefunden, wo groß Geld im Schloß vermauert und verborgen liege. Des wurden die Polen sehr froh, ließen ihn das Schloß oben und unten zerhacken und zerwühlen und großen Schaden thun. Er ging auch in St. Annengruft, nahm etzliche ganze Leiber heraus, zog ihnen die güldenen Ringe von den Fingern. Endlich merkten die Polen seinen Betrug, ließen ihn zur Staupe schlagen und eine Krone an die Stirn brennen; wo er verblieben, das weiß man nicht.“ — Nicht besser erging es 1714 einem zweiten Schatzgräber. Dieser, ein sächsischer Soldat von der Besatzung in Elbing, verleitet durch eine alte Sage und vorgebliche Erscheinungen, wußte die Schloßobrigkeit für seinen Wahn so zu gewinnen, daß sie ihm selbst die Arbeiter dazu stellte. Da suchte er bald da bald dort, grub sich, häufig von den nachrollenden Steinen fast verschüttet, in hastiger Gier bis unter die Fundamente hinab und wühlte und wühlte, bis er in Wahnsinn verfiel und bald darauf im Kerker sich selbst das Leben nahm. Die Sache machte damals so großes Aufsehen, daß der Magistrat zu Marienburg eine eigene Druckschrift ausgehen ließ, um öffentlich zu zeigen, daß er an der Schatzgräberei keinen Theil habe.

Doch dieses waren nur kleine Vorspiele. Die gründliche Zerstörung, welcher die Burg anheimgefallen, begann mit dem Brande des hohen Schlosses im Jahre 1644. Ein polnischer Büchsenmeister, der wie gewöhnlich bei dem Fronleichnamsfeste vom Zinnenumgange aus Böllern kanonirt, hatte

in der Trunkenheit die brennende Lunte auf dem Boden vergessen; der Brand erfaßte und vernichtete das ganze Dach. Mehr aber vermochte er nicht an dem gewaltigen Baue, denn nicht nur alle Treppen waren ja steinern und alle Gänge und Zimmer gewölbt oder mit Ziegeln oder Fliesen geflurt, sondern auch alle Fensterköpfe und sogar die Fensterrahmen von Stein und Eisen. Allein was das Feuer verschont, verwirthschafteten die Starosten, denn das Haus blieb 60 Jahre hindurch unbedeckt, bis es endlich August II. bei seiner Anwesenheit in Marienburg leider allzuspät mit einem nothdürftigen Dache versehen ließ. Wind, Schnee und Regen hatten bereits das dritte Stockwerk verwüstet und das zweite hie und da beschädigt, die Zinnen waren längst verfallen, die Eckthürme auf der südwestlichen Seite, zum größten Theil auch die Bogengänge im Innern des Hofes stürzten allmählich ein. So theilten sich, bei der Gleichgültigkeit der Menschen, die Elemente in die preisgegebene Beute.

Das Mittelschloß war, wie bereits oben erwähnt, zum Sitz des Starosten und zur gelegentlichen Wohnung der Könige bestimmt worden, ein Umstand, dem wir zwar die wesentliche Erhaltung des Ganzen zu verdanken haben, welcher aber auch mancherlei verunglimpfende und verwirrende Umbaue veranlaßte. Die meisten der letzteren mußte sich die ehemalige Hochmeister-Wohnung, der jetzige eigentliche Königssitz, gefallen lassen, um sie, nach dem Kleinsinn und Ungeschmack der Zeit, den neuen Herren genehm und bequem zu machen. Da ward denn der alte ritterliche Eingang zu gering, die Gemächer oben zu hochmächtig befunden. Anstatt des alten Aufganges hatte man vom Hofe zum oberen Stockwerk eine Außentreppe an Meisters Kapelle angelehnt, diese aber nebst der daranstoßenden Schlafkammer des Hochmeisters,

nachdem die Zwischenwand abgebrochen worden, in einen Hausflur verwandelt und dadurch das Andenken der Kapelle so gründlich verwischt, daß in der neueren Zeit nicht einmal eine Sage oder Vermuthung über ihr ehemaliges Dasein vorhanden war. In dem östlichen Theile des alten Hausflurs aber, sowie in Meisters Gemach hatte man die Gewölbe eingeschlagen und durch Balkenlagen und Fachwerkwände zwei Stockwerke mit niedrigen Zimmern und Holzdecken eingeklebt. Dasselbe Schicksal, wiewohl mit Verschonung des dort ungleich höheren Gewölbes, erfuhr Meisters kleiner Remter; hier waren die Zimmer, welche, der Sage nach, die Gräfin Cosel bewohnt hatte, so wie denn die Embleme eines dort vorgefundenen Kamins überhaupt darauf hindeuten, daß diese Verschlimmbesserung erst unter August II. vorgenommen worden. An den prächtigen Gang dagegen und an Meisters großen Remter (seit Casimirs Zeit der Königssaal genannt) wagte sich dazumal der Frevel noch nicht. Auch der Conventsremter, obgleich unbenutzt, blieb in seinen Ehren und Würden; nur einige Fenster wurden zugemauert und hier, wie in den übrigen Zimmern, die unterirdischen Heizungen abgestellt, deren Stelle überall große Kachelöfen einnahmen. Die beiden anderen Flügel der mittleren Burg aber, von den Starosten und deren Beamten bewohnt, hatten gleichfalls ihre Pfeiler, gewölbten Zimmer und Säle und im Wesentlichen die ganze alte Einrichtung bewahrt.

So war der Zustand des Schlosses zur Zeit der preußischen Besitznahme.

III. Die Zopfzeit.

1772.

Es war am 14. September dieses Jahres bei Anbruch des Tages, da vernahm man Trompetenklänge durch die scharfe Morgenluft; preußische Dragoner zeigten sich unerwartet vor dem Marienthore der Stadt. Die Schildwache der kleinen polnischen Besatzung zog den Schlagbaum herunter, als aber der vorderste Reiter sein Pistol auf den Polen anlegte, ließ dieser erschrocken die Kette los, der Schlagbaum hob sich wieder und die Dragoner, denen Generalmajor von Thadden mit einem Bataillon des Garnison-Regimentes von Sydow auf dem Fuße folgte, rückten rasch und unangemeldet in die überraschte, kaum erwachte Stadt und stellten sich auf dem Markte auf.

Sofort wurde nun der Conventsremter würdig ausgeschmückt und auf der Nordostseite desselben ein Thron errichtet. Schon am 27. September waren die Abgeordneten der Landstände auf dem großen Platze der Vorburg versammelt und, nachdem sie hier durch eine Rede des evangelischen Predigers Witthold für die Feier des Tages vorbereitet worden, begab sich der Zug in den Saal zur Huldigung, welche der Oberburggraf von Rohde und der Oberpräsident von Domhardt als Stellvertreter des Königs annahmen. Ein Herold warf neugeprägtes Geld unter die im Schloßhof versammelte Volksmenge aus und ein Festmahl in Meisters großem Remter beschloß die Feier. Zum Gedächtniß der letzteren aber hatte man eine Denkmünze ausgegeben, welche auf der Vorder-

seite das Brustbild des Königs und auf der Rückseite, wo dem Monarchen die Karte von Westpreußen huldigend überreicht wird, die Umschrift: Regno redintegrato fides praestita Mariaeburgi MDCCLXXII zeigt. Die große in Gold ausgeprägte erhielt die Stadt Marienburg, die sie in ihrem Archive dankbar aufbewahrt, der Conventsremter aber wurde seitdem der Huldigungssaal genannt. — Und so war denn Westpreußen, nach Jahrhunderte langer Trennung, mit dem stammverwandten, inzwischen zum Königreich erhobenen Ostpreußen wieder vereinigt und der Monarchie Friedrichs des Großen einverleibt.

Marienburg hatte durch die verschiedenen Wandelungen erst den Fürstensitz, jetzt auch die unter polnischer Hoheit behauptete Suprematie über die kleineren Städte verloren. Zum Ersatz und „um dessen Gewerbe zu fördern" erhielt es nunmehr ein ganzes Regiment Soldaten als feststehende Garnison. Aber diese Gunst gegen die Gewerbe schlug zu künstlerischer Ungunst aus. Die zahlreiche Mannschaft wollte untergebracht, die arme Bürgerschaft mit Einquartierung verschont sein. Es konnte daher nach damaligem Gedankenzuge nicht fehlen: das zunächst gelegene hohe Schloß wurde ohne weiteres zur Kaserne verarbeitet. Indeß ging man dabei, wenn auch eben nicht mit Pietät, so doch noch immer mit einer gewissen Mäßigung zu Werke, die sich auf das wirkliche Bedürfniß beschränkte; und in der That, der einstige Sitz soldatischer Ritter und jetzt der Zwinger einer ritterlichen Soldateska waren einander so gar fremd nicht. So wurden denn das alte Thor nach dem Mittelschloß hin, der Bogengang, der im zweiten Stock der nordöstlichen Seite vom Kapitelsaal zur Kirchthüre führte, inmitten des Schloßplatzes der herrliche Brunnen, desgleichen überall die vorhandenen

Gewölbe diesmal noch verschont und nur, wo diese bereits eingestürzt waren, Balkenlagen zu den neuen Zimmern gelegt; ja man ließ sogar die inneren, größtentheils bis auf den Boden verfallenen Bogengänge im untersten Stocke neu wölben und die Mauer auch im zweiten Stocke mit Bogenhallen aufführen, nicht ahnend, welche saure Mühe man damit den künftigen Zertrümmerern bereitete. Nur in dem großen schönen Kapitelsaale hatte man den Polen das Kunststück nachgemacht, ihn, wiewohl auch hier mit Bewahrung des Gewölbes, durch eingezogene Balken in zwei Stockwerke zu zerlegen, und „da gab es denn, wie gerühmt wird, gar schöne Zimmer für die Herren Offiziere“. Gleichzeitig wurde an der Südwestseite des Schlosses ein großes Thor mit modernen Verzierungen nebst einer Durchfahrt nach der Stadt hin angelegt, dem ganzen Baue aber äußerlich durch einen neuen Anwurf, durch das Vermauern der Schießscharten und alten Fenster sowie durch die Regelmäßigkeit der neuen für immer sein alterthümliches Aussehen genommen.

Die wenigste Veränderung erlitt das Mittelschloß. In dem südöstlichen und nordöstlichen Flügel desselben zogen die polnischen Beamten aus und General, Oberst und Stabsoffiziere ein. Der eigentliche Prachtbau, die Hochmeisterwohnung, blieb unbenutzt in dem verzwickten konfusen Zustande, wie ihn die Polen hinterlassen; nur das erste Kellergeschoß ließ man zu Gefängnissen einrichten, das zweite gänzlich verschütten und unzugänglich machen. Die weiten luftigen Hallen des Conventsremters dagegen wurden in ein Exerzierhaus für die Besatzung verwandelt und zu diesem Behufe der freilich damals schon verfallene Brunnen vor dem Eingange zerstört, dieser Eingang breiter und höher ausgehauen, im Remter selbst aber die steinernen Sitzbänke weggebrochen, mehrere Fen-

ster vermauert und die Fliesen vom Boden aufgenommen, welche einer soliden Sanddecke Platz machen mußten. Auch die anstoßende große Conventsküche, in der noch der Huldigungsschmaus zubereitet worden war, mußte sich zu einem Pferde- und Kuhstall umgestalten lassen, welchem zum Trotz das Gewölbe darunter dennoch fortgedauert und bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Indeß schien der Remter bei seiner unverhofften neuen Bestimmung denn doch gar zu luftig werden zu wollen, und die Regiments-Commandeurs klagten dringend und wiederholt, daß die Fenster offen ständen und das Dach dem Einsturz drohe.

Schon war Plan und Anschlag fertig, wonach mehrere Thürme und insbesondere auch der schöne Giebel an der Nordecke des Schloßes, so wie die Mauern und Zinnen des Vertheidigungsganges unter dem Dache abgebrochen werden sollten. Allein Friedrich der Große erklärte, wie in einer Erleuchtung, „daß er keinen Pfennig dazu hergeben könne," und so wurde die heimtückische Reparatur abgewendet und der Saal für die Nachwelt gerettet.

1785.

Indeß war dem Schlosse die härteste Belagerung, die es jemals erlitten, schon bereitet. Der Geist der Zeit unterwühlte und umzingelte es mit seinen Minen und Approchen, wie ein Maulwurf, immer näher und enger. Wir meinen jenes philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldete, wenn er nicht wenigstens eine Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen sehr überflüssigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff und dem aller Genius, weil er sich nicht sofort bei dem klappernden Räderwerk

der Staatsmaschine applicirte, überall hinderlich im Wege stand. Ihm war besonders des Hochmeisters großer Remter, der sich's noch immer herausnahm auf seine eigene Hand in müßiger Herrlichkeit zu prangen, schon lange ein Aergerniß gewesen, und hier feierte es denn auch zunächst seinen kostbarsten Triumph.

Die Veranlassung dazu mag wohl ein unterm 1. Januar 1785 wiederholter Befehl Friedrichs des Großen an die marienwerdersche Kammer gegeben haben, wonach die vielen in Marienburg wüste liegenden Häuser durch anzusiedelnde brauchbare Leute neu aufgebaut werden sollten. Es ist klar: weder Sinn noch Worte dieses Befehls deuten auf das Schloß, sondern auf die Bürgerhäuser der Stadt. Allein den Ankauf dieser wüsten Baustellen fand man für den Zweck zu theuer, das Schloß dagegen stand wehrlos in seiner Kostenlosigkeit und war freilich auch schon wüste genug.

Und so sehen wir denn bald die Kammer arbeitsselig Hammer, Brecheisen und Haue schwingen. Von der Höhe des kühnen Vorsprungs, den Meisters großer Remter nach Nordwesten bildet, fliegen Zierrathen, eingefugte Kalksteine und große Steinrinnen mit solcher rücksichtslosen Vehemenz herab, daß sie des nächstgelegenen Hauses Dach, Fenster, Thüren und ganze Wandflächen zerschmetterten. Aber die modernen Vandalen ruhen und rasten nicht in ihrem fanatischen Eifer; der luftige Mauerkranz mit seinen Brustwehren, Zinnen und zierlichen Eckthürmchen wird abgebrochen und dem Ganzen, als schämten sie sich dennoch ihres Werkes, ein flaches Dach, wie ein breitkrämpiger Quäkerhut, über das kahle Haupt gestülpt.

Im Innern des Saales aber nesteln sie, nach der bereits stereotyp gewordenen Manier, wiederum durch eingeschobene

Balkenlagen rings um den Pfeiler in der Mitte zwei Stockwerke übereinander, in jedem Stock vier Zimmer und ein geräumiges Vorhaus, zu Wohnungen für Baumwollenweber. Das Gewölbe bleibt verschont, Kamin und Schenkbank aber werden vermauert und die Kalkstein-Platten der Schenke und der Fenster so wie die Fensterköpfe ausgerissen und zu Kalk verbraucht. Gleichzeitig, um die neue Anlage mit der älteren polnischen in würdige Verbindung zu bringen, werden die Gewölbe in Meisters Stube eingeschlagen, sämmtliche Gelasse der ehemaligen Hochmeister-Wohnung aber den Industriösen eingeräumt, und in den Hallen, wo einst Winrich von Kniprode seine Tafelrunde hielt und König Jagjel auf des Ordens Pfeiler, den großen edlen Plauen, zielte, schnurrten, sausten und klippten nun geschäftige Webestühle.

Allein die Sache hatte keinen sonderlichen Segen. Von den angeworbenen gesindelhaften Webern, nachdem sie in den Prachtsälen alle großen Erinnerungen gründlich verwohnt und verwirthschaftet hatten, waren bald mehrere fortgelaufen; ein Theil der Zimmer, die niemals alle von Fabrikanten bewohnt gewesen, wurde wiewohl vergeblich meistbietend zur Miethe ausgeboten, und schon im Jahre 1788 sah sich der Staat genöthigt, das ganze Unternehmen wieder aufzugeben, welches demnächst noch einige Zeit von einem menonitischen Krämer auf eigene Rechnung fortgesetzt wurde, während man aus dem in Meisters großem Remter zugerichteten Bienenkorbe drei Zellen für eine Armenschule und eine zur Spinnstube bestimmte.

1801.

Das neue Jahrhundert, das in seinem ungestümen Aufgange schon so vieles Alte niedergeworfen, sollte nun endlich

auch die Vernichtung Marienburgs vollenden. Das Schloß, so verstümmelt es auch schon war, bot noch immer neue Anfechtungen, weckte noch immer neue Gelüste, und so wurde denn jetzt, um dort eine Kaserne überflüssig zu machen, die bisherige Besatzung Marienburgs bedeutend verringert, die noch übrige Mannschaft in der Stadt untergebracht und das Schloß zu einem Kriegs-Magazin verurtheilt.

Diesmal ging man schon kühner und großartiger an's Werk. Was der gefräßige Zahn der nächsten Vorzeit irgend noch unbenagt gelassen: alle Gewölbe im hohen Schlosse, selbst die des Kapitelsaals und im Erdgeschosse, der an der Nordostseite vom Kapitelsaal zur Kirchenthüre führende Bogengang, die beiden runden Granitpfeiler, die ihn trugen, sowie die uralte Thorthüre an der Nordecke, im Mittelschlosse aber sämmtliche Gewölbe, Säle und Zimmer des südöstlichen und nordöstlichen Flügels, die kleine zierlichgewölbte Bartholomäus-Kapelle an der Südecke im innern Schloßhofe, der bis an den Graben hervorspringende Theil des Schloßthores an der Nordostseite und der achteckige Thurm in der Nordecke am Schloßgraben — dies alles wurde zertrümmert und zu Schüttböden für Mehl, Salz und Getreide eingerichtet. Auch die alte Lorenzkirche in der Vorburg ward zu gemeinem Gebrauch verkauft und die dabei befindliche Begräbnißstätte geebnet. Ja, der Oberbaurath Gilly hatte sogar den Vorschlag gemacht, das hohe Schloß und das Mittelschloß ganz abzubrechen, um aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzustellen, ein Plan, der lediglich an einer künstlich-balancirenden Berechnung der Mehrkosten des zu umfangreich projectirten Neubaues scheiterte. Doch — wunderliche Zeit der Verwirrung — während der alte Gilly über seinem Zerstörungsplane brütet, sitzt sein Sohn auf den Trümmern, um noch

in aller Geschwindigkeit die ursprüngliche Schönheit des Schlosses, bevor es gänzlich zerstört, für die Nachwelt aufzuzeichnen und diese Zeichnungen des leider zu früh verstorbenen talentvollen Architecten, welche demnächst durch das bekannte Fricksche Kupferwerk über Marienburg veröffentlicht wurden, haben auch wirklich zum erstenmale die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf die versinkende Herrlichkeit gerichtet.

Dieser Verwüstung waren, außer den gewaltigen Mauern des Schlosses selbst, nur noch die Schloßkirche mit dem großen Marienbilde in ihrer äußeren Vertiefung, die Annen-Kapelle, der Schloßthurm, der geschmückte Eingang in die Schloßkirche und einige Verzierungen von bunten Ziegeln in den Mauern entgangen. Der eigentliche Prachttheil aber, die Hochmeisterwohnung, blieb auch diesmal in seinem derzeitigen jammervollen Zustande, nur wurden jetzt das Proviantamt und die Wohnnngen der Magazinbeamten dorthin verlegt, nnd schon im Jahre 1804 waren über den überall überschütteten Kellergeschossen die neuen Speicher gefüllt. Das Ziel war also erreicht und allein an ausgebrochenen Fliesen eine Beute von 16,500 Stück gewonnen; aber das Einschlagen der Gewölbe und die Einrichtung der Schüttungen hatte so bedeutende Summen gekostet, daß dafür, wie die noch vorhandenen Anschläge nachweisen, allerdings ein gleich großes Magazin neu erbaut werden konnte, wenn man beide Schlösser unangetastet ließ. So schlug das schadenfrohe Zahlen-Teufelchen seinen Gönnern unversehens ein Schnippchen, für das zerstörte Schloß nur unnütze Schmach bietend.

Un diese Schmach blieb nicht aus. Schon gleich im Anfange des Magazinbaues hatte dieses rücksichtslose Ausweiden der Gemäuer mancherlei Gerede und Kopfschütteln veranlaßt. Erst im Jahre 1803 aber scheint ein scharfrügender, vor

Max von Schenkendorf verfaßter Aufsatz in No. 136 des Freimüthigen (eines damals vielgelesenen Blattes) den Staatsminister Freiherrn von Schrötter, welcher die ganze Verwüstung angeordnet, über die Bedeutung seines Beginnens die Augen geöffnet zu haben. Für das Große empfänglich, wie er immerdar gewesen, und nun fast erschreckt und überwältigt von der plötzlichen neuen Ueberzeugung, war auch seine Umkehr rasch und entschlossen genug. Er gebot sofort, mit der weiteren Zerstörung einzuhalten, ja der König selbst befahl mittelst Kabinets-Ordre vom 13. August 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses, als eines so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst, alle Sorge getragen werden solle. Aber es war zu spät. Nur der schöne Giebel an der nordwestlichen Seite des Mittelschlosses konnte noch gerettet werden. Auch hier zwar waren, um ihn niederzureißen, mit unsäglicher Mühe die Verbände schon gelöst und um alle Spitzen und Ecken die Stricke geschlungen, als jenes unerwartete, Allen unbegreifliche Verbot anlangte. So aber, das war Allen klar, konnte die Wand nicht eine Stunde länger verbleiben; jeder Windstoß drohte der Schwankenden den Einsturz und den Stürmern die unangenehmste Verantwortung. Da wurde denn eiligst und mit nicht geringerer Mühsal die ganze Nacht hindurch bei Fackelschein geklammert, gehoben und gerichtet, und am Morgen prangte der Giebel wieder in seiner alten Herrlichkeit und steht noch bis zum heutigen Tage.

Zwar beabsichtigte Schrötter nun sogar eine Wiederherstellung der noch erhaltenen Schloßtheile, und es mußte die Restauration von Meisters großem Remter, sowie die des Conventsremters veranschlagt werden. Allein noch fehlte überall Sinn, Verständniß und der rechte Wille; die betheiligten unteren Baubeamten, in ihren gewohnheitsseligen Hand-

werker-Neigungen unbequem gestört, erhoben absichtliche Schwierigkeiten, und so lief der ganze gutgemeinte Versuch endlich darauf hinaus, daß im Jahre 1806 die Dächer auf dem Conventsremter und der Hochmeisterwohnung ausgebessert, der Bau aber schon im Herbste wieder eingestellt und wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges auch nicht weiter fortgesetzt wurde.

Wir aber wollen über den in ihrer Art sehr ehrenwerthen Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigenthümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei, als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu thun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen, und am wenigsten fanden wir uns veranlaßt, das, was sie verschuldet, zu verbergen oder zu bemänteln, zumal nachdem König und Volk den Frevel anerkannt und, soviel an ihnen stand, hochherzig vor aller Welt wieder gutgemacht haben.

1807.

Doch die Zeit wurde nun durch unermeßliches Unglück gewaltsam aufgerüttelt. Alle Nützlichkeits-Theorien hatten sich als unnütz erwiesen und die Ungewitter der Weltgeschicke gingen, um die dicke dumpfe Luft zu reinigen, zündend und weckend über das erschrockene Land.

Auch Marienburg erblicken wir wieder inmitten der französischen Heereszüge vom Jahre 1807, durch seine Lage, seine ehemaligen Festungswerke, durch die weitläufigen Gelasse seines Schlosses und die Belagerung des nahen Danzig unab-

wendbar in den Wirbel der verheerenden Ereignisse hineingerissen. Schon im Februar des gedachten Jahres erhielt es die erste feindliche Besatzung und blieb bis nach Beendigung des Krieges von französischen Truppen besetzt, die von den benachbarten fetten Werdern behaglich zehrten. Die willkommene Einrichtung des hohen Schlosses wurde auch von ihnen zum Kriegs-Magazin, das Mittelschloß aber als Lazareth benutzt und der Conventsremter insbesondere erst zur Werkstatt für Zimmerleute, dann in einen Pferdestall und zuletzt gleichfalls in ein Militär-Hospital verwandelt, während in den untersten Gewölben desselben die Feldschmiede arbeiteten. Ja selbst die Schloßkirche und die Annen-Kapelle mußten zur Aufbewahrung der Lazareth-Bedürfnisse ausgeräumt werden, und damit der Pariser Beischmack nicht fehle, wurde geschwind ein Bethaus in der Stadt zu einem französischen Schauspielhause eingerichtet.

Draußen aber suchten sie gleich nach ihrer Ankunft die alten schwedischen Wälle wieder auf, welche gänzlich verfallen und größtentheils in Gärten verwandelt waren. Ihre Wiederherstellung beschäftigte über 3000 Menschen, die von der Stadt und Umgegend gestellt werden mußten. Manche nahgelegene Besitzung wurde zerstört, auch der Mühlengraben, wie in der Ritterzeit, durch Stauung, Ueberfälle und Schleusen zur Füllung der äußeren Gräben wieder benutzt und jenseits der Nogat ein Brückenkopf angelegt. Allein Napoleon, welcher im Laufe dieses Krieges zweimal Marienburg besucht und Stadt und Vorstädte prüfend umritten hatte, verwarf die bereits weitvorgerückten Arbeiten. „Man habe sich da nur im Fortifiziren geübt und es sei thöricht, mitten zwischen Häusern Verschanzungen anzulegen," äußerte er und ordnete sogleich selbst eine umfassendere, die alten Schweden-Schanzen

wieder aufnehmende Befestigungslinie außerhalb der Vorstädte an. Es sollten zu diesem Zwecke alle Häuser längs der Nogat vom schievelichten Thurm bis zum Marienthore, also das ganze Vorschloß nebst der gesammten Wasserseite der Stadt abgebrochen und die alte Mauer mit Bewallung wiederhergestellt werden, welches alles jedoch auf die dringende Vorstellung der städtischen Abgeordneten nie zur Ausführung kam.

Wenig Erleichterung verschaffte es übrigens der Stadt, daß bald darauf die Franzosen ganz in der Nähe, beim Dorfe Liebenthal den Vorstädten entlang, ein Lager bezogen; denn die Lieferungen verdoppelten sich und die gefährliche Nachbarschaft ließ es an ungestümen Besuchen, auch wohl gelegentlichen Plünderungen nicht fehlen. Ja selbst der am 9. Juli 1807 zu Tilsit endlich abgeschlossene Friede brachte noch keine Ruhe. Die Durchmärsche dauerten fort, die Einquartierungen wurden immer zahlreicher, die Anforderungen der Abziehenden immer übermüthiger und unerträglicher. Von den vielfachen Vexationen, denen Marienburg bei diesem Abzuge ausgesetzt war, hier nur ein Beispiel. Die Stadt mußte, alles Sträubens ungeachtet, ihre eigene Brücke über die Nogat einem französischen Marschalle mit 1050 Thalern abkaufen, sodann wegen derselben, wenn sie ihr gelassen werden sollte, sich mit einem andern französischen Generale noch einmal abfinden, und zuletzt wurde dieselbe Brücke von den Franzosen dennoch weggenommen und nach Danzig abgeführt.

Erst am 22. November 1808, nach einer fast zweijährigen Zwingherrschaft, erfolgte die endliche Räumung der Stadt. Kaum hatte die Fähre mit den letzten Franzosen das jenseitige Nogatufer erreicht, da ertönte es vom uralten Rathhaus=Thurme: Nun danket alle Gott! und noch am Abend desselben Tages

6*

vereinigte sich die gesammte Bürgerschaft in freudiger Aufregung zu einem wahrhaften Volksfeste.

Noch einmal jedoch sollte sich das Schauspiel mit allen seinen Drangsalen wiederholen. Das große französische Heer wälzte sich im Jahre 1812 abermals über Marienburg gegen Rußland hin; die seit 1807 wieder verfallenen Schanzen wurden eiligst von neuem aufgenommen, das hohe Schloß wurde wieder Magazin, das Mittelschloß wieder Lazareth. Dahinten aber über ganz Deutschland wogt' und blitzte es, bunt und in allen Sprachen schallend, wie eine soldatische Völkerwanderung; es war auf die Eroberung eines Welttheils abgesehen. — Doch Gott hatte es anders beschlossen.

IV. Die Wiederherstellung.

Jede denkwürdige Ruine hat ihren frommen Hüter. Auch die Marienburg war in dieser Hinsicht wohlbedacht. Dr. Häbler, fast ein Menschenalter hindurch evangelischer Prediger der Stadt, machte es zur Aufgabe seines Lebens, mit beharrlicher Liebe und Treue die Geschichte des Schlosses, seine früheren Zustände und Verwandlungen zu erforschen. Manches hatte er vor seinem Verfalle noch selbst gesehen und trug durch sorgfältige Nachfrage bei den ältesten Einwohnern und durch unermüdliches Sammeln und Vergleichen längstvergessener Handschriften wesentlich dazu bei, das Dunkel, welches über den öden Räumen schwebte, aufzuklären. Das sehr reiche und jedem Geschichtsschreiber Preußens unentbehrliche Ergebniß seiner Forschungen, Auszüge aus alten Urkunden,

Chroniken und darauf gegründete eigene Ansichten und Combinationen hat er im hohen Alter in acht handschriftlichen Bänden niedergelegt, welche im Schloßarchive aufbewahrt werden. Viele, die damals das Schloß besucht, werden sich des zuverlässigen Führers durch das verworrene Labyrinth der Hallen und Gänge noch dankbar erinnern. Sein Andenken — er starb im Jahre 1842 und hatte also noch die wohlverdiente Freude, die Herstellung zu erleben — ist durch ein gemaltes Fenster in Meisters Stube geehrt worden, welches mit einer auf ihn bezüglichen Inschrift die großentheils nach seinen Entdeckungen restaurirte Façade des Schlosses darstellt.

Allein er war mit seinem Wünschen und Hoffen lange einsam und unbeachtet geblieben. Zwar wurde auf Veranlassung des erwähnten Schenkendorfschen Aufsatzes schon vor dem Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt; aber das hereinbrechende Kriegesunglück hatte keine Zeit zu solchen Gedanken. Nachdem aber folgte jene tiefe dumpfe Gewitterschwüle, eine heimlich arbeitende Zeit ernster Einkehr in sich selbst, äußerer Armuth und inneren Reichthums. Das goldene Kalb materieller Macht, das sie so lange angebetet, lag zerschmettert; sie mußte sich nach andern Göttern umsehen, vor Allem aber mußte man erst den wankenden Boden sichern, bevor man darauf baute.

Da griff plötzlich Gottes Hand allmächtig ordnend durch die ziehenden Verhängnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenroth einer neuen Zeit mahnend herüber. Das große französische Heer, welches noch vor kurzem so übermüthig durch Marienburg gezogen, wankte einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu und bettelte um die Barmherzigkeit seiner Feinde. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marien-

burgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu einem Siegesheer verbrüderte.

Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den innern Feind, der jene einst in's Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele, daß der Stammbaum jedes neuen Gedankens in der Geschichte, den Gesinnungen und Irrthümern der vorübergegangenen Geschlechter nachzuweisen sei, und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Ueberzeugungen und Zustände. Aber es wäre, wie anderswo, so auch in Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und Alles nur ein schöner märchenhafter Traum geblieben; — da wies auf einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg hin.

Der damalige Oberpräsident, später Staatsminister von Schön war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815 den alten erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große

und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost an's Werk, überpfeilerte muthig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Auf seine Veranlassung wurde sofort der Architekt Costenoble aus Magdeburg, der sich durch die Herausgabe eines Werkes über die Prinzipien der altdeutschen Baukunst rühmlich ausgezeichnet hatte, nach Marienburg berufen, wo er im Jahre 1816 das Schloß besichtigte, um zu dessen Wiederausbau sachgemäße Vorschläge zu machen. Es konnte hierbei, wie sich von selbst versteht, nur das eigentliche Prachtschloß, d. h. der nordwestliche Flügel des Mittelschlosses, in Betracht kommen, denn die beiden andern Flügel des letzteren, so wie das ganze hohe Schloß, wo man, wie wir oben gesehen, alle Gewölbe bereits zertrümmert hatte, waren nicht mehr zu retten. Die ursprünglich beabsichtigte Wiederherstellung sollte demnach auch nur den in jenem Flügel enthaltenen Conventsremter, die Wohngemache, den großen und kleinen Remter des Hochmeisters, die darunter belegenen Kellergeschosse, sowie die Dächer, Mauern, Fenster, Thüren, äußeren Verzierungen und endlich die Schloßkirche nebst dem daranstoßenden Thurme umfassen. Der Staat trat hochherzig an die Spitze des Unternehmens. Der Plan wurde höchsten Orts genehmigt und zu dessen Ausführung als erste Spende vorläufig eine aus dem Verkauf einiger französischen Militär-Effekten in Danzig übriggebliebene Summe von 9,255 Thlr. bewilligt.

Mit so geringen Mitteln schritt man nun frisch zur That. Am 3. August 1817, dem Geburtstage des Königs, wurde

die Wiederherstellung begonnen, nachdem das Schloß seit vollen 360 Jahren aufgehört hatte, Sitz der Hochmeister zu sein. Der Geheime Regierungsrath Hartmann, damals Regierungs- und Baurath in Danzig, übernahm die Leitung des Ganzen, und seiner technischen Einsicht, der gewissenhaften Treue, womit er jede historische Spur unverdrossen verfolgte, gebührt ein sehr bedeutender Antheil an dem Ruhm des Werkes.

Jedes tüchtige Unternehmen hat seine fröhliche Jugend. Und so möchten wir auch die Anfänge dieses Baues bezeichnen; jene ahnungsvolle Spannung, womit, wie in einem Bergwerke, die wackeren Steiger bald da, bald dort anklopfend und schürfend, sich in den dunkeln reichen Schacht der Vorzeit vertieften, jene ursprüngliche Freude und Lust am Entdecken, wenn bald ein uraltes Fenster oder Bodengetäfel unerwartet zum Vorschein kam, jetzt ein schlanker Pfeiler aus seiner hundertjährigen Verwünschung erlöst wurde, wenn an Wänden und Gurtbögen halbverblichene Gemälde und fromme Sprüche wieder aufdämmerten und endlich die verworrenen Lineamente des wüsten Chaos sich allmählich zu überraschender Größe und Pracht ineinanderzufügen und zu gestalten schienen.

Mit dem Erfolge aber, wie in allen menschlichen Dingen, wuchs auch von Tag zu Tag die allgemeine Theilnahme und Begeisterung. Da hieß es nicht vergeblich: Freiwillige vor! Der Gerichtsdirektor Hüllmann, mit Hülfe des Prediger Häbler, übernahm die Sorge des Bauherrn, der Proviantmeister die Oberaufsicht über die Arbeiter, der Bügermeister Hüllmann die Kasse. Zu Materialien- und Bauaufsehern aber hatten sich andere geeignete Leute gefunden; und dies alles unentgeltlich, so daß — ein bekanntlich gar seltener Fall

— die Sätze des Bauanschlages bei weitem nicht erreicht wurden. Schon hatte der Bau in Deutschland Aufsehen erregt und vielfachen Besuch von Fürsten, Gelehrten und Künstlern nach Marienburg gelenkt, welche dem Werke öffentlich sein Recht wiederfahren ließen, unter ihnen damals am kräftigsten der Architekt Moller in Darmstadt. Immer rascher und ausgebreiteter wurde die Bewegung. Die Stände von Ostpreußen und Litthauen beschlossen auf dem General-Landtage zu Königsberg, sich zu Beiträgen zu vereinigen und auch die Städte dazu einzuladen. Von allen Seiten, von Einzelnen jeglichen Standes, von Familien und Corporationen liefen Anerbietungen ein; ein jeder wollte helfen.

So war es denn bald nöthig geworden, in diese volksthümliche Mitwirkung eine grundsätzliche Ordnung zu bringen. Seinen ursprünglichen Gedanken festhaltend, war Herr von Schön der Meinung, jedes Volk müsse wie Alt-England sein heiteres Westmünster haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zu Hause seien. Und nicht leicht konnte irgend ein Bau hiezu sich würdiger eignen, als die erhabene Marienburg, da sie in jedem Betrachte königlich war, da sich an sie alle großen Erinnerungen des Landes knüpften, gleichsam das geistige Ahnenhaus der Preußen, der Horst des schwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin wahrhaft heimisch zu machen, sollte sich keiner mit bloßem Zahlen abfinden dürfen. Die gewöhnlichen Subskriptionen, nur zu häufig ein eitel Spiel der Ostentation, wurden vorweg abgelehnt; nur die That sollte gelten. Jeder, dem es Ernst war mit der Sache, jede Stadt, Corporation, Familie oder nach Umständen auch mehrere gemeinschaftlich, konnten die Herstellung eines bestimmten Theils des Werkes, eines Gemachs, Gewölbes, Pfeilers oder Fensters auf eigne Kosten

übernehmen und durften ihre ehrenhafte Theilnahme durch Inschriften, Wappen oder sonstige angemessene Embleme an dem Baue selbst für die Nachkommen bekunden. Es bedarf indeß wohl kaum der Erwähnung, daß hierbei alle Willkür ausgeschlossen blieb und der von der leitenden Behörde für den Wiederausbau vorgezeichnete Plan von den Mitwirkenden auf das genaueste befolgt werden mußte, indem der Baumeister Jedem das Werk vorschlug, welches mit dem dargebrachten Scherflein ausgeführt werden konnte. Der König übernahm das Dauernde, das Fundamentale: die Erhaltung des Ganzen, sein Volk den Ausbau und den Schmuck. Denn nur Eingeborene wurden, der Grundidee getreu, zur Theilnahme zugelassen; für Ausländer bedurfte es besonderer königlicher Genehmigung. — Und so erhob sich denn rasch und unerwartet die alte Marienburg, indem der König sie vor der Unbill der Zeiten in Schutz nahm und sein Volk sich treulich um ihn schaarte, als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mithelfend und mitbauend sich als ein Glied einer großen Genossenschaft erkannte.

Wie überall, wo es Hohes gilt, leuchteten auch hier die Prinzen des königlichen Hauses großsinnig voran und bestimmten zur Wiederherstellung des hochmeisterlichen großen Remters und der Zinnen über dem Schlosse eine angemessene Summe. Einzelne hochgestellte Staatsbeamte, Privatpersonen, Familien, Institute, die Städte Ostpreußens und Westpreußens und deren Magistrate, verschiedene Kreise der Provinz, die Offiziere der königlichen Armee, die Königl. Regierungen in Preußen, die Ober- und Untergerichte, die Königsberger Universität und die Gymnasien Preußens, die evangelische und die katholische Geistlichkeit, die Landräthe, Freimaurer-Logen und andere Vereine, sowie die Bewohner des großen und

kleinen Marienburger Werders bezeugten ihre Theilnahme an dem großen Kunstwerke so kräftig, daß mehr als die Hälfte der gesammten Baukosten durch freiwillige Beiträge gedeckt wurde.

Die aus königlichen Kassen bewilligten Gelder dagegen waren lediglich zur Verhütung weiteren Verfalles bestimmt, zur Reinigung des Schlosses von Schutt und Unrath, zum Abbrechen der neuen entstellenden An- und Inbaue, sowie zur Bewirkung der nothwendigsten Reparaturen, namentlich der Schloßkirche, des Schloßthurms, des nördlichen Flügels des Mittelschlosses, der Grabenmauern, des schievelichten (sogenannten Buttermilch-) Thurms u. s. w. Außerdem sind an fortlaufender Dotation, Behufs der Unterhaltung der fertigen Theile des Schlosses, namentlich der Fundamente, Umfassungsmauern, Gewölbe, Dächer, Fußböden, Thüren, Fenster, Brunnen ꝛc. Kapitalien aus dem Landesunterstützungsfonds im Betrage von 35,716 Thlr. überwiesen worden.

Es haben die bis zum Schluß des Jahres 1842 aus Staatsfonds und an freiwilligen Beiträgen vereinnahmten und verwendeten Summen zusammen 146,520 Thlr, 15 Sgr. 1 Pf. betragen.

Wer das Schloß jetzt sieht, wird es kaum glaublich finden, daß man die Restauration damit anfangen mußte, das Ausgießen von Unreinigkeiten in die untern Räume durch die oberen Oeffnungen der Gewölbe zu untersagen und die Abzüge vielfacher Kloaken nach der Schloßmauer hin zu schließen. Demnächst wurden noch im Jahre 1817 die Dächer und Balkenlagen, welche an mehreren Stellen dem Einsturze

drohten, eiligst ausgebessert und zwei Häuser auf dem Vorschloß abgebrochen, deren schmutzige Höfe und Schweineställe dicht an den hervorspringenden Flügel der Hochmeisterwohnung stießen. Nun aber mußte vor allem andern, gleichwie in Pompeji, der unermeßliche Wust und Moder, womit die Gleichgültigkeit früherer Jahrhunderte den Bau zumal von der Nogatseite verschüttet hatte, hinweggeräumt werden, um nur erst Luft und Licht in das verworrene Dunkel zu bringen; denn selbst das Innere der Gemächer bis weit über die obersten Gewölbe hinaus war damit angefüllt und auf dem Hofe der Grund um einige Fuß erhöht. Nicht weniger als 48,000 Fuhren Schuttes wurden in den ersten zwei Jahren fortgeschafft und alle diese Fuhren von den benachbarten Bewohnern des großen und kleinen Marienburger Werders freiwillig und unentgeltlich gestellt. So groß war die Verwahrlosung der Vorzeit und die begeisterte Theilnahme der Nachkommen!

Das Erste, was nun zum Angriff kam, nachdem man das Schloß auf diese Weise zugänglich und dessen Wiederausbau überhaupt nur erst möglich gemacht hatte, war die Wiederherstellung des Convents-Remters. Die Stadt Marienburg machte wie billig den Anfang. Sie ließ den völlig verwüsteten Eingang vom Burghofe aus nebst eichener Thüre in seiner alterthümlichen Gestalt wieder herrichten und fügte zum Angedenken ihr Wappen in die Decke desselben. Zwar hatte dieser Eingang, wie die vorhandenen Spuren an der äußeren Mauer zeigten, in der Ritterzeit noch eine besondere Vorhalle; sie konnte indeß, da ihre eigentliche Beschaffenheit nicht mehr zu ermitteln war, bei der Wiederherstellung nicht weiter berücksichtigt werden.

Im Innern des Remters aber, welcher verhältnißmäßig

am wenigsten gelitten hatte, mußte zunächst erst vollständig aufgeräumt werden; denn im Jahre 1812 war derselbe von den Franzosen für das Militär-Lazareth durch eine auf einem eigenen Holzbau ruhende, hölzerne Zwischendecke ebenfalls in zwei Stockwerke abgetheilt worden, ohne jedoch dabei die Gewölbe oder Seitenwände zu beschädigen. An den letzteren zeigten sich bei sorgfältigem Abblättern der neueren Kalküberzüge nirgends Spuren einer früheren Uebermalung, nur an den Gewölbegurten wurden blaue und gelblichrothe Streifen, und über der Eingangsthüre Ueberreste eines alten Gemäldes sichtbar: Christus, die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin des Ordens und also eigentlich den Orden selber segnend. Farben und Umrisse aber waren bereits so verblichen und unkenntlich, daß man sich darauf beschränken mußte, das Bild in seinem vorgefundenen Zustande zu belassen.

Dagegen boten die übrigen Theile des ungeheuren Saales ein überreiches Feld für die Thätigkeit der Mitwirkenden. Westpreußen, als die nächste Landsmannschaft, ließ es sich nicht nehmen, mit seiner Wiederherstellung den anderen Landschaften vorzugehen. Nur ein Fenster, dem Eingange gerade gegenüber, bekundet auf eine würdige Weise die Theilnahme des verewigten Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, welche dieser Staatsmann bis an sein Ende dem merkwürdigen Baue treulich-fördernd zugewendet hatte. Von den andern Fenstern wurden drei durch die Städte Danzig, Elbing und Thorn, die übrigen zehn aber von den Ständen sämmtlicher westpreußischer Kreise hergestellt und mit den alten Verzierungen versehen, von denen sich noch Bruchstücke in den vermauerten Fenstern vorgefunden hatten; in Glas gemalte Wappen und Inschriften bezeichnen auf jedem Fenster die Stifter.

Der Saal stand in alter Zeit mit der daranstoßenden Conventsküche nur durch eine Schenkbank in Verbindung. Diese war später in eine Thür verwandelt worden, wurde aber jetzt an der Steineinfassung wiedererkannt und von der Stadt Kulm in die ursprüngliche Form gebracht. Marienwerder übernahm die Herstellung der Thüre zu der steinernen Treppe, auf welcher man seitwärts in die Wohnung des Hochmeisters gelangt. Elbing breitete über den Fußboden, wie in der Vorzeit, wieder einen farbigen Teppich von verglasten Thonfliesen. Alle gemeinschaftlich aber führten rund um den ganzen Saal die im Jahre 1772 weggebrochenen steinernen Sitzbänke wieder auf. Und so stand denn schon im Jahre 1821 der Saal in seiner uralten Schönheit da, mit den zartweißen luftigen Gewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, ein Aufenthalt von unbeschreiblich milder Heiterkeit, zumal wenn die Abendsonne, die bunten Schildereien der hohen spitzbogigen Fenster abspiegelnd, den glänzenden Boden träumerisch wie mit phantastischen Blumen bestreut.

Hier fand man auch unter dem Saale zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler einen 12 Fuß langen und 10 Fuß breiten Raum, welcher unten einen festen Heerd und über diesem einen starken, mit großen und kleinen Feldsteinen hoch und lose bedeckten Rost von Ziegeln enthielt, oben aber backofenartig überwölbt war. Es war dies die erste Entdeckung der merkwürdigen Vorrichtungen, deren man sich in der Ritterzeit zur Erwärmung dieser großen Gemächer bediente. Auf jenem tiefen Heerde nämlich wurde das Feuer angezündet und durchglühte nun die Steine über dem Rost. Aus dem oberen Gewölbe aber gingen 36 Oeffnungen zu 5½ Zoll im Quadrat durch den Fußboden des Remters, welche die Hitze, wenn

der Rauch durch die in einem Fensterpfeiler nach der Nogat-Seite befindliche Schornsteinröhre abgezogen war, in den Saal leiteten. Auf jenen Oeffnungen lagen Kalksteinplatten mit runden Löchern, die durch metallene Deckel geschlossen werden konnten, Fünf solcher alten Platten wurden noch vorgefunden. Aehnliche Heizungsanstalten befanden sich auch unter andern Sälen und Stuben. Sie wurden sämmtlich durch das Königl. Kriegsministerium hergestellt und haben sich bei den mehrfach angestellten Versuchen als vollkommen praktisch bewährt.

Die oben erwähnte Schenkbank aber führte nun zunächst zu der angränzenden Conventsküche. Hier hatte man sich im Jahre 1772 vollkommen häuslich eingerichtet. Die Küchenkammer und ein Theil der Küche selbst waren in Wohnstuben mit durchbrochenen großen Fenstern, der Heerd in eine Schlafkammer, der vordere Küchenraum am Eingange in ein Wagengelaß verwandelt worden und im hintern Theile standen Pferde und Kühe unmittelbar auf dem unverwüstlichen Gewölbe des Kellergeschosses. — Jetzt wirbelt der Rauch wieder lustig zu dem alten langen Schornsteine hinaus, wenn droben in Meisters großem Remter von Zeit zu Zeit ein Festmahl gegeben wird.

Schwieriger, ja völlig räthselhaft war dagen die Aufgabe bei der ehemaligen Hochmeisterwohnung. Da sausten, wie wir oben gesehen, die Webestühle und plärrte die Schuljugend; vorn an der Hofseite aber verwirrte ein Labyrinth von Zimmern, Kammern und Hausfluren jede alterthümliche Spur. Und so stand man denn wie vor einer großen steinernen Sphynx rathlos, kaum ahnend in der unentwirrbarsten Verwickelung, als unerwartet die vom Prediger Häbler im November 1817 gemachte Entdeckung eines vermauerten

Fensters auf der vorspringenden Nordostseite das erste Streiflicht in das peinliche Dunkel warf. Denn diese Oeffnung mit ihrer alten, noch völlig erhaltenen Stuckverzierung wies offenbar auf ein ehemaliges Kirchenfenster hin und leitete zuerst zu der späterhin durch weitere Nachforschungen und Archivalien bestätigten Annahme, daß hier einst die Hauskapelle des Hochmeisters gewesen und daß mithin der jetzt dabei befindliche äußere Treppenaufgang, der doch unmöglich durch die Kapelle zu den hochmeisterlichen Wohngemächern führen konnte, neu und wieder wegzuräumen sei.

Wo aber sollte nun zu dem Baue, in den man auf diese Weise gleichsam dur'chs Fenster eingestiegen war, der wahrhafte alte Eingang gesucht werden? Die Erfahrung lehrte, daß sich derselbe bei allen Ritterschlössern der leichteren Vertheidigung wegen im Erdgeschosse befand. Auch hier war allerdings weiter nach dem Hochschlosse hin ein solcher Eingang zu ebener Erde mit Sitzbank, steinernem Thürgerüste und einer eingewölbten viereckigen Oeffnung, die man gar wohl für ein Treppenloch ansehen konnte. Als der Schutt hinweggeräumt und das Gewölbe ausgebrochen wurde, fand es sich, daß die Widerlagen dazu später ausgehauen und die Wände hinter demselben geputzt und bemalt waren. Ja, an der rechten Seite dieses Raumes zeigten sich sogar noch Spuren früherer Treppenstufen und es litt daher keinen Zweifel,. daß hier irgend einmal ein Aufgang gewesen. Allein wenn er wiederhergestellt werden sollte, mußte das notorisch alte, schöne hochmeisterliche Gemach oben an der Hofseite nothwendig zu einem Vorflur verbraucht werden. Nach allen diesen Ermittelungen konnte man nur annehmen, daß jener ehemalige Aufgang sehr frühe, vielleicht schon von dem ersten Hochmeister in Marienburg, wieder abgeändert und anderweit

angelegt, der damalige Vorflur aber in das jetzige hochmeisterliche Gemach umgewandelt worden sei.

Indem man jedoch nun in solcher abermaligen Ungewißheit vorsichtig weiter umherlugte und tastete, gab endlich eine zweite Entdeckung den Ausschlag. Mitten in jenen polnischen Durcheinanderbauten stieß man nämlich auf einen vermauerten, hohen und prächtigen Spitzbogen, der einen unmittelbaren Eingang zu dem alten oberen Hausflur bildete. Zu ihm mußte ehemals eine Treppe führen und diese konnte nur aus dem Raume unter Meisters Kapelle, also von der Thüre in der Nordostecke des Vorsprunges hinaufgeführt haben. Hier wurde daher in Ermangelung bestimmter Nachrichten der vermuthliche alte Aufgang angenommen und aus jenem Raume, als dem ehemaligen Aufenthalte des Thorwarts, eine breite steinerne Treppe zu dem Spitzbogen hergestellt. Und somit war denn die Burgpforte wieder erobert und die fremde Besatzung: der Schulmeister in Meisters großem Remter und die Proviantbeamten in den verschiedenen Stockwerken auf der Hofseite mußten ihre eingebauten Wohnungen räumen, welche ohne Verzug überall herausgeworfen wurden.

Bald darauf besuchte auch Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber Preußens, Marienburg. Der tiefe Eindruck, den der Bau auf ihn machte, die gesammelten Nachrichten und Andeutungen, die ihm Häbler mittheilte, veranlaßten ihn zu eifrigen und unausgesetzten Nachforschungen im geheimen Archive zu Königsberg, wo sich mehrere aus dem Untergange des Ordens gerettete Verwaltungs- und Baurechnungen des ehemaligen Haupthauses vorfanden. Diese Rechnungen gaben aber nicht blos von den gezahlten Summen, sondern auch darüber, wo, wie und warum gebaut, ausgebessert, getäfelt oder übermalt worden war, fast Chroniken-

artig sehr ausführliche Auskunft. Sie haben daher über die Einrichtung des Ganzen, über die Bestimmung und den Zusammenhang einzelner Theile des Schlosses ein oft überraschendes Licht verbreitet. Von nun ab sehen wir demnach Historiker und Architekten, Hand in Hand, immer tiefer und sicherer vordringen und wollen sie auf ihrem weiteren Gange in möglichster Kürze begleiten.

Der geräumige Hausflur, den man jetzt aus jenem entdeckten Spitzbogen zunächst betrat, hatte zur Rechten des letzteren noch sein alterthümliches Gewölbe bewahrt, sammt dem starken, viereckigen, abgekanteten Grenzpfeiler, worauf es ruht, dem einzigen in dieser Art im ganzen Schlosse. Links vom Eintritte aber nach der Hofseite hin waren, wie wir oben gesehen, sämmtliche Gewölbe von den Polen zerstört worden; nur die Seitenmauer zeigte noch Spuren davon und ließ namentlich den mittleren Spitzbogen ganz deutlich erkennen. Hiernach wurde das Gewölbe im Jahre 1823 mit besonderer Sorgfalt wiederhergestellt und auf drei nebeneinanderstehende, achteckige Granitpfeiler gesetzt, deren gemeinschaftlicher Knauf das in Stein gehauene Wappen des Staatsministers v. Stein enthält, welcher einen dieser Pfeiler errichtet hat. Eine Stelle in Treßlers Rechnungsbuch vom Jahre 1399 weist darauf hin, daß dieser Hausflur damals neu gemalt worden. Und wirklich entdeckte man auch an der Wand neben der Vorhalle zur Kapelle unter dem abgeblätterten Kalküberzuge noch seltsame Ueberreste halber Kreisflächen, in verschiedenen Farben wechselnd; das alterthümliche Gewölbe zur Rechten dagegen zeigte Spuren von Weinlaub und die Seitenmauer ein gemaltes Wappenschild auf röthlichem Grunde. Das letztere ist erhalten und der Fußboden mit Kalksteinfliesen neu geflurt, wie man sie zum Theil noch

vorgefunden, während die wiederausgebrochenen Fenster nach dem Hofe hin mit den vom Maler Höcker auf Glas gemalten Bildnissen der Hochmeister Heinrich von Plauen und Küchenmeister von Sternberg prangen. An den Wänden aber hängen alte lebensgroße Hochmeisterbilder, die man im Kloster Karthaus entdeckt, und Helme, Harnisch und Waffen dazwischen; ein Ritter in voller Rüstung mit geschlossenem Visir steht dem Eingange gegenüber wie eine versteinerte Wacht.

Doch schon schweift der Blick, fast unwiderstehlich angezogen, in die Hallen des unmittelbar anstoßenden Ganges, der in heiterer Pracht die Nähe des Fürsten verkündet, als träte man hier durch die engen gedrückten Thüren und dunklen Räume, wie aus einem Schachte, plötzlich unter Gottes freien Himmel heraus. Diese leichten schönen Kreuzgewölbe, ihrer ganzen Länge nach seitwärts von freistehenden schlanken Granitpfeilern in der abgeschwächten Mauer nur wie zum Spiele getragen, von fünf hohen Fenstern durch und durch sommerlich erhellt, sie sind wie ein Lichtgruß des Burggeistes, der, durch das zudringliche Pochen und Hämmern der geschäftigen Zeit von Gemach zu Gemach aus dem eigenen Hause vertrieben, hier der endlichen Lösung seines Baues entgegenharrte. Denn dieser Gang hat alle Jahrhunderte der Schmach in fast unversehrter Alterthümlichkeit überdauert.

Doch gab es auch hier an mancherlei Beiwerk noch vollauf zu thun. An den Fenstern mußten die im Jahre 1807 weggebrochenen Brüstungen, steinernen Platten, Pfosten und Stuckverzierungen erneuert werden, wobei die Fenster jedoch ganz ihre alte Form wieder erhielten, da die gegliederten Fenstergewände von aufgemauerten Kalksteinblöcken, sowie die Quersteine und geraden Stürtze noch vorhanden waren.

Auf diesem Gange war in alter Zeit ein runder Brunnen

(Meisters Born), der in der Seitenmauer vor dem dritten Fenster durch die drei unteren Geschosse 55 Fuß tief hinabsteigt, in der Tiefe von behauenen Granitblöcken eingefaßt ist und die Einrichtung hatte, daß auch in jedem unteren Geschosse daraus geschöpft werden konnte. Bei dem Bau der Wohnungen für die Baumwollenweber war der Brunnen verschüttet und seine Stelle unkenntlich gemacht worden. Er wurde im Jahre 1817 ausgeräumt und wiederhergestellt.

Und hier mag ein Fall, für viele andere, deutlicher machen, in welcher Weise man jede alte Spur verfolgend nach und nach zu einer sicheren Einsicht des Ganzen zu gelangen suchte. Nach der Aussage des vorletzten marienburgischen Starosten von Rexin, welcher im Anfange der Restauration noch lebte, sollte nämlich neben jenem Brunnen, also Meisters kleinem Remter gegenüber, ehemals ein großer, mit metallenen Hähnen versehener Wasserbehälter von Stein auf einer gleichfalls steinernen Unterlage gestanden haben. Sofort wurden im Archiv zu Königsberg die alten Papiere durchforscht, und siehe da, man fand in des Hauskomthurs Rechnungsbuch vom Jahre 1414: „Item 1 fird. (Firdung, eine Art Münze) Menczel, der das hantfaß reine machte vor dem Rempter“ und bei dem Jahre 1416: „Item 1 halb mrc (Mark) vor eynen hauen czu des meysters borne czu beßern am freytage vor Judica.“ Das Handfaß ist im Jahre 1786 verschwunden, seine Unterlage aber wurde, der Beschreibung des Herrn v. Rexin zufolge, in einer künstlich ausgehölten Steinplatte unter der Pumpe des Gasthofes in der Vorburg wiedererkannt und auf seine vorige Stelle zu alten Ehren gebracht.

Von den Granitpfeilern, welche in ihren oberen Theilen mit Bindern versehen sind, ist der eine an der Stelle, wo

des Meisters Handfaß gestanden hat, unter dem Bindersteine mit einer Console oder einem Kragsteine abgefangen, um für jenes den erforderlichen Raum zu gewinnen. Das schien den Kleinmeistern im Jahre 1786 ein allzu gefährliches Wagstück; in handwerksmäßiger Angst, das Gewölbe, welches jener Kragstein doch beinahe 500 Jahre getragen, möchte zusammenstürzen, hatten sie diesen sorgfältig untermauert. Diese Angstmauer aber ist im Jahre 1817 hinweggeräumt und das Gewölbe ruht nach wie vor felsenfest auf dem Kragstein, der nun wieder offen Zeugniß gibt von der sicheren Kühnheit des alten Baumeisters.

Als Vorhalle zu dem Herrlichsten, was Marienburg und wohl die altdeutsche Baukunst überhaupt aufzuweisen hat, deutet dieser Gang auch in den neuen sinnbildlichen Glasgemälden seiner Fenster, so wie durch die Wiederherstellung der letztern überall unmittelbar auf die Höhen des Lebens, auf Kunst und Wissenschaft, die den Bau begründet und jetzt gleichsam von neuem wieder entdeckt haben. Die ersten drei Fenster entstanden nämlich durch die Beiträge der preußischen Gymnasien; das vierte ist ein Vermächtniß des Kriegsraths Scheffner in Königsberg, eines seitdem verstorbenen Kunst- und Künstlerfreundes; das fünfte aber in der schmalen Nordwestseite des Ganges von der Königsberger Universität errichtet, zeigt deren Stifter, Herzog Albrecht und ihren ersten Rector Georg Sabinus. Sie sind, bis auf das vierte, sämmtlich von Höker gemalt.

Aus dem Gange führen drei Thüren, die erste durch eine Vorhalle in Meisters kleinen Remter, den wir später betreten werden, die andere zu einer Windetreppe von 112 Stufen, welche aus Kalksteinplatten so gearbeitet sind, daß sie selbst durch ihr Aufliegen aufeinander zugleich die Treppenspindel

bilden. Diese Treppe verbindet nicht nur dieses Geschoß mit dem Erdgeschosse, sondern steigt auch aufwärts über den Gewölben zu den Zinnen hinauf. Sie war vom Gange ab bis in die Tiefe verschüttet und in den untern Ausgängen vermauert. Noch im Jahre 1817 wurde sie ausgeräumt und — Dank dem schirmenden Moder — in ihrem alten Zustande unversehrt befunden. Die dritte Thüre aber bildet den Eingang zu Meisters großem Remter.

Auch dieser weite hohe Eingang mit seinen steinernen Sitzbänken zu beiden Seiten und den zierlichen Stuckverzierungen darüber hatte sich durch alle Verwüstungen hindurch in der alten Pracht erhalten, nur die Tulpenblätter in den Verzierungen mußten neu eingesetzt werden. Dagegen war der Saal selbst bei seiner Einrichtung für den Schulmeister und die Weber um so unnachsichtlicher zerstört worden, je spröder und unbequemer seine durchaus ritterliche Haltung sich jenem Gebahren erwies. Die Wände, ja selbst die sich senkenden Gewölbegurten waren unbarmherzig zerhackt, die Fenster zum Theil gänzlich, andere halb vermauert, die rund um den Saal laufenden steinernen Sitzbänke überall hinweggebrochen. Alles dies mußte wieder neu geschaffen, sowie die in das Gewölbe eigeschlagenen Löcher, durch welche die Schornsteine der eingebauten Wohnungen gezogen waren, wieder vermauert werden. Die Herstellung der Fenster aber erleichterte der Umstand, daß man theils in einem der vermauerten, theils unter dem Schutte eines Kellerraumes noch eine steinerne Sohlbank uebst mehreren hierhergehörigen Fensterpfosten entdeckt hatte, welche dabei zum Vorbild dienten, während die Stuckverzierungen in den Fenstern nach dem gleichartigen Schmucke im Eingange abgeformt wurden.

Ein altes großes Kamin auf der Südostseite des Saales,

obgleich durch eine Küche verbaut, war ganz unbeschädigt geblieben und durfte nur, der Vorsicht wegen, mit einem eisernen Träger versehen werden.

Zwischen diesem Kamin aber und dem Eingange fand man einen schmutzigen Durchgang, der sogleich als neu erkannt wurde, denn die steinerne Einfassung an der Decke und an den Seiten desselben, nebst Thürfalzen und Merkmalen ausgebrochener Thürhaken deuteten offenbar auf eine frühere anderweite Bestimmung. Auch entdeckte man bald in der steinernen Seitenwand eine Oeffnung und eine noch vorhandene bleierne Röhre darunter, welche unter dem Abflußsteine bei Meisters Brunnen im Gange endet. Endlich gab ein später aufgefundener Grundriß vom Jahre 1747 vollkommene Gewißheit, daß hier ehemals die Schenkbank des Remters gewesen. Auch sie wurde vollständig hergestellt und durch eine neue hölzerne Thür geschlossen, und seitdem sind schon manchesmal bei Festmahlen, wie in alter Zeit, die Speisen wieder hindurchgereicht worden.

Nach erfolgter Ablösung des übertünchten Kalkes war überall noch deutlich zu erkennen, daß früher nur die Gewölbe des Saales weiß, die Wände aber, selbst die Fenstergewände und Fensterkreuze gelbröthlich angestrichen waren. An der Seitenwand zwischen dem Kamin und dem Eingange befanden sich gemalte Wappen und eine Inschrift in zwei Reihen lief zwischen den beiden Fensterreihen rund um den ganzen Saal. Allein von den Inschriften waren ungeachtet aller angewandten Vorsicht und Mühe nur unter dem einen Wappen die Worte: „als ich kommen bin“ noch zu entziffern. Der Saal ist daher jetzt durchaus weiß gehalten worden.

In solcher Weise war diesem Remter schon im Jahre 1819 im Wesentlichen seine alterthümliche Gestalt wieder-

gegeben. Seine spätere würdige Ausschmückung aber hat er der Munificenz der Prinzen des Königlichen Hauses zu verdanken. Sie ließen die große hölzerne Thüre, ein tüchtiges Tischlermeisterstück, im Eingange einsetzen und den Fußboden mit kleinen verglaseten, schwarzen und weißen Thonfließen fluren, wie man deren bei Ausräumung des Saales noch mehrere vorgefunden hatte. Eine wahrhaft fürstliche Gabe aber, wie sie dem alten Fürsten-Saale geziemt, sind die Glasgemälde seiner hohen Fenster. Sie enthalten in den untern Fensterreihen die Wappen des Königlichen Hauses, in den oberen Darstellungen die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Ordens, von seiner Stiftung bis zu Herzog Albrecht. Die Zeichnungen zu dem zweiten Fenster sind von Wach, die übrigen von Kolbe entworfen, sämmtliche Bilder aber in Berlin unter Schinkel's Anleitung vom Maler Müller ausgeführt. Zu ihrem Schutze hat man sie von außen mit einem Drahtgeflecht und mit Vorfenstern von hellem Glase versehen.

Welch' ein Saal aber, der solchen überreichen Schmuck als freundliches Beiwerk hinnehmen darf, ohne davon erdrückt zu werden! Sein edles Gewölbe ruht bekanntlich in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle große Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der Alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilert. Und damit dieses Emporpfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster, in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Aussicht eröffnend, ringsumher die Erde nur wie ein fernes schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen

war dieser Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern versehen. Man denke sich ihn so erleuchtet, die Gewölbe, Gurten und Verzierungen im wandelnden Wiederschein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal selbst, fast lauter Fenster, bei dunkeler Nacht wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande. —

Dieser Saal hatte in frühester Zeit eine Thüre nach dem südöstlich anstoßenden kleinen Remter des Hochmeisters; sie wurde aber schon im Jahre 1414 vermauert und bei der Herstellung nicht wieder geöffnet. Wir müssen daher auf den oben beschriebenen Gang wieder zurück und von diesem durch eine kleine Vorhalle eintreten, aus der ein Gang in der Mauer rechts zu der Schenkbank des großen, links aber zu der des kleinen Remters führt und beide Schenkbanken weiterhin mittelst einer Windetreppe mit Meisters Küche im Erdgeschoß und mit den Kellern in Verbindung setzt.

Die Wiederherstellung des kleinen Remters begann im Jahre 1819. Auch das Gewölbe dieses Saales ruht auf einem achteckigen Granitpfeiler, der sich jedoch von allen andern dadurch unterscheidet, daß er oben schmucklos und ohne alles Gesimse die sich senkenden Gewölbegurten aufnimmt, so gleichsam den Schlußstein des schönen Gewölbes bildend. Dieser Pfeiler war zu polnischer Zeit, als man hier in zwei Etagen die Zimmer für die Gräfin Cosel einrichtete, völlig vermauert, sämmtliche Fenster bis auf den Boden waren vernichtet und selbst die Gewölbegurten, um für jene Zimmer geebnete Wände zu erhalten, über den Kragsteinen zerhackt worden. Glücklicherweise hatte man indeß ein Stück der alten Sohlbank eines Fensters, welche den geraden Sturz desselben deutlich erkennen ließ, sowie einen Theil der ehemals ringsumlaufenden steinernen Sitzbänke in der neuen Mauer, unter

der Mauer aber den alten Estrich aus Stuck noch vorgefunden, wonach dies alles, nebst der Schenkbank von den ostpreußischen und litthauischen Ständen in seiner ehemaligen Gestalt wiederhergestellt wurde. Zu den theilweis schwarzen Füllungen der Thüren verwandte man mehrere Eichen, die man bei Reinigung des Flusses Tiege im Wasser entdeckte, wo sie vielleicht im Verlauf von einigen Jahrhunderten durch und durch geschwärzt worden. Die Fenster aber wurden mit den in Glas gemalten Hauswappen der Hochmeister geschmückt, welche in der Marienburg ihren Wohnsitz gehabt.

Auch hier waren, wie sich bei Ausräumung des Saales fand, die Seitenwände ursprünglich röthlichgelb und die Gewölbe weiß gehalten. In den oberen Theilen der Seitenwände aber zwischen den Gewölbebogen zeigten sich Spuren von alten farbigen Gemälden auf Kalk, überall im Vordergrunde ein geharnischter Ritter zu Pferde mit seinem Gefolge, an denen die weißen Mäntel mit den Ordenskreuzen noch deutlich zu erkennen waren, und im Hintergrunde Gebüsch, auch wohl Mauerwerk oder Häuser. Die alten Rechnungen bekundeten, daß diese Gewölbebogen einst die Bildnisse der Hochmeister zu Roß enthielten. Der Hochmeister Konrad von Jungingen ließ hier im Jahre 1403 seine Vorfahren malen und nach seinem Tode wurde auch sein Bild in die Reihe mitaufgenommen. Leider aber waren auch diese Gemälde schon so zerstört und verstümmelt, daß nichts davon beibehalten werden konnte. Ihre geschickte Wiederherstellung würde den stillen Zauber würdiger fürstlicher Ruhe und Häuslichkeit, den dieser gewöhnliche Speisesaal des Hochmeisters auch in seiner jetzigen Gestalt auf jeden Beschauer ausübt, ohne Zweifel bedeutend erhöht haben.

Am räthselhaftesten erwies sich der nun zunächst angren-

zende Raum, **Meisters Stube**, welche durch eine Thüre mit dem kleinen Remter in Verbindung steht. Hier hatte man in den Jahren 1785 und 1786 bei Einrichtung der Wohnungen für die Baumwollenweber Alles so gründlich zerstört, verwandelt und verbaut, daß es auch den eifrigsten Nachforschungen nicht gelang, den alterthümlichen Zustand des Ganzen mit einiger Sicherheit zu errathen. Aus dieser Stube tritt man nämlich nordöstlich in einen kleinen Gang, welcher, der Stubenthüre schräg gegenüber, in den großen Hausflur, links zu der zweiten Windetreppe und rechts in Meisters Gemach führt. Die Scheidemauer zwischen diesem Gange und der Stube erschien jedoch so vielfach durchgebrochen und wieder vermauert und abermals durchgebrochen, daß sie ganz weggenommen und völlig neu aufgemauert werden mußte. In der Stube selbst aber war die Seitenmauer nach Meisters Gemach hin über zwei Fuß weit abgehackt und ohne irgend eine Andeutung ehemaliger Gewölbe, wogegen in derselben Mauer noch Merkmale eines vermauerten Kamins sichtbar wurden. Um die Verwirrung vollständig zu machen, entdeckte man endlich auch noch Oeffnungen, Lochsteine und eine Wärmeröhre, welche in der Mauer senkrecht in die Höhe steigt, als ob in der Stube noch ein zweiter ähnlicher Raum, vielleicht für irgend einen Diener des Hochmeisters erwärmt worden sei. Nur die Seitenmauer nach dem kleinen Remter, sowie die Fensterwand zeigte noch Spuren früherer Gewölbe, die aber vermuthen ließen, daß zwei Gewölbe und zwar das eine nach dem Remter hin niedriger als das andere hier einst zwei Gemache nebeneinander gedeckt haben, worauf auch zwei Kalksteinplatten als ehemalige Thürschwellen unter der Scheidemauer hindeuteten. Allein alle diese Andeutungen waren und blieben so nebelhaft und unzuverlässig, daß man sich endlich

entschließen mußte, den zweifelhaften Raum als ein Ganzes zu behandeln.

Erst im Jahre 1824 ergab sich aus den Baurechnungen von 1785, daß derselbe allerdings einst zwei Gewölbe enthielt, die damals eingeschlagen wurden, wie denn auch die alten Rechnungsbücher des Hauskomthurs und Treßlers mehrmals Meisters Stube und Meisters Stübchen ausdrücklich unterscheiden, welche nach Vergleichung aller vorhandenen Angaben nur hier, und zwar letzteres wahrscheinlich unter dem niedrigeren Gewölbe gesucht werden können. Diese Entdeckung kam jedoch schon zu spät; die Stube war bereits im Jahre 1823 als ein Gemach ausgeführt worden und bietet auch in seinem gegenwärtigen Zustande mit seinen zartgrünen Wänden, mit dem wiederhergestellten schönen Sterngewölbe, Kamin und Fußboden, aus rothen und weißen Stuckplatten zierlich zusammengefügt, ein beruhigendes Bild heimischer Abgeschiedenheit und innerer Sammlung, wie wir es, zumal wenn draußen Zeiten oder Wetter stürmen, jedem Fürsten wünschen mögen.

Der Granitpfeiler in der Mitte nebst Untersatz und reichen Aufsatz ist alt und einer von denen, die bei der Zerstörung mannigfach zerstreut, für die Restauration wieder gesammelt worden. Alles Uebrige hat die Stadt Königsberg hergestellt, zu deren Andenken die Fenster mit Glasgemälden Königsberger Gebäude von Gersdorf geschmückt sind.

Das an Meisters Stube grenzende und mit jener durch eine Thüre verbundene Gemach bildet das Eckzimmer an dem Schloßhofe und dem trockenen Graben, über welchen hier die Brücke nach dem hohen Schlosse führt. Diese in den alten Rechnungen sehr genau beschriebene Lage bezeichnet es unzweifelhaft als des Hochmeisters größeres Wohnzimmer,

Meisters Gemach genannt. Dieselben Rechnungen beweisen auch, daß dasselbe bei der Belagerung durch Jagjello vorzugsweise zerstört worden und ein Theil der Vordermauer im Jahre 1411 beinah ganz neu gebaut werden mußte. Denn das Gemach liegt zwar nach dem innern Schloßhofe hin, aber damals war der gegenüberstehende Raum zwischen der Schloßkirche und der ehemaligen Bartholomäus-Kapelle, welcher nachher durch das Jesuitengebäude ausgefüllt wurde, nur durch eine Brustwehrmauer geschlossen und ließ daher, nachdem letztere gefallen, den polnischen Kugeln freies Spiel.

Beklagenswerther aber war die spätere Zerstörung zur polnischen Zeit, als dieses Gemach gleichzeitig mit dem vorderen Theile des Hausflurs in zwei Stockwerke abgetheilt wurde. Da waren die Gewölbe eingeschlagen, die Granitpfeiler hinausgeworfen, die steinernen Fensterköpfe ausgebrochen und von außen an der Vorderwand, sowie bei dem Hausflur zwischen den Strebepfeilern neue Wände aufgeführt worden, welche dem Aeußern seine ganze Alterthümlichkeit raubten.

So wüst lag das Gemach, bis im Jahre 1825 auf die Aufforderung des Bürgermeisters Hüllmann in Marienburg die Magistratsmitglieder sämmtlicher preußischer Städte zusammentraten und die Wiederherstellung unternahmen. Noch war in den Seitenmauern die Spur des ehemaligen Gewölbes und an den vorhandenen Kragsteinen die Stellung zweier Pfeiler in der Mitte deutlich zu erkennen. Auch die Ueberbleibsel eines großen Kamins, einer alten Thüre nach dem Hausflur und einer Heizung unter dem Fußboden kamen allmälig zum Vorschein. Das Kamin wurde, wenngleich in geringerem Umfange neu aufgerichtet, Thüre und Heizung aber nicht wiederhergestellt. Eben so wenig konnten die beinah gänzlich zerstörten Wandmalereien (eine sitzende Figur mit

einem Hündchen auf dem Schooß, am Kamin eine lebensgroße männliche Gestalt, Weinlaub zwischen den Gewölbebogen, Wappen und dergl.) berücksichtigt werden. Dagegen schwingt sich nun das herrliche Gewölbe wie ehemals wieder über zwei schlanken Granitpfeilern empor, der Fußboden glänzt wieder im alten Fliesenschmuck, von den Fenstern, deren eines das Andenken der gräflich Medenschen Familie bewahrt, leuchten buntfarbige Glasgemälde und draußen, zum Theil aus den Beiträgen der Fürsten Reuß von Plauen errichtet, prangt die Façade dem Gemach und Hausflur entlang wieder in seiner ursprünglichen Pracht. Dort nämlich auf den von den Fenstern kühn durchbrochenen Strebepfeilern tragen zierliche Granitpfeiler die oberen Bogen, über denen die starken Zinnen, bis über das Dach emporsteigend, sich wie eine Mauerkrone ernst im Abendhimmel abkanten. Ueber einem der unteren Eingänge aber erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich Reußischen Familie an ihren hohen Ahnherrn Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in Meisters morgenhellem Gemache einst an einen großen Gedanken sein Leben eingesetzt.

Doch wir gehen nun aus diesem Gemach quer über den Hausflur und treten durch einen mächtigen offenen Spitzbogen in die Vorhalle zu Meisters Kapelle. Das Kreuzgewölbe steht noch aus alter Zeit, die Halle selbst aber war ehemals vollständig ausgemalt gewesen. In jedem der vier Felder des Gewölbes zeigte sich noch eine betende Figur vor einem Buche. An der dem Fenster gegenüberstehenden Wand befand sich ein schon völlig unkenntliches großes Gemälde mit vergoldeter Einfassung und einer gleichfalls nicht mehr lesbaren Umschrift, während unter diesem Gemälde zwei gemalte Kreuze mit Löchern in ihrer Mitte sichtbar wurden, ohne

Zweifel ehemals für Wandleuchter bestimmt, wie sie noch in alten Kirchen, z. B. in Pelplin eben mit solchen gemalten Kreuzen angetroffen werden.

Diese Halle bildete den Vorraum zu den in den Hausflur und in Meisters Gemach eingebauten Stuben. Schon im Jahre 1818 aber waren, wie bereits oben erwähnt, diese Einbauten gleich denen in der ganzen übrigen Hochmeisterwohnung ausgeräumt worden. Demnächst wurde Alles neu geputzt, der Boden mit Kalksteinfliesen belegt, der dem offenen Eingange gegenübergelegene, in die Kapelle führende Spitzbogen mit einer großen eichenen Thüre versehen, sowie das gänzlich zerstörte Fenster neu errichtet und in den untern Theil desselben ein kleines Glasgemälde, Christus mit der Dornenkrone und im Purpurmantel darstellend, eingesetzt, welches als ein Probebild von München eingesendet und für das Schloß angekauft worden war. — Die Wiederherstellung erfolgte, wie zur Sühne für polnische Frevel, durch die Familie Sartorius von Schwanenfeld, deren Ahnherr einst polnischer Beamter in Marienburg gewesen.

Hier in dieser Vorhalle war es auch, wo einst der Hochmeister Werner von Orseln meuchlings ermordet worden. Johannes Voigt erzählt in seiner Geschichte Marienburgs den Hergang folgendermaßen:

„Ein Ordensritter aus einem nahen Konvente, Johann von Endorf, aus der Mark gebürtig, ein Mensch, der schon aus unlauteren Absichten in den Orden getreten und oftmals wegen seines unsittlichen Wandels getadelt und ermahnt worden war, trat vor den Meister mit der Bitte, ihm zu gestatten, an dem Kriegszuge gegen die Litthauer Theil nehmen zu dürfen. Weil er aber schon im ersten Kapitel, welches der Meister gehalten, mit freundlichen Ermahnungen und

nachmals selbst mit Strafen wegen öfterer Vergehungen ohne allen Erfolg an seine Besserung erinnert worden war und der Meister meinte, er wolle sich im Kriegsgetümmel nur der strengeren Zucht und Aufsicht entziehen, so entgegnete ihm Werner auf seine Bitte: „„es sei kein Roß mehr für ihn vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind zu eilen und dem Tode entgegenzugehen; zuvor müsse er von seinem wüsten unordentlichen Leben ablassen; die Seele, die einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken."" Der Abgewiesene, sich jetzt an seine Freunde in der Mark wendend, erhielt durch diese zwei gute Pferde zugesandt, worauf er es wagte, sein Gesuch bei dem Meister zu erneuen. Da aber Werner erst vor wenigen Jahren in jenem Kapitel das Gesetz aufgestellt: „„Es solle kein Ritterbruder ein eigenes Roß haben, sondern wer eines Rosses bedürfe, solle es von seinem Obern erhalten;"" so ließ er dem ungehorsamen Ritter beide Pferde wegnehmen. Vergebens wandte sich dieser an einige Ordensbrüder, um durch deren Fürbitte seine Rosse und die Erlaubniß zum Kriegszuge gegen die Litthauer zu erhalten. Der Meister blieb fest bei seiner Verweigerung. Da entfernte sich der Ritter von Wuth und Rache entbrannt heimlich in die Stadt und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer „„der Art, womit man Fische pflegt zu reißen."" „„Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?"" rief ihm der Krämer nach, als er sich entfernen wollte. Der Ritter entgegnete: „„Ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist."" So eilte er, das Messer in seinem Ermel versteckend, wieder auf das Haus zurück. Auf dem Burghofe angelangt, bemerkte er an der

Erleuchtung der Kapelle des Meisters (denn es war Vesperzeit), daß dieser einsam in seiner Kapelle sein Gebet verrichte. Die Zeit zur Rache schien ihm günstig. Die übrigen Ordensbrüder waren sämmtlich in der Hauptkirche des Hauses zur Vesper versammelt und selbst die Dienerschaft des Meisters zog sich, wenn er zum Gebete ging, von ihm mehr zurück. So konnte es dem rachsüchtigen Ritter leicht gelingen, sich unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen, wo er im Dunkeln lauerte. Als der Meister sein Gebet verrichtet und nun durch die Vorhalle in sein Gemach zurückkehren wollte, stürzte der Wüthende auf ihn ein, stach ihm das Messer in die Brust und rief die Worte: „„Nimm mir mehr das Meine!““ Der sinkende Meister stammelte ihm die Worte zu: „„Das vergebe dir Jesus Christ!““ Da ergriff der Unmensch das Messer noch einmal, stieß es dem Meister noch tiefer in das Herz und entfernte sich, von einem bellenden Hündlein des Meisters verfolgt. Der Notar des Meisters, der diesem in sein Gemach hatte folgen wollen, fand zuerst zu seinem Entsetzen seinen Herrn in der Vorhalle röchelnd in seinem Blute liegen. Unter Angstgeschrei um Hülfe sucht er den Meister aufzurichten; die Dienerschaft, die sonst ihren Herrn begleitete, läuft eiligst herbei. Alles ist in Schrecken und Entsetzen. Ein Theil der Diener verfolgt alsbald den Mörder; er wird ergriffen; selbst sein blutbespritztes Kleid verräth sogleich seine Gräuelthat. Man wirft ihn gefesselt in den Kerker. Die Diener tragen darauf den Meister in sein Gemach, in welchem auf die schreckliche Nachricht sich alle Brüder des Hauses versammelten. Kaum vermochte es der Meister noch, die nöthigen Verordnungen mit wenigen Worten anzudeuten, denn schon nach einer Stunde gab er in den Armen seines Kaplans und

Beichtigers sein frommes und gottergebenes Leben auf. Es war am Abend von St. Elisabethen-Tag am 18. November 1330, als die gräuelvolle That vollbracht wurde."

Wir haben diese Erzählung hier vollständig eingeschaltet, weil die näheren Umstände des Mordes eine Veranlassung wurden, die Vermuthung, daß hier Meisters Kapelle zu suchen sei, historisch weiter zu verfolgen. Daß nämlich eine solche Hauskapelle in Meisters Wohnung gewesen, stand bereits urkundlich fest, und nur vor dieser, nicht aber vor der Schloßkirche konnte der Frevel begangen sein, da die Vesperzeit genannt wird, wo alle Ordensbrüder in der Hauptkirche des Hauses versammelt waren und mithin dort weder der Hochmeister allein, noch auch der Notar füglich der erste sein konnte, der ihm zu Hülfe eilte. Vielmehr führt Schütz ausdrücklich an: der Mörder habe den Meister, „als er nach gethanem Gebete aus seiner Kapellen gar einig (allein) ging, recht unter der Thüren erstochen;" und eine der älteren Chroniken sagt, noch genauer bezeichnend: interfectus est, dum exiret capellam, juxta porticum, was offenbar auf den großen Gang hinweist, der an die Vorhalle der Hauskapelle anstößt. Weitere Nachforschungen in den alten Ordensrechnungen haben übrigens diese Annahme späterhin außer allen Zweifel gesetzt.

Doch die Schauer jenes Mordes sowie die ehemalige Weihe des Orts waren längst vergessen und verwischt. Wir haben oben gesehen, wie diese Kapelle nebst der angrenzenden Schlafkammer des Hochmeisters zu polnischer Zeit in einen großen Hausflur mit einer Außentreppe verwandelt und ihre ursprüngliche Bestimmung zuerst nach der Auffindung des Kirchenfensters wieder geahnt wurde. Dieses dem Eingange gegenüberstehende große Fenster ward aus dem später abge-

brochenen Anbaue entdeckt, welcher in dem Winkel zwischen Kapelle und Konventsremter an die erstere angelehnt war. Man fand in der Mauer noch den alten Fensterstock nebst dem geraden einfachen Fenstergewande und den schönen Stuckverzierungen im oberen Theile desselben, die bei der Herstellung wieder eingesetzt wurden. Bald darauf wurden auch die drei kleineren Fenster in der südöstlichen Seite vorgefunden, das mittlere ganz in seiner alten Gestalt, von den beiden andern wenigstens die oberen Spitzbogen nebst den äußeren Vertiefungen, welche jedoch gleichfalls vermauert und in eine glatte Wand verwandelt waren. Die Kapelle selbst aber war in ihrem vordern Theile mit einem schönen Sterngewölbe, im Hintergrunde dagegen mit einem Tonnengewölbe versehen. Die inneren Wände zeigten überall noch verblichene Spuren alter Malerei und oben im Gewölbe befand sich eine kleine hölzerne Röhre, welche wahrscheinlich für die Schnur zur Glocke oder zur Ampel vor dem Altare bestimmt gewesen.

Schon im Jahre 1819 begann die Wiederherstellung aus den Beiträgen der evangelischen Geistlichkeit, den ersten, welche überhaupt für den Bau eingingen. Nachdem man die von den Polen weggebrochene Zwischenmauer, welche die Kapelle von Meisters Schlafkammer trennte und deren ehemaliges Dasein an den abgehackten Ziegeln der Seitenwände noch zu erkennen war, wieder eingesetzt hatte, wurde das Gewölbe ausgebessert und neu geputzt, ein neuer Altar aufgerichtet, der Fußboden, soweit das Sterngewölbe reicht, mit großen schwarzen und weißen Marmorfliesen, unter dem Tonnengewölbe aber mit kleinen Kalksteinfliesen belegt und dem Aeußern durch eine verzierte Giebelmauer die alte Ansicht möglichst wiedergegeben, während die Fenster Glasgemälde (von Höcker) er-

hielten, in dem großen Fenster die beiden Johannes, den Täufer und Evangelisten, in den übrigen drei Engel auf verziertem Grunde darstellend.

Durch die Theilnahme, welche die Entdeckung dieser Kapelle überall erweckte, gelang es, ihr auch im Innern den würdigen Schmuck wieder zu verleihen, der sie, den Ordensrechnungen zufolge, früher ausgezeichnet. Von allen Seiten gingen zum Theil sehr werthvolle Geschenke ein: eherne Altarleuchter, eine gestickte weiße Altardecke, ein kunstreich gearbeitetes Kreuz von Bernstein, eine große Altarbibel und ein vergoldeter Meßkelch von Silber aus der Ordenszeit, zu welchem die Fürstin Radzivil eine von ihr selbst reich und prächtig geschmückte Kelchdecke verehrte. Der König aber schmückte den Altar mit einem alten deutschen Bilde, und der Kronprinz übersandte ein silbernes und vergoldetes, buchartig geformtes Altarbild, das in der Ordenszeit im Kriege für den Reise-Altar bestimmt war. Ein Hauskomthur zu Elbing hatte es, wie die alte Aufschrift besagt, im Jahre 1388 anfertigen lassen; in dem preußischen Bundeskriege aber war es, von irgend einem Polen geraubt, in die Domkirche zu Gnesen gekommen und von dem dortigen Domkapitel im Jahre 1822 dem Kronprinzen überreicht worden.

Man möchte Meisters Kapelle, wie sie war und jetzt wieder dasteht, eine fürstliche Einsiedelei nennen; nirgends die Schauer eines mächtigen Doms, alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heitern Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Im Orden war die Andacht noch kein fremdes, von der Tagesarbeit ängstlich geschiedenes Geschäft, sondern recht mitten in dem rüstigen Leben dieses stündlich verklärend und

beseelend. Und so finden wir denn auch jene Kapelle rings von des Hochmeisters täglicher Wohnung umgeben, und eine Thüre derselben führt unmittelbar in seine Schlafkammer. Diese Kammer, von einem Kreuzgewölbe ohne Kragsteine überdeckt, bietet jetzt wieder den einfach würdigen Anblick dar, den sie nach alten Nachrichten und den vorgefundenen Spuren in Wand und Mauer vor Jahrhunderten gewährt haben mag. Die eichenen Wandschränke für Kleider und Harnisch, deren Mauervertiefungen und Einschnitte noch sichtbar waren, sind wieder eingesetzt, der Fußboden ist wieder mit grün und gelb verglaseten Thonfliesen bedeckt, wie man sie in einer Ecke des Gemaches noch vorfand, und zwei Sitzbänke, ein Tisch in der Mitte und alterthümliche Stühle stehen an den blaßgrünen Wänden geordnet umher. Es ist, als wäre der Meister eben nur über Land geritten und müßte jede Stunde wieder heimkehren. Die Wiederherstellung ist von der Familie der Grafen Dohna bewirkt, deren Wappen daher auch das eine große Fenster der Kammer ziert.

Aus der letztern führt rechts eine Thüre in Meisters Hinterkammer, einen langen Raum mit einem Tonnengewölbe und mehreren Mauervertiefungen zu Wandschränken, wo ehemals des Hochmeisters Kasten und Laden standen und wahrscheinlich auch die Meßgeräthe der Hauskapelle aufbewahrt wurden, mit welcher die Kammer durch eine Thüre in Verbindung steht, während auf derselben Seite eine kleine steinerne Treppe zum anstoßenden Konventsremter hinabführt, die jedoch nur für den Meister bestimmt war, wenn er an dem Konventstische mitspeisen oder an der Collation der Ritter Theil nehmen wollte. In dieser Hinterkammer machte eine Mauervertiefung von ganz eigenthümlicher Art anfänglich viel Kopfzerbrechen. Sie ist besonders tief eingelegt, hat

eine steinerne Einfassung und zwei vermauert vorgefundene Abtheilungen übereinander, deren jede wieder zwei Fächer enthielt und durch besondere, mit eisernen Ueberwürfen versehene Thüren verschlossen werden konnte, wie nach erfolgter Ausräumung des Mauerwerks die noch bemerkbaren Mauereinschnitte und die in den Stein eingelassenen Haspen, Falzen und Thürhacken bewiesen. Im Hintergrunde der Vertiefung aber gab ein kleines, verschließbares Fensterchen Luft und Licht aus dem Konventsremter. Dies verleitete Büsching zu der Vermuthung, daß dieses mysteriöse Behältniß eine schlaue Vorrichtung für den Hochmeister gewesen, um bedeutende Fremde im Konventsremter vor der Audienz von Angesicht kennen lernen und beobachten zu können. Eine Annahme, der es, wenn ihr auch die vorbemerkten Fächerspuren in Stein und Mauer nicht widersprächen, an aller innern Wahrscheinlichkeit gebricht, indem der Meister zu diesem Zwecke sich vornüber mit halbem Leibe in die Oeffnung hätte hineinzwängen und so in der unbequemsten und lächerlichsten Stellung verharren müssen. Spätere Untersuchungen ergaben vielmehr, daß es nichts anderes als ein besonders versicherter Mauerschrank war, in welchem der Hochmeister Sachen von größerem Werthe aufbewahrte und zu dem sein Kämmerer die Schlüssel führte. Auch dieser Schrank ist, sowie die ganze Kammer, in seiner alten Form wiederhergestellt worden und wird jetzt zur Verwahrung einiger Meisters Kapelle angehöriger Kostbarkeiten benutzt.

Als man demnächst aus diesen Kammern weiter vordrang, fand man einen von den Polen angelegten schrägen Gang nach dem großen Gange vor den Remtern hin. Nachdem aber die Seitenmauern des erstern herausgenommen waren, erkannte man in den Abhackungen an Gewölbe und Mauer

des alten Hausraumes ganz deutlich die Spuren eines früheren schmalen Ganges, der aus Meisters Schlafkammer in den Hausflur führte. Er wurde gleichfalls hergestellt, desgleichen die zu beiden Seiten desselben gelegenen Räume, von denen in alter Zeit der zur Linken Meisters Dienerkammer, der zur Rechten Meisters Badestube gewesen.

So waren denn die Säle, Hallen und Pfeiler der eigentlichen Hochmeisterwohnung überall aus dem Schutt der Zeiten neu erstanden. Allein unter ihr wiederholt sich in seinen Hauptzügen derselbe Bau noch dreimal bis in den tiefsten Grund hinab, unten noch roh, niedrig und massenhaft, je höher er aber durch die Kellergeschosse und das Erdgeschoß emporsteigt, je freier, klarer und schlanker schon die obere Pracht erstrebend und andeutend.

In das Erdgeschoß gelangt man durch eine Thüre vom Schloßhofe, und zwar zunächst auf einen Hausflur oder Gang, neben dem mehrere mit einfachen Tonnengewölben bedeckte Räume (ehemals Meisters Küche, Küchenkammer und Wohnstube des Kochs) sich befinden, welche jetzt zur Wohnung des Oberschloßwarts eingerichtet sind und, wie wir oben gesehen, zu den Zweifeln über den Aufgang zur Hochmeisterwohnung Veranlassung gaben.

Neben diesem ist in derselben Richtung und nur um sechs Stufen einer quer durch den Hausraum gehenden Treppe tiefer ein anderer, im schönen Spitzbogen hochgewölbter Gang.

Es ist wie ein Traum von dem prächtigen Remtergange unmittelbar darüber. Da stehen wie droben die steinernen Sitzbänke in den Fenstervertiefungen, rechts wieder der runde Brunnen, am Ende des Ganges der hohe, schön verzierte Eingang.

Dieser Eingang aber führt zu vier nebeneinander liegen-

den Stuben, gerade unter Meisters großem Remter, dessen Bodenfläche hier gleichsam durch eine Kreuzmauer in vier gleiche Räume getheilt ist, die jene überaus freundlichen Stuben bilden, während an die letztere, unter Meisters kleinem Remter, ein langer Saal mit einer anstoßenden kleinen Stube angrenzt, alle unter sich durch Thüren verbunden, was darauf hinweist, daß diese Gemächer einst als ein zusammenhängendes Ganze benutzt wurden. Nach den Ordensrechnungen waren dieselben auch wirklich zu Geschäftszimmern für die Landesverwaltung bestimmt und zwar jene vier Stuben insbesondere für Meisters Schreiber, für die Kanzlei und für die Schäfferei. Zwei von ihnen konnten durch Oefen im Fußboden, die beiden andern durch Kamine erwärmt werden, eine jede hat ein hohes spitzbogiges Gewölbe mit einem achteckigen Granitpfeiler in der Mitte. Die steinernen Sitzbänke an den ehemals durch starke eiserne Stangen vergitterten Fenstern, so wie ein Theil der steinernen Fensterkreuze und zierlich gegliederten Fenstergewände sind noch aus der alten Zeit. Alles Uebrige, mit Ausnahme des einen Kamins, wurde seit dem Jahre 1819 aus den Beiträgen der vier preußischen Regierungen wiederhergestellt, und die nördliche Eckstube war das erste Gemach, welches bei der Restauration des Schlosses mit farbigen verglasten Thonfliesen geflurt wurde und bunte Fenster, wenn gleich nur gemalte Ränder erhielt.

Der zunächstgelegene lange zweifenstrige Saal, welcher die Hälfte des Raumes unter Meisters kleinem Remter einnimmt, wird in den alten Rechnungen als die „Rathsstube“ oder „das Gebietiger-Gemach“ bezeichnet, wo die Ordensgebietiger, welche den geheimen Rath des Hochmeisters bildeten, ihre Zusammenkünfte hatten. Sein schönes spitzbogiges

Gewölbe wird von drei schlanken achteckigen Granitpfeilern getragen, im Fußboden befindet sich ein Ofen mit vier Heizlöchern in den wieder neueingelegten Lochsteinen. Neben diesem Saale aber liegt, ebenfalls noch unter dem kleinen Remter, die ehemalige „Briefkammer“ mit einem anstoßenden, von einem Tonnengewölbe bedeckten Raume, der wie ehemals wieder zur Bewahrung des Schloß-Archives benutzt wird. Die Fenster der Briefkammer sind mit dem gemalten Siegelwappen des marienburgischen Konvents, die der Rathsstube mit den Wappen des Ordens, des Hochmeisters, Landmeisters und der fünf Großgebietiger verziert, Rathsstube und Briefkammer aber nach den in andern Gemächern noch vorgefundenen Spuren mit Eichen- und Weinlaubgewinden ausgemalt worden. Die Wiederherstellung wurde durch die preußischen Justizbehörden bewirkt.

Steigen wir nun auf der Windetreppe weiter in das erste oder obere Kellergeschoß hinab, so finden wir noch einmal, wie oben, den Gang wieder, den runden Brunnen und zur Seite abermals vier Stuben mit Pfeilern. Aber die Thüre von der Treppe ist hier schon auffallend enge, Gang und Stuben sind niedrig in flachen Bogen überwölbt, die Pfeiler nicht mehr geschliffen, als wäre Alles eben erst im Wachsen und Werden begriffen. Diese sämmtlichen Gelasse, die auch nicht, wie oben, unter einander zusammenhängen, scheinen zu Wohnungen für die niedere Dienerschaft des Hochmeisters und zu Vorrathskammern bestimmt gewesen zu sein. Die Wände der Stuben waren zerhackt, durchbrochen, in Küchen und kleinere Wohnungen und in der neueren Zeit auch in Gefängnisse verwandelt. Selbst das Gewölbe unter dem Fußboden war an mehreren Stellen durchlöchert, um den Schutt und Unrath in die unteren Keller

hinabzuwerfen. Da galt es rechte Bergmanns-Arbeit! Alles indeß ist im Jahre 1823 wiederhergestellt, Gang und Stuben neu geputzt und ausgeflurt, ja zwei der Stuben sogar mit Stuckboden versehen worden.

Immer tiefer endlich gelangen wir auf derselben Windetreppe in das untere Kellergeschoß; abermals der Gang und vier Keller daneben, jeder wie die Stuben über ihnen mit flachem Gewölbe und einem viereckigen ungeglätteten Granitpfeiler, und ihnen zur Seite ein großer Keller, auf drei eben solchen Pfeilern ruhend. Auch hier kann man rechts am Gange aus dem Brunnen schöpfen, der durch alle Geschosse in der Mauer hinauf steigt. Weiterhin aber unter einem gewaltigen Kreuzgewölbe noch aus der Zeit der früheren Vorburg, über welchem bei dem Aufbau der Hochmeisterwohnung noch ein mächtiges Tonnengewölbe geschlagen wurde, das alle oberen Quermauern trägt, strecken sich ungeheuere Kellerräume unter dem ganzen Baue hin, als ob hier ein Riesenbaum seine Wurzeln wie Gebirgsadern durch den Boden treibe.

Doch wir flüchten uns vor der fast dämonischen Uebermacht dieser unterirdischen Hallen und treten auf einer besonderen Treppe unmittelbar wieder in's Freie, auf den Burghof hinaus.

Hier stoßen wir zunächst bei Meisters Kapelle auf die Trümmer einer alten Grundmauer, die noch deutlich durch den Boden heraufschimmert. Sie gehört dem schon oft erwähnten weggebrochenen Nebengebäude an, das einst den Winkel zwischen der Kapelle und dem Konventsremter füllte. Nur der obere Theil dieses Gebäudes, welcher das große Kirchenfenster der Kapelle verdeckte, war von den Polen neu aufgesetzt, denn bis zum Erdgeschoß desselben, aber auch nur

bis zu diesem hinab, wurden, als man den Bau abgebrochen hatte, auf der nun freigewordenen Seitenmauer der Kapelle noch alte, mit Vergoldung verzierte Malereien sichtbar. Jenes ursprünglich alte Erdgeschoß enthielt in der Ordenszeit einen Gang und zwei Stuben für den Thorwart des Hochmeisters und hatte ein flaches Dach mit Zinnen und einen Altan, auf welchen eine Thüre aus Meisters Hinterkammer hinausführte. Nach Südosten hin stand dasselbe mit einer Vorhalle vor Meisters Kapelle, von der andern Seite aber mit einer Mauer in Verbindung, die in gleicher Flucht mit der Vorhalle und jener ehemaligen Thorwarts-Wohnung im Schloßhofe vor dem Konventsremter-Gebäude hinlief. An diese Mauer lehnte sich weiterhin zwischen den Thüren zur Konventsküche und zum Konventsremter, ohne jedoch die Wand des letztern zu erreichen, ein zweites kleines Gebäude mit zwei Oefen unter dem Fußboden, zur Wohnung für den Thorwart des Konvents bestimmt. Die Hauptzüge aller dieser Bauwerke wurden in ihren Grundmauern unter der Erde im Jahre 1823 entdeckt, als man nach dem alten verschütteten Brunnen vor dem Konventsremter suchte. Eben so erkannte man bei weiteren Nachgrabungen in demselben Jahre die Fundamente eines Ganges zwischen zwei Mauern, der im Hofe von der Nordecke aus schief vorsprang. Wahrscheinlich liefen dergleichen Vertheidigungsmauern von mäßiger Höhe und mit Zinnen versehen um den ganzen Schloßhof her, um das Innere desselben überall von den Thüren zu scheiden und diese gegen die etwa bis in den Hof vorgedrungenen Feinde zu decken. Aber Alles war so zerstückt, zweifelhaft und weitgreifend, daß man es aufgeben mußte, auf so unsichere Spuren neue Baupläne zu gründen. Nur der im Schloßhofe endlich wieder aufgefundene Brunnen vor dem

Eingange zum Konventsremter wurde hergestellt und im Jahre 1843 mit einem alterthümlich gehaltenen, hölzernen Gehäuse geschmückt.

Ueberschreiten wir nun, diesen Hof verlassend, auf der nach Süden gelegenen Brücke den dort abschließenden trockenen Graben, so kommen wir vor ein hohes, spitzbogiges und mit verglaseten Ziegeln reichverziertes Burgthor, den ehemaligen einzigen Eingang zum hohen Schlosse. Dieser Eingang ist wenigstens äußerlich in seiner alten Pracht erhalten und wie zur Ordenszeit durch eine große eichene Thorthüre mit einer kleinen Durchgangsthüre wieder geschlossen worden. Das hohe Schloß selbst aber, auch das rechte Haus genannt, bildet ein regelmäßiges Viereck, das einen Burghof von 85 Fuß Länge und 102 Fuß Breite umschließt, in dessen Mitte sich ein schöner, gleichfalls wiederhergestellter Brunnen befindet. Das 70 Fuß hohe Haus, ehemals ringsumher mit Zinnen und an jeder Ecke mit kleinen viereckigen Thürmen geschmückt, erhob sich in vier, bis unter das Dach kunstreich gewölbten Stockwerken. Auf drei der inneren Seiten der Burg liefen, wahrscheinlich in allen Stockwerken, gleichfalls gewölbte und auf gemauerten Pfeilern ruhende Umgänge umher, auf welche die Gemächer und Säle ihre Ausgänge hatten. An der nordwestlichen Seite, gleich an dem vorerwähnten Eingange, führte eine einfache, seitwärts gewundene, überwölbte Steintreppe auf dem Bogengange des Erdgeschosses durch eine ziemlich niedrige Thüröffnung in das erste Stockwerk, und zwar zunächst in den geräumigen Hausflur, von welchem man auf einem durch einen hohen offenen Bogen eröffneten Gange zu dem Kapitelsaal gelangte. Dieser befand sich auf der Nordostseite des Vierecks, deren andere Hälfte die Schloßkirche einnahm, welche früher

nach dem Mittelschlosse hin mit drei hohen Fenstern und einem nach der innern Seite des Burghofes versehen war. Später verlängerte der Hochmeister Dietrich von Altenburg diese Kirche, sie durchaus neu überwölbend, weiter nach Südosten hin, gründete unter ihr die Annenkapelle und setzte daneben den Schloßthurm auf. Damals führte der Umgang im innern Schloßhofe vom Kapitelsaale zu dem im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegten und vorzüglich verzierten Eingange der Kirche, welcher wegen seiner reichen Vergoldung die goldene Pforte genannt wurde. Noch ist die alte Thüre desselben vorhanden und an dem phantastisch verschlungenen Bild- und Blätterschmucke aus gebranntem Thon die ehemalige Vergoldung sichtbar. Jener Umgang aber wurde mit den übrigen Gängen, Sälen und Gemächern im Jahre 1801 bei dem Magazinbaue zerstört, nur die Kragsteine und die buntverglaseten Ziegeln in der Mauer bezeugen noch sein früheres Dasein.

Indem wir in Betreff der Schloßkirche auf die ausführliche Beschreibung in Büschings Marienburg Bezug nehmen, bemerken wir nur noch zur Vervollständigung, daß dieselbe in der Ordenszeit außer den noch vorhandenen drei Altären einen freistehenden Altar in ihrer Mitte und auf jeder Seite neben dem Hochaltar in der dicken Mauer zwei Sakristeien hatte. Der Mittelaltar ist von den Jesuiten weggenommen, die Sakristeien auf der einen Seite in eine größere Kammer, auf der andern zum Theil in einen Durchgang zu dem anstoßenden Jesuiten-Gebäude verwandelt worden. Die schöne Empore aber, Standbilder und Chorstühle stehen noch in ihrer alterthümlichen Pracht. Man begnügte sich bei Wiederherstellung einstweilen Alles zu belassen, wie es seit der Jesuitenzeit gewesen, nur die auf der südlichen und östlichen

Seite gänzlich verfallenen Mauern wurden durch die katholische Geistlichkeit gründlich ausgebessert, die Fenster mit ihren Verzierungen und Fensterstöcken erneuert und im Innern die Gewölbe größtentheils neu geputzt.

Zu ebener Erde unter dem nach Südost vorspringenden, von Dietrich von Altenburg auf dem Wallgange des hohen Schlosses hinausgebauten Theile der Schloßkirche befindet sich die Annen-Kapelle mit zwei einander gegenüberstehenden tief in die Mauer eingelegten, spitzbogigen Eingängen, deren jeder durch doppelte Thüren, eine innere und äußere, geschlossen war. Auch diese Kapelle hatte ehemals drei Altäre, von denen nur noch der Hauptaltar vorhanden, und zu beiden Seiten des letztern zwei Sakristeien, deren eine vermauert, durch die andere aber, wie oben in der Schloßkirche, ein neuer Eingang aus dem Jesuitengebäude gebrochen ist. Wir haben schon oben erwähnt, wie der hintere Theil des Kapellenraumes im Jahre 1737 in ein Begräbnißgewölbe für die Familie des Starosten von Rexin umgewandelt und über diesem Gewölbe durch die einander gegenüberstehenden Fenster ein Durchgang, die sogenannte Bullerbrücke, angelegt worden war. Gewölbe und Durchgang wurden, nachdem man die darin befindlichen Särge tiefer versenkt hatte, bei der Wiederherstellung abgebrochen, in der Kapelle selbst aber aus den Beiträgen der katholischen Geistlichkeit die Wände und das Gewölbe neugeputzt, die beschädigten steinernen Kragsteine durch Stuck ausgebessert, der Fußboden gefliefet und das große Fenster in Südost mit einem (von Höcker) auf Glas gemalten Annenbilde versehen. Das schöne Bild ist leider im Jahre 1826 vom Sturme eingedrückt und zertrümmert worden.

Schon die sorgfältig wiederhergestellten Stein- und Stuck-

verzierungen der Eingänge (worunter die klugen und thörichten Jungfrauen, der Engel des Gerichts, das Hinscheiden Maria's und Christus mit der Siegesfahne) deuten auf die todesernste Bestimmung dieser Kapelle. Sie war die Ruhestätte der Hochmeister und der letzte Gang aller Ritter des Haupthauses. Denn jenseits auf dem Wallgange (Parcham genannt) lag der Kirchhof der letztern und ihre Leichen mußten durch die Kapelle, wo wahrscheinlich für jeden Ordensbruder das Todtenamt gehalten wurde, dorthin gebracht werden. Vor dem einzigen, noch übrigen Hochaltare befindet sich der Grabstein des Hochmeisters Dietrich von Altenburg mit der einfachen Umschrift: „† Do. Unsers. heren Christi, jar. was. M. Dri. CXLI gar. do. starb. d'. meist'. sinerich. von. Aldenburc. bruder. Dietrich. hie. legen. di meistere. begraben. der. von. Aldenburgh. hat. angehaben. Amen." Unter diesem Steine, der zugleich die bewegliche Gruftdecke bildet, führt eine Oeffnung in ein 20 Fuß tiefes Tonnengewölbe. Man fand jedoch nur Jesuiten-Särge darin, welche bei der Wiederherstellung der Kapelle weggenommen und im Hintergrunde derselben versenkt wurden. Von dem Boden des Gruftgewölbes aber ist ein enger, unregelmäßig viereckiger Schacht senkrecht in die gewaltige Grundmauer des Gebäudes hineingehauen, etwa so tief als der äußere Schloßgraben, mit dem er jedoch in keiner Verbindung steht. Er war durchaus leer und seine Bestimmung ist bis jetzt unenträthselt geblieben.

Außerdem enthält die Kapelle nur noch zwei kleinere Grabsteine. Der eine, ein glatter Stein, hat in deutschen Buchstaben die Umschrift: „In der Jar czal Xti MCCCCXXIX do starp der erwirdige brvder heinrich von plawen." Ein abgebrochenes Stück dieses Steines lag in einem Winkel der Kapelle zwischen den Fliesen, ist aber dem Denkmal wieder

beigefügt worden. Der andere Grabstein zeigt in schwachen, bereits gänzlich verwitterten Umrissen die Abbildung eines Ritters mit dem Schilde. Mit ziemlicher Gewißheit ist nur noch der Name „winric“ zu lesen.

So liegen denn die einfachen Denkmale der drei größten Hochmeister, die einzigen, welche die Zeit mit sinnreicher Scheu verschont, fortan in Frieden neben einander in der feierlichen Stille und lautlosen Abgeschiedenheit, welche diesem Orte jetzt wiedergegeben ist. Auf der Schwelle des Einganges vom Hofe aber hält der vielgeprüfte Geschäftsführer und Freund des Ordens, Dietrich von Logendorf, wie ein getreuer Eckard, wieder wackere Wacht. Man hat seinen Grabstein im Jahre 1821 in der Lorenzkirche unter dem Schutte entdeckt und ihn, da diese Kirche zu andern Zwecken verwendet wurde, hierher versetzt. Ruhe ihrer Asche!

Unter den Denkwürdigkeiten Marienburgs hat wohl das große Marienbild an der Schloßkirche den verbreitetsten Ruf. In einer äußeren weiten Mauernische an der Südostseite dieser Kirche, unmittelbar über dem Abgrund, den die Kirche und Annenkapelle hier über dem tiefem Burggraben bilden, steht, nur rückwärts an die Mauer gelehnt, die 25 Fuß hohe Gestalt der heiligen Jungfrau, auf dem linken Arme das Christkind, mit der vorgestreckten Rechten ein metallenes starkvergoldetes Zepter emporhaltend, das sich in Eichenblätter und eine Eichel endet. Sie hat ein goldenes Gewand und einen rothen Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gleichsam gestickt und auf dem Haupte einen weißen, nonnenartig gefalteten Schleier mit einer prächtigen Krone darauf. Die Nische, deren vorn abschüssiger Fußboden von gelben und grünen Fliesen glänzt, ist im Hintergrunde ganz golden, an den Seiten aber blau, mit goldenen Sternen besäet.

Es ist wie eine übermächtige Erscheinung des Geistes, der in allen den pfeilernden Sälen und Gängen des Baues geheimnißvoll waltet. Nicht, wie die Burggeister anderer Schlösser, bei düsterer Nacht umherwandelnd, im vollen Licht der heiteren Morgensonne zeigt er sich, von den verwandten Strahlen wunderbar entzündet und durchblitzt. Aber auch keine lieblich weiche Madonna ist das riesenhafte Bild, in der Nähe fast schreckhaft durch die ungeheueren Dimensionen, sondern die mildernste Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenschlichen Hoheit.

Das ganze Bild ist aus Stuck geformt und auf eine über diese Form gezogene frische Stuckmasse sind kleine Pasten von farbigem Glase dicht nebeneinander eingedrückt. Auch die goldenen Pasten bestehen aus einem Glasfluß (gleichviel von welcher Farbe), auf der glatten Oberfläche mit einem Goldblättchen belegt, über welches eine dünne durchsichtige Glasscheibe angeschmolzen ist. Die Maria mithin, das Christuskind, Gesicht, Hände, Gewänder und Nische, Alles ist Mosaik, ein Kunstwerk, auf dessen uralte Vorbilder zwar dunkle Nachrichten noch hinweisen, das aber gegenwärtig in Europa nicht mehr seines Gleichen hat.

Mehrere der Mosaikstücke indeß, namentlich an Gesicht, Händen und Füßen, sowie an den untern Rändern der Gewänder, waren bereits ausgefallen, was dem Ganzen das widerliche Ansehen eines fleckigen oder verwischten Gemäldes gab. Allein die Ausbesserung hatte hier besondere Schwierigkeit wegen der anfänglichen völligen Unbekanntschaft mit dem Material dieser Pasten, welche Büsching irrthümlich zum Theil für eine Art Porzellan oder Steingut hielt. Man entschloß sich daher endlich, dergleichen Mosaik aus Rom zu verschreiben. Inzwischen aber war es nach vielen Versuchen dem

unermüdlichen Eifer in Marienburg selbst gelungen, die Glaspasten, auch die goldenen, auf die vorbeschriebene Art glänzender und dauerhafter zu verfertigen, als die römischen. Und so ging es nun sofort an's Werk. Ein zufällig durchreisender italienischer Künstler (Gregori), in Mosaikarbeiten wohlbewandert, setzte die neuen Pasten ein; der verewigte Fürstbischof von Ermland, Prinz von Hohenzollern, gab allein 400 Thaler dazu, die katholische Geistlichkeit das Uebrige. Am 10. Juli 1823 aber wurde eine auf Pergament geschriebene kurze Nachricht über die geschehene Wiederherstellung nebst mehreren Landesmünzen in einer doppelten blechernen Kapsel wohlverwahrt, in die zu öffnende Eichel des Zepters niedergelegt und das Bild vom katholischen Ortspfarrer kirchlich eingeweiht. Möge es in seinem frischen Farbenglanz noch viele Jahrhunderte segnend in's Land schauen!

Unfern dieses Bildes erhebt sich der schlanke Schloßthurm, ehemals auch der Thurm am obersten Hause genannt. In der Ordenszeit hatte er offene Zinnen und vielleicht auch eine mit einem Knopfe und einer Fahne versehene Thurmspitze; wenigstens ist er mit einer solchen auf einem noch vorhandenen kleinem Kupfer vom Jahre 1649 und auf einem alten Oelgemälde im Rathhause zu Marienburg dargestellt. Jedenfalls aber wurde im Jahre 1756 von dem Starosten von Rexin eine moderne, dem Ganzen wenig entsprechende Thurmspitze darauf errichtet. Auch diese drohte jetzt dem Einsturze, sie ist daher abgebrochen und im Jahre 1841 durch eine neue Spitze ersetzt, das obere Mauerwerk des Thurmes aber mit Zinnen und gezinnten Giebeln versehen worden.

Endlich wurde auch auf eine stärkere Befestigung des Nogatufers Bedacht genommen, um das Schloß für kommende Zeiten vor dem heftigen Andringen der Fluten zu sichern.

Zu allen diesen Bauten verwendete man größtentheils Ziegeln nach dem Vorbild der alten, welche mit besonderer Sorgfalt verfertigt wurden. Alte Granitpfeiler lieferten die ehemaligen Ordensburgen zu Brandenburg und Mewe, farbige Fliesen das abgebrannte Dominikanerkloster in Danzig und das Jesuiten-Collegium zu Graudenz, wo sie nicht mehr benutzt werden konnten. Sandstein wurde in Schweden gekauft und in Marienburg eine eigene Werkstatt von Steinmetzen unter der Leitung des Geh. Reg.-Raths Hartmann errichtet, dessen fortgesetzten umsichtigen Versuchen es endlich auch gelang, den bildsamen und unverwüstlichen Stuck, wie man ihn im Schlosse vorgefunden, wiederherzustellen. Mancherlei Controversen erregte die ursprüngliche Einrichtung der Schloßfenster. Die ersten sowohl im Konventsremter als in der nördlichen Eckstube des Erdgeschosses hatte man, nach Art der alten Kirchenfenster, ohne Rahmen in die Fenstergewände fest eingesetzt. Bald jedoch erkannte und verbesserte man den Irrthum, indem alte Nachrichten und noch vorhandene Spuren es endlich unzweifelhaft machten, daß die Fenster in den Wohnstuben und Sälen zum Oeffnen eingerichtet gewesen. Dieser an sich geringfügige Umstand aber war für den Schloßbau von bedeutender Wichtigkeit; denn er gab noch zu rechter Zeit, schon im Jahre 1819, dem geheimen Archiv-Director und Professor Voigt die erste Veranlassung zum Aufsuchen und Ermitteln der alten Rechnungen im geheimen Archive zu Königsberg, wodurch allein es möglich wurde, Bedeutung, Zweck und Einrichtung der einzelnen Gemächer, Säle und Gänge gründlich zu erkennen.

Wir haben im Vorstehenden öfters bei den Fenstern der neuen Glasgemälde erwähnt, ohne des Mannes zu gedenken, der dabei am bedeutendsten betheiligt war. Der Bau-

inspector Gersdorf nämlich führte seit dem Juli 1819 unter Hartmanns Leitung die unmittelbare Aufsicht über den ganzen Bau, welchen er mit wahrhaft künstlerischer Lust und durch eine seltene Erfindungskraft auf das wesentlichste gefördert hat. Im Winter 1819, in der Einsamkeit seines Laboratoriums alles Aufsehen verschmähend, entdeckte er von neuem das Wesen der alten, verloren gegangenen Glasfarben, das Einbrennen und die ganze Behandlung derselben. Von ihm sind mehrere der früheren Fensterbilder und selbst auch die späteren und größeren vom Maler Höcker aus Breslau mit Gersdorfschen Farben gemalt. Er war es ebenfalls, der die bunten und goldenen Glaspasten, womit das große Marienbild restaurirt wurde, wieder erfand und im Winter 1822 in der Glashütte zu Zechlinen selber ausführte.

Durch so getreue und umsichtige Anstrengungen war nun Alles, was noch zu retten stand, wieder zu würdiger und dauernder Erscheinung gebracht. Allein um das alterthümliche Bild zu vollenden, fehlte noch der rechte Farbenton. Die nächste Umgebung auf der ehemaligen Vorburg war noch wüst oder modern und unbedeutend, und im Schloßhofe blinzten und klappten noch die luftigen Magazin-Luken wie zum Hohn der ernsten Pracht, die nichts mehr mit ihnen gemein hatte.

Da wurde denn zunächst vor dem nordöstlichen Burgthore Mauer und Graben angemessen geordnet und die von der Nogatseite angrenzende ehemalige Lorenzkirche, gegenwärtig zum Geschäftslokal des Landesgerichts bestimmt, von außen alterthümlich ausgeschmückt. Um die weiterhin gelegenen Postgebäude und Stallungen zu decken, legte man vorn auf dem freien Platze der Vorburg ein Wäldchen, den sogenannten Schloßhain, an. Der Bürgermeister Hüllmann hatte dazu

in Marienburg Beiträge gesammelt, der Prediger Häbler mit seinen Seminaristen pflanzte die Bäume und Sträucher, in denen nun fröhlich die Nachtigallen schlagen, wenn beim leisen Rauschen der Nogat der Mond den dunkeln Bau scharf und geisterhaft beleuchtet, wie denn Kunst und Natur immerdar geheimnißvolle Gesellen sind. Ueber die Wipfel aber lugt der schiebelichte Thurm herüber, der, obgleich dicht am Strome und lange ohne Dach, seit Jahrhunderten Wetter und Eisschollen gebrochen; ein schöner zirkelrunder Wartthurm, in dessen Inneres eine kleine schmale Thüre von der noch vorhandenen Ringmauer der Vorburg führt. Er ist im Mauerwerk gründlich ausgebessert.

Im Schloßhofe selbst aber alles Störende hinwegzuräumen, bot sich schon im Jahre 1823 eine willkommene Gelegenheit dar. Die Postverwaltung in Marienburg bedurfte nämlich dringend eines andern Lokals. Es wurde daher derselben das in der Vorburg längs der Nogat belegene bisherige Intendantur-Gebäude käuflich überlassen und aus dem Erlös dagegen der nordöstliche Flügel des Mittelschlosses, welcher unbenutzt verfiel, für die Königliche Intendantur, sowie zu Wohnungen der Magazin-Beamten ausgebaut, das Gebäude aber überall von den Magazin-Luken befreit und in seinem Aeußern der bedeutenden Nachbarschaft wieder würdig gemacht. Auch der südöstliche Flügel, obgleich er Magazin blieb, so wie das sich dort anreihende ehemalige Jesuiten-Gebäude, welches zum Landwehr-Zeughause bestimmt wurde, erhielt wenigstens äußerlich durch Ausbesserung und alterthümlichen Abputz einen möglichst übereinstimmenden Ausdruck. Bei weitem am bedeutendsten aber wurde endlich das ganze alte Bild, wie der Ritter durch den Helm, durch die Wiederherstellung der Zinnen gehoben, womit in

der Ordenszeit das obere Haus wie das Mittelschloß gekrönt waren.

Es waren dies nämlich zwei Vertheidigungs-Gänge über einander, ein verdeckter und ein offener, welche oben um die ganze Burg liefen. Der untere oder verdeckte Gang befand sich zwischen dem obersten Geschoß und der Balkenlage des Daches in der dicken Mauer selbst, war durch die wieder zugewölbte Mauer gedeckt und hatte Schießlöcher nach Außen. Auch nach dem Burghofe hin enthielt die Mauer solche, nur etwas engere Gänge, die mit den äußeren durch quer neben dem Bodenraume unter den Balkenlagen durchlaufende Mauergänge in Verbindung standen, um zur Zeit der Gefahr rasch von einer Seite des Schlosses zur andern gelangen zu können. Auf der inneren Mauer jener Gänge ruhten die Dachbalken nebst dem zurücktretenden Dache. Ueber diesen Gängen selbst aber, deren Gewölbe mit dicken Kalksteinplatten belegt waren und zugleich die Abzugrinnen des Regenwassers bildeten, liefen neben dem Dache die offenen Gänge umher, mit jenen durch Mauertreppen verbunden und nach Außen durch die Brustwehr gedeckt, in welcher sich die Zinnen-Einschnitte befanden. Diese letzteren Gänge waren bei dem Umbau des Schlosses an einigen Stellen unvermauert geblieben und ließen daher ihre ehemalige Beschaffenheit noch deutlich erkennen.

Die Hochmeister-Wohnung jedoch hatte auch in der alten Zeit nur solche ringsumherlaufende offene Gänge, in denen namentlich die Hauptvertheidigung des vorspringenden Flügels derselben bestand. Hier über den Gewölbe-Bögen der äußeren Strebepfeiler von Meisters großem Remter war der breite Gang durch eine 10 Fuß hohe und an der Außenseite mit gegliederten Ziegeln und Stuckverzierungen besonders

reich geschmückte Brustwehrmauer geschützt. In den beiden Ecken gegen Norden und Westen sprang diese Brustwehr über die Mauer hinaus und bildete, auf gewaltigen Kragsteinen ruhend, in jeder Ecke einen ausgelegten und schön verzierten achteckigen Erker. Gang, Brustwehr und Erker wurde, gleichwie an den andern Seiten des Baues, im Jahre 1785 abgebrochen und aus den herabgeworfenen Kalksteinplatten des Fußbodens Kalk gebrannt, über dem Ganzen aber ein widerliches flaches Dach aufgesetzt. Nur an der nordöstlichen Seite hatte man einen Theil der Brustwehr stehen lassen, gleichsam als Zeugniß der zerstörten Herrlichkeit.

Nach diesen Trümmer-Spuren und den Andeutungen, welche alte Rechnungen und Bilder übereinstimmend darboten, wurde im Jahre 1825, aus einer Gabe der Königlichen Prinzen und den Beiträgen der Armee, die Wiederherstellung begonnen, und schon im Jahre 1831 waren rings um den Konventsremter die alten verdeckten Vertheidigungs-Gänge von neuem überwölbt, über dem ganzen nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses aber die überhangenden Dächer zurückgelegt, die offenen Gänge mit Wasserfängen und blechernen Abfallröhren angelegt und an ihren Brustwehren die Felder der Zinnen mit Stuckverzierungen wieder stattlich ausgeschmückt.

So hängt der Baumeister, wenn Alles wohlgerichtet, fröhlich eine frische Blumenkrone über den fertigen Bau hinaus. Als Festredner dieses Baues aber wollen wir einen Mann vernehmen, dessen Stimme, obgleich zu früh von uns geschieden, immerdar einen guten Klang behalten wird. Schinkel nämlich, nachdem er im Jahre 1819 Marienburg zum

erstenmal gesehen, berichtete an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg:

„Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um Vieles übertroffen, und als ich, um mein Urtheil bei mir fester zu begründen, diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, welche in diese Gattung fallen und die ich selbst in Italien, Deutschland und den Niederlanden gesehen, so mußte ich bekennen, daß bei keinem so, wie beim Schlosse Marienburg, Einfachheit, Schönheit, Originalität und Consequenz durchaus harmonisch verbunden sind. So findet sich am Dogen-Palaste zu Venedig vielleicht viel Abenteuerliches, viel mehr Reichthum der Verzierung, aber auch viel Inkonsequenz und Mißverhältniß. Die Rathhäuser zu Löwen und Brüssel sind prächtiger von außen, aber in einem späteren, sehr gezierten und mehr aus der Kirchen-Architektur entlehnten Styl. Schloß Karlstein bei Prag, der Sitz Kaiser Karls IV., ist im Vergleich mit Marienburg ganz in roher Art ausgeführt. So würde es nicht schwer werden, mehr Vergleichungen beizubringen mit dem Besten, was aus jener Zeit noch vorhanden ist, welche zum Vortheil für Marienburg ausfallen müssen. Die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe in den Remtern, die Originalität und Consequenz der Façaden am Hauptgebäude des Mittelschlosses sucht man anderswo überall vergeblich."

Den wiederhergestellten Bau aber hat des Königs Majestät in die Hut des Mannes gestellt, der ihn gleichsam neugegründet. Am 3. Juni 1842 wurde der Staats-Minister von Schön zum Burggrafen von Marienburg ernannt und ihm die bisher von dem Oberpräsidium der Provinz geführte Verwaltung aller das Schloß betreffenden Ange-

legenheiten und der dazu ausgesetzten Fonds persönlich übertragen.

Und er hatte sich nicht geirrt, als er prophetisch in Bezug auf Marienburg jedem Volke, wie in Alt-England, sein fröhliches Westminster wünschte. Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern auch sich selber daran erbaut. Nicht etwa blos sogenannte Kenner oder vorwitzige Touristen füllen die aufgeschlagenen Fremdenbücher mit ihren Exklamationen. Ein buntes Wallfahrten den ganzen Sommer hindurch führt Preußen, die früher nichts von einander gewußt, aus allen Gegenden des Landes in den Remtern zusammen, und zwar nicht zu jenem faden Sommervergnügen; das mit Carousfels, Feuerwerken und sonstigen Grillen eines verschmitzten Restaurateurs alljährlich launenhaft die Moden wechselt. Es ist die geheimnißvolle ideale Uebermacht, die dort plötzlich mitten aus der furchtbar langweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen. Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmälig hineinlebt, wie ja überall jene Geschlechter die schönsten und kunstsinnigsten sind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunstdenkmalen geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren. Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammgenossen im Westen fortdauernd verbrüdert, die stete, durch den ganzen Bau und seine Geschichte hindurchgehende Hinweisung auf das Kreuz, unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt.

Auch war sein König der Erste, der diese Bedeutung des

Baues faßte und hochsinnig in's Leben gerufen hat. Schon am 20. Juni 1822, als sich Alles eben erst werdend gestaltete, versammelte er, damals noch Kronprinz, viele edle Preußen in Meisters großem Remter um sich zu einem festlichen Ehrentisch, nach dreihundertundsechzig Jahren wieder dem ersten, den ein deutscher Fürst in diesem Saale gegeben. Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verschüttet seit Jahrhunderten geschlummert, da leuchtete ringsumher die sonnenhelle Landschaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenster herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meister Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedsprecher in der alten Tracht hatte sich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den frisch gefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkspruch erwiederte. Wir aber wüßten unser Büchlein nicht schöner zu schließen, als mit den wahrhaft Königlichen Worten dieses Spruchs:

„Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!“

Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland.

(1818.)

Die neuere Zeit hat politische Umgestaltungen herbeigeführt, welche keineswegs durch ihre bloße factische Existenz schon als abgemacht zu betrachten sind, sondern, weil sie in mannigfache Verhältnisse bedeutend eingreifen, gleichsam in fortwährender Verwandlung noch lange nachwirken werden.

Dazu gehört ohne Zweifel auch die Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Aebte sowie die Einziehung des Stifts- und Kloster-Gutes der Katholiken in Deutschland. Es haben sich hierüber so viele, einander gradezu widersprechende Stimmen vernehmen lassen, und in der That ist durch diese Maßregel der frühere Standpunkt der katholischen Geistlichkeit so wesentlich verändert worden, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, die dabei zunächstliegende Frage schärfer ins Auge zu fassen, welche Vortheile oder Nachtheile davon mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten oder schon eingetreten sind? Der Gegenstand dieser Frage wurzelt aber so tief in der Vergangenheit und in dem innersten Leben der Deutschen, daß es nöthig erscheint, vor allem andern die historische Bedeutung jener Erscheinungen, die wir vorlängst verschwinden sahen, näher festzustellen.

In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung Weniger,

sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen. Die beliebte Meinung daher, als sei der Reichthum und jene äußere Gewalt der Geistlichkeit im Mittelalter nur ein eigenmächtiges Kunststück schlauer Mönche gewesen, um eine kräftige und verständige Nation Jahrhunderte lang an dem Spinngewebe des Aberglaubens zu gängeln, diese oberflächliche Ansicht wird derjenige nicht theilen können, welcher die Vergangenheit mit jener ernsten hingebenden Anerkennung einer höheren leitenden Weltkraft betrachtet, der allein das Heiligthum der Geschichte sich aufschließt.

Arm, verlassen und vom Staate verfolgt, bildete das Christenthum anfänglich eine unsichtbare Kirche in der heiligen Gesinnung einzelner zerstreuter Gemeinden. In Griechenland, wo es zuerst öffentlich anerkannt wurde, so wie bei den Römern war die christliche Kirche mehr nur eine geduldete Anstalt neben dem Staate, um gelegentlich auch selig zu werden.

Erst die abendländischen Völker germanischen Stammes waren es, welche das unschätzbare Gut mit aller tiefen Gewalt ihres jugendlichen Gemüths ergriffen und heimatlich machten. Bei den Deutschen insbesondere war es von Anbeginn an nicht eine vom Staat getrennte Richtung nach dem Ueberirdischen, das ganze häusliche und öffentliche Leben vielmehr wollte in der Idee des Christenthums sich verklären. Diese ächt Gläubigen dachten nicht daran, künstliche Verhältnisse aufzustellen und sich durch staatskluge Cauteln trennend und sondernd gegen einen Einfluß zu verwahren, der ihnen ja eben als das Versöhnende aller Verhältnisse, alles Getrennten, des Geistigen und Irdischen erschien.

Die Kirche wurde die Seele des Staats. Daher jene wechselseitige Beziehung zwischen Staat und Kirche wie

zwischen Leib und Seele, daher jene wunderbare Vermischung von Geistlichen und Weltlichen oder vielmehr die innige Durchdringung beider Elemente.

Die äußeren Zeichen und Organe dieser Gesinnung waren vorzüglich der Grundbesitz der Geistlichkeit, ihre Gerichtsbarkeit und ihre Theilnahme an den Reichsversammlungen.

In doppelter Hinsicht, als Verkündiger des Wortes Gottes und als Bewahrer einer älteren höheren Bildung waren die Geistlichen zu Lehrern und Erziehern der Nation berufen. Hierzu bedurften sie nach dem natürlichen Laufe menschlicher Dinge einer unabhängigen Existenz und mithin äußerer Macht, solche zu behaupten, die bei dem damaligen Mangel an Geldreichthum nur durch Grundbesitz möglich war. Und letzterer wurde ihnen allerdings reichlich gewährt, theils von den Königen selbst, um wüste Ländereien urbar zu machen, und als Gegengewicht gegen die übermüthig werdenden Vasallen, theils aus der gläubigen Großmuth anderer mächtigen Laien durch unbedingte Schenkung, oder mit dem Beding lebenslänglicher Rente, oder auch als aufgetragenes Lehn, welches, da die Kirche nie ausstarb, natürlich derselben zuletzt heimfallen mußte.

Es kann in unserer Zeit unbegreiflich scheinen, vieles wegzugeben, ohne die Hoffnung einigen Ersatzes in diesem Leben. Aber das irdische Leben war nicht engherzig abgeschlossen, sondern durch das einbrechende Morgenroth des Christenthums eben über das Grab hinaus heiter und ahnungsreich erweitert und, als ein überglänztes Zwischenspiel, in die Ewigkeit aufgenommen. Dem Glauben war der Himmel und eine unendliche, durch die Geistlichkeit vermittelte Gemeinschaft der Heiligen aufgethan, welcher ein jeder, auch wenn es ihm im irdischen Leben nicht vergönnt war sich der

göttlichen Betrachtung ausschließlich zu weihen, mit Gut und Blut angehören wollte. Und der König und Held erkannte seinen höheren Herrn und Meister und gab ihm demüthig zurück, was er Zeitliches von ihm erhalten, in Sehnsucht nach einer ohne Opfer nicht denkbaren innigeren Vereinigung mit dem ewigen Reiche, in tiefgefühlter Anerkennung der obersten Lehnsherrlichkeit Gottes über alles irdische Gut.

Gott und seinen Heiligen gehörte also das Kirchengut ursprünglich an, die Geistlichen waren nur dessen zeitliche Verweser, um es zu gewissen heiligen Zwecken, die wir weiter unten berühren werden, zu verwenden. Daher war dasselbe, als dem Ewigen heimgefallen, auch außer allem zeitlichen Verkehr und unverletzlich.

Bei dem damaligen geringen Zusammenhang der einzelnen Landschaften untereinander konnten aber die Könige das Ganze der schroff-eigenthümlichen Massen nicht unmittelbar leiten, und der größere Grundbesitzer hatte in seinem Landbezirk die natürliche Macht, Verordnungen Nachdruck zu geben, und, gleichwie daher die Könige solche Landbesitzer zu Grafen und Herzögen einsetzten, um in ihrem Namen in den besonderen Bezirken auf Ordnung zu halten und Recht zu sprechen, so wurde diese Befugniß und Pflicht aus gleichem Grunde auch den nunmehr begüterten Bischöfen und Aebten schon unter den Carolingern um so mehr ausdrücklich beigegeben, als die Bischöfe auch schon früher freiwillig von den Partheien selbst zu Schiedsrichtern erwählt wurden. So entwickelte sich äußerlich die weltliche Gerichtsbarkeit der Geistlichen anfangs nur persönlich, als Amt für kurze Dauer oder auf Lebenszeit, später, wie bei den Grafschaften und Herzogthümern auf Grund und Boden haftend und mit diesem auf jeden Nachfolger übergehend.

Aber aus den Wäldern Germaniens wehte noch der frische Freiheitssinn durch das jugendliche Geschlecht; die Neigung, die innerste besondere Eigenthümlichkeit nicht nur in der freien Person des Einzelnen, sondern auch in allen Verhältnissen bis zur Persönlichkeit frei und besonders zu entfalten und darzustellen, blieb ein Nationalzug der Deutschen. Die Bürger der Stadt erkannten einen Schutzherrn, die Vasallen den Kaiser, aber jene wollten innerhalb ihrer Mauern, diese in ihrem Bezirk allein ordnen und für die Würdigkeit des inneren Wesens einstehen. Da geschah es, daß die Grafen und Herzöge und mit ihnen die Bischöfe und Aebte allmählig Landesherren wurden und jene Reichsunmittelbarkeit erlangten, welche erst spät, nachdem durch lange Kämpfe der ursprüngliche Geist schon zum Theil verschwunden war, in staatsrechtlichen Begriffen förmlich anerkannt und festgehalten wurde.

An den allgemeinen öffentlichen Geschäften und Reichsversammlungen endlich nahmen die Bischöfe schon sehr früh seit Pipin verfassungsmäßig Antheil, so wie auch häufig umgekehrt die Grafen und Herzöge an den Spenden der Geistlichkeit.

Und so sehen wir denn die Kirche, im Schooß des Staates heimathlich wurzelnd, sich wie einen mächtigen Baum erheben; Aeste, Blätter und Zweige in scheinbarer Verwirrung durcheinanderschlingend, in der That aber alles irdische Mark und Trieb und die dunkele Sehnsucht der Nation innerlich nach oben leitend und in grünen Kronen versöhnt dem Himmelslichte zuwendend.

In jenem nationalen Trieb nach eigenthümlicher Persönlichkeit liegt an sich die Trennung. Wir sehen daher die Stände: Adel, Leibeigne, Städte, in diesen wieder einzelne

Corporationen, überall scharf und eckig gesondert hervortreten und das allgemeinere irdisch Verbindende, den König selbst, wiederum nur als ein Einzelnes, als den mächtigsten Grundbesitzer, ins Dunkel zurückdrängen. Nur eben durch eine überwiegende Persönlichkeit kann der König, wie Clodwig und Carl der Große, in der That herrschen. In dieser Sonderung, wo jeder Herr in seiner Burg, jede Bürgerschaft in ihre Ringmauer sich ein- und abschließt, keimt nothwendig unendlicher Streit ohne Versöhnung; denn jede Persönlichkeit, jede Eigenthümlichkeit kann nicht theilweise nachgeben ohne sich aufzugeben, da sie, für sich allein betrachtet, eben so Recht hat, wie jede andere. Daher jener wie die Köpfe der Hydra ewig nachwachsende und sich immer neu erzeugende Kampf zwischen Vasallen und Lehnsherren, zwischen Adel und Städten, zwischen den bürgerlichen Corporationen und den Stadtobrigkeiten, ja selbst zwischen einzelnen Burgen bis ins Unendliche hinab. Von solchem nicht zu schlichtenden Streite ist menschlicher Weise kein Ende abzusehen, bis alle besondere Eigenthümlichkeit wechselseitig todtgeschlagen ist und nun die ungeschlachteste unter ihnen in der Oede, wie ein steinerner Löwe über einem Grabgewölb starrgewaltig Recht behält. Es mußte ein solcher Kampf früher oder später nothwendig zu dem Entgegengesetzten jener wilden Bestrebungen, zur Universalmonarchie führen.

Aber jenem deutschen Naturtriebe nach eigenthümlicher Freiheit, an die man Blut und Leben setzte, lag die dunkele Sehnsucht nach einem vielleicht auf Erden nie ganz erreichbaren vollkommenen Dasein, nach einer höheren Versöhnung zum Grunde. Denn nur das Eigenthümliche ist wahrhaft lebendig und frei und nur unter Freien ist eine Vereinigung denkbar.

Eine solche Erlösung aber, welche der dem Tode geweihte Kampf der wilden Naturkräfte niemals gewähren konnte, brachte das Christenthum; diese große Versöhnung, welche, indem sie die Gottheit selbst persönlich und zum Menschensohn macht, die Menschen zu Gotteskindern aufnimmt. Wie die weiße Taube mit dem Oelzweig flog die himmlische Botschaft über die empörten Gewässer dahin, und aus den dunkelen Fluthen erhob sich ein neues Reich Gottes, von dem allein das Irdische Glanz und Bedeutung erhielt; die Selbstsucht faßte die Selbstopferung, der Kraft gesellte sich die Liebe, Ein Glaube umschlang alle irdischen Vereinzelten. Und in dieser hohen Bedeutung erscheint uns denn auch die Kirche nach ihren Grundanlagen überall vermittelnd, versöhnend und vereinigend.

Es ist, sagt man, das Regiment der Seelen in die Hände der Geistlichen sowie das weltliche in die der Könige gelegt worden. Aber das Leben ist untheilbar, wie Seele und Leib, und die Trennung beider Elemente ist nur der Tod. Und so sehen wir auch bald die Kirche durch das Mittelglied des Grundbesitzes sichtbar und lebendig in den sogenannten weltlichen Staat mannigfaltig hineinranken und eben dadurch die Geistlichkeit zwischen König, Adel und Volk sich als einen unabhängigen Stand beschwichtigend aufstellen, nicht diese oder jene besondere Standesrichtung theilend, sondern alle weltlich Geschiedenen gleichmäßig in sich aufnehmend. Es erscheint die Geistlichkeit, auch bloß als politisches Gegengewicht betrachtet, immer als der vereinigende Geist der sondernden Kräfte, und mußte ihre hohe Bestimmung: eine stete Beziehung des weltlichen auf das ewige Reich Gottes lebendig zu erhalten, um desto wirksamer erfüllen können, je mehr äußere Berührungspunkte ihr Einfluß fand, je mannigfaltiger

sie durch den Grundbesitz in das innerste Getriebe des Staates verflochten wurde.

Grund und Boden, also dem Spiele menschlicher Leidenschaften zum Theil entrissen und unsichtbaren überirdischen Zwecken geweiht, mußte nun überhaupt eine tiefere Beziehung und Bedeutung erhalten, es mußte hierdurch die Selbstsucht, dieses Sondernde, in die Idee der Aufopferung für ein Höheres, in den Gedanken der Ewigkeit versenkt werden.

Andererseits erwuchs die Geistlichkeit auch äußerlich als ein unabhängiger Stand, durch den Grundbesitz der besonderen Nation gleichsam vermählt durch die einwohnende geistliche Kraft, aber keinem einzelnen Stande untergeordnet oder vergleichbar, sondern in ihren Grenzen durchaus unbestimmbar und unendlich.

Gleichwie es, nach einem noch bis jetzt nicht untergegangenen Naturgefühl eine höhere Ehre giebt, als die vor Gerichten verhandelt und gutgethan wird, so schlingt sich auch eine in der weltlichen Verwirrung vergebens nach klarer Erscheinung ringende, nur in der Poesie zuweilen wehmüthig aufklingende Schönheit durchs Leben, so giebt es auch ein Recht und Unrecht außer dem Gesetz, welches nur das, was jene geheimnißvolle Wurzel über die Oberfläche hinaustreibt, unter die Alles gleichstellende Scheere nehmen kann. Diesen tiefen Widerspruch zu lösen, und eine höhere Gerechtigkeit schon auf Erden darzustellen, war die große Bedeutung der Hierarchie.

So eröffnete sie der vom Weltsinne allezeit verkannten Sehnsucht nach einer schöneren Vollendung, den Gläubigen, die nicht durch theilweise, sondern durch eine gänzliche Aufopferung sich mit Gott versöhnen und der göttlichen Betrachtung ganz weihen wollten, die Friedensstätten der Klöster;

so war es vorzüglich die Geistlichkeit, welche mitten im Kriege jenen Gottesfrieden bildete, wo die Kraft und der Menschenstreit, sobald die Glockenklänge wie himmlische Boten über das Land gingen, demüthig vor dem Unsichtbaren die blutigen Waffen senkten. In gleichem Sinne reichte die Geistlichkeit durch die Sende, jenes sittliche Rügegericht, sowie durch die Heiligung der Ehe, leitend und an das Ewige mahnend in jene ursprüngliche Tiefe des Volksgemüths hinab, wo kein menschliches Gesetz mehr auslangt. Ja ihre weltliche Gerichtsbarkeit selbst, aus solchem innigen Verständniß der Menschennatur hervorgegangen, konnte unmöglich ihre Doppelgewalt, die geistliche in der weltlichen ganz verläugnen. Und wenn wir auch nicht wüßten, wie sie damals geordneter und vollkommener war, als die weltlicher Herren, wie sie viele große Mißbräuche, z. B. den, wenn auch schönen Irrthum der Ordalien beseitigte, so dürfte schon die häufige Klage über ihr erstaunliches Umsichgreifen beweisen, daß sie dem allgemeinen Bedürfniß angemessen, ja daß sie wohl, so wie der Altar für den Verfolgten, ein Asyl war gegen die frevelhafte Willkühr und heftige Rache einer kräftigen Zeit.

So entwickelte die Geistlichkeit durch das Medium der äußeren Macht eine unberechenbare geistige Kraft. Nicht weltlich wurde dadurch das Geistliche, — denn der spätere Verderb lag viel tiefer —, sondern das Weltliche wurde geistlicher. Wir sehen das starrgeschlossene Leben, vom Himmelsglanze angestrahlt, sich wie eine Blume in Liebe, Ehre und Andacht zu jenem wundersamen Verein des Ritterthums gestalten, dessen Betrachtung uns, nachdem wir vieles andere überlebt und alt geworden sind, noch immer wie die Erinnerung an die morgenhelle Jugend mit Freudigkeit erfüllt. Und wenn zwar anfänglich auch des weltlichen Ritters

Schwert mit kirchlicher Feierlichkeit geweiht wurde zur Vertheidigung der Religion und zum Schutze der Witwen und Waisen, das Ganze des Ritterthums aber niemals eine allgemeine, äußerlich geordnete Verbindung wurde, so sehen wir dagegen jene innige Durchdringung des Geistlichen und Weltlichen noch einmal ernster und strenger in den geistlichen Ritterorden wie den geharnischten Geist der Zeit erscheinen.

Das Christenthum ist nicht der Antheil eines einzelnen auserwählten Volkes, sondern wie das Sonnenlicht über den ganzen Erdkreis aufgegangen. Es konnte daher der Clerus, obgleich er sich äußerlich überall mehr oder weniger nach der Eigenthümlichkeit seiner Nation gestaltete, seiner inneren Natur nach, als Verkündiger jenes allgemeinen Heils, sowie als Bewahrer einer allgemeineren, der altrömischen Bildung, niemals ganz national, er mußte vielmehr nothwendig ein durch seine vorangedeutete Natur in allen Ländern eng zusammenhängender wahrhafter Welt-Stand sein, er mußte, gleichwie er der höhere Mittelpunkt alles Vereinzelten in seiner besonderen Nation war, auch ein gemeinsames Band aller christlichen Nationen überhaupt werden.

Die allgemeinen Concilien waren die erste Form dieser geistlichen Gemeinschaft. Aber die Concilien, als nur seltene vorübergehende Versammlungen, konnten einerseits keinen festen Mittelpunkt gewähren, sie mußten andererseits als geistige Aristokratien ohne solchen höheren Mittelpunkt unvermeidlich zu bedenklichen Spaltungen führen. Es läßt sich in dieser Hinsicht die Eigenthümlichkeit der Einzelnen sowie der Nationen, welche die Concilien weder verläugnen konnten noch sollten, mit dem Christenthum gar nicht in einen Richtpunkt stellen. Alle besondere Eigenthümlichkeit mag sich noch so mannigfaltig, ja widersprechend entwickeln: sie wird, wenn sie

sonst ächter Art und wahrhaft ist, ihre Freiheit immer nur durch ihre Beziehung auf ein über alles besondere Erhabenes behaupten können und sich dadurch je bestimmter, entschiedener sie für sich besteht, innerlich zu einem desto kräftigeren Ganzen vereinen. Das innerste Wesen des Christenthums dagegen ist immer und überall durchaus eins und dasselbe, es ist kein Werden in sich, etwa durch Hinzuerfindungen menschlicher Vernunft noch zu vervollkommnen, wenn es gleich ein Werden ist für die Gläubigen, insofern es ein immer innigeres Verständniß, eine unermeßliche, unendliche Aneignung und Christianisirung aller Verhältnisse bis in den ewigen Himmel hinein nicht nur zuläßt, sondern erheischt. Jede eigenwillige Sonderung von dieser einigen Wesenheit kann nicht mehr wie die besondere Eigenthümlichkeit, das Leben einer höheren Beziehung in sich tragen, denn diese Beziehung, das Höchste des Menschen, ist ja eben das Christenthum, sie wird also, dem Chaos wieder heimgefallen, ohne Heimat und von Räthsel zu Räthsel geworfen, immerfort abwärts schwärmen durch das dunkle Labyrinth der Menschenbrust bis zu dem ganz Vereinzelten, Erstarrten, zur Selbstsucht. Es giebt demnach nur Eine wahre Religion und keine sogenannte Vernunft-Religion, die sich ein Jeder für's Haus selbst machen und nach dem jedesmaligen Wechsel seiner armseligen Gefühle schneidermäßig bald abstutzen, bald wieder anflicken könnte, und woraus denn mehr in's Große getrieben, endlich wohl gar ein militairisches, adeliges oder kaufmännisches Christenthum entstehen dürfte. Eben so wenig kann es nationale Religionen geben, oder wir müßten denn in todter Neutralität die allerdings eigenthümliche und nationale Art wie die Japaner ihre dickköpfigen und fettbäuchigen Fetische anbeten, eben auch gutheißen.

Es ist ein ewig unwandelbarer Mittelpunkt nothwendig der wie die Sonne in unserem Planeten-System in Gottes Hand fest ruhend, mit seinen Strahlen, so mannigfaltig sie sich auch am Irdischen zum bunten Farbenspiele brechen mögen, alles gleichmäßig durchdringt, alles Feindselige und Auseinanderstrebende, wie mit unsichtbaren Armen in gleicher Liebe und Sehnsucht ewig zu dem Born des Lichtes hinzieht. Eine solche Sonne, eine solche immerwährende Offenbarung und feste Burg des christlichen Glaubens war die ursprüngliche Idee eines Statthalters Christi auf Erden — des Papstes, dessen Primat die Katholiken, durchdrungen von der Nothwendigkeit einer solchen Einheit, schon als vom göttlichen Stifter der Kirche selbst eingesetzt annahmen.

Dieser wohlthätige Einfluß der Hierarchie wird gegenwärtig häufig und stürmisch verläugnet, von manchen wohl nur darum, weil sie von der Schlechtigkeit mehrerer Päpste auf die Nichtigkeit des Papstthums selbst schließen und dasselbe nach seinem Mißbrauche beurtheilen, oder weil es überhaupt am bequemsten ist, etwas, was sich freilich aus unserer Zeit heraus nicht leicht begreifen läßt, lieber ganz wegzudisputiren. Wenn man aber nicht etwa annimmt, daß der Deutsche aus dem Schlamm seiner Wälder wie ein Baum nach und nach heraufgewachsen sei, erst Füße, dann dumm Gebein und Magen, bis endlich unsere Zeit auch Herz und Kopf daraufgesetzt hat, so wird man wohl schwerlich läugnen können, daß eine solche Gewalt, wie die geistliche war, sich auch in jenen früheren Jahrhunderten weder der lieben Dummheit durch Betrug aufheften, noch der tüchtigen Schlagfertigkeit durch die Waffen aufdringen ließ. In dem tiefen Gefühl und Bedürfniß andächtiger Völker selbst ruhten vielmehr schon die Lineamente dieser Macht, welche im Clerus nur erst sich

selber klar und daher wie immer das Bewußtsein herrschend wurde.

Es war das innere Gegengewicht, die beständige Oberaufsicht, das Sittengericht der weltlichen Gewalt durch den Geist und die öffentliche Meinung der Völker, vor welcher der mächtigste Herrscher noch erzittern mußte, da sie in dem Papst einen unerschütterlichen Sprecher fand und so wirklich Gottes Stimme wurde. Gleich wie der wilde Held Attila, nachdem er unbezwungen den halben Erdkreis verheert, von der Gestalt des Papstes, der ihm waffenlos an den Thoren Roms entgegentrat, wie von einem Strahl überirdischer Hoheit im Innersten versengt und überwunden wurde, so bricht sich in der Geschichte mehr als einmal das Meer wilden Uebermuths, empörter Leidenschaft und Willkühr an diesem heiligen Fels, und der gewaltigste Herrscher mußte eine höhere Macht, als die des Schwertes, die Uebermacht der Gesinnung anerkennen.

Als Friedensvermittler des christlichen Europas sehen wir die Päpste des elften und zwölften Jahrhunderts den kleinen zerstreuten Zwist um jeden Pfeffersack (wie Maximilian I. zu sagen pflegte) in einen idealen Kampf gegen die asiatischen Ungläubigen, für die Befreiung Jerusalems verwandeln und so eine großartigere Sittlichkeit der Politik entzünden; und selbst wo die geistliche und die weltliche Macht miteinander ringend erscheinen, ist es ein Kampf für die Freiheit, indem beide von einander unabhängig immer wechselseitig die eine siegreich und schützend hervortritt, wo die andere in todter Alleinherrschaft alle Eigenthümlichkeit zu vernichten drohte. Man könnte, um obiges Gleichniß von der Sonne noch einmal aufzunehmen, die geistliche Gewalt die Centripetalkraft, die weltliche, die Centrifugalkraft der Weltgeschichte nennen,

beide in scheinbarer Zwietracht die höhere Eintracht, Gerechtigkeit und Freiheit erhaltend.

Als mahnendes Gewissen ein ungeschriebenes Völkerrecht bildend, schlang die Hierarchie auf solche Weise die ersten lebendigen Züge durch die Geschichte zu jener christlich europäischen Staaten-Republik, welche später der Geist Heinrichs IV. von Frankreich nachträumte und die nun in dem Begriffs-Skelett unseres heutigen geschriebenen Völkerrechts wie eine Mumie begraben liegt, worin der lebendige Sinn künstlich ausgetrocknet worden. Schwerlich kann man sich bei diesem oastrum doloris des frommen Wunsches erwehren, daß in jeglicher Zeit nicht blos das Erb-, Pfand-, Wechsel- und Mäkler-Recht der Einzelnen, sondern auch das bedeutendere Recht der Staaten eine ähnliche Garantie haben möchte, wie sie die Hierarchie gewährte, eine Stimme, die noch gewaltiger mitsprechen dürfte, als die der Kartaunen.

Wenn wir aber jene Idee einer innigen Durchdringung der geistlichen und weltlichen Macht zum ewigen Frieden und zu einem Reiche Gottes auf Erden niemals vollkommen und bleibend ausgeführt finden, wenn wir vielmehr die beiden Gewalten sehr oft im Kampfe gegen einander und nur selten in Harmonie sehen, so müssen wir demüthig bekennen, daß wir — Menschen sind, deren wahrhaftestes größtes Streben immer in die Ewigkeit hinauslangt, deren innerstes Werk hier nicht fertig wird, und daß jene beiden Mächte, als die höchsten Gipfel des irdischen Daseins, das was sie in ihrem Kampfe suchten: ihre höhere Vereinigung, vielleicht nur in jenem Reiche erlangen können, wofür ja überhaupt das irdische Leben nur die Vorbereitung und ein redliches Erkämpfen sein soll.

So sehen wir denn andächtige Völker Jahrhunderte lang

die Hierarchie, diesen ungeheueren Dom der allgemeinen Kirche, aus dem eigenen gläubigen Gefühl herausbauen, gleich einer aus dem Senfkorn des Glaubens aufstrebenden Riesenblume, alle gewaltigen unbewußten Elemente einer tiefbewegten Zeit in wunderbarer Verzweigung, in immer kühneren Bogen nach oben rankend, mit tausend jungen Knospen sehnsüchtig in das Himmelslicht hinauflangend; Könige und Helden knieen auf den mächtigen Pfeilern umher, und Engel wiegen sich singend auf den Blättern und Ein andächtiger Chor durchsäuselt und belebt wie Gottes Odem das Ganze. Aber die bauenden Geschlechter faßt droben in der einsamen Wolkenhöhe dieses Münsters der menschliche Schwindel, die Schwere zieht sie zur Erde, der eifersüchtigen Mutter zurück und das Werk bleibt, wie in babylonischer Sprachverwirrung, unvollendet. Denn der allmächtige Glaube, welcher Berge versetzt, ist in seinen Grundfesten erschüttert und das lebendigpfeilernde Rankengeflecht erstarrt allmählig zu Stein, die Knospen können sich nicht mehr von innen zu Sonnenblumen entfalten.

Und so wollen wir denn an dem Wunderbau, der noch in seiner Erstarrung hieroglyphisch auf Vergangenheit und Zukunft deutet, nicht vorübergehen ohne Ehrfurcht vor dem Uebermenschlichen und ohne tiefe Wehmuth — denn in dieser Wehmuth ist Hoffen und Zuversicht!

Als der Glaube, indem ihn der Verstand grübelnd begreifen wollte, von der Erde wich und nun auch die Hierarchie, die nur in und durch den Glauben bestand, großentheils zusammenstürzte, da verwirrte sich der Gedanke in sich selbst und ein ungeheures Schwanken aller inneren und äußeren Verhältnisse, die ihren festen Mittelpunkt verloren hatten, erschütterte ganz Europa. Vergebens strebte der dreißigjährige Krieg, der kein Religionskrieg mehr war wie die Kreuz-

züge, mit dem irdischen Schwerte ein neues Leben zu gründen, er konnte nur die Bande des alten völlig auflösen.

In dem dumpfen Gefühl von der Nothwendigkeit einer Vereinigung erfand man nun für den erloschenen Bundesgeist ein Surrogat: das System des äußeren Gleichgewichts, ein System, das, wenn es überhaupt ausführbar wäre, entweder zu einem völlig todten Stillstand, einem starren Nebeneinandersein führen müßte, oder es dürfte, da es überhaupt keinen absoluten Stillstand giebt und jeder Staat bei gleichbleibender äußerer Größe durch inneres Wachsthum an intensiver Größe sehr überwiegend zunehmen kann, das Ab- und Zuwägen, das Blutvergießen und Seelenverkaufen billigerweise gar kein Ende nehmen. In der Wirklichkeit aber erscheint diese Procedur nicht anders, als der Affe in der Fabel, welcher den Kätzchen ihren Käse abwägt und, da das Zünglein der Wage niemals stillstehen will, bald von dieser, bald von jener Wagschale ein Stückchen wegnimmt und verschluckt, bis am Ende der große Affe Alles verzehrt hat und die kleinen Kätzchen das leere Nachsehen behalten. Dann steht freilich das Zünglein ewig still!

Anders und gründlicher aber, als sich durch solches künstliche Gehänge von Gewichten abhelfen ließ, war das wahrhafte Gleichgewicht aller Staaten in ihrem eigenen Innern gestört. Indem das Gegengewicht des Glaubens, der Religion und der Nationalsitte unterging, schnellte alles in der anderen materiellen Richtung bis zu einer schwindelnden Höhe hinauf. Wenn nach der früheren Einrichtung Deutschlands der Staat durch Religion, ehrwürdige Gewohnheiten, eigenthümliche Sitten und durch eine innige Verbrüderung vom Lehnsverbande bis zu den Zünften hinab ein geistiges, organisch lebendiges Ganze bildete, so wurde nunmehr mit

offenbarer Geringschätzung aller moralischen Triebfedern die Macht jedes Staates einzig nach statistischen Tabellen, nach der günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz und nach Kanonen berechnet. Das Prinzip des Lebens, das gesunde Verhältniß zwischen Seele und Körper des Staats war gestört, die verlorene und verkannte Gewalt der inneren Würdigkeit sollte einzig und allein und zuverlässiger vertreten werden durch die äußere Gewalt der Waffen. Und so wurde denn der schöne deutsche Wald, wo Stamm an Stamm in lebendiger mannigfaltiger Eigenthümlichkeit die starken Arme ineinanderwob zur grünen Burg der Freiheit, in mechanischer Gleichförmigkeit zu der großen Schlag- und Schlachtmaschine der stehenden Heere verzimmert. —

Das durch jene entscheidende Spaltung zwischen Geist und Körper entstandene Schwanken der öffentlichen wie der häuslichen Verhältnisse vibrirt nun wachsend fort und fort, und vielleicht am fühlbarsten in Deutschland, in dessen tiefem Gemüth, wie es scheint, alles Welthistorische geistig ausgeboren und ausgekämpft sein will. Hier vorzüglich sehen wir, wie in der Polterkammer eines Laboratoriums den Protestantismus neben dem Katholizismus und zwar nicht wie in Großbritannien im tyrannischen Stillstand der Unterdrückung; wir sehen die endlich bei dem Heidenthum angelangte Aufklärung und einen das Katholische und Protestantische seltsam verwirrenden Mysticismus im Kampfe gegeneinander, und beide als bloße Karrikaturen dessen, was sie zu wollen scheinen, gegen eine mächtig aufstrebende höhere Erkenntniß; wir sehen den Geist der Lüge sich künstlich durch Sitten und und Verhandlungen schlingen, die hohle Begeisterung, die sich selbst nicht glaubt, die Charakterlosigkeit in tausenderlei gleißenden Charaktermasken und ein fieberhaft unsicheres Experimen-

tiren aller Gesetzgebung. Aber durch den Morgennebel dieser durcheinanderringenden noch unkenntlichen Massen schlingen sich heimlich, doch unverkennbar, die Lineamente einer neuen Bildung, eine tiefgefühlte Sehnsucht, die, sich selbst noch nicht klar, vorerst als Unruhe erscheint. Wir wollen dem Herren freudig danken, daß wir die tödtliche Erschlaffung, nicht ohne große ahnungsvolle Träume einzelner Genien, ausgeschlafen; aber wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß wir zu einem welthistorischen inneren Kampfe erwacht sind.

Die wie grillenhafte Einfälle zwischen Tag und Nacht hin und her schießenden Gedanken müssen einen Mittelpunkt gewinnen, das Gesetz im Staate sowie das Recht der Staaten gegeneinander muß eine heilige Gewähr haben, die nicht bloß durch künstlich erdachte, noch so gut gemeinte Verfassungen zu erlangen ist, welche ja wieder nur durch die Gesinnung garantirt und lebendig werden können. Diese Garantie, eine standhafte Volksgesinnung, kann sich auf nichts Vergänglichem gründen, der Geist der Lüge kann nur vernichtet werden durch den Geist der Wahrheit, durch das Christenthum und eine ewige innige Beziehung desselben auf den Staat. Wenn wir aber die innere Wiedergeburt und Verjüngung des Volks durch das Christenthum als die erste und unerläßlichste Bedingung eines besseren Daseins voraussetzen, so werden wir einen fortdauernden, entschiedenen Einfluß der Geistlichkeit auf das Weltliche schwerlich ausschließen mögen. Nicht als ob die Freiheit des Forschens, das tiefsinnige Streben unserer Philosophen nach Wahrheit, wie ein geschlossenes Gewebe einzig in die günstigen Hände der Geistlichkeit niedergelegt werden sollte; sondern jene höhere Intelligenz im Volke lebendig vermitteln und wirklich zur Weltkraft machen soll und kann gewiß nur die Geistlichkeit, diese aus und mit der Nation

wachsende wahrhafte Universitas des Volkes. Und am Ende ist ja auch das Christenthum, dem nur sein Recht auf Erden wieder werden soll, so überaus hell und vortrefflich, daß es auch durch eine weniger gelehrte und scharfsinnige, aber ehrliche Auslegung niemals entstellt oder gar verdorben werden kann.

Ich möchte nicht behaupten, daß die Landeshoheit der Bischöfe und Aebte und die Grundherrschaft der Geistlichkeit, so wie sie und das römische deutsche Reich zuletzt war oder vielmehr nicht mehr war, überall den oben angedeuteten wohlthätigen Einfluß auf Deutschland geäußert habe. Aber es ist über ihren Mängeln nicht zu vergessen, daß die Aufhebung der weltlichen Macht der Geistlichen überall nicht aus tiefdurchdachten Grundsätzen, sondern bekanntlich aus Finanznoth erfolgt ist, und daß man bereits vorhandene Mittel zu einem großen, wünschenswerthen Zwecke nicht zerstören sollte, bevor man bessere an ihre Stelle zu setzen im Stande ist.

Viele sind ernstlich der Meinung, der Staat sei die durch einen ich weiß nicht wann und wie geschlossenen Vertrag errichtete Vereinigung mehrerer Menschen zur Sicherung ihres irdischen Eigenthums. Hiernach wäre die sehr beträchtliche Klasse der Armen, so wie mancher herrliche Mann, der das Unglück hat, alles Seinige in sich zu tragen, ganz eigentlich vogelfrei und außer dem Staate; und diese Ansicht scheint allerdings mehreren neuen deutschen Verfassungen dunkel zum Grunde zu liegen, wo die Fähigkeit zur Volksvertretung einzig auf der Markscheide des Goldes und Silbers probirt wird. Bei solcherlei lockeren Vereinen, die jedoch eines so weitläufigen Schutzes schwerlich werth sein dürften, wo die Kosten oft mehr betragen als das zu schützende Eigenthum, ist freilich der Staatszweck durch eine wohlbediente Artillerie,

eine wohlberittene Gensdarmerie, mehrere Justizstellen und einige Galgen hinlänglich erreicht.

Wenn wir aber den Staat als eine geistige Gemeinschaft ansehen zu einem möglichst vollkommenen Leben durch Entwickelung der Geistes- und Gemüthskräfte im Volk, welche ja eben allein Leben genannt werden kann, wenn wir daher überzeugt sind, daß die materiellen Staatskräfte nur insofern bedeutenden Werth haben, als sie die eigenthümliche Entfaltung jener Gottesblume beschirmen und erleichtern, daß mithin jener innere Lebensbaum nicht etwa hier verschnitten, dort mit fremden Reis gepfropft oder künstlich an Spalieren gekreuzigt werden soll, um Alles in eine an ihrer eignen Vollblütigkeit erstickende, einseitige monströse Ausbildung der äußeren Kraft hineinzutreiben, sondern daß der Körper als ein hülfreicher Knecht allein der Seele dienen muß: bei einer solchen Betrachtungsweise, sage ich, werden wir, wo von Wohl und Wehe der Nation die Rede ist, ungern die wirksame Berathung eines Standes entbehren wollen, der einerseits vorzugsweise dazu berufen ist, das Wort Gottes, den Kern aller menschlichen Weisheit, auf Erden lebendig zu erhalten, andererseits aber seiner Natur und Beschäftigung nach das innere Wesen und Bedürfniß des Volks gründlicher erkennen kann, als jeder andern. Sollte aber gar eine Staatseinrichtung fürchten, eine wahrhaft geistliche Prüfung nicht ertragen zu können, so hilft ihr alle furchtsame Vorsicht doch nicht, sie trägt den Keim des Todes schon in sich.

Man möchte vielleicht einwenden: die geistlichen Regenten, durch Klostermauern, Ehelosigkeit und ihren abgeschlossenen Stand von der Nation geschieden, seien mit dieser gerade am wenigsten vertraut gewesen, und überhaupt habe ihre Reichsstandschaft in die Angelegenheiten Deutschlands niemals auf

jene geträumte wohlthätige Art, sondern nur verwirrend eingewirkt.

Das Erstere ist schwer zu glauben. Denn ich frage: ist jene Ringmauer des geistlichen Standes, in den überdieß Niemand vor den reiferen Jahren aufgenommen werden darf, wohl zu vergleichen mit der Kluft von Hoheit, welche den erblichen Thronfolger von der Wiege an vom Volke trennt und ihn nur zu oft mit einem lebenslang undurchdringlichen Höhenrauch umnebelt? Und wenn zwar auch Aebte einen Reichsstand bildeten, so waren doch damals die Klöster unstreitig die höheren Schulen des Lebens; die Bischöfe wurden aber nur selten aus der Zahl der Mönche, vielmehr recht mitten aus dem Volke, oft aus dem Bürgerstande, öfterer aus den Jüngstgeborenen adeliger Familien gewählt, welche demnach früher auch die glanzlose Kehrseite des Lebens gesehen, ja häufig sogar die Seelsorge, diese tiefste Erforschung des Volksgemüths, selbst verwaltet hatten, und daher dem letzteren nicht leicht fremd sein konnten.

Der andere Einwand dagegen, als habe die geistliche Macht nur verwirrend eingewirkt, beruht auf einem Mißverständniß, das sich durch eine genauere Beleuchtung der Geschichte aufklären läßt.

Die geistlichen Staaten bildeten schon ihres äußeren Interesses wegen und da sie untereinander bei weitem mehr eine geistige Einheit darstellten, als die weltlichen, jederzeit eine kräftige Opposition gegen die letzteren. Bald war alle ihre Gewalt über die öffentliche Meinung im Volke oder im Churfürsten-Collegio mit beispielloser Beharrlichkeit und Anstrengung gegen die Kaiser gerichtet, wo diese, wie die Hohenstaufen, im Uebermuth einer Heldennatur oder durch die Gunst äußerer Umstände sich versucht fühlen mochten, ihre

Macht zur Alleinherrschaft auszubilden und die Leichendecke der Einerleiheit über den blütevollen Reichthum der deutschen Mannigfaltigkeit zu werfen, oder wo sie heimlicher, aber in gleichem Streben, die Erblichkeit der Kaiserwürde erschleichen wollten. Bald auch und zwar öfterer sehen wir sie, dem Kaiser getreu, mit geistlichen und weltlichen Waffen gegen einen verwilderten Adel kämpfen, welcher alle Bande der Lehnstreue und Gerechtigkeit in gewaltsamer Willkühr aufzulösen trachtete. Ueberall und jederzeit unverrückt aber finden wir in dieser Körperschaft der geistlichen Staaten die Bestimmung und das wirksame Streben, die Einheit und Unabhängigkeit der Gesellschaft der Kirche zu behaupten, jener weltumfassenden Gesellschaft, welche niemals ohne großen gemeinsamen Nachtheil dem Staate einverleibt und untergeordnet oder als Stoff zu beliebigen mit der Zeit wechselnden Zwecken verbraucht werden kann. — Nun ist jedoch die tiefere Einsicht, welche überhaupt eine Weltkraft wie die Kirche anerkannte, und die höhere Gerechtigkeit, die das als wahr Erkannte auch äußerlich darzustellen strebt, immerdar so feiner und überirdischer Natur, daß sie wie eine himmlische Schöne auf Erden auch eines schützenden Ritters, gleichsam einer vollziehenden Gewalt bedarf, um zur sicheren Erscheinung zu gelangen. Wo aber hat nunmehr die Kirche, da sie, aller weltlichen Macht beraubt, sich selbst nicht mehr beschützen darf und kann, und da die öffentliche Meinung schwankt wie nie, im Wandel der Zeiten eine Garantie jener Gerechtigkeit?

Wenn wir in der deutschen Geschichte nichts weiter sehen wollen, als den Stammbaum einiger großen Fürstenhäuser, und nichts bemerkenswerth finden, als das allmählige Anwachsen der Uebermacht derselben, so mag uns freilich die

Ein- oder vielmehr Gegenwirkung der Bischöfe und Aebte vermöge ihrer Landeshoheit und Reichsstandschaft als sehr überflüssig und verwirrend erscheinen, indem sie allerdings aller todten Gleichförmigkeit gradezu entgegen war. In der That aber erscheint sie als das mächtigste Palladium der Eigenthümlichkeit und Freiheit der Nation, und hat gewiß, indem sie einerseits den Adel beschränkt, andererseits aber auch Unfreie in die höheren Regionen des Lebens emporhob, nicht wenig zu der Entwickelung des Mittelstandes in Deutschland beigetragen.

Wenn wir aber in den letzteren Zeiten jenen geistlichen Einfluß in den alten Formen unläugbar erstarren sehen, so lag die Schuld in uns, daß wir überhaupt kolossale Staatsformen nicht mehr zu beleben vermochten, keineswegs aber in dem durch äußere Macht festbegründeten Stimmrecht der hohen Geistlichkeit bei Berathung deutscher Reichsangelegenheiten, welches ich vielmehr allen christlichen Zeiten, mit unwesentlichen Abänderungen, welche ja die wandelbare Zeit von selbst an- und abbildet, für unentbehrlich halte, oder wir müßten dann unbilligerweise annehmen, daß die Geistlichkeit nunmehr ihren ursprünglichen Beruf, wie ein altes abgetragenes Kleid, abgelegt habe und überhaupt nicht mehr geistlich sei.

Man sage nicht: daß sich nöthigenfalls alle die oben beschriebenen Vortheile auch ohne die Unbequemlichkeit geistlicher Landeshoheit durch eine vernünftige Repräsentation erreichen lassen. Denn einmal scheint ja die Geschichte des Tages festsetzen zu wollen, daß nur Reichthum und Grundbesitz repräsentirt werden sollen, und andererseits ist allerdings, so verwerflich auch die unbedingte Aufstellung dieses Grundsatzes an sich sein mag, doch so viel gewiß, daß eine Repräsentation, die nicht materiell mit dem Interesse des Staates verwachsen

11*

ist und keine äußere Gewähr ihrer Aufrichtigkeit aufzuweisen hat, nur durch Entwickelung höchst seltener außerordentlicher Geistesgaben, die man aber bei einem fortdauernden Institut wenigstens nie voraussetzen sollte, sich jenes öffentliche Vertrauen, jene Beachtung und das nachdrückliche wirksame Ansehen gewinnen kann, ohne welches alle Repräsentation todt und fruchtlos ist. Sie wird vielmehr in der Regel immer der Spielball der leitenden Minister werden, wie es im englischen Parlament die geistliche Vertretung durch die Bischöfe auch wirklich ist, oder es entsteht, wo das geistliche Element noch gewaltiger ist und durch diese unnatürliche Ausschließung innerlich verderbt wird, mißbräuchlich jene Winkel-Rathgeberei der Beichtväter, die um so kühner und gefährlicher ist, da sie gesetzlich nichts zu verantworten braucht und schlangenartig im Dunkeln sticht. Jede öffentliche Opposition aber ist erweckend und heilsam, indem sie das Gute sich selbst behaupten lehrt, nur muß sie lebendig sein, sonst bleibt es eitel Komödie, eine in leeren Ehrenformen festgehaltene Lüge.

Es scheint demnach in unseren Tagen der Geistlichkeit alles Organ benommen zu sein, um in den Gang der öffentlichen Verhandlung auf die Staatseinrichtung, überhaupt auf das öffentliche Leben einzuwirken, durch dessen Christlichkeit, Würdigkeit und Großartigkeit ein Volk, wie durch große Begebenheiten, oft bedeutsamer und wirksamer erzogen wird, als durch alles unsichere Schulmeistern und Experimentiren mit der Hausmoral von unten herauf.

Ich betrachte die Säkularisation der Staaten und Güter der Geistlichkeit in dieser Beziehung als ein Unglück für Deutschland und kann mich von der Wahrheit des oft gutmüthig mißverstandenen, noch öfter absichtlich verdrehten Spruches: „ihr Reich sei nicht von dieser Welt“ in dem ge-

wöhnlich damit verknüpften Sinne keineswegs überzeugen. Ihr Reich ist gerade von dieser Welt, aber freilich für eine andere; denn wie soll denn die Kirche, die sich vom Staate lossagt, ihr Wesen offenbaren?

Das war der Einfluß, welchen die geistlichen Regenten als Reichsstände auf die Gestaltung und die öffentlichen Angelegenheiten Deuschlands geäußert, — worin bestand das Eigenthümliche der geistlichen Staaten als solcher, ihre nachtheilige und vortheilhafte Wirkung?

Ich glaube hierbei die überall aus der Geschichte sich aufdringende Bemerkung vorausschicken zu müssen: daß es überhaupt zwei verschiedene Ansichten oder vielmehr Entwickelungsformen der Staaten giebt, von denen man die eine die eigentlich französische, die andere die deutsche nennen könnte, weil jene in Frankreich, diese bei uns jederzeit in ihrer ungetrübtesten Gestalt erschienen ist. Das französische monarchische Prinzip verfolgt, gleichsam ein Eroberer im eigenen Lande, Schlechtes und Vortreffliches, sobald es hindert, hinwegräumend, das einzige Ziel einer in allen Theilen mechanisch geordneten Einheit zur möglich größten materiellen Macht. Wir sehen in Frankreich sehr früh über den Trümmern der mannigfaltigen gräflichen und herzoglichen Macht die Burgunder, Normannen und Provenzalen, diese frischen Lebensbilder einer jugendlichen Zeit, bis auf die Erinnerung unkenntlich in einander vermischt und verschmolzen zu Einem großen Staat der Franzosen mit einer Hauptstadt und einigen Ministern. — Die deutsche Richtung, tiefsinniger nach Innen gekehrt und sich selber ehrend, achtet, auch wenn es äußerlich stört oder verzögert, alles Heilige, berücksichtiget alles Herkömmliche, mag nichts aufgeben, was Leben in sich hat und daher als ein ergänzender Theil zum schönen Ebenmaaß des

ganzen Körpers unentbehrlich scheint; sie will kein zur Nothdurft schnellfertiges mechanisches, sondern ein in allen Theilen lebendiges organisches Ganze.

Wenn jene hochmüthige Staatskunst allerdings mit ihrem berechneten Problem früher oder später einmal völlig fertig werden kann, um vielleicht eben so schnell durch einen vulkanischeu Ausbruch der unnatürlich verschränkten und niedergehaltenen inneren Kräfte in die Luft gesprengt zu werden, so erscheint dagegen das deutsche Wesen als ein weniger glänzendes aber stillkräftiges Werden, das vielleicht hienieden niemals vollkommen fertig wird, vielseitig und unendlich wie die Natur, die flüchtige Gegenwart ewig an Vergangenheit und Zukunft anknüpfend. Jene Staaten mögen uns immerhin vorkommen wie ein wohlgefugter prächtiger Palast, dessen symmetrische Gleichmaaße uns oft mit einem gewissen vornehmen Gefühl von Ordnung und Sicherheit erfüllen, das deutsche Treiben dagegen ist recht wie eine bunte Aussicht vom Berge ins Freie, schroffe Felsen, Ströme, Wälder und Saaten in keckem Gemisch bis in die unermessene blaue Ferne hinaus, wo Himmel und Erde einander räthselhaft berühren; jede einzelne Erscheinung, auf welcher der Blick weilt, als ein Ganzes für sich bestehend, jeder Bach und Strom seine eigene Bahn zum ewigen Meere suchend, alle zusammen doch in Einem Farbenton jene blühende Tiefe bildend, welche, wenn sie auch das blöde Auge mit ihrem Reichthum verwirrt, das Herz mit einem unvergänglichen Naturgefühl erhebt und belebt.

Dieses Naturgefühl, die tiefe Lust und Freude an der Freiheit eigenthümlicher Entwickelung, dieser altgermanische Berg- und Waldgeist, der erfrischend durch unsere ganze Geschichte weht, hat uns bis heut unsere Tyrolerer, Oester-

reicher, Schwaben und Rheinländer in unvermischter Gesundheit erhalten, oft im prüfenden Kampfe gegeneinander, wo die Zeit, wie während der Reformation, aus ihren Fugen gerissen, ein loses Ineinanderschwimmen befürchten ließ, immer aber, wie noch in unseren Tagen, Ein Volk von Brüdern, wo es die nationale Selbstständigkeit galt.

Nach allen bloß mechanischen Grundsätzen, welche die handgreiflichen Staatskräfte, ohne an eine höhere Potenz zu glauben, anatomisch zergliedern und abzählen, und durch ein simples Additions-Exempel sodann die wirkliche Summe der Nationalkraft gefunden zu haben meinen, nach dem aus solchen Grundsätzen abstrahirten Völkerrecht, das eigentlich nichts anderes als das Recht der Stärke sein kann, haben kleine Staaten überhaupt gar kein Recht zu existiren. Das einzige Heil ist ja in der Masse; schwerlich aber wird ein Reich mit so vielköpfigem Sinne leicht um jeden Pfeffersack dem Rufe eines Kalbfells folgen. Am allerwenigstens durften die geistlichen Staaten ein solches Fortbestehen sich herausnehmen. Denn alle künstliche Einheit im Sinne jenes Systems hat am Ende nur die Entwicklung der möglich größten materiellen Kraft zum Ziele. Hinsichtlich dieses Elements aber waren die geistlichen Staaten in den letzten Zeiten unläugbar die schwache Seite Deutschlands.

Die allgemeine Erstarrung in den welthistorischen Formen der Hierarchie überhaupt schien auch die geistlichen Regierungsformen, gleichsam das Alte mißgünstig verwahrend, mit einer Eisdecke zu überziehen, welche die Anmaßungen einer oft vorwitzig übereilten Zeit und die Frühlingsstrahlen einer sich allmählig entwickelnden höheren Intelligenz gleich spröde von sich abwies. Daher die nicht sowohl energische Opposition, als vielmehr zähe Unempfänglichkeit für alle Neuerungen, das

Einschlafen über dem Herkömmlichen, daher noch immer die unverhältnißmäßige Begünstigung des alten Stiftsadels, die wichtige, wenn auch keineswegs durchaus gegründete Klage über schlechte Erziehungsanstalten und Landschulen, daher eine fühlbare Schlaffheit in der inneren Verwaltung und folglich theilweise Beamtentyrannei, Vernachlässigung der Landeskultur, des Handels und der Industrie, mit veranlaßt durch übermäßige Anzahl müßiger Geistlichen, Verwirrung im Rechnungswesen und in der Oekonomie, wenig Geld und wenige oder doch größtentheils übel berufene Soldaten.

Und in der That, wenn einerseits das, was in neutraler Apathie sich im Strome einer gewaltig anstrebenden Zeit behaupten will, nur unnützerweise die Woge bricht und hemmt, und wenn andererseits allerdings auch die materielle Staatskraft, abgesehen von aller damit getriebenen Abgötterei, etwas an sich höchst Wünschenswerthes und Vortreffliches ist, so kann man in dieser Hinsicht die Aufhebung der geistlichen Staaten als einen Gewinn für Deutschland und natürlich zunächst für den katholischen Theil desselben betrachten, indem er dadurch von allen den Uebeln, welche jene Musterkarte besagt, nunmehr wohl größtentheils befreit sein mag. Er ist wie der reiche Erbe einer großen Vergangenheit, welcher lange in der ängstlich hütenden Beschränkung des ahnenstolzen väterlichen Hauses festgehalten, nunmehr seiner Nation wiedergegeben worden, um in dem allgemeinen Kampfe der neuen Zeit die eigene Kraft zu versuchen. Und das ist recht, denn wo es einen faulen Fleck giebt, der mag nicht versteckt, sondern von dem scharfen Messer der Zeit ausgeschnitten werden, ehe er die edelsten Theile angreift; was aber an gesunder Kraft vorhanden ist, kann nur ein tüchtiges Leben gewinnen durch ungehinderte Regsamkeit in Gottes freier Luft.

Ein anderer Vortheil dagegen, welcher namentlich von dem Außerkirchlichen mit der Aufhebung der geistlichen Landeshoheit gewöhnlich in Verbindung gesetzt wird, ist die Entkräftung oder gänzliche Vernichtung des päpstlichen Einflusses auf Deutschland. Versteht man unter diesem Einfluß jene zu dem Papstthum keineswegs wesentlich gehörende politische Gewalt des Mittelalters, welche Könige absetzte und Länder vertheilte, so beruhte diese allein auf der öffentlichen Gesinnung, die nirgends mehr besteht, und ihre Auferstehung in den jetzigen Staatenverhältnissen wieder befürchten wollen, wäre wahrlich mehr als Gespensterfurcht, und es hätte wenigstens solcher gewaltigen Gegenanstalten gegen ein Phantom nicht bedurft.

Meint man aber die Sicherstellung der inneren Freiheit der deutschen Kirche, so ist der gewünschte Erfolg eines solchen Mittels, wie jene Aufhebung, sehr zweifelhaft. Man erinnere sich nur, daß Gregor VII. eben den Feudalnexus, ja seine Nachfolger alles Grundeigenthum der Geistlichkeit aufgehoben wissen wollten, um über letztere eine ungemischte Alleinherrschaft zu behaupten. Wird nun zwar die jetzt geschehene Aufhebung diese Folge allgemein gewiß nicht haben, so könnte doch, wo die Besoldung des Clerus vom Staate die Stelle des ehemaligen freien Grundbesitzes einnimmt, leicht die entgegengesetzte nicht mindere Gefahr eintreten, daß die Geistlichkeit in bloße Beamte des Staates verwandelt und demnach die Unfehlbarkeit des Staatsoberhauptes anstatt der des Papstes vorausgesetzt würde. Wir können bei einer für mehrere Jahrhunderte berechneten Einrichtung nicht immer auf ernstlich wohlwollende, ächt christliche Regenten zählen, und es wird daher die katholische Kirche, wenn sie nicht in die losen Elemente vorübergehender Meinungen, wechselnder

Gefühlsaufwallungen oder absichtlicher Spitzfindigkeiten auseinanderfließen soll, nimmermehr eines fortdauernden, sichtbaren, festen Punktes der Einheit entbehren können, der wahrhaft allgemein in den vergänglichen äußeren Formen unserer Religion das ursprünglich Unvergängliche streng festhält, und wie ein unwandelbarer Leuchtthurm über den Wogen der bewegten Zeiten das ewige heilige Feuer beständig unterhält. Jedenfalls scheinen mir alle vorangeführten Gebrechen, da sie an sich gewiß reformationsfähig waren, bloß begreiflich zu machen, wie die Aufhebung der deutschen geistlichen Staaten erfolgen konnte, nicht aber, daß sie erfolgen mußte, gleichwie man einen lebendigen Baum nicht umhauen mag, weil er im Winter keine Blätter trägt, oder die Eiche nicht, weil sie ihren grünen Dom später entfaltet als anderes Holz.

Das Streben aber nach Entwickelung der Geisteskraft, welches sich als das unterscheidende Merkmal der neuen Zeit geltend macht und fortan auch als Grundbedingung des treuen Bewahrens eines religiösen Mittelpunktes unabweisbar wird, kann sich bei uns nicht in einer einseitigen glänzenden Richtung hochmüthig aufblähen, sondern setzt vielmehr, alle Kräfte gleichmäßig ergreifend, die freieste Aeußerung der deutschen Natur in der eigenthümlichen Mannigfaltigkeit nothwendig voraus. Diese Mannigfaltigkeit, das gesunde innere Gleichgewicht in der Nation selbst, ist aber durch die Aufhebung der geistlichen Staaten künstlich gestört, es ist ein Element der Bildung genommen oder doch unnatürlich zurückgedrängt.

Wir sehen in allen modernen Staaten durchaus den Verstand vorherrschen, dem sich alles audere unbedingt unterwerfen soll, wie es eben kann oder auch nicht kann. Diese einseitige Richtung, indem sie den Staat unabhängig machen

will von der nicht zu berechnenden und daher auch nicht in ihr Gebiet gehörigen Kraft des Gemüths, sucht eine unwandelbare Sicherheit in der militairischen Gewalt und in der Macht des Reichthums, und setzt auch in der Verwaltung in gleichem Sinne an die Stelle der freien persönlichen Verantwortlichkeit jene ängstliche, mechanische, papierne Controlle, welche mit dem Vertrauen alle ernste Würdigkeit des Geschäftslebens aufhebt und in der neueren Zeit oft den besseren Theil der Jugend in gefährlicher Gleichgültigkeit vom Staate abgewendet hat. In den geistlichen Staaten, viel weniger von dem allgemeinen Zuge der Zeit ergriffen, trat dagegen mehr die Phantasie als das Waltende hervor. Schon an sich, als die einzigen übriggebliebenen Ruinen eines ungeheueren uralten Tempels, unterhielten sie mitten im Strome der Verwandelung eine beständige, fast mystische Gemeinschaft und Hinweisung auf eine große Vergangenheit, deren Erinnerungen andere Staaten nicht hastig genug vernichten zu können glaubten. Und wenn die geistlichen Staaten, freilich zu ihrem eigenen Untergange, in dem Streben nach möglich größter materieller Kraft und im Mechanismus der Verwaltung mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielten, sondern schon ihrer geistlichen Natur nach nicht umhin konnten, die annähernd sinnliche Darstellung des Ueberirdischen durch die Pracht des Gottesdienstes und eine gewisse Würde der Erscheinung, so wie überhaupt in allem Weltlichen eine durchgehende geistliche Beziehung als ihre überwiegende eigenthümliche Bestimmung anzuerkennen, wenn sie endlich aus sehr natürlicher Neigung oder Nachsicht durch heilige Sagen, durch eigentliche Volksfeste, wie die Wallfahrten, und viele andere innere und äußere Anregungen unläugbar einem poetischen Volksglauben mehr sein angestammtes Recht ließen, als andere Staaten, die nur zu oft aus Furcht

vor Unkraut lieber alle Blumen mit ausjäten mochten, so werden wir schwerlich in Abrede stellen können, daß die geistliche Herrschaft, als natürliches Gegengewicht jener modernen Richtung, vorzüglich dazu geeignet war, ein wichtiges Element der Volksbildung, die Phantasie lebendig zu erhalten und vor völliger Dienstbarkeit zu bewahren.

Daß sich dort demungeachtet nur wenige neuere Dichter, diese heut zu Tage gar seltsam zusammengesetzten Zeitprodukte gebildet haben, beweiset nichts dagegen, seitdem es überhaupt keine eigentliche Volksdichter mehr giebt. Aber gewiß mehr als blos klimatisch, war die wohllebige Gemüthlichkeit, an welcher man geistliche Unterthanen überall von anderen herauskannte, und viele Volkslieder, die auf den Alpen Salzburgs und auf dem Weingebirge von Würzburg nach und nach verschollen, werden jetzt sorgsam in ästhetischen Herbarien aufgetrocknet.

Am allerwenigsten aber war für die deutsche Bildung jene einseitige Uebergewalt der Phantasie zu befürchten, wie sie in Spanien und Italien in zauberischen Blüten der Poesie ein überreiches aber hinfälliges Leben schnell verduftete. Denn wenn überhaupt bei den Protestanten der Verstand als vorherrschend sich kund gab, so mußte bei der geographischen Vermischung und politischen Reichs-Verbindung von Katholiken und Protestanten in Deutschland, zwar wegen der lebendigen Reibung alles sich unmittelbar Berührenden keine wesenlose Verschmelzung, aber wohl eine wechselseitige Durchdringung und Belebung beider zur gemeinsamen Klarheit führen.

Weit eher könnten manche Zeichen der neuesten Zeit die Besorgniß erregen, daß die Phantasie, in ihren natürlichen tiefen Lebensströmen gehemmt, sich anderswo unnatürlich Luft mache, und, als fade Schwärmerei oder politischer Wahnsinn,

alle ernsten Verhältnisse verwirrend unter Wasser setze, das innerlich kalt und farblos auf der Oberfläche ein falsches, lügenhaftes Leben spiegelt.

Wenn wir ferner in Deutschland außer ein Paar reichsstädtisch-demokratischen Versuchen nur die Eine Form unbeschränkter erblicher Monarchien sehen, so bildeten ohne Zweifel die geistlichen Staaten ein für das Ebenmaaß des ganzen Reichskörpers sehr wohlthätiges Mittelglied durch ihre Eigenschaft als Wahlstaaten und als beschränkte Herrschaft.

Ich kenne die Mängel der Wahlstaaten wohl, denn welche menschliche Form hätte deren nicht, als da sind: Zwiespalt bei der Wahl, öftere Wahl eines Untüchtigen, Kostspieligkeit eines jeden Wechsels, ja der Wechsel selbst, welcher allerdings manchen Bischof versuchen mochte, wie ein gewissenloser Pächter mehr für die Bereicherung seiner Nepoten, als für das Wohl des Landes zu sorgen, und endlich eine zu große Beschränkung des Regenten durch die Wahlkapitulationen. Aber eben diese auch außer der Wahlkapitulation sich fortdauernd äußernde Beschränkung durch das Domkapitel, welche sich in vielen geistlichen Staaten zu einer wirklichen gemäßigten Aristokratie hinneigte, war der kräftigste Damm gegen alle etwaige Eingriffe eines eigennützigen geistlichen Herrschers, und mochte, weil sie aus eigener Erfahrung und Anschauung jedesmal nur auf das losging, was eben noth that, leicht ein natürlicheres Verhältniß zwischen Fürst und Volk begründen als manche unserer heutigen Constitutions-Surrogate. Und wenn überhaupt alle jene Mängel vielmehr nur mögliche und ungewisse Mißbräuche waren, die man vorkommenden Falls beseitigen mußte und konnte, so ist dagegen ganz gewiß, daß durch die Wahl, welche den Adel in die erhabene Reihe der Landesherren abwechselnd mit aufnahm, und durch den natür-

lichen Wetteifer zwischen erblichen und gewählten Fürsten das Geschlecht der deutschen Herrscher mit einem sich immer wieder verjüngenden und erfrischenden Element belebt wurde, vielleicht der bedeutendste Vortheil, den die geistlichen Staaten in Zeiten geistiger Entfaltung gewähren konnten.

Die Meinung, als störten das Verhältniß des Regenten und sein geistlicher Beruf einander wechselseitig, kann ich nach meiner oben ausgesprochenen Ansicht von der Bestimmung der hohen Geistlichkeit keineswegs theilen. So lange wir das Geistliche und Weltliche als völlig geschieden betrachten, wird beides niemals zu einer wahrhaften Tüchtigkeit gelangen, und so kann ich auch insbesondere nicht glauben, daß ein Bischof, dem nicht zugleich eine klare Einsicht in das Weltliche beiwohnt, jemals für die Kirche von wesentlicher Wirksamkeit sein könne. Am wenigsten wird er dies können, wenn er durch keine Regentenpflichten an seine Diöcese gebunden, durch keine landesväterliche Liebe mit derselben vereint, seine Renten vielleicht in der fernen Residenz seines weltlichen Oberhaupts verschwelgt, um etwa dann und wann ohne einige Kenntniß des Volks an ephemeren Regierungs-Experimenten einen lauen Antheil zu nehmen.

Endlich ist der Untergang so vieler kleiner Staaten in Deutschland durch die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit meines Erachtens ein sehr wichtiger Nachtheil für deutsche Bildung und Einheit.

Wir müssen die gemeinsame Entwickelung der Geisteskraft, die Erhaltung des inneren Lebens als den besten Zweck aller Staaten anerkennen. Nun können jedoch Religion, Wissenschaft, Vaterlandsliebe und alle Tugenden, welche den frischen Kranz des Lebens flechten, indem sie jede für sich nicht diese oder jene einzelne Richtung des Geistes, sondern

den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, auch nothwendig in jedem Einzelnen nur nach seiner innersten besonderen Natur zum wahrhaften Leben gelangen; sie müssen, wenn sie nicht als bloße Begriffe in wesenloser Allgemeinheit erstarren sollen, in der Eigenthümlichkeit jedes besonderen Volkes gleichsam persönlich werden. Sie können daher nicht nach Regierungs-Maximen von außen angebildet, sondern als etwas aus Gottes Gnade sich überall geheimnißvoll Erzeugendes, nur gefördert und erzogen werden. Gleichwie aber die Kunst, Kinder zu erziehen, in der Anerkennung der Eigenthümlichkeit eines jeden Kindes besteht und daher fast zu jedem in einer besonderen Seelensprache redet — weshalb mir die großen fabrikmäßigen Erziehungsanstalten mit ihren Universal-Methoden als eine der schlechtesten Erfindungen unserer Zeit erscheinen — so giebt es auch für die Erziehung eines an mannigfaltigen Richtungen so reichen Volkes wie das deutsche, nimmermehr eine Normal-Verfassung, die allen diesen Reichthum genügend zu umfassen im Stande wäre, und leicht könnten in dieser Beziehung große Staaten, wo vieles verschwenderisch verschnitten und als Ueberfluß weggeworfen werden muß, weil es dem allgemeinen Leibe nicht anpassen will, sich zu den kleinen Staaten verhalten, wie jene Menschen-Fabriken zu der Gemüthlichkeit der häuslichen väterlichen Erziehung. Nur in kleinen Staaten, so weit die Geschichte reicht, hat sich eben durch die innigere Durchdringung gleichartiger Kräfte das Große gebildet, welches die Welt regiert. — Wenn wir aber annehmen müssen, daß die Einheit nicht in der Gleichförmigkeit der Verwaltung und in sittlicher Verschmelzung, sondern in der wechselseitigen Anerkennung und festen Ineinanderverschlingung der mannigfaltigen Eigenthümlichkeit besteht, welche ihre tiefgefühlte Freiheit durch einen

gemeinsamen Bund zu bewahren strebt, so werden wir diese wahre Einheit am wenigsten von dem Unterstecken eines Jeglichen unter jenen Allerwelts-Hut erwarten, der eigentlich auf keinen Kopf paßt, weil er auf alle passen soll.

Und welchen verschiedenartigen Reichthum von Richtungen, Ansichten und Bildung verbreiteten die vielen Residenzen durch alle Gegenden Deutschlands, von denen nunmehr manche nur gelegentlich und spärlich von den Geistesstrahlen des höheren Lebens begrüßt wird. Schwerlich werden die vermehrten Landes-Universitäten jemals den Verlust so vieler Hauptstädte dieser hohen Schulen des reiferen Alters zu ersetzen im Stande sein, abgesehen von der dadurch verloren gegangenen Aufmunterung für die Künste, die jetzt, da ihr Wirkungskreis auf einige Hauptplätze beschränkt ist, nur wenige Herzen und Beutel finden. Das Zusammendrängen von Pallästen und das Zusammenschleppen von Bibliotheken und Kunstwerken in Eine große Stadt kann für manche Zwecke sehr bequem sein. Aber in großen Residenzen giebt es immer so vieles Andere zu thun, daß für den Kunstgenuß nur wenige zerstreute Zeit übrig bleibt und dem Lande sind diese mit ihm gleichsam nationalisirten Schätze offenbar geraubt. Denn die meisten, die sich an ihnen vielleicht täglich zu erbauen verstehen und Lust haben, können die Reise nach jenen privilegirten Kunst-Stapelplätzen nicht erschwingen, wogegen den wirklich studirenden Künstlern das Reisen und Anschauen der Werke in ihrer eigenthümlichen Heimat nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Es wandelt den Reisenden eine niederschlagende Langeweile an, wenn ihm, wie er auch die Deichsel richtet, überall dieselbe Physiognomie der Städte und Sitten wiederbegegnet, wenn ihm, wie Goethe sagt, immer und überall das ewige

Lied vom Marlborough entgegenschallt. Und sollte dies blos die eigene Schuld des verdrießlichen Reisenden sein? Könnte nicht wirklich eine ganze Nation selbst bei dem größten äußeren Gewerbfleiße von einer inneren Langweiligkeit dieser eigentlichen Heckmutter aller Laster befallen werden? Vor allem wolle uns daher Gott vor jener Geistes-Tyrannei Einer einzigen Residenz behüten, wie sie Paris jahrhundertelang verheerend über ganz Frankreich ausübt!

Anstatt dieser reichen Mannigfaltigkeit von Formen und Richtungen sehen wir also jetzt nur Eine Form und fast nur Eine Hauptrichtung: die militärische. Aber Einerleiheit ist nicht nur keine Einheit, sondern gerade die Verhinderung derselben, indem sie jene täuschende unfreiwillige Halbbrüderschaft erzeugt, welche in ihre Nichtigkeit zerfällt, sobald es zur Beschirmung gemeinsamen Rechts einen wahrhaften Bundesgeist gilt, gleichwie in Polen, wo es eigentlich niemals weder freie Landleute noch Bürger, sondern nur Eine herrschende Form: den Adel gab, dennoch die Uneinigkeit des Reichstages zum Sprüchwort geworden ist. Sollte Alles in die Eine militärische Rüstung hineinfahren, so stände zu befürchten, daß bald nichts mehr übrig bliebe, wofür sich eine Nation im Ernst rüsten möchte.

Insofern daher durch die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit vielfache sehr schätzenswerthe Elemente deutscher Bildung und Verfassung vernichtet worden sind, kann ich ein solches geistiges Aermermachen als keinen Gewinn für Deutschland überhaupt betrachten, welches von jeher zu einer organischen Einheit der Mannigfaltigkeit bestimmt scheint.

Die Katholiken insbesondere sind nun zwar sämmtlich in die allgemeine Gleichförmigkeit mit aufgenommen, sie werden weniger müßige Geistliche, aber mehr faule Soldaten haben,

sie werden wahrscheinlich weniger beten und dagegen mehr Handel treiben, mehr Korn bauen, mehr Tuch u. s. w. fabrizieren, aber die mehreren Soldaten werden noch weit mehr verzehren und verbrauchen; sie werden sich endlich auch geistig rascher und zeitgemäßer entwickeln, ob aber überall auf eine ihrer Natur angemessene Art, ob sie nicht das, was sie durch jene Eile gewinnen, an Eigenthümlichkeit und durch das unwürdige Zerstückeln und Wechseln von Herren zu Herren, wie schlechtes Gesinde, an Gesinnung und Moralität einbüßen, ob sie daher überhaupt glücklicher werden — das wird sich erst nach mehreren Menschenaltern mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben lassen. Daß sie sich aber ehedem glücklich fühlten, bezeugt die merkwürdige Anhänglichkeit an die alte Herrschaft, die noch immer in Mund und Herzen aller ehemaligen geistlichen Unterthanen fortlebt und sich in dem bekannten Volksspruch: „unter'm Krummstab ist gut wohnen" verewiget hat. Ein solches Volks-Urtel dürfte leicht eben so viel gelten, als alles abstracte Raisonnement dagegen. Denn am Ende weiß doch Jeder selbst am besten, ob ihm wohl oder wehe sei. Und wenn auch der Einzelne oft sehr dumm sein kann, so ist es doch ein ganzes Volk gewiß niemals.

Wenden wir uns nunmehr zu der Betrachtung der Vortheile und Nachtheile, welche von der Einziehung des Stifts- und Kloster-Guts mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten und zum Theil schon eingetreten sind, — so führt diese Untersuchung, da die Einziehung mit der Vernichtung des Klosterwesens gleichbedeutend ist, natürlicherweise vorerst auf die Frage über den Werth oder Unwerth der Klöster für unsere Zeit.

Die große Idee, durch eine heldenmäßige Entsagung des Irdischen, durch eine nicht theilweise, sondern gänzliche Hingebung, in Wissenschaft, erhabener Beschaulichkeit und heiliger

Gesinnung sich Gott zu nähern, wird Niemand vernünftigerweise verkennen, und nur die ekelhafteste Gemeinheit verspotten. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß noch in der neuesten Zeit mancher Mönch eine Erleuchtung und Gnade Gottes erfahren, wie sie der Weltmensch niemals zu ahnen im Stande ist. Aber eben weil dieses Verhälniß blos ideal war, so mußte jeder Abfall von der Idee ein wahrer Fall sein, es war hier keine Vermittelung, kein theilweises Nachgeben oder Annehmen und Anpassen möglich; die Klöster mußten in ihrem innersten Geiste entweder immer und ewig dieselben bleiben, oder etwas ganz und gar anderes werden, d. h. gar nicht sein. So ist immer das Tüchtigste in seiner Entartung das Verkehrteste, und das Erhabenste schweift durch einen leichten Umschwung der Gedanken in das Gebiet des Lächerlichen.

Ich will nicht behaupten, daß im Mittelalter jeder einzelne Mönch seinen heiligen Beruf erkannte und erfüllte, aber das andächtige Gefühl gläubiger Völker, deren Sehnsucht nach unmittelbarer innigster Vereinigung mit dem Höchsten diese Institute ins Leben gerufen hatte, erhielt dieselben auch im Ganzen, sie immer wieder aus sich selbst verjüngend, Jahrhunderte hindurch auf der Höhe ihres Berufes und machte jene wohlthätige geistige Rückwirkung derselben möglich, welcher Deutschland großentheils seine Kultur, innere Ausbildung und Geschichte verdankt.

Als jedoch der Glaube überall wankte und eine kalte Klarheit, wie ein heller Wintertag, scharf an den Baum des Lebens griff, da mußte auch die äußerste Blüte früher gläubiger Gesinnung, das Klosterleben, zuerst von der verwandelnden Erstarrung betroffen werden. Und wirklich läßt sich von diesem großen Abschnitt der Weltgeschichte an eine allmählige Ausartung der Stifter und Klöster, ihre eigentliche

Säkularisation nachweisen, die viel weniger in einem äußerlichen Verfall der Zucht und Sitte, als in ihrem Abfall vom heiligen Geist bestand.

So sehen wir gar bald in dem Orden der Dominikaner gegen eine keineswegs immer blos angebliche Ketzerei sich das heimliche Gericht der Inquisition bilden, jenen furchtbaren Irrthum des erschütterten Glaubens, welcher im Gefühl der eigenen zunehmenden Ohnmacht das offene Licht scheuend, seine verlorene Macht über die öffentliche Meinung nicht mehr mit den christlichen Waffen der Liebe und Ueberzeugung, sondern durch das Blutbeil festhalten will. Glücklicherweise ist diese finstere Geistestyrannei, welche die früheren Zeiten nicht kannten, an der freieren Natur der Deutschen nur wie ein Gespenst vorübergegangen. Aber ein anderes Uebel, welches tiefere Wurzeln in Deutschland trieb, entstand aus diesem Schwanken des Glaubens, nämlich der Aberglaube. Denn wenn der Glaube von seiner eigentlichen Heimat: dem Geheimniß Gottes und der Religion sich abwendet, so ist gar nicht abzusehen, warum er nicht Alles und jedes Andere glauben sollte. Die nie völlig zu vertilgende Gewalt des Wunderbaren im Menschen, einmal ihres inneren Lichts beraubt, schwärmt in der Finsterniß und wird, ihrer selbst nicht mehr sicher, von einer wahnwitzigen grauenhaften Furcht vor den unheimlichen Kräften der Natur befallen, während der wahre Glaube nur die Gottesfurcht kennt. So trifft das eigentliche Hexen-Schlachten, woran auch protestantische Fürsten den thätigsten Antheil nahmen, gerade in jene Periode, wo die Reformation die vermeintliche geistige Vermittelung der alten und neuen Zeit begann. So sehen wir nun auch in dem an sich phantastischen Boden der Klöster das Unkraut des Aberglaubens im umgekehrten Verhältniß mit dem sinkenden Glauben bis

auf die neuesten Zeiten hinab immer mehr überhandnehmen und das Heiligste verzerrend und verwirrend, in der That in manchen Gegenden Deutschlands den neuen frischen Trieb der Bildung verdumpfen.

Endlich aber hatte die Kirchen-Trennung selbst für die Klöster auch den Geisteszwang und die Unduldsamkeit zur Folge. Daß ehedem dort die Denkfreiheit keineswegs beschränkt war, daß die Mönche vielmehr an dem geistigen Fortschritt der Zeit lebendigen Theil nahmen, bezeugt schon die höhere Bildung, die früher ausschließlich von ihnen ausging, ja auch späterhin wohl der Umstand, daß die Reformation selber sich ursprünglich in Klöstern entwickelte, welches ohne vorherige lange Vorbereitung kaum begreiflich sein dürfte. Jetzt aber durch den Kampf entschieden getrennter Partheien und durch den bald darauf folgenden unglücklichen Zwiespalt zwischen Philosophie und Religion bildete sich in den übriggebliebenen Klöstern der einseitige bloße Gegensatz, das todte Protestiren gegen den Protestantismus und jene geistige Beschränkung, welche, wie der Vogel Strauß, indem sie die Augen zudrückend den Gegner nicht sieht, sich auch vor demselben gesichert wähnt. Es ist sehr natürlich, daß die Klöster hiebei an Bildung zurückblieben nnd verspielen mußten, da sie auf diese Weise sich selbst aus der Zeit scheidend, hartnäckig auf dem Ansehen abgelebter Formen beharren zu können meinten, während die Protestanten mit dem Winde des Zeitgeistes fortstürmten. Intolerant waren beide Partheien in gleichem Maße. Die Protestanten hätten aber von dieser durch die Noth des Kampfes erzeugten kriegerischen Maßregel viel eher großmüthig ablassen können, da sie durch die allgemeine revolutionäre Stimmung in Deutschland offenbar die Oberhand gewonnen hatten, während die Klöster wie von der neuen

Zeit belagerte Festungen, sich selber geistig aushungernd, bis auf unsere Tage gar nicht aus dem Blockadezustand herausgekommen sind.

So entwickelte sich historisch in den Klöstern mit vielen rühmlichen Ausnahmen das verschrieene Pfaffenthum, argwöhnisch und unduldsam aus Noth, heimtückisch aus Schwäche, abergläubisch aus gebrechender Kraft des Glaubens, unwissend aus Furcht vor falschem Wissen, faul, weil das eigentliche Ziel der Thätigkeit verfehlt war, und viel weniger eine heldenmüthige Aufopferung des Irdischen, als eine langweilige Schlaffheit, die eben auf Erden nicht Sonderliches aufzuopfern hat. Eine Reformation aber des Klosterwesens durch größere Strenge der äußeren Disciplin, woran es manche Stifter in der neuen Zeit gar nicht fehlen ließen, konnte wirksam nicht stattfinden. Denn die Beschaulichkeit des Klosterlebens ist nothwendig entweder eine fortgehende gottdurchdrungene Begeisterung oder ein geistiges Faullenzen. Jene Begeisterung aber war im Volke, aus dem doch die Klöster beständig verjüngt werden mußten, mehr oder minder an sich selbst irre geworden und ließ sich durch nichts Aeußerliches wiedererwecken. Sie waren daher zum Theil schon längst in sich selbst verfallen, und es ist allerdings begreiflich, daß sie vom Zeitgeiste übergerannt wurden.

Daß sich aber die Katholiken in Deutschland eben über diesen Sturz der Klöster als über einen kostbaren Triumph der neuen Zeit von unendlichen zu erwartenden Vortheilen, erfreuen sollen, ist eine unsinnige, ja perfide Zumuthung der Gegner. Denn alles bloße Zerstören ist an sich todt und bringt keine Frucht, wenn es nicht wie in der Natur ein immer organisch zusammenhängendes Verwandeln und Wiederbeleben ist, wenn es nicht, das neue Leben schon in sich tra-

gend, blos durch den eigenen ungeduldigeren Flügelschlag die alte Hülle abwirft, um in neuer Gestalt freudiger wieder zu erstehen.

An und für sich hatten die Mönche so unrecht gar nicht, wenn sie behaupteten, den Himmel offen zu halten. Denn abgesehen von der Kraft ihres Gebetes für Andere, worauf sie freilich jene Behauptung vorzüglich stützen mochten, mußten doch unbezweifelt die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams zur Selbstbeherrschung, zur geistigen Unabhängigkeit und zur Demuth leiten, es mußte das wahrhafte Klosterleben sehr Viele dem Höchsten wirklich näher bringen und auf diese Weise eine beständige geistige Gemeinschaft zwischen Himmel und Erde wie eine unsichtbare Himmelsleiter erhalten. Ich will nicht läugnen, da Jeder seine eigene Weise hat und behalten soll, daß Viele durch Glück und Unglück eines rüstigen Lebens, durch eine tüchtige Meisterschaft im Weltlichen vielleicht eben so zur höchsten Erkenntniß gelangen konnten, ja daß zumal in der neueren Zeit manches junge Gemüth beim Eintritt ins Kloster sich selbst getäuscht und für die ganze Lebenszeit seinen innersten Beruf verfehlt haben mag. Aber warum soll deshalb jene an sich ehrwürdige Richtung nun ganz ausgeschlossen sein, warum soll denn nun auf einmal wieder alles Heil einzig und allein nur auf der breiten Heerstraße liegen? Gehen etwa in der Liederlichkeit ungebundener irdischer Lust und in der aufgeblasenen Faulheit mechanischer Geschäftigkeit weniger Seelen verloren, als jemals in der Abgeschiedenheit der Klöster? Thun denn z. B. die Tausende, die täglich in Deutschland ganz ernsthaft Schildwach stehen, wo gar nichts zu bewachen ist, etwas Besseres, als die Chorherren, die ihre Metten absingen? Und zu was nützt denn am Ende überhaupt alle gepriesene Nütz-

lichkeit, wenn sie zu dem unwandelbaren Ziele alles menschlichen Treibens, zur ewigen Seligkeit nichts nützt? Es ist wahrlich nicht ohne Grund zu befürchten, daß ein politischer Aberglaube die Stelle des religiösen eingenommen habe.

Für alle Zeiten gleich unentbehrlich aber dürften wohl solche großartige Anstalten bleiben, welche nicht vom Staate zu gewissen Zwecken geleitet, sondern sich durchaus selbst erhaltend, unbemittelten Männern die Möglichkeit darbieten, sich in sorgenloser Freiheit ganz und ausschließlich einer höheren Betrachtung zu weihen, ohne sogleich das Gewicht von Brodstudien daranzuhängen, oder sich als Docenten erst an der grillenhaften Protection der Großen und der Studenten abzuwetzen, oder gar, um die Gunst des großen ungeschlachten Lesepublikums buhlend, ihr innerstes Leben eilfertig an ein paar Buchhändler zu verkaufen. Es giebt zu allen Zeiten äußerlich ungefüge Naturen, die, indem sie wie die Kunst nur um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, vielleicht gerade die praktischsten und die eigentlichen Producenten sind, und die der Staat, da er sie nicht wegläugnen kann, gerechterweise auch anerkennen sollte. Denn alle Arbeit, bloß um sich abzuarbeiten, alle mechanische Geschäftigkeit, hinter der sich die innere Leerheit so bequem verbirgt und die nur arbeitet um zu essen und ißt um zu arbeiten, ist an sich faul und kann nur Leben und Bedeutung gewinnen durch die Gesinnung, welche aber einer fortdauernden Erfrischung bedarf von jener angeblich nichtsthuenden und nichtsseienden Klasse.

Am augenscheinlichsten ist jedoch der allgemeine Nachtheil, welcher von der Vernichtung der Frauenklöster zu erwarten steht. Ich gebe gern zu, daß der Ehestand ein heiliger Beruf des Weibes ist, aber soll denn auch der hohen Tugend einer freiwilligen Jungfrauschaft und dem Unglück einer un-

freiwilligen kein würdiges Asyl auf Erden vergönnt sein? Während durch Kriege, durch das Soldaten-Unwesen und durch die auffallend überhandnehmende Ehelosigkeit der Männer ohne das Gelübde der Keuschheit sich die Zahl der ohne eigene Schuld unverheirathet gebliebenen Mädchen täglich vermehrt, überlassen wir diese lediglich der Discretion der Welt, welche sie nirgends willig aufnehmen mag, da sie als überflüssige Glieder der Gesellschaft nirgends hineinpassen. Ist denn nicht zu befürchten, daß diese Unglücklichen nun, von unverdientem Spott erniedriget und um der ungewissen Barmherzigkeit oft ohnedem überlasteter Verwandten entbehren zu können, vielmehr das Gelübde der Unkeuschheit ablegen, oder daß bei dem weiblichen Geschlechte überhaupt durch eine so beunruhigende Aussicht jene nicht minder unsittliche Hast um jeden Preis unter die Haube zu kommen, verdoppelt werde, welche die Heiligkeit der Ehe verkennt und die Familien vergiftet? Solche Erwägungen oder vielmehr das unabweisbare Bedürfniß, das zuletzt immer Recht behält, hat daher auch wirklich in der neuesten Zeit, wo irgend das betäubende Geräusch des Tages eine höhere Besonnenheit zu Worte kommen ließ, die Gründung oder Wiederbelebung von Klöstern für beide Geschlechter herbeigeführt. Ja die Protestanten selbst, von der Gewalt der Wahrheit betroffen, versuchen, einigen ihrer Erziehungs- und Krankenhäuser eine klösterliche Einrichtung wiederzugeben; freilich ein eitles Bemühen, wo die Seele des Ganzen: der Ernst des Gelübdes und die kirchliche Weihe fehlen.

Die ursprüngliche Bestimmung des Kirchenguts war nach dem zum Theil noch bekannten Willen der Gründer, nach der Tradition und Volksmeinung und nach ausdrücklichen kanonischen Satzungen eine dreifache: die Verherrlichung der

Religion, der Unterhalt der Geistlichkeit und die Unterstützung der Armen.

Die Verherrlichung der Religion durch äußere Pracht des Gottesdienstes ist von vielen und zwar von Katholiken vielleicht überschätzt worden, während sie von anderen für schädlich oder doch unnöthig erklärt wurde. Bei jener Ansicht ist die Phantasie, bei dieser der Verstand überwiegend, in der höheren Einheit beider möchte wohl die Wahrheit liegen.

Es wäre sehr widersinnig, anzunehmen, daß für den Menschen überhaupt nichts vorhanden sei, als was der menschliche Verstand begreift. Der Mensch kann schon sich selbst nicht begreifen, eben weil er durch ihm inwohnende unbegreifliche Kräfte mit dem Geheimniß der Ewigkeit verbunden ist, denn der Verstand vermag nimmermehr die einfache Frage: woher und wohin? zu beantworten. So haben denn auch die Katholiken von jeher die Gottheit als Geheimniß und unsere Beziehung zu ihr, die Religion, als etwas unbegreifliches gefaßt. Nimmt aber auf diese Weise die Religion, wenn sie wirklich lebendig werden soll, nicht bloß den Verstand, sondern den ganzen Menschen in aller wunderbaren Fülle seines Daseins, mithin auch Herz und Einbildungskraft gleichmäßig in Anspruch, so führt sie von selbst zur bildlichen Darstellung, zur symbolischen Andeutung durch Künste und äußere Gebräuche, welche man dann eben so irrthümlich sinnlich schelten mag, als die bildende Kunst selbst. Alle weltliche Pracht wird, wenn sie dem Irdischen fröhnt, eitel Hochmuth, wenn sie aber Gott dient, selbst göttlich und eine Schwinge des Irdischen. Und wenn wir demnach einerseits die bildliche Pracht des Gottesdienstes als ein für alle Zeiten bedeutendes Bedürfniß der Kirche anerkennen müssen, so können

wir andererseits auch nicht abläugnen, daß die Klöster derselben in dieser Beziehung auch noch in der neueren Zeit sehr wesentliche Dienste leisteten. Unablässig darauf bedacht, neue Kirchen zu gründen und die alten nach Kräften zu verzieren, erhielten sie, wenn man die Domkirchen ausnimmt, nicht nur fast allein noch jene Würde und Pracht, sondern sie wußten ihre kirchlichen Feste auch überall nach der besonderen Eigenthümlichkeit der theilnehmenden Gemeinden eigenthümlich zu gestalten und auszuschmücken.

Freilich liegt grade hier der Mißbrauch und der Aberglaube nahe. Aber war denn auch wirklich alles Aberglaube, was wir aus lauter Furcht vor letzterem so eilfertig weggeworfen haben? Sind die Legenden nicht ein Theil und ein wichtigrr Theil der vaterländischen Geschichte? Mochte sich das Volk an den völlig national gewordenen Heldengestalten der Heiligen nicht eben so gut erbauen, als an dem Andenken berühmter Generale und Staatsmänner? Und ist es denn überhaupt ein Gewinn, daß der Mensch nun vor der Geisterwelt die Augen fest zugedrückt, um sich, während die Betrachtung abwärts von ihm seinen Hochmuth nährt, nach oben gänzlich zu isoliren?

Aber selbst abgesehen von aller unmittelbar religiösen Beziehung konnte man die Klöster als die noch einzig übriggebliebenen, wahrhaft allgemeinen Anstalten ansehen zur fortdauernden Erhaltung und Erfrischung der Phantasie, jenes bedeutenden Elements aller Volksbildung, für deren Erweckung der Staat von Amtswegen nicht weniger sorgen sollte, als für die Kultur aller anderen mechainschen und geistigen Kräfte des Menschen. Jene immer wiederkehrende bedeutungsvolle Pracht und Würde des äußeren Gottesdienstes, die stete Eröffnung so vieler schönen Kirchen mit ihren Gemälden und

Steinbildern, belebt vom heiteren Glanz der Sonntagsfeier, wo das von Arbeit und Sorge der Werkeltage ermüdete Volk sich selbst wiederfindet und innerlich besinnt, bildete wahrlich durch ganz Deutschland ein sich immer selbst erhaltendes, großes lebendiges Museum, welches durch die aus den Klöstern bereicherten und für sogenannte Kenner abgeschlossenen heutigen Museen niemals ersetzt werden kann, da sie den größeren Theil der Nation, das Landvolk, völlig ausschließen, während dieses nun immer mehr auf einige sparsam erhaltene Pfarrkirchen beschränkt wird. Ich räume gern ein, daß sich unter der großen Menge von klösterlichem Kirchenschmuck mehr schlechte als gute Bilder befanden. Aber ist denn einerseits nicht zu befürchten, daß sich letztere auch vermindern werden, wenn nunmehr überhaupt weniger Bilder, gute und schlechte, gebraucht und bestellt werden? Und sind nicht andererseits eben durch deren ehemalige Menge mehrere Kunstgestalten, wie Christus, Maria und viele andere, so volksthümlich geworden, daß ihre Hoheit und überirdische Schönheit selbst von den kunstlosesten Händen niemals ganz verdorben werden kann? — Eben so wenig kann ich die allgemeine Verminderung der Kreuze, Kapellen u. s. w., welche die Klöster an jedem Ort, an abgelegenen Straßen oder auch recht mitten im Gedränge des Lebens sorgfältig anbrachten, für einen Vortheil halten. Ein solches memento mori mit seiner, wenn auch oft plumpen Andeutung des Unendlichen, war immer besser, als die mit schlechten Versen besudelten geschwätzigen Zungen, die uns jetzt an jedem schönen Platz die Bäume entgegenstrecken und die mit ihrer sentimentalen Zudringlichkeit nur die Geistersprache der Natur verstören. — Endlich gehören hierher die schon oben einmal berührten, vorzüglich von den Klöstern veranlaßten und begünstigten

Wallfahrten. Welche tiefe Bedeutung die letzteren noch bis auf den heutigen Tag im religiösen Volksgefühl behaupten, hat sich gegen alles Raisonnement der modernen Unfehlbarkeit immer wieder aufs Neue bewiesen. Aber selbst mit den Gegnern nur als bloße Volksfeste betrachtet, waren die Wallfahrten eine vortreffliche geistige Erfrischung des müdegearbeiteten Volks und gewiß weit eher im Stande, einen brüderlichen Gemeinsinn entfernter und sonst geschiedener Bewohner zu wecken und zu erhalten, als manche künstliche Versuche dieser Art in der neuesten Zeit. Auf jeden Fall aber waren sie doch wohl eben so gut als die Badereisen der Vornehmen und unvergleichlich besser, als die sogenannten Volksfeste, welche heut zu Tage nur noch etwa die Restaurateurs und Feuerwerker geben, und wo die irdische Lust, da sie von keinem höheren Gedanken getragen wird, von der Polizei umzingelt und über den Haufen geritten werden muß.

Diese eine Hauptbestimmung der geistlichen Güter — die äußere Verherrlichung der Religion, welche wir als wesentlich, und die fortdauernde Erfrischung der phantastischen Kraft im Volk, welche wir als wohlthätig erkannten — ist offenbar nach der Einziehung jener Güter fast überall mehr oder weniger übersehen und vernachlässiget. Die Kosten des äußeren Gottesdienstes sind von der nicht berechnenden Vorliebe und Sorgfalt der Klöster zwar auf den Etat übernommen worden, aber der Bau neuer Kirchen ist nicht mehr zu erschwingen und viele der alten sind geschlossen oder zu Fabriken, Magazinen u. dgl. verbraucht, ein Aergerniß, an das sich das sogenannte gemeine Volk nirgends ohne innere Einbuße gewöhnt. Eben so wenig ist für die Phantasie-Erweckung in jenem umfassenden Sinne gesorgt worden. Die Theater, welche hier wenigstens zum Theil einigen Ersatz

gewähren könnten, werden vom Staate nirgends einer ernsten Beachtung gewürdiget und verwildern in der Buhlerei mit den ungewissen Launen und Gelüsten eines wetterwendischen Publikums. Die wahrscheinliche Folge aber hiervon dürfte einerseits die Störung einer klaren vollständigen Volksbildung, und andererseits in der Religion selbst die allmählige Trennung der Einbildungskraft und des Verstandes sein, welche, da jede dieser Kräfte für sich allein die Religion nicht zu fassen im Stande ist, entweder in den Aberglauben oder Unglauben stürzt, oder in eine neutrale schwächliche Gleichgültigkeit ausartet; Erscheinungen, welche sich schon jetzt auf eine erschreckende Weise kundgeben.

Die andere Hauptbestimmung der geistlichen Güter war der Unterhalt der Geistlichkeit, worunter ich jedoch nicht bloß die leibliche, sondern auch die geistige Erhaltung und Bildung der letzteren verstehe.

Es ist schon oben bemerkt, daß die Kirche unabhängig vom Staate sei. Dies ist aber ein todtes Wort, wenn nicht die eigentlichen Repräsentanten und Sprecher der allgemeinen Gesellschaft der Kirche: die Geistlichen, sich dieser Unabhängigkeit erfreuen, d. h. der Freiheit, sich nicht um des Staates, sondern um der Kirche willen selbstständig zu entwickeln und den Geist der Kirche unbeschränkt kund zu geben. Nicht aus dem Staate heraus tritt hierdurch die Geistlichkeit, gleichwie der Gelehrtenstand, welcher in neuerer Zeit mehr oder minder überall in Deutschland einer solchen Unabhängigkeit genoß, eben dadurch erst recht die verwandelnde und bildende Kraft im Staate wurde, der ja überhaupt nichts anderes als der äußere Ausdruck der inneren Entwickelung sein kann. Jene nothwendige Freiheit der Geistlichkeit aber erscheint mir durch die Einziehung des geistlichen Guts auf zwiefache

Art gefährdet, da nunmehr sowohl die Bildung als auch die äußere Erhaltung des Clerus dem Staate allein anheimfällt.

Wenn es nimmermehr eine Erziehung für die verschiedene Eigenthümlichkeit jedes Kindes giebt, so wird noch weniger eine Einerleiheit denkbar sein in der Art und Weise, wie sich die verschiedenen Stände innerlich selbst erzeugen, die wiederum nur der höhere Ausdruck für die verschiedene Eigenthümlichkeit im Staate sind. Am wenigsten aber werden allgemeine Staats-Maximen auf die Bildung der katholischen Geistlichkeit anwendbar sein, die sich schon durch ihre Ehelosigkeit von aller äußeren Gemeinschaft mit dem Staate lossagt, um ihn, der Idee der Kirche ganz und in unvermischter Eigenthümlichkeit hingegeben, um desto inniger zu durchdringen. Das Unterscheidende und Vorwaltende in der Idee der katholischen Geistlichkeit ist der Geist der Entsagung und inneren Mäßigung, eine gewisse Unbeflecktheit im Sein und Wissen, jene höhere Unschuld des Daseins, in welcher noch die Gnade Gottes alles eigene Verdienst in sich verzehrend, unmittelbar mächtig ist. Es schließt dieses geistliche Sein keineswegs die Welt von sich aus, es ist vielmehr in seiner Vollkommenheit die Klarheit selbst, in der die Welt, wenn auch nicht in der Form des Erkennens, sich selbst beschaut; der sichere Grund und Boden, wo alles Wissen erst lebendig und alles Talent zur Tugend wird. In diesem Sinne erzogen unverkennbar die Klöster nicht nur ihre Novizen, sondern auch Weltgeistliche durch ihre Theilnahme an theologischen Lehrstühlen, und in ihren Seminarien und sogenannten Convicten, welche oft den eigentlichen Unterricht Anderen überlassend, mehr das Sein der Zöglinge in Anspruch nahmen und in Gehorsam und Liebe ein Familienleben zu bilden strebten. Ich gebe zu, daß sie in späterer Zeit jene Unschuld nur als etwas blos

Passives, nicht auch als das Erzeugende anerkannten und daß sie daher bei dem bloßen negativen Reinhalten und Abwehren stehen blieben, das nothwendig zur geistigen Beschränkung führt. Ja es läßt sich auch eben so wenig läugnen, daß jener Zustand der Unschuld im Allgemeinen weit hinter unserer Zeit liegt wie ein verlorenes Paradies, das wir mit den Waffen des Erkennens wiedererobern wollen. Aber eben deshalb erscheint mir die Geistlichkeit unwandelbar wie die Religion, dazu berufen, durch Gottes Gnade jene ursprüngliche Richtung des menschlichen Daseins, nach der wir unablässig zurückkämpfen, als eine Freistatt und beständige Erfrischung über allen Zeiten und ihren Kämpfen in sich zu erhalten, gleichsam als die ewigen Wächter und Boten des Paradieses, um das Heimweh auf Erden immer zu erneuern. Und diese ursprüngliche Jungfräulichkeit der geistlichen Bildung geht offenbar mehr oder weniger unter, seitdem die angehenden Geistlichen, in die niemals befriedigte Unruhe der Zeit hineingeworfen, im allgemeinen Treiben der Welt erzogen werden. Besonders scheint die Vereinigung der katholisch-theologischen Fakultäten mit protestantischen Universitäten den beabsichtigten vortheilhaften Einfluß auf erstere nicht zu äußern. Denn so lange zwischen Beiden nicht ein wechselseitiges lebendiges Anerkennen stattfindet, wird die durch den Zeitgeist übermächtige Nachbarschaft bei dem katholischen Theil nur das scheue Zurückziehn, die finstere Verschlossenheit und Beschränkung noch vermehren, und es ist in der That kein erfreulicher Anblick, die katholischen Theologen auf solchen Plätzen wie im heimlichen Verruf umherschleichen zu sehen.

Es erzeugt sich dadurch in der jungen katholischen Geistlichkeit immer mehr der innere Zwiespalt, das an sich selbst irregewordene Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen,

jene gefallene Unschuld, die weder glauben kann noch den Muth hat, sich durch ein tüchtiges Erfassen und Erkennen des Irdischen zu bekehren und die sich daher in ihrer nichtigen Halbheit ihres von allem Beruf entblößten Standes schämt. Man könnte sagen: ist erst die Scham da, wird auch die wirkliche Bekehrung nicht fern sein. Freilich, wenn das innerliche Ausgewechseltwerden, das bloße Aufgeben der Eigenthümlichkeit Bekehrung wäre! Aber nicht in der Verschmelzung, in dem recht entschiedenen Behaupten und Beleben des Besonderen liegt hier wie überall die Rettung.

Mehr in die Augen fallend als der eben entwickelte Nachtheil, ist der ungünstige Umstand, daß der Geistlichkeit durch die Vernichtung ihres Grundbesitzes die einzige zuverlässige Garantie eines festen und sicheren irdischen Daseins genommen und dieselbe demnach mehr oder weniger auf den Erwerb hingewiesen ist.

Es ist häufig gegen den Reichthum der Geistlichkeit, als gegen ein vorzügliches Hinderniß ihrer Gottseligkeit geeifert worden. Auch mag er wirklich viele verlockt und faul gemacht haben.

Aber abgesehen von der unfehlbaren Einbuße an gemeiner Achtung, die ein von äußerer Würde entkleideter Stand allezeit erleidet, ist wohl zu befürchten, daß die Geistlichkeit jetzt innerlich gestört und gründlich profanirt werde durch die erniedrigende Jagd nach Brod, durch das unglückliche Hauslehrer-Unwesen und wie immer der Erwerb der Armuth sich helfen mag.

Der Staat, wendet man ein, besoldet ja nunmehr die Geistlichen! — Sie werden also Staatsbeamte und hier liegt die Gefahr für die Unabhängigkeit der Kirche am nächsten.

Die Staatsbeamten, indem sie sich von der Eigenthüm-

lichkeit jedes besonderen Standes lossagen, sollen die Idee des Königs, als das Versöhnende alles Besonderen oder Feindseligen im Staate darstellen. Ihre Aufgabe liegt wesentlich in der Gegenwart, und der oft so scharf hervortretende Beamten-Geist erfährt daher nothwendig durch die Veränderungen und Ereignisse der verschiedenen Zeiten einen fortwährenden Wechsel, wie sich dies aus der Geschichte jedes großen Staates darthun läßt. Die Geistlichen dagegen, indem sie die Idee der Kirche, mithin die höchste Versöhnung aller Eigenthümlichkeit und überhaupt alles Irdischen darstellen sollen, bilden einen wahrhaften Weltstand, den die Idee des Königs hier selbst ein zu Versöhnendes, keineswegs in sich aufzunehmen vermag. Nimmermehr darf sich daher ein einzelner Staat anmaßen, die Gesellschaft der Kirche, die alle christliche Staaten umfaßt, und über dem Zwiespalt der Gegenwart ewig die vergangenen Geschlechter mit den künftigen verbindet, nach der jedesmaligen besonderen Weise seiner Zeit zu regieren. Frei und ungehindert durchdringt dieser erfrischende Strom von Licht belebend alle menschliche Verhältnisse, aber er versengt und bildet die Verzerrung, wo er in künstlichen Gläsern unnatürlich gerichtet und gebrochen wird.

Wir erkennen hieran den wesentlichen Unterschied zwischen den Dienern der Kirche und den Staatsbeamten, dessen Verkennung, für beide verwirrend, nur zu leicht den Wahn erzeugt, als sei die Kirche um des Staates willen und daher demselben untergeordnet, eine herkömmlich geduldete Anstalt, um das Volk nach gewissen politischen Zwecken planmäßig zu verarbeiten und die Geistlichen die brauchbaren Gelegenheitsmacher, um nach Bedürfniß im Frieden den Frieden und im Kriege den Krieg zu predigen. Auf jeden Fall aber ist die Vernichtung eines selbstständigen irdischen Daseins der Geist-

lichkeit durch Einziehung ihres Grundeigenthums vorzüglich dazu geeignet, diesen unheilbringenden Irrthum zu erwecken und bei der daraus folgenden äußeren Abhängigkeit des Clerus auch ausführbar zu machen, und wir können es nach einer solchen Verwandlung wenigstens nicht unnatürlich finden, wenn der grillenhafte Heinrich VIII. in England als Oberpriester sechs Glaubensartikel vorschrieb, und selbst die gemäßigte Elisabeth alle geistliche Gewalt als ein Regal in Beschlag nahm.

Der dritte Theil der geistlichen Güter endlich war zur Unterstützung der Armen bestimmt. — Dieser Zweck liegt unbedingt im Kreise der Staatsverwaltung, welche mithin jederzeit die Pflicht hatte, für dessen bestmögliche Erfüllung zu sorgen. Ob aber hierzu die Einziehung des geistlichen Guts ein nöthiges und sicheres Mittel war, wollen wir durch eine allgemeine Vergleichung der ehemaligen klösterlichen Verwendung dieses Erbtheils der Armuth mit dem heutigen Gebahren des Staates näher beleuchten.

Es ist bekannt, daß in den begüterten Klöstern (von denen hier natürlich mit Ausschluß der Bettelmönche und der erhalten gebliebenen geistlichen Krankenhäuser überall nur die Rede sein kann) jederzeit Speis' und Trank für die Armen bereit gehalten wurde und daß kein bedürftiger Reisender ohne Stärkung abgewiesen werden durfte. Man hat dieser ungewählten Gastfreiheit häufig den Vorwurf gemacht, daß sie die Faulheit auffüttere und allerdings war sie gleichsam ein offener Wechsel, den der Müßiggang durch das ganze katholische Deutschland hatte. Aber — abgesehen davon, daß es an sich immer etwas Erfreuliches bleibt, recht viele Arme gespeist zu sehen, und zwar womöglich lieber mit Brod und Fleisch, als mit Rumfordschen Suppen — so ist

es auch noch sehr zweifelhaft, ob durch das heutige entgegengesetzte System einer allzubesorglichen und immer unsicheren Dürftigkeits-Prüfung, durch die allgemeine Jagd der Polizei auf die Armen, durch den länderdurchkreuzenden Schub, der die Schiebenden schwer belästiget und den geschobenen Müßiggänger, indem er dem Missethäter äußerlich gleichgestellt wird, nur zu leicht wirklich zum Verbrecher oder Lügenkünstler macht, ob endlich bei der gewöhnlichen Ungewißheit der Verpflichtung zur Aufnahme des Verarmten und, da die Klöster nicht mehr vor den Riß treten, durch das daraus überhandnehmende gemeindeweise Protestiren gegen die Tugend der Wohlthätigkeit, ob, sage ich, mit so großen weitläufigen Anstalten für die Sittlichkeit in der That etwas Bedeutendes gewonnen sei? Wenn ehedem mancher unverdienterweise gespeiset wurde, so dürfte dagegen jetzt vielleicht zu befürchten stehn, daß mancher wirklich Bedürftige leer ausgehe, oder Anderen durch unvorsichtige Vernichtung der bürgerlichen Ehre der Keim der Besserung und einer nützlichen Thätigkeit für immer verschnitten werde. Gewiß aber sind die in dieser Hinsicht an die Stelle der Klöster getretenen gewöhnlichen Armen- und Arbeits-Häuser im Allgemeinen weder ein zweckmäßiger noch zureichender Ersatz. Unzweckmäßig wegen ihrer fast durchgängig gefängnißartigen inneren und äußeren Einrichtung, welche das ohnehin freudelose Dasein des Armen völlig verdunkelt und wegen der dabei selten streng genug vermiedenen Vermengung der unverschuldet Armen mit Sträflingen, wodurch erstere, während man billigerweise alle leibliche Ansteckung sorgfältig verhütet, unbilligerweise der verderblicheren moralischen Pest preisgegeben werden. Unzureichend aber, weil sie, ihrer allgemeinen Natur nach die auf die Persönlichkeit gerichtete gelegentliche Unterstützung der Haus-

und Land-Armen, denen zu ihrer Subsistenz nicht alles aber oft sehr vieles mangelt, diese wirksame Hülfe zur rechten Zeit, deren sich die Gutsunterthanen der Klöster unläugbar vorzüglich erfreuten, völlig ausschließen und mithin überhaupt jenes lebendige Wechselverhältniß von Mitleid und Dankbarkeit aufheben, welches jetzt immer mehr von der Ostentation einer eitlen Wohlthuerei verdrängt wird, einer alles Heilige in der Wohlthätigkeit vernichtenden Auflage.

Die andere Art, wie die Klöster das ihnen anvertraute Armengut verwendeten, war die Unterstützung der studirenden Jugend, theils durch Freitische, Stipendien oder Uebernahme des gänzlichen Unterhalts während der Studienjahre, theils durch die Gymnasien, welche mit den Klöstern mehrer Orden, z. B. der Cisterzienser, regelmäßig verbunden waren. Wer Gelegenheit gehabt hat sich zu überzeugen, welcher bedeutenden Menge unbemittelter Jünglinge die Klöster eine höhere Ausbildung auf die mannigfaltigste Weise erleichterten, ja einzig und allein möglich machten, der wird ehrlich eingestehen müssen, daß etwas Aehnliches jetzt gar nicht mehr stattfindet, und daß hierin großentheils der Grund des heutigen plötzlichen Mangels an katholischen Geistlichen zu suchen ist, welcher leicht härter empfunden werden möchte, als die frühere oft gerügte Ueberschwemmung der Pfarreien mit Mönchen. Ihren Gymnasien, wo überdies ein Theil der Schüler freie Kost, oft auch Bekleidung erhielt, hat man häufig eine finstere Strenge der Disciplin und die Dürftigkeit der Unterrichtsgegenstände vorgeworfen. Es würde uns hier zu weit führen, untersuchen zu wollen, ob die Strenge und eine gewisse Mäßigung im Lehren oder die Unbeschränktheit und Vielwisserei mit dem Wesen der Schule besser übereinstimmen; viel eher möchten wir den Klöstern vorwerfen,

daß sie, dem Geist aller Schule zuwider, dem kindlichen Gemüth eine zu früh absondernde einseitige Richtung zu einem bestimmten Zwecke, zum geistlichen Stande, gegeben haben. Immer aber bildeten sie doch, und zwar großentheils in den abgelegensten Gegenden, sehr schätzbare geistige Erweckungspunkte. Denn wenn es armen Aeltern keineswegs gleichgültig ist, ob die Schule eine oder mehrere Meilen abliegt, so ist es für die Bildung der Jugend überhaupt von der höchsten Bedeutung, daß der Knabe nicht völlig aus der Familie auszuscheiden brauche.

Die Begründung eines anderen den Klöstern gemachten Vorwurfes, als hätten sie ihre so ehrwürdigen Zwecken geweihten Güter dermaßen schlecht bewirthschaftet, daß sich der Staat dessen von Amtswegen annehmen mußte, ist nicht wohl einzusehen. Es ist wahr, daß sie häufig zum Nachtheil der Landwirthschaft von manchem strengen Rechte gegen ihre Einsassen nicht Gebrauch machten, das von ihren Nachfolgern eifrig aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgesucht ward. Auch theilte ihr Grundbesitz allerdings die allgemeinen Nachtheile aller anderen unverkäuflichen und großen Besitzungen, aber in weit geringerem Maße. Denn einerseits blieben die geistlichen Güter nicht wie die eigentlichen Fideikomisse in den Händen Einer Familie, sondern waren vielmehr, indem sie abwechselnd in den Genuß von Mitgliedern so vieler und verschiedenartiger Familien kamen, ein wahres Nationalgut; andererseits aber wurden sie nur selten verpachtet oder gleichgültigen Verwaltern überlassen, sondern von jedesmal dazu ernannten und nicht zugleich mit der Seelsorge sich befassenden Klostergeistlichen selbst bewirthschaftet, bei deren Verwaltung, wenn auch nicht die Liebe eines Familienvaters, doch immer die Sorgfalt des Miteigenthümers

und die Rücksicht auf die Standesnachkommenschaft wirksam war.

Jetzt sind diese Güter größtentheils in Domainen verwandelt oder an Private veräußert worden. Daß der Fiscus seiner Natur nach der verschwenderischste Landwirth sei, ist allgemein anerkannt; eben so gewiß ist es dagegen auch, daß die Klasse der reichen Kapitalisten, als der neuen Erwerber, nur selten jenen großmüthigen Gebrauch von dem vielleicht höheren Ertrage dieser Güter machen wird, und daß demnach die unabweisbare Erfüllung der eben dargestellten drei Hauptbestimmungen des geistlichen Guts dem Publikum zur Last fallen muß. Wie unerschwinglich aber diese Last werden kann, wenn dergleichen Stiftungen, anstatt sie im Wechsel der Zeiten sorgfältig immer wieder zu beleben, einmal vernichtet sind, davon giebt die ungeheuere und doch immer unzureichende Armentaxe in England wie anderwärts merkwürdiges Beispiel.

Die Geschichte der Reformation, mit welcher die eigentliche bedeutendste Einziehung des geistlichen Guts zusammentrifft, gewährt in dieser Hinsicht im Allgemeinen keinen erfreulichen oder auch nur beruhigenden Anblick. In Schweden und Dänemark wurde dasselbe lediglich zum Besten der Krone in Beschlag genommen und nur ein geringer Theil seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. In England verschlang ein nutzloser Krieg gegen Frankreich und vorzüglich die Lüderlichkeit Heinrichs VIII., seine verschwenderischen Verpfändungen und Schenkungen an Günstlinge und Maitressen, alles Kirchengut fast ohne Spur von Ersatz. Und so wurde überall mehr oder weniger dieser ehrwürdige Nationalschatz, an welchem fromme Vorfahren Jahrhunderte lang gesammelt, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit dem Bedürfniß

des Augenblicks, das oft viel besser unbefriedigt bleiben mochte, hingeopfert, ohne dagegen in irgend einem Staate die Finanzen gründlich zu verbessern, weil die plötzliche Ländervermehrung fast in gleichem Verhältniß auch den Aufwand der Höfe vermehrte und insbesondere überall die alles aufzehrende Gründung stehender Heere begünstigte.

Im nördlichen Deutschland selbst endlich, wo Luther heftig gegen die Fürsten eiferte, welche das Kirchengut sich zueigneten, wurden dennoch die Bisthümer eine Beute der Großen und nur die kleineren mittelbaren Stiftsgüter großentheils zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken verwendet. So entstanden z. B. im Meißnischen viele neue Schulen und in Hessen die Universität Marburg aus eingezogenen Klostergütern.

Mit Achtung wollen wir eine solche Verwendung, wo sie stattfand, anerkennen, und diese in so mancher Hinsicht niederschlagende Betrachtung mit dem freudigen Bekenntniß schließen, daß von den aus dem Schutte der Klöster sich erhebenden Bildungsanstalten eine geistige Erschütterung über das gesammte Deutschland ergangen ist, die nicht blos das Vergängliche vernichtet, sondern auch das ewig Unvergängliche neu belebt hat.

Nicht darin liegt bei dem Kampfe des Alten und Neuen, worin wir begriffen sind, das Uebel, daß das Veraltete weggeräumt worden ist, sondern in der Verblendung, welche den großen Sinn der Vergangenheit verkannte und daher mit dem bloßen Zerstören genug gethan zu haben wähnte. Eben so wenig liegt das Heil in der unbedingten Wiederkehr zum Alten, denn in der Weltgeschichte giebt es keinen Stillstand. Aber der unvergängliche Geist aller Zeiten, der in keiner einzelnen vergänglichen Form festgebannt ist, das ewig Alte und Neue zugleich soll, so scheint es die Vorsehung zu wollen,

durch die göttliche Kraft des Erkennnens nun sich selber bewußt werden und verjüngen. Es hat in unserer Zeit die Wissenschaft eine hohe religiöse Bedeutung.

Vor dem Neuen schützt bei den heutigen literarischen und socialen Verhältnissen keine chinesische Mauer mehr; es wird im Gegentheil dasselbe auf diese Weise nur von Außen halb und abgebrochen vernommen, erst verwirrend und gefährlich, indem es eine verkehrte Lüsternheit erweckt, und wohl einen betrüglichen Waffenstillstand, aber keinen Frieden schaffen kann. Es ist daher an uns, das Neue scharf und unverzagt in's Auge zu fassen und, wo es lügenhaft befunden, auch auf dem Boden der Wissenschaft zu bekämpfen. Mögen die Klöster, wo eine höhere Weisheit sie wieder in's Leben gerufen, ihre welthistorische Aufgabe nicht verkennen, durch leuchtendes Vorbild sowie durch Christianisirung der Erziehung und der Volksgesinnung die Jugend und ihre Zeitgenossen zu dem großen Kampfe zu rüsten.

Ueber Verfassungs-Garantien.

(1833.)

Unter Garantie verstehen wir hier, dem heutigen Redegebrauch folgend, die Gewähr für den Bestand irgend eines politischen Zustandes im Staate.

Es frägt sich also zunächst: was soll eigentlich garantirt werden, und welche ist nach der Natur dieses zu verbürgenden Gutes die zweckmäßigste Garantie desselben?

Hören wir über die erstere Frage die Wohlgesinnten untern den Stimmführern der Zeit — und nur von diesen kann hier überall die Rede sein — so wird nach Beseitigung alles Unmöglichen, also an sich Verwerflichen, ihre Antwort allgemein in der Forderung bestehen, daß die Mittel materieller und intellectueller Erhaltung und Vervollkommnung, mithin vernünftige Freiheit allen Mitgliedern des Staates ohne Unterschied gleichmäßig gewährt und jene beiden Hauptinteressen durch die Interessenten selbst, also durch Stände, vertreten werden.

In dieser letzteren Forderung aber liegt zugleich auch die Beantwortung der zweiten Frage; denn es ist damit in der That das eigentliche Wesen der Konstitution schon ausgesprochen.

Bevor wir nun in eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes eingehen, halten wir es für räthlich, vor allen Din-

gen uns vor dem lärmenden Eilmarsch der Zeit zu verwahren, die, gleichsam in der Luft sich überschlagend, vor übergroßer Hast unversehens eine gute Strecke über ihr eigenes Ziel hinausgelangen dürfte.

Es wird nämlich wohl Niemand in Abrede stellen, daß Vernunft und Freiheit, wenn sie zur lebendigen Erscheinung kommen sollen, sich erst individuell gestalten müssen, daß gleichsam das Wort Fleisch werden müsse, um überhaupt politische Geltung und Bedeutung zu haben. Denn das Volk lebt weder von Brod noch von Begriffen allein; es will etwas zu lieben oder zu hassen, es will vor Allem eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigenthümliche Sphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen, und deren äußerer Ausdruck eben die Institutionen seines Landes sind. Nun haben wir aber in Deutschland alle alten Institutionen, an denen zahllose frühere Geschlechter andächtig gebaut, von der Reichsverfassung bis zu den Handwerkszünften hinab, in unglaublich kurzer Zeit von der Erde verschwinden sehen. Zwischen dem zerworfenen Gestein wandeln Bauverständige und Projectenmacher vergnügt mit dem Richtmaaß umher und kalkuliren über Anschläge, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk verblüfft und unbehaglich und weiß nicht, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Ob und was sich aus diesem Zerwürfniß neu gestalten werde, wird zur Zeit auch der kühnste Seher noch nicht vorauszubestimmen wagen.

Ist es etwas Rechtes, Wahrhaftes und historisch Nothwendiges, so wird es wie alles Tüchtige sich selbst garantiren

und in allmäliger Metamorphose die rechte äußere Form von selbst finden. Ist es in sich nichtig, so wird auch die mächtigste Gewähr es nimmermehr zur Wahrheit machen. In beiden Fällen aber erscheint es als ein unnützes, wo nicht thörichtes Beginnen, schon jetzt den Unbestand maßloser Wünsche, den Wechsel widerstreitender Meinungen, mit einem Wort: die unberechenbare Zukunft im Voraus garantiren zu wollen. Ja, durchgreifende Versuche hierin dürften leicht gerade zum Gegentheil dessen, was ihre Vertheidiger wollen, nämlich zu einer Störung und Hemmung aller freien Entwickelung führen, indem sie, von mehr oder minder willkührlichen Voraussetzungen ausgehend, derselben eine vorgefaßte abnorme Richtung geben. Der Buchstabe überhaupt tödtet immer und überall. So führt auch der pedantische Götzendienst mit allgemeinen Begriffen, unmittelbar und ohne historische Vermittelung auf das öffentliche Leben angewandt, nothwendig zur Karikatur oder Tyrannei, wie die französische Revolution sattsam erwiesen hat, wo vor lauter Freiheit kein rechtlicher Mann frei aufzuathmen wagte, und wo unter der heiligen Aegide der Vernunft der lächerlichste Unsinn ganz ernsthaft getrieben wurde. Dasselbe gilt aus denselben Gründen für den Begriff der Konstitution. Nach dem abgezogenen allgemeinen Schematismus desselben besteht bekanntlich die Konstitution ein für allemal in Repräsentation durch zwei Kammern. Das erinnert aber ziemlich plump an die englische Verfassung, diese an die englische Geschichte und die letztere wieder an Elemente und Katastrophen dieser Geschichte, die uns völlig fremd sind. Dort wurden in früherer Zeit die eingesessenen Angelsachsen durch die Normannen unterjocht, über den Knechten lagerte sich wie eine zweite höhere Nation das Volksheer der Sieger, deren Fürsten als oberste Lehnsherren nur in der gesetz-

gebenden Macht durch den Rath der Barone beschränkt, das monarchische Prinzip in seiner schärfsten Reinheit entwickelten. Die Ausartung dieses Prinzips unter Johann in entschiedenen Despotismus rief demnächst als natürliche Reaction das aristokratische Element in's Leben, indem der Bund der Barone dem Tyrannen die magna Charta abtrotzte. Als nun aber auch dieses Element seinerseits schnell zur Oligarchie erwuchs und die Königlichen Vorrechte an sich riß, berief zuerst Eduard, zum nothgedrungenen Gegengewicht jener Anmaßungen den niedern Adel sowie Deputirte der Städte in das Parlament, womit sich auch das dritte demokratische Element gesetzlich konstituirte. Nun wollte aber auch dieses allein herrschen und tauchte in einer der furchtbarsten Revolutionen Alles in Blut, aus dem sich erst durch die Declaration der Rechte jene drei Elemente geläuterter und geordneter wieder emporhoben.

Wir haben nun Alle sicherlich keine Lust, diese Tragödie nachzuspielen, zumal da wir sogleich für den ersten Akt uns vergeblich nach einem fürchterlichen Tyrannen umsehen. Was ist also hierbei zu thun? Sollen wir in kühner Fiktion erst eine Konstitution setzen, um Kammern zu haben, oder umgekehrt erst Kammern erfinden, um eine Konstitution zu bekommen? Das letzte wäre wenigstens das natürlichere. Aber die erste Kammer soll ihrer Idee nach doch ohne Zweifel das Stabile repräsentiren, sie soll sein: Träger historischer Erinnerungen, Bewahrer der Ehre, sicheren Selbstgefühls, der Würde und unabhängigen Gesinnung; sie muß daher unerläßlich auf großes Grundeigenthum und Erblichkeit basirt sein. Auf Erblichkeit, weil sie sonst unvermeidlich mit dem beweglichen Elemente der zweiten Kammer in Eins zusammenfällt; denn soll sie ihrer Bestimmung getreu das

Stabile vertreten — und thut sie das nicht, wozu wären sie denn nütz — so kann sie unmöglich von der wetterwendischen Gunst der Wahl abhängig gemacht werden, die ja eben immer und überall mehr oder minder eine Buhlschaft mit den ewig wechselnden Liebhabereien und Launen der Menge, eine stete Aufmerksamkeit auf den täglichen Courszettel der öffentlichen Meinung weckt und bedingt. Auf eigenem breitem Grund und Boden aber muß jene Kammer feststehen, weil es thöricht wäre, in den Mitgliedern einer für Jahrhunderte gemeinten Institution lauter große starke Charaktere vorauszusetzen, die auch ohne den Hinterhalt und Glanz materiellen Reichthums jederzeit Unabhängigkeit und das nöthige Ansehen zu behaupten wüßten. Nun hat aber der Strom der Zeit auch das Grundeigenthum als bloße Waare längst flüssig gemacht, und es ist, wenn wir etwa Oesterreich und die wenigen, ehemals reichständischen, mediatisirten Fürstenfamilien ausnehmen, eine hinreichend zahlreiche Aristokratie in jenem Sinne in Deutschland gar nicht mehr vorhanden und würde mithin am allerwenigsten des Gegengewichts einer zweiten Kammer bedürfen.

Diese zweite Kammer dagegen soll Repräsentant der National-Intelligenz sein, also des rastlos fortstrebenden, Entwickelnden, ewig Beweglichen, nothwendig gestützt auf Selbstständigkeit der Gemeinden und getragen von der Macht einer entschiedenen öffentlichen Meinung. Aber das Gemeinwesen ist in Deutschland, namentlich in den sogenannten konstitutionellen Staaten, keinesweges schon zu einem sich selbst bewußten Leben gelangt, und — die natürliche Folge davon — die öffentliche Meinung ist eben noch gar nichts, als ein unverständliches Gemurmel der verschiedensten Stimmen, durch das man von Zeit zu Zeit die Posaunenstöße liberaler Blätter hin-

durchschreien hört; sie ist vielmehr zur Zeit noch eine ziemlich komplette Musterkarte von allem, was jemals in ganz Europa, Amerika, oder in dem verschlafenen Asien über Politik gedacht und geträumt worden.

Das Vorstehende will übrigens mehr nicht beweisen, als daß uns jetzt Konstitutionen überhaupt noch nicht so gewaltig Noth thun, als uns ihre Verfechter gern einreden möchten, und daß insbesondere selbst eine Konstitution, die für den einen Staat vollkommen angemessen wäre, alle seine Interessen befriedigte und sicherstellte, darum keineswegs auch für jeden anderen Staat passen würde, am wenigsten für Deutschland, wo noch eine frische Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stämme sich lebendig erhalten hat. Nimmermehr werden z. B. Tyroler und Friesen, oder Ostpreußen und Rheinländer in Affecten, Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen miteinander sympathisiren. Es sind nicht bloß die Alpen dort und die Sandflächen hier, nicht hier der Schnaps und dort der Wein, nicht die Verschiedenheit des Dialekts, des Klima's, der Religion, oder der historischen Erinnerungen allein, sondern eben alles das zusammengenommen in seiner geheimnißvollen Jahrhundert langen Wechselwirkung. Welcher also ist nun hier der Normaldeutsche, dem sich alle andern akkomodiren müssen? Ich meine: keiner, oder jeder in seiner Art; denn die deutsche Natur ist, Dank sei dem Schöpfer, nicht so arm, daß sie in der Eigenthümlichkeit eines Stammes rein aufgehen sollte. Auch wäre das an sich eben so langweilig als überflüssig. denn Uniformität ist keine Einheit. Schon im Privatleben bemerken wir, daß Freundschaft und Liebe gerade die verschiedenartigsten Naturen zusammenfügt, eben weil nur diese Verschiedenheit reizen und sich wechselseitig ergänzen kann, indem jeder Theil von seinem Reichthum mittheilen will;

was dem anderen fehlt, und das empfangen, was der andere vollauf hat. Und so wird auch der großen Genossenschaft des Staates mit innerlich ausgewechselten Gesellen nichts gedient, sondern jener der liebste sein, welcher ihr, weil mit ungebrochener Eigenthümlichkeit, aus ganzer Seele dient, wie er eben kann und mag. Viele verschieden gestimmte Saiten geben erst Harmonie. Vor allem aber behüte uns Gott vor einem deutschen Paris, das, wie jenes benachbarte, alle besonderen Meinungen, Gedanken und Interessen aus dem ganzen Reiche einsaugte, um sie auf dem allgemeinen politischen Webestuhl der Zeit zu verarbeiten und dann das Zeug nach dem Ellenmaß seiner Tageblätter als officielle Modeartikel wieder in die Provinzen zu versenden, die dann in Nord und Süd, bei Frost und Hitze, sehen mögen, wie sie damit weiter fertig werden. — Es ist indeß im Allgemeinen nach einem guten deutschen Sprüchwort schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und mit jener allzeitfertigen Verfassungsfabrikation daher, welche die Konstitutionen dutzendweis aus der Tasche langt, verhält es sich fast wie mit dem Märchen vom Wünschhütlein. Der Besitzer desselben, so oft er es dreht, sieht alles um sich her verwandelt und befindet sich, nach Laune, jetzt in Frankreich, dann in England, in Belgien u. s. w.; so macht er in Gedanken die große Runde um die Welt, zu Hause ist aber unterdeß alles ruhig beim Alten verblieben. Denn ein wahrhaftes Staatsleben kann, wie alles Innerliche, nicht so obenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philisophische Zauberformeln nicht besprochen werden. Ja, wo dies gelänge — eine solche Aristokratie der Gelehrten oder Gebildeten wäre vielleicht die verderblichste, wenn sie in ihrer verwegen experimentirenden Allgemeinheit von der eigent-

lichen Natur und Geschichte der Nation keine Notiz nehmend, ein einiges Volk nach und nach in zwei verschiedene Völker entfremdete, gleichwie in China die Vornehmen eine andere Religion für sich haben, als das gemeine Volk. Wie im Drama vielmehr — das ja sein Gesetz auch nur in der allgemeinen menschlichen Natur hat — nicht die Charactere von der Begebenheit, sondern die Begebenheiten von den Characteren gemacht werden, so wird auch in der größeren Staatsaction nur die fortschreitende Entwickelung der nationalen Eigenthümlichkeit, und nicht von oben herab das Gesetz von den drei Einheiten, Regel, Handlung und Leben gestalten.

Aber setzen wir endlich, von dem so eben Vorausgeschickten ganz absehend, den Fall, eine Konstitution sei wirklich fertig und gut, so entsteht die andere, ungleich wichtigere Frage: wenn die Verfassung die wechselseitigen Interessen des Staats garantiren soll, wo ist denn nun die Garantie für die Verfassung selbst, ohne welche diese wiederum null ist?

Das Papier thut es nicht. Nicht auf dem todten Buchstaben beruht ja überall die Kraft und Heiligkeit des Vertrages, sondern einzig und allein auf der Treue, auf dem eben nicht zu versiegelnden Willen, ihn zu erfüllen. In gewöhnlichen Privatverhältnissen freilich wird auch das bloße Pergament schon durch den Richter bindend, hier aber steht Gott allein über den Contrahenten, dessen Justiz nicht immer von dieser Welt ist. Ebensowohl daher, wie ein absoluter Monarch die selbstgegebenen guten Gesetze wieder zurücknehmen könnte, eben so leicht läßt sich der Fall denken, daß ein konstitutioneller König, wenn er z. B. die Armee für sich zu gewinnen weiß, die papierne Garantie der Verfassung mit allen ihren Klauseln über den Haufen würfe. Wollte man dagegen einwenden, man dürfe ja nur Macht und Gegen-

macht kunstreich verschränken, ein so genaues Gleichgewicht der pulsirenden Kräfte im Staate herstellen, daß kein einzelnes Element sich einseitig lossagen könne, so erwiedern wir darauf: Geister kann man nicht wägen und messen, und der Geistreichste, wohin er sich auch schlage, wird doch überall den Ausschlag geben und jenes Gleichgewicht der platten Mittelmäßigkeit immerdar wieder zerstören. Es giebt einen Despotismus der Liberalität, der so unleidlich ist wie jede andere Tyrannei, indem er das frische Leben fanatisch mit eitel Garantieen, Vor- und Rücksichten umbaut, daß man vor lauter Anstalten zur Freiheit nicht zu dieser selbst gelangen kann; und jenes ängstliche Abwägen und Klausuliren, wenn es an sich möglich wäre und gelänge, müßte nothwendig zu wechselseitiger Neutralisation, zu völligem Stillstande, also zum politischen Tode führen.

Fassen wir das alles nun zusammen, so ergeben sich daraus ohne Zweifel folgende Resultate:

Erstens: Eine Verfassung kann nicht gemacht werden, denn Willkür bleibt Willkür und unheilbringend, sie komme woher sie wolle; es ist aber gleich willkürlich, ob man den Leuten sagt: ihr sollt nicht frei sein, oder: ihr sollt und müßt grade auf diese und keine andere Weise frei sein! Weder das müßige Geschwätz des Tages, noch die Meinung der Gelehrten oder irgend einer Kaste darf hier entscheiden, sondern allein die innere Nothwendigkeit, als das Ergebniß der eigenthümlichen, nationalen Entwickelung. Nicht vom Verfasser nennt man es Verfassung, sondern weil es alle Elemente des Volkslebens umfassen, der physiognomische Ausdruck der Individualität eines bestimmten Volkes sein soll. Mit und in der Geschichte der Nation muß daher die Verfassung, wenn sie nicht ein bloßes Luftgebilde bleiben will,

organisch emporwachsen wie ein Baum, der, das innerste Mark in immergrünen Kronen dem Himmel zuwendend, sich selber stützt und hält und den mütterlichen Boden beschirmt, in welchem er wurzelt.

Zweitens: Jede Verfassung hat nur relativen Werth durch Identität mit ihrem Lande und Volke, eben weil sie keine wissenschaftliche Hypothese, sondern das bloße Resumé der individuellen innersten Erlebnisse und Ueberzeugungen der Nation ist.

Drittens: Keine Verfassung, als solche, garantirt sich selbst. Nicht als Vertrag, wie bereits weiter oben ausgeführt worden; nicht durch ihre Repräsentativformen, denn alle Repräsentation — wo nicht alles eitel Lüge sein soll — bedeutet nur ihren Mandanten, von dem allein sie Macht und Leben hat. Und dieser ist die öffentliche Gesinnung, welche das Ganze hält oder bricht, das moralische Volksgefühl von der inneren Nothwendigkeit jener Staatsformen, welches sich aber wiederum nur da erzeugen kann, wo die Verfassung auf die vorgedachte organische Weise wirklich in's Leben getreten ist.

Es haben in neuerer Zeit in Deutschland mehrere Regierungen, namentlich auch nicht konstitutionelle, während andere über Alt und Neu stritten, diesen Streit durch eine zeitgemäße Regeneration ihrer Gesetzgebung praktisch zu schlichten, und hiermit zugleich das Volk für einen freieren Zustand allmählig zu erziehen versucht. Denn die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst; sie kann daher nicht durch Lehre, sondern allein durch lebendige Institutionen wirken. So wurde fast allgemein der Grundbesitz von den morschen persönlichen Fesseln, die nur noch drückten, ohne mehr zu halten, sowie das Gewerbe von jener bürgerlichen Aristokratie von

Korporationen, Zünften und Innungen befreit, deren moralische Kraft im Mittelalter, als ein geschlossenes Zusammenhalten zu Schutz und Trutz, kein Kundiger läugnen wird, welche aber, nachdem der Staat selbst allen Schutz übernommen, allmählig Sinn und Haltung verloren hatten und nur noch als verknöcherte Monopole erschienen, mit ihren übertriebenen Scheidungen und Hemmungen jede lebendige Bewegung lähmend. Es wurde endlich den Gemeinden, mehr oder minder, möglichste Selbstständigkeit, nämlich das Recht, ihren Vorstand zu wählen, das Recht der Steuerbewilligung, der Selbstverwaltung, sowie Antheil an der gesetzgebenden Gewalt innerhalb ihrer Kreise gegeben, und somit von unten herauf ein tüchtiges Fundament vernünftiger und gesetzmäßiger Freiheit gelegt.

Dieses schon von vorn herein mit dem Nothdach einer Konstitution überbauen, was wäre es wohl anders, als den frischen Wuchs, der eben erst Wurzel faßt, eilfertig am Spalier allgemeiner Formen wieder kreuzigen und verknöchern und mit neumodiger Pedanterie an die Stelle lebendiger progressiver Bewegung den stereotypen Begriff der Freiheit setzen wollen? So mag wohl ein Federkünstler seinen Münsterbau auf dem Papier frischweg von der Spitze anfangen und sehen, wie er nachher mit der Grundlage zurecht kommt, aber jeder Verständige weiß wohl, daß man keinen Thurm und keine Konstitution a priori in die Luft hängen kann.

Ueberdies hat gerade Deutschland unverkennbar tiefer gehende innere Garantieen bereits aufzuweisen, welche jenes den Nachbarn erborgte System wechselseitiger Cauteln und Klauseln um so mehr aufwiegen, als das letztere doch immer nur die Oberfläche zu berühren vermag, indem es nothwen-

dig von der Basis des Mißtrauens, anstatt der lebendigen Liebe, ausgeht.

Es sind namentlich die Universitäten in Deutschland, die hier zunächst in Betracht kommen. Während wir die englischen Collegien in zünftiger Absonderung von der Welt immer mehr in der alterthümlichen Form der Klosterschule — denen sie die erste Gestaltung verdanken, die aber längst ihre ursprüngliche religiöse Bedeutung verloren haben — erstarren sahen, arteten die Hochschulen in Frankreich auf dem entgegengesetzten Wege in bloße einzelne Abrichtungs-Anstalten für bestimmte bürgerliche Zwecke und Studien aus, so daß man sie füglich als höhere Realschulen bezeichnen könnte. Die deutschen Universitäten dagegen, im Wechsel der Zeiten sich mit diesen immer wieder verjüngend, suchten von jeher in ihrer philosophischen Gründlichkeit die einzelnen Wissenschaften in ihrem nothwendigen Zusammenhange untereinander, alles Wissen in seiner höheren Beziehung, mithin als eine große sittliche Gesammtheit darzustellen. Ein Bestreben, das die Regierungen beständig anerkannten und förderten, indem sie einerseits mit aufopfernder Liberalität für den möglichsten Umfang und Reichthum der Lehre Sorge trugen, andererseits aber bei den Prüfungen zum Staatsdienst, außer den hierzu unmittelbar erforderlichen Kenntnissen den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Bildung zur Bedingung machten.

Dazu kommt ferner die Gunst eines anderen hier nicht zu übersehenen Umstandes, nämlich die politische Mannigfaltigkeit in dem deutschen Staatenverbande selbst. Ohne auf die Erörterung des schon oben berührten Unterschiedes zwischen Einheit und Einerleiheit hier näher einzugehen, so ist doch jedenfalls so viel klar, daß dieser Reichthum der verschieden-

artigsten Staatsformen, wie er die Freiheit eigenthümlicher Entwickelung begünstigt, zugleich auch eine großartige Vielseitigkeit der Ansichten zur natürlichen Folge haben und durch die naheliegenden mannigfaltigen Vergleichungspunkte nothwendig das öffentliche politische Urtheil schärfen und berichtigen mußte.

Alles dieses, verbunden mit einem sorgfältigen Schulunterricht der untern Volksklassen, hat in Deutschland eine Masse von wahrhafter Bildung gleichsam ein geistiges Klima erzeugt, dem unwillkührlich Regenten und Regierte gleichmäßig angehören, und das beiden eine sittlich nothwendige Richtung giebt, nicht nach den materiellen Berechnungen künstlicher Theorien, sondern weil es sich eben so von selbst versteht. Die inneren Ansprüche, Bedürfnisse und Lebens-Gewohnheiten des gesammten Volkes sind dadurch allmählig auf einen anderen idealeren Punkt gerückt, so daß hier wahrhaft bedeutende Rückschritte zu früheren abnormen Zuständen, z. B. zu Leibeigenschaft oder willkührlicher Polizeigewalt in sich moralisch unmöglich wäre, gleichwie Niemand die wirkliche Zeit zu stellen vermag, wenn er auch den Zeiger seiner Taschenuhr zurückstellt; denn rückt er ihn auch bis auf Mitternacht, die Sonne draußen scheint doch fort, weil sie muß. Es ist daher auch, manchen übertriebenen, dem Volke fremden Schreiern zum Trotz, wohl in keinem andern Lande, als in Deutschland eine solche tiefe Loyalität und politische Gerechtigkeit allgemein verbreitet, welche im Ganzen jedes Extrem, diesen Mißbrauch der Wahrheit beharrlich abweist und somit gleichsam sich selbst garantirt.

Aber auf diesem eigentlich bloß negativen Grund und Boden rechter Gewähr ist im Verlauf der Zeiten eine andere positive Garantie erwachsen, deren Einfluß kein Unbe-

fangener verkennen wird. Sie liegt in der eigenthümlichen Gestaltung des deutschen Beamtenwesens, welches daher, in dieser Beziehung, noch eine nähere Betrachtung verdient.

Der durchgreifende Unterschied der deutschen Ansicht von den Grundsätzen anderer Verwaltungen, namentlich der französischen, besteht wesentlich darin, daß dort die Verwaltung eine Vermehrung und Verstärkung, gleichsam die Leibwache der Regierung gegen die Verfassung, hier aber nur die lebendige Vermittlerin zwischen Gesetz und Volk sein soll, daß mithin dort die Beamten-Kaste als Parthei nothwendig einem geheimen Katechismus der mannigfaltigsten, nach den Umständen wechselnden Maximen und Kriegslisten unterworfen bleibt, während der nationale deutsche Beamte sich einer vollkommenen Selbstständigkeit innerhalb des Gesetzes zu erfreuen hat. Es mag sein, daß jene Verwaltungsweise durch die hastige Beweglichkeit konstitutioneller Staaten geboten oder doch räthlich gemacht werde, eben so gewiß aber ist, daß, wer den wechselnden persönlichen Ansichten, mit einem Worte: der Willkür von oben blindlings Preis gegeben ist, nach menschlicher Weise die Willkür auch wieder nach unten üben wird, und daß wohl schwerlich eine Nation frei zu nennen sei, wo eine Kette hierarchisch übereinandergestellter kleiner Tyrannen das Land umschlingt und unabwendbar von unten herauf alle wahre Freiheit wieder vernichtet, die ja eben nur durch die Verwaltung der Nation vermittelt und ins Leben gebracht werden kann.

Jenes deutsche Princip aber ist, und zwar am ausgebildetsten in Preußen, vorzüglich in dreierlei Hauptbeziehungen praktisch durchgeführt, nämlich: durch Zugänglichkeit der Aemter für alle dazu befähigte, indem Anstellung und allmälige Beförderung lediglich von Prüfungen abhängen,

deren offenkundige Anforderungen an die intellectuelle und moralische Ausbildung der Bewerber ein für allemal feststehen; durch kollegialische Verhandlung der Behörden, indem alle bedeutenden Angelegenheiten gemeinsam berathen werden, überall Stimmenmehrheit entscheidet; endlich durch Unabsetzbarkeit der Beamten, indem kein Beamter ohne zureichende gesetzliche Gründe, über deren Werth jedoch nur das Gericht zu entscheiden hat, entlassen werden kann.

Die natürlichen Resultate dieser Einrichtung ergeben sich von selbst. Jene gesetzlich festgestellte, allen Gebildeten eröffnete Konkurrenz, welche, wenigstens ihrem Princip nach, Gunst oder Ungunst bei der Anstellung ausschließt, und wo also ein Jeder, nach dem Maß seines Verdienstes, eigentlich sich selbst anstellt, ist gleichsam eine offene Einladung an die gesammte Nation, an ihrer eigenen Verwaltung, nicht durch abstracte Abhandlungen von der Rednerbühne, sondern selbstthätig und practisch Theil zu nehmen. Die kollegialische Behandlung der Verwaltungs-Angelegenheiten aber giebt der Vielseitigkeit der Ansichten, der Opposition und Debatte ihr natürliches Recht; Vortheile, welche schwerlich durch den allerdings rascheren Geschäftsgang der Bureaukratie aufgewogen werden, wo die Verantwortlichkeit den Vorgesetzten allein, der durch seine Einseitigkeit oder Uebereilung verursachte Schaden aber alle Verwalteten trifft. Die Unabsetzbarkeit der Beamten endlich sichert äußere und innere Unabhängigkeit, ohne welche überhaupt eine lebendige und tüchtige Verwaltung nicht gedacht werden kann.

Ein auf solche Weise organisirter Beamtenstand wird begreiflicher Weise jederzeit, nicht eine feindliche Macht dem Volke gegenüber, sondern nothwendig einen integrirenden Theil,

eine lebendige, sich im Wechsel der Zeiten immer wieder verjüngende Repräsentation des Volkes bilden, durch welche dieses an der Verwaltung selbst factisch participirt.

Das historische Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen, das seit Jahrhunderten in gemeinschaftlicher Lust und Noth bewährte Band wechselseitiger Liebe und Treue, mit einem Wort: nicht der todte Begriff des abstracten Königs mit zu regierenden arithmetischen Zahlen, sondern der lebendige individuelle König, der nicht dieser oder jener sein kann, sondern eben unser König ist in allem Sinne; — es wird immer die einfachste und kräftigste Garantie bleiben. Gleichwie es sich in einer unentarteten Familie ganz von selbst versteht, daß der Vater den Sohn liebreich zum Besten leite und der Sohn den Vater ehre, so bedarf auch jenes gesunde Staats-Verhältniß zu seiner Bürgschaft nicht nothwendig des Vertrages, dieser Arznei erkrankter Treue.

„Auch ich war in Arkadien.“

Eine Phantasie.

(1834.)

Eines Tages kehrte ich in dem Dir wohl noch bekannten großen Gasthofe „zum goldenen Zeitgeist“ ein. Das war, wie Du Dich erinnern wirst, zu unserer Zeit die ästhetische Börse der Schöngeister, wo wir bei einem Schoppen sauren Landweines gemüthlich die Valuta und den täglichen Cours der Poeten notirten. Da ging es damals ziemlich still her, denn wir hatten Alle mehr Witz als Geld. Höchstens einige Guitarrenklänge, ein paar Toasts oder ein leidlicher Lärm, wenn wir um Schlegel's Luzinden zankten, oder einen zufällig verlaufenen Cotzebuener herauswarfen. Ich frug sogleich eifrig nach den alten Gesellen, aber sie waren wie verschollen, man wollte sich nicht einmal ihrer Namen mehr zu entsinnen wissen. Einen nur wies mir der Kellner mit ironischem Lächeln nach: vom goldenen Zeitgeiste links ab, die erste Quergasse rechts: dann in's nächste Sackgäßchen wieder halb links ab bis an's Ende — ich glaube, der ironische Kellner wollte mich zur Welt hinausweisen. Nun ist es allerdings richtig: einige hat seitdem der Pegasus abgeworfen, andere haben ihn selbst abgeschafft, weil er Futter braucht und keines giebt. Genug, auch hier war Alles verwandelt. Dagegen verspürte ich jetzt im Hause eine wunderliche Unruhe; ein scharfer Zugwind pfiff durch alle Gänge, die Thüren klappten heftig auf und

zu, fremde Leute mit sehr erhitzten Gesichtern rannten hin und her, besprachen sich heimlich mit einander und rannten wieder, kurz: im Rumoren, Gehen und Kommen, treppauf, treppab, als wollte der ganze Zeitgeist plötzlich mit der Schnellpost aufbrechen. Noch mehr aber stieg meine Verwunderung, als ich des Abends mich zu der Fremdentafel begab. Schon beim Eintritt in den langen gewölbten Eßsaal fiel mir eine Reihe hoher Betpulte auf, die an den Wänden aufgestellt waren. Vor den Pulten knieten viele elegant gekleidete Herren jeden Alters und beteten mit großer Devotion aus aufgeschlagenen Folianten, in denen sie von Zeit zu Zeit geräuschvoll blätterten. Andere schritten eifrig im Saale auf und nieder, und schienen das eben Gelesene mit vieler Anstrengung zu memoriren. Ich hielt jene Folianten für Evangelienbücher oder Missalien, mußte aber, da ich an den Pulten einmal näher vorüberzustreichen wagte, zu meinem Erstaunen bemerken, daß es kolossale Zeitungen waren, englische und französische.

Als mich endlich einige dieser Devoten gewahr wurden, kamen sie schnell auf mich zu und begrüßten mich mit einer sonderbaren kurzen Verneigung nach der linken Seite hin, wobei sie mich schroff ansahen und irgend eine Erwiederung zu erwarten schienen. Diese linkische Begrüßung wiederholte sich, so oft ein Neuer ankam, worauf, wie ich bemerkte, jeder Eintretende sogleich ernst und stolz mit einem kurzen: „Freiheit, Garantie“ oder „Konstitution“ antwortete. — Ich muß gestehen, mir war dabei ein wenig bang zu Muthe, denn je mehr der Saal sich allmählig füllte, je mehr wuchs ein seltsames geheimnißvolles Knurren und Murmeln unter ihnen, allerlei Zeichen und Gewirre. Ja, der Kellner selbst, als er mir den Speisezettel reichte, kniff mich dabei so eigen in die Finger, daß ich in der Angst unwillkührlich mit einem

Freimaurerhändedruck replicirte; aber weit gefehlt! Der Kerl wandte schon wieder mit seinem fatalen ironischen Lächeln mir verächtlich den Rücken.

Bei Tische selbst aber präsidirte ein großer, breiter, starker Mann mit dickem Backenbart und Adlernase, den sie den Professor nannten. Nachdem er gleich beim ersten Niedersitzen einen Sessel eingebrochen und mit dem Ellenbogen einige Gläser umgeworfen hatte, streifte er sich beide Aermel auf und begann mit einem gewissen martialischen Anstande den Braten zu zerlegen. Nichtsdestoweniger haranguirte er zu gleicher Zeit die Gesellschaft in einer abstrakten Rede über Freiheit, Toleranz 2c., und wie das alles endlich zur Wahrheit werden müsse. Dabei langte er über den langen Tisch weg bald nach dem Salzfaß, bald nach der Pfefferbüchse und schnitt und trank und sprach und kaute mit solchem Nachdruck, daß er ganz rothblau im Gesicht wurde. Aller Augen hingen an seinem glänzenden Munde, nicht ohne schmachtende Seitenblicke auf den Braten, denn er aß beim Verschneiden in der That nicht nur das beste, sondern fast alles allein auf. Einige benutzten die Momente, wo er den Mund zu voll genommen hatte, um selbst zu Worte zu kommen; sie gaben von dem vorhin Memorirten, wie ich leicht bemerken konnte, wieder, da ich selbst vor dem Essen auf einer Stube im Moniteur geblättert hatte. Nur ein einziger neidgelber schlanker Mensch, der bei dem Verschneiden des Professors so seine eignen Gedanken zu haben schien, unternahm es, dem letztern mit scheuer, dünner Stimme zu widersprechen. Die Toleranz, wagte er zu meinen, könne nur dann eine Wahrheit werden, wenn beim Essen wie im Staate jeder Gast und jedes Volk seinen Braten und seine Freiheit apart für sich habe u. s. w. Der Unglückselige! Erschrocken sahen die Andern den Pro-

fessor an, wie er es aufnähme. Dieser aber geruhete zwischen den Weinflaschen hindurch einen zornigen zerschmetternden Blick auf den Sprecher zu schleudern. Da sprang sogleich die ganze Gesellschaft von den Stühlen auf, nahm den Dünnen ohne Weiteres in ihre Mitte, und ehe ich mich besinnen konnte, war er zum Saale hinaus, ich sah nur seine Rockschöße noch um den Thürpfosten fliegen. — Darauf ergriff jeder sein volles Glas, drängte sich um den Professor und trank ihm, mit einer tiefen Verbeugung auf die unterthänigste Gesundheit der Freiheit zu.

Jetzt wurde mit nicht geringem Lärm noch eine Menge anderer Toasts ausgebracht, die ich Dir nicht zu nennen vermag; es schienen sämmtliche Begriffe aus des Professors Kompendium des Naturrechts zu sein. Ich weiß nur, daß nach und nach die Zungen, dann die Köpfe schwer und immer schwerer wurden, bis zuletzt alle, wie nasse Kleidungsstücke, rings über die Stühle umherhingen. Die Kerzen flackerten verlöschend durch den weiten stillen Saal und warfen ungewisse Scheine über die bleichen todtenähnlichen Gesichter der Schlafenden. Mir ward ganz unheimlich; ich sah unwillkührlich in meinen Taschenkalender und gewahrte mit Schauer, daß heute Walpurgis war. —

Nur der Professor allein hatte sich aufrecht erhalten, der konnte etwas vertragen. Er schritt mächtig im Saale auf und nieder, seine Augen rollten, sein Kopf dampfte sichtbar aus den emporgesträubten Haaren. Auf einmal blieb er dicht vor mir stehen und maß mich mit den Blicken vom Scheitel bis zur Zehe. Sie gefallen mir, sagte er endlich, solche Leute können wir brauchen. Sehn Sie hier in die Runde: die matten Wichte da sind von dem bischen Patriotismus schon umgefallen. Ich wußte nicht, was ich entgegnen sollte.

Er aber schritt noch einmal den Saal entlang, dann sagte er plötzlich: Kurz und gut, solche Stunde kehrt so leicht nicht wieder. Wollen Sie mit mir auf den Blocksberg? Ich sah ihn groß an, da er aber noch immer fragend vor mir stand, wandte ich im höchsten Erstaunen meine Aufklärung ein, schon Nicolai und Biester hätten ja längst bewiesen — Ach dummes Zeug! erwiederte er, das ist ja eben die Aufklärung. Hier wurden wir durch ein schallendes Gewieher von draußen unterbrochen. Ich trat an das Fenster und bemerkte — obgleich wir uns im zweiten Stockwerke befanden — dicht vor den Scheiben ein gewaltiges, störriges und sträubiges Roß, das mit flatternder Mähne in der Luft zu schweben schien. Der Kellner, in einen rothen Carbonarimantel gehüllt, hielt das Pferd mit großer Anstrengung an einer langen Leine fest. Ich hätte es ohne Bedenken für den Pegasus gehalten, wenn es nicht Schlangenfüße und ungeheure Fledermausflügel gehabt hätte. Jetzt nur nicht lange gefackelt, es ist die höchste Zeit! rief der Professor, schlug mit einem Ruck die Scheiben ein, schob mich durch's Fenster auf das Roß, schwang sich hinter mich und wie aus einer Bombe geschossen flogen wir plötzlich zwischen Giebeln und Schornsteinen in die stille Nacht hinaus.

Mir vergingen Athem und Gedanken bei diesem unverhofften Ritt; ich war es ganz ungewohnt, mich so ohne weiteres über alles Bestehende hinwegzusetzen und zwischen Himmel und Erde in leerem Nichts zu schweben. Mein Begleiter dagegen, wie ich wohl bemerken konnte, schien sich hier erst recht zu Hause zu befinden. Zwischen Schlaf und Wachen die Marseillaise summend, schmauchte er behaglich eine Cigarre und bollerte nur von Zeit zu Zeit ungeduldig mit seinen Stiefeln an die Rippen unserer geflügelten Bestie. Da hatte

ich denn Muße genug, mich nach allen Seiten hin umzusehen. Tief unter uns lag es wie eine Länderkarte: Städte, Dörfer, Hügel und Wälder flogen wechselnd im Mondscheine vorüber. Nur an manchen einzelnen Flecken schien die Nacht wunderlich zu gähren. Ungeheure Staubwirbel schlangen sich durcheinander und so oft der Wind den Qualm auf Augenblicke theilte, erschien es darunter wie kochende Schlamm-Vulkane.

Vor uns aber im Grau der Nacht stand, allmählich wechselnd, eine große, dunkele Wolke; ich erkannte bald, daß es der Blocksberg war, auf den wir zuflogen. Je näher wir kamen, je mehr füllte die Luft sich ringsumher mit seltsamen Sausen, fernem Rufen und dem Geheul vaterländischer Gesänge. Zahllose Gestalten huschten überall durch den Wind, an denen wir aber, da sie schlechter beritten waren, pfeifend vorüberrauschten. Mit Verwunderung bemerkte ich unter ihnen Redacteure bekannter Zeitschriften, sie ritten auf großen Schreibfedern, welche manchmal schnaubend spritzelten, um den guten Städten unten, die rein und friedlich im Mondglanze lagen, tüchtige Dintenklekse anzuhängen.

Bald konnten wir nun auch die einzelnen Conturen und Felsengruppen des Berges selbst deutlich unterscheiden. Sehen Sie nur, wie es da wimmelt! rief mir mein Professor zu, indem er endlich den Schlaf aus den Augen wischte und sich auf dem Rücken des Thieres vergnügt zurechtrückte. Und in der That, aus allen Steinritzen und Felsenspalten unten sah ich unabsehbare Schaaren aufducken, klettern und steigen, oft plötzlich über das lockere Gerölle hinabgleitend und immer wieder unverdrossen emporklimmend. Mein Gott, wo kommt alle der Plunder her! dachte ich bei mir. Da hörte ich auf einmal Gesang erschallen. Es war eine Prozession weißgekleideter liberaler Mädchen, die sich abquälten, einen gestickten

Banner zu dem Feste hinaufzutragen. Der Wind zerarbeitete gar wacker die große Fahne, in deren flatternde Zipfel, so oft sie die Erde streiften, sich Eidechsen und dicke Kröten anhingen. Noch schlimmer schien es weiter unten mehreren anständig gekleideten Männern zu ergehen, die sich vergeblich dem andern lustigen Gesindel nachzukommen bemühten. Der Professor rieb sich lustig die Hände. Es geschieht ihnen schon recht, sagte er, das sind die Doctrinärs, halb des Himmels und halb des Teufels, sie wollen es mit keinem verderben. — Ich konnte nun deutlich vernehmen, wie diese Unglücklichen jede an ihnen vorüberhuschende Gestalt mit weitläufigen Demonstrationen beredt haranguirten. Aber ehe sie sich's versahen, kehrte ein fliegender Besen sich schnell in der Luft um und schlug ihnen die Hüte vom Kopf, oder ein Bock, den sie eben überzeugt zu haben glaubten, stieß sie plötzlich von der mühsam erklommenen Höhe kopfüber wieder hinab. Noch lange hörte ich sie aus ferner Tiefe kläglich rufen: nehmt uns mit, nehmt uns doch mit! worauf jedesmal ein schadenfrohes Gelächter aus allen Schluchten erschallte. Lärm, Gewirre, Drängen, Fluchen und Stoßen nahmen jetzt mit jeder Minute betäubend zu. Von Zeit zu Zeit aber schoß zwischen dem Gestrüpp und Geklüfte eine ungeheure goldflammende Schlange wie glühende Lava das unermeßliche Getümmel plötzlich beleuchtend, den ganzen Berg hinunter, und ein allgemeines „Hurrah!“ begrüßte sie vom Gipfel bis in die tiefsten Gründe hinab. Ich glaubte, das gelte unserer Ankunft und dankte, mit gebührender Höflichkeit mein Haupt entblößend. — Aber sind Sie toll? fuhr mich der Professor zornig an, indem er mir den Hut bis über die Augen wieder aufstülpte — solche servile Gewohnheiten deutschen Knechtsinnes!

Hier stießen wir etwa in der Mitte des Berges plötzlich

an's Land. Unser Roß wälzte sich sogleich zur Seite und nahm nach dem ermüdenden Fluge ein Schlammbad. Wir aber drangen weiter vor. Halten sie sich nur an meinen Rockschoß, rief mir der Professor zu und machte ohne Umstände mit beiden Ellenbogen Platz. Da konnte ich bemerken, in welchen Ansehen der starke Mann hier stand. Von allen Seiten wichen die Wimmelnden so gut es gehen wollte ehrerbietig aus, obgleich es mir vorkam, als zwickten sie, so oft er sich wandte, mich hinterwärts heimlich in die Waden.

Unter solchen Gewaltstreichen erreichten wir endlich eine Restauration die ziemlich geschmacklos sich unter einem dreifarbigen Zelte befand, auf welchem ein fuchsrother alter Hahn saß und unaufhörlich krähte. Sieben Pfeifer saßen zur Seite auf einem Stein und bliesen das ça ira vom Anfang bis zum Ende und wieder und immer wieder von vorn, so langweilig, als bliesen sie schon aus dem letzten Loche. Auf der Tribüne der Restauration aber stand der Wirth und schrie mitten durch das Geblase mit durchdringender Stimme seine Wunderbüchsen und Liqueurflaschen aus: raffinirtes Konstitutionswasser, doppelte Freiheit u. s. w. Unten schossen Kinder Purzelbäume und warfen jauchzend ihre rothen Mützchen in die Luft, das Volk war wie besessen, sie würgten einander ordentlich, jedes wollte sein Geld zuerst los sein. Hatte ich nun aber den Professor schon im „goldenen Zeitgeist“ bewundert, so mußte ich ihn jetzt fast vergöttern. Stürzte er doch fünf bis sechs Flaschen abgezogener Garantie hinunter, ohne sich zu schütteln und fand zuletzt alles das Zeug noch nicht scharf genug! Auch ich mußte davon kosten, konnte es aber nicht herunterbringen, so widerlich fuselte der Schnaps. Alles ächtes Fabrikat! rief mir der Professor zu. — Muß auf dem Transport ein wenig gelitten haben, er-

widerte ich bescheiden. — Kleinigkeit! mengte sich der Wirth herein, man thut etwas gestoßenen Pfeffer daran, die Leute mögen's nicht, wenn es sie nicht in die Zunge beißt.

Währenddeß war der Professor schon mit beiden Füßen in ein Paar dicke Schmierstiefeln gefahren; ich mußte eiligst desgleichen thun. Wir müssen nun immer weiter hinauf, sagte er, wer mit der Zeit fortgehen will, der muß sich vorsehn, da geht's durch Dick und Dünn. In der That begann nun auch von allen Seiten ein allgemeiner Aufbruch, als wenn man kochenden Brei im Kessel umrührte. Bald darauf aber schien der ganze Zug an der Spitze auf einmal wieder in Stocken zu gerathen. Es entstand vorn ein Drängen und Wogen, dann ein heftiges Gezänk, das sich nach und nach wie ein Lauffeuer nach allen Richtungen hin verbreitete, man konnte zuletzt durch den Lärm nur noch einzelne grobe Stimmen deutlicher unterscheiden, die beinahe wie Rebellion klangen. — Was giebt's denn? schrie der Professor voller Ungeduld. Da kamen mehrere junge Doktoren plötzlich herangestürzt, schreckensbleich und mit allen Zeichen der Verzweiflung, der eine hatte seinen Hut, der andere seinen Rockschoß in dem Getümmel verloren. Alles aus! riefen sie athemlos, sie wollen hier bei der Schnapsbude bleiben, es geht Ein Schrei durch's ganze Volk nach Braten und Liqueur, sie mögen nichts von Freiheit und Prinzipien mehr wissen, sie wollen durchaus nicht weiter fortschreiten! — So fraternisirt doch mit dem Lumpengesindel, rieth der Professor. — Zu spät! erwiderten Jene, sie sind alle schon betrunken. O unsere Reputation! Was wird die öffentliche Meinung sagen? wir kommen um ein Decennium zurück! — Nun so soll sie doch! donnerte der Professor mit seiner Stentorstimme ganz wüthend in das dickste Getümmel hinein, wollt ihr

wohl frei und patriotisch und gebildet sein in des Teufels Namen! Hiermit stemmte er mit hinreißender Gewalt seinen breiten Rücken gegen die rebellische Masse; die entlaufenen Doktoren und andere Honoratioren folgten muthig seinem Beispiel, die liberalen Mädchen mit ihrer Fahne wallten singend voran, die sieben Pfeifer spielten auf und so rückte über liederliche Handwerker und betrunkene alte Weiber hinweg, die noch auf dem Boden keiften, die ganze Konfusion unter dem ungeheuersten Lärm und Gezänke langsam der Höhe zu.

Mir klopfte das Herz, als wir uns endlich der Stelle näherten, wo der berühmte Hexenaltar steht; ich blickte nach allen Seiten, ob nicht bald eine Teufelsklaue aus den Nebeln langte, die wie Drachenleiber vor uns den Boden streiften. Auf einmal that es einen kurzen matten Blitz, als wenn es dem Himmel von der Pfanne gebrannt wäre. Was auch der Professor sagen mag, ich laß es mir nicht ausstreiten, ich sah damals einen Kerl mit Kolofonium und Laterne schnell hinter den einen Felsen huschen. Ehe ich indeß noch darüber reiflich nachdenken konnte, erfolgte ein zweiter ordentlicher Blitz, das Nachtgewölk theilte sich knarrend — und auf dem Hexensteine vor uns in bläulicher bengalischer Beleuchtung stand plötzlich ein ziemlich leichtfarbig angezogenes Frauenzimmer zierlich auf einem Beine, beide Arme über sich emporgeschwungen, zu ihren beiden Seiten zwei elegant gekleidete junge Männer in Schuh und Strümpfen und Klapphüte unter den Armen, mit den beiden anderen Armen über dem Haupte der Dame in malerischer Stellung einen luftigen Schwibbogen bildend. In demselben Augenblicke lag auch die ganze Schaar der Wallfahrer mit den Angesichtern auf dem Boden gestreckt in tiefster Anbetung versunken. Ich er-

schrak, als ich fragend um mich her schaute und mich auf einmal als den einzigen Aufrechtstehenden befand in der kuriosen Gemeinde. — Die öffentliche Meinung! rief da leise eine Stimme hinter mir und zugleich fühlte ich ein Paar Fäuste so derb in beinen Kniekehlen, daß ich gleichfalls auf meine Kniee hinstürzte. Als ich einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, stand mein Professor schon vor dem Altare und hielt eine gutgesetzte Rede an die öffentliche Meinung. Er sprach und log wie gedruckt von ihren außerordentlichen Eigenschaften, dann von den Volkstugenden, von Preß- und allerlei anderen Freiheiten und dem allgemeinen Schrei danach. Ich aber wußte wohl, was sie geschrien hatten und wer eigentlich gepreßt worden war. Die Rede dauerte erstaunlich lange. Die arme öffentliche Meinung konnt' es kaum mehr aushalten, sie stellte sich bald auf dieses, bald anf jenes Bein, das andere vor sich in die Luft streckend, wie eine Gans, die Langweile hat. Da hatte ich denn Zeit genug, sie mir recht genau zu betrachten. Sie trug ein prächtiges Ballkleid von Schillertaft, der bei der bengalischen Beleuchtung wechselnd in allen Farben spielte, ihre Finger funkelten von Ringen, an der Stirn blitzte ein ungeheurer regardez-moi, aber alles wie mir schien von unechten Steinen. Uebrigens war sie etwas kurzer, derber Konstitution, daher stand sie auf dem Kothurn, während dicke Sträuße hoher Pfauenfedern von ihrer thurmähnlichen Frisur herabnickten. Ein leises Bärtchen auf der Oberlippe stand ihr gar nicht übel; dabei hatte sie ein gewisses air enragé, ich weiß nicht, ob von Schminke oder von der gezwungenen Stellung, oder ob sie gleichfalls gegen die Nachtluft einen Schnaps genommen hatte.

Währenddeß war der Professor allmählig in seiner Rede-

wuth fast außer sich gerathen. Triumph! Triumph! schrie er ganz rothblau im Gesicht, das Volk hat sich selbst geistig emanzipirt. Die Augen Europa's — was sage ich, Europa's — des Weltbaues sind in diesem hochwichtigen Augenblick auf uns gerichtet. Ja, wenn man mich hier niederwürfe und knebelte, die Gewalt der Wahrheit würde den Knebel aus dem Munde speien und gefesselt von dem Boden noch würde himmelwärts ich schreien: es werde Licht, es weiche die Finsterniß, nieder mit den Tyrannen!

Ein ungeheures Bravogebrüll donnerte den ganzen Berg hinab und wieder herauf. Einige Stimmen riefen da capo! Der Professor, der sich unterdeß ein wenig erholt hatte, schickte sich auch unverdrossen von Neuem an loszulegen, und ich glaube in der That er spräche noch heute, wenn die öffentliche Meinung, die sich seit geraumer Zeit schon zu ennuyiren schien, nicht schnell vom Altare herabgesprungen wäre, sein Haupt mit ihrem Fächer berührend, als wollte sie ihn zum Ritter schlagen.

Darauf rauschte sie in ihrem Taftgewande wohlgefällig durch die Reihen ihrer Getreuen. Da entstand aber bald ein außerordentliches Gedränge um sie her. Jeder wollte wenigstens den Saum ihres Kleides küssen, wobei sie denn Manchem mit ihrem Pantöffelchen unversehens einen derben Tritt versetzte oder wohl auch ihr Schnupftuch fallen ließ und sich dann todtlachen wollte, wenn sie sich darum rissen, um es ihr zu apportiren. Viele junge Autoren umschwärmten sie von allen Seiten und suchten sich durch elegante Konversation und politische Witze bei ihr zu insinuiren, während sie jeden Laut aus dem Munde der Angebeteten eifrig in ihre Etuikalender notirten. Mehrere ernstere Männer dagegen schritten nebenher und lasen ihr mit lauter Stimme die

schönsten Paragraphen ihrer neuen Kompendion vor. Sie aber ließ ihre spielenden Augen durch die Schaaren ergehen und hatte gar bald einen Studenten erspäht, der unablässig nach Freiheit schreiend sich mit Ziegenheimer und Kanonen in dem Gedränge Bahn machte. Er war auf seinem Stiefelknecht hergeritten, ein junger Bursch von kräftigem Gliederbau, mehr Bart als Gesicht, mehr Stiefel als Mann. Sie winkte ihn heran, hing sich ohne Weiteres an seinen Arm und ehe ich's mir versah, war sie mitten durch das Getümmel im Dunkel der verschwiegenen Nacht mit ihm verschwunden.

Ich schaute dem Paar ganz erstaunt noch lange nach, wäre aber dabei um ein Haar umgerannt worden. Denn die Andern schienen eben nicht viel aus dem Verschwinden zu machen, vielmehr sah ich sie nun mit einer mir unerklärlichen Geschäftigkeit plötzlich in großer Eile hin- und herlaufen, den Professor mitten unter ihnen, voller Eifer anordnend, rufend und treibend. Einige hatten sich an den Zipfel eines vorüberfliegenden Nebelstreifs gehängt und bogen ihn herunter, andere rollten ein leichtes Gewölk wie einen Vorhang auf, während wieder andere sich wunderlich in eine schwere dicke Wolke hineinarbeiteten, die sich auch wirklich nach und nach in Bäume, Felsen und Häuser zu gestalten anfing. Im Hintergrunde aber schien sich ein seltsames Wolkengerüst mit Bogen und Gallerien langsam aufzubauen, alles Grau in Grau, dazwischen pfiff ein heftiger Zugwind, daß ich meinen Hut mit beiden Händen auf dem Kopfe festhalten mußte, und die Fackeln warfen wilde, rothe Streiflichter zwischen die Wolkengebilde, überall chaotisches Dehnen und Wogen, als sollte die Welt von Neuem erschaffen werden. Vom Professor erfuhr ich endlich im Fluge, daß man in aller Geschwindigkeit eine Bühne einrichte, um vor den

Augen der öffentlichen Meinung sich die Zukunft ein wenig einzuexerzieren. In der That, ich bemerkte nun auch bald, wie jene Gallerien sich allmählig mit Zuschauern füllten, aber lauter halbkenntliche Gestalten, deren Gliedmaßen allmählig nebelhaft auseinander zu fließen schienen; ich glaube, es war auch ein zukünftiges Publikum, das in der Eile noch nicht ganz fertig geworden war, aber doch schon sehr laut plauderte. Nur die Hauptloge stand noch leer, sie war prächtig ausgeschmückt, über ihr funkelte eine Sonne im Brillantfeuer, deren Gesicht zu meinem großen Erstaunen grauenhaft die Augen rollte und bald schmunzelte, bald gähnte. — Endlich erschien die öffentliche Meinung mit bedeutendem Geräusch in der Loge, das ganze Publikum stand auf und verneigte sich ehrerbietig. In demselben Augenblicke wurde ein Böller gelöst und ohne Ouvertüre, Prolog oder anderen Uebergang ging unten sogleich die Zukunft los.

Zuerst kam ein langer Mann in schlichter bürgerlicher Kleidung plötzlich dahergestürzt, ein Purpurmantel flog von seiner Schulter hinter ihm her, eine Krone saß ihm in der Eile etwas schief auf dem Haupt; dabei die Adlernase, die kleinen blitzenden Augen, die flammenrothe Stirn: er war offenbar seines Gewerbes ein Tyrann. Er schritt hastig auf und ab, sich manchmal mit dem Purpurmantel den Schweiß von der Stirne wischend, und studirte in einem dicken Buche über Urrecht und Menschheitswohl, wie ich an den großen goldenen Buchstaben auf dem Rücken des Buches erkennen konnte. Ein Oberpriester im Talar eines ägyptischen Weisen schritt ihm mit einer brennenden Kerze feierlich voran. Ich hätte beinah laut aufgelacht: es war wahrhaftig niemand anders, als mein Professor! Er hatte nicht geringe Noth hier, denn, um immer in gehöriger Distanz zu bleiben, suchte

er halb rückwärts gewendet, Schnelligkeit und Richtung in den Augen des Tyrannen vorauszulesen, der oft anhielt, oft plötzlich wieder rasch vorschritt und dem Professor unverhofft auf die Fersen trat. Auf einmal blieb der Tyrann mit über der Brust verschränkten Armen wie in tiefes Nachsinnen versunken stehen. Dann nach einer gedankenschweren Pause rief er plötzlich: Ja, seid umschlungen Millionen! Es weiche die Finsterniß, nieder mit den Kronen! — Da klatschte die öffentliche Meinung von Neuem, die anderen folgten, der Tyrann verneigte sich, die Krone vom Kopfe lüftend, und verschwand mit Würde hinter den Wolkenkoulissen.

Jetzt blieb der Professor in seinem Priestertalar allein zurück. Er schien die Exposition des Ganzen machen zu wollen und freute sich in einem salbungsreichen Monologe weitläufig über die gute Applikation des Tyrannen, wie er schon seit geraumer Frist sich auf den Patriotismus lege und es sich recht sauer werden lasse, mit der Zeit fortzuschreiten u. s. w. Während er so deklamirte, traten noch Andere und immer mehr Oberpriester von allen Seiten herzu, jeder von ihnen hatte gleichfalls ein brennendes Licht in der Hand. Sie verneigten sich erst verbindlich einer vor dem anderen und drückten dann ihr gerechtes Erstaunen aus, wie sie in Behandlung des Tyrannen und sonst im Fache der Vaterländerei bereits so Großes vollbracht, wobei sie sich wechselseitig auf das Vergnüglichste lobten. Das schien aber nicht ernstlich gemeint, denn jeder Lobende wandte sich jedesmal mit einem verächtlichen Achselzucken von dem eben Belobten und suchte ihm heimlich von seinem tropfenden Lichte einige Kleckse auf den weißen Talar beizubringen, bei welcher Gelegenheit ich denn bemerkte, daß ihre Kerzen bloße Talglichter waren und einen üblen Dunst verbreiteten.

Zwei von den Oberpriestern schienen besonders ihr vertrauliches Stündchen zu haben. Sie nahmen eine Prise Tabak zusammen und beklagten sich, daß es so langsam ginge in der Welt. Sie würden endlich auch alt und schäbig und ihre Kerzen brännten sie bald auf die Finger. Das Volk werde es am Ende noch merken, daß sie den Tyrannen nur darum in solchen Edelmuth und Resignation brächten, um dann selber auf seinem Throne Platz zu nehmen und kommode zu regieren, wie es ihnen eben konvenire. Jeder von ihnen habe doch unten sein Schätzchen, die durchaus Königin, der andere einen liederlichen Vetter, der Minister werden wolle. — Vergeblich hustete der Professor immer lauter und lauter; vergebens schimpfte er halbleise: seid ihr betrunken, daß ihr das Alles hier vor dem Volke ausplaudert! — Endlich erscholl ein Schrei des einen plauderhaften Oberpriesters; der Professor hatte dem Unglücklichen insgeheim auf sein bestes Hühnerauge getreten.

Glücklicherweise indeß war das ganze Gespräch nicht bis zu den Ohren der öffentlichen Meinung gekommen. Diese hatte schon lange nicht mehr aufgepaßt, sie schwatzte mit ihren Nachbarn, bog sich weit aus der Loge hervor und musterte das Publikum durch ihr Opernglas. Der Schrei des Getretenen erregte endlich ihre Aufmerksamkeit. Sie meinte, sie hätten da unten wieder einen philosophischen Zank, was sie jederzeit gewaltig langweilte. Sie ergriff daher rasch ihre Papageno-Flöte, die sie beständig am Halse trug und fing in ihrer Launenhaftigkeit einen Contre-Tanz zu blasen an. Umsonst protestirten die erschrockenen Oberpriester, das liege ja gar nicht im Plane des Stückes, es half alles nichts, sie mußten ohne alles vernünftige Motiv nach ihrer Pfeife tanzen. Das war wie ein Fackeltanz betrunkener Derwische, die langen

Habite flogen, bläuliche Irrlichter, wie sie sprangen, schlugen foppend zwischen ihnen aus dem Boden auf, sie betropften sich mit den Talglichtern von oben bis unten, daß es eine Schande war, und der Schweiß strömte von ihren Angesichtern, bis sie endlich in verwegenen Luftsprüngen plötzlich nach allen Seiten auseinanderstoben. Mein armer Professor war dabei unversehens in einen Sumpf gerathen; ich sprang herbei und half ihm heraus, aber den einen Schmierstiefel mußte er doch drinn stecken lassen.

Die hurtige Zukunft inzwischen ging über umgefallene Oberpriester und Schmierstiefel unaufhaltsam ihren Gang weiter fort. Ein Mittel-Gewölk wurde schnell aufgerollt und man übersah auf einmal einen weiten Marktplatz voll der lebhaftigsten Geschäftigkeit, von den schönsten Palästen umgeben. Aber die Besitzer der letzteren schienen ausgezogen oder verstorben zu sein; wenigstens erblickte man überall nur Tagelöhner und Fabrikarbeiter, die sich selbst ihre Stiefel putzten, ihre Frauen hingen durchlöcherte Wäsche über die marmornen Fensterbrüstungen zum Trocknen aus, mit den offenen Fenstern klappte der Wind und von Zeit zu Zeit flogen die Scherben einer zerbrochenen Scheibe den Vorüberwandelnden an die Köpfe. Anderes Volk, als hätte man einen Sack voll Lumpen ausgeschüttet, sonnte sich behaglich über die Marmortreppen der Paläste hingestreckt. Eine prächtige mit vier Pferden bespannte Staatskarosse rollte über den Platz; mit Erstaunen sah ich am Wagenfenster den nackten Ellenbogen eines Handwerkers, der aus den zerrissenen Aermeln sich in der Sonne spiegelte. Hinten auf dem Wagentritt aber standen zwei Cavaliere und blickten im Bewußtsein aufgeklärten Edelmuths stolz von der Höhe herab, zu der ihre starken Seelen sich zu erheben gewußt. Das Patriarcha-

lische dieses rührenden Völkerglücks wurde nur durch einen betäubenden Lärm auf dem Platze selbst unterbrochen. Da gab's ein Heben, Messen, Hämmern und Klappern. Es waren die Oberpriester und andere Gelehrten, sie bauten eine große Regierungsmaschine nach der neuesten Erfindung des Professors, der sich darauf ein Patent ertheilen zu lassen im Sinne führte.

Mitten durch dieses Getümmel aber sah man den Tyrannen in Pantoffeln und Schlafrock als Landesvater unter seinen Kindern, mit einer langen Pfeife auf und nieder wandeln. Krone und Mantel hatte er unterdeß an einen Thürpfosten an den Nagel gehängt, mit dem Scepter rührte eine rüstige Schneidersfrau im Kessel den Brei für ihre Gesellen um. Er selbst hatte des Budgets eingedenk, sogar den Gebrauch eines Hutes verschmäht, um ihn nicht durch vieles Grüßen abzunutzen. Ueberhaupt schien er es in der Popularität schon ziemlich weit gebracht zu haben, nur faßte er es offenbar noch etwas ungeschickt an.

So kostete er zum Beispiel unnützer Weise von dem Brei im Kessel und verbrannte sich den Mund; ja alle zehn Schritte rief er wiederholt: Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille! was die Kerls, die kein französisch verstanden, für eine jesuitische Zauberformel hielten.

Dazwischen gähnte er dann zuweilen wie eine Hyäne, als wollte er seine Unterthanen verschlingen. Da wurde dem Professor, der es bemerkte, ein wenig angst. Er suchte seine Aufmerksamkeit auf die neue Regierungsmaschine zu lenken. Aber der Tyrann konnte sich durchaus nicht darein verstehen, die Pfeife ging ihm aus, sein Verstand stand ihm still dabei. Vergeblich sprachen die Oberpriester, erklärend, von Intelligenz, Garantien, Handels-, Rede-, Gedanken-, Gewerbe-, Preß-

und andere Freiheiten. Ja, wenn ich nur etwas davon hätt', entgegnete der Tyrann, kaltblütig seine Pfeife ausklopfend. Man sah es ihm an, wie er sich bezwang und abstrapazirte, human zu sein, er sah schon ordentlich angegriffen aus von den Bürgertugenden.

Bis hierher war nun alles ganz vortrefflich gegangen. Aber wie es wohl im Leben geschieht, es gehört oft nur ein kleiner Stein dazu, um in den weisesten Kopf ein Loch zu schlagen. So begab sich's nun auch hier. Der Tyrann, an nichts als an seine Fortschritte denkend, war eben bescheiden zur Seite getreten, um seine Tabakspfeife von neuem zu stopfen, als er plötzlich mit langen Schritten und allen Symptomen langverhaltener Wuth, wie ein leuchtendes Ungewitter wieder hervorstürzte; seine Stirn glühte aus dem bleichen Gesicht, die Augen funkelten, der Schlafrock rauschte weit im Winde — das Volk hatte ihm seinen Tabaksbeutel gestohlen! der Professor, als er ihn so daherfliegen sah, erschrak sehr. Um Gotteswillen, rief er ihm entgegen, wie wird Ihnen? woher dieser unverhoffte Rückfall? Sie bringen uns das ganze Stück in's wackeln! — Die öffentliche Meinung pfiff aus Leibeskräften, das gebildete Publikum pochte in gerechtem Unwillen, die Oberpriester langten in der Angst eine Constitution nach der andern aus den Taschen und warfen sie dem Wütherich zwischen die langen Beine, um ihn zum stolpern zu bringen. Alles vergebens! Er wollte von Bürgertugend, Popularität und Völkerglück nichts mehr hören, und nahm wie ein Stier einen entsetzlichen Anlauf, um die ganze Zukunft umzurennen. Doch die Confusion sollte noch immer größer werden. Den Faulentzern auf dem Platze, die sich hier eigentlich durch Selbstdenken hatten emanzipiren sollen, war inzwischen auch die Zeit lang geworden. Was haben

sie zu thun? Während die andern an der Regierungsmaschine arbeiten, nehmen sie ganz wider den Plan des Stückes heimlich Krone und Purpurmantel vom Nagel, holen den Scepter dazu und begeben sich damit ohne Weiteres nach der Restauration. Unterweges kriegen sie Händel untereinander, zerreißen sich und ihre Beute und lassen sich für die Stücke in der Restauration Schnapps geben. Der Wirth, ein anschlägiger Kopf, wie er diese unerwartete Wendung der Staatsaction sieht, besinnt sich nicht lange, zapft und läßt laufen was er hat, leimt und flickt die Stücke schnell wieder zusammen, legt selber Kron und Mantel an, nimmt das Scepter in die Rechte und führt die freudetrunkene Bande wie einen Kometenschweif nach der Bühne zurück.

War nun die Zukunft vorhin schon im Wackeln, so schien sie jetzt ganz und gar in Stücke gehen zu wollen. Derweil die Oberpriester und Schriftgelehrten noch immer beflissen waren, den empörten Tyrannen wieder zu zähmen, ging auf einmal ein Mittelvorhang auf, und man erblickte im Hintergrunde den Thron selbst, auf dem soeben der Wirth aus der Restauration sich breit und vergnüglich zurechtsetzte, wie einer, der mit seiner eigenen Pfiffigkeit wohl zufrieden war. Seine ganze Nation drängte sich, taumelte, lag und hing über Stufe und Lehne des Thrones um ihn her, so daß er gleich zu Anfang von seinem Scepter einen nachdrücklichen Gebrauch machen mußte. Der Professor und die Seinigen standen unten wie angedonnert, sie trauten sich nicht an den unerwarteten Usurpator und feuerten nur aus der Ferne mit wüthenden Blicken, dann traten sie schnell auf die Seite, steckten die Köpfe zusammen und schienen zu conspiriren. Mit Erstaunen glaubte ich dabei einigemal meinen Namen nennen zu hören und konnte wohl bemerken, daß sie mich öfters bedeutungs-

voll ansahen. Mein Gott, dachte ich, nun kommst du am Ende noch selbst mit in das Stück hinein und ein heimliches Entsetzen rieselte mir durch alle Glieder. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Professor auf mich zugeflogen, riß mir meinen Oberrock vom Leibe und zog mir rasch ein prächtiges Hofkleid an, ein anderer rasirte mich, ein dritter steckte mir einen dicken Blumenstrauß vorne in's Knopfloch. — Ich wußte nicht, wie mir geschah, in der Eile erfuhr ich denn, wie sie der Meinung seien, ich, als uneingeweihter, bringe hier alles in solche Unordnung durch meine kritische Gegenwart. Auch könnte ich wohl, wenn ich morgen vom Blocksberg käme, unten alles ausplaudern. Umbringen wollten sie mich nicht, weil ich der öffentlichen Meinung ausnehmend gefalle; ich mußte mich daher mit der letztern sogleich vermählen, um ganz der Ihrige zu werden. — Aber das ist ja ein Vergnügen zum toll werden! rief ich auf das heftigste erschrocken aus. — Pah, Kleinigkeit, fiel mir der Professor in die Rede, wir alle, die Sie hier sehen, sind schon mit ihr verheirathet. — Mich schauerte bei dem Gedanken dieser ungeheuren Schwägerschaft!

Unterdeß waren die andern Gelehrten dennoch mit dem Volke um den Besitz des Thrones handgemein geworden; darüber bekamen die Principien Luft, die sie in die Regierungsmaschine verbaut hatten. Eine nach der andern streckte neugierig den Kopf hervor und da es so lustig herging draußen, rüttelten und schüttelten sie und brachen den ganzen Plunder entzwei. Da sah man dort einen dünnen Paragraphen, dort ein schweres Corolarium, hier einen luftigen Heischesatz aus den Trümmern steigen, und kaum sahen sie sich frei, so lagen sie einander auch schon wieder in den Haaren und stürzten raufend in das dickste Getümmel.

Nun entstand eine allgemeine Schlägerei, da wußte keiner mehr wer Freund oder Feind war. Dazwischen raste der Sturm, Besen flogen, tiefer unten krähte der rothe Hahn wieder, bliesen die sieben Pfeifer, schrie der Wirth, die Bühne suchte die alte Freiheit und rührte und neckte sich in wilde Nebelqualme auseinander, ein entsetzliches übermenschliches Lachen ging durch die Lüfte, der ganze Berg schien auf einmal sich in die Runde zu drehen, erst langsam, dann geschwinder und immer geschwinder — mir vergingen die Gedanken, ich stürzte besinnungslos zu Boden.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich ruhig in dem Gasthofe „zum goldenen Zeitgeiste“ im Bette. Die Sonne schien schon hell in's Zimmer, der fatale Kellner stand neben mir und lächelte wieder so ironisch, daß ich mich schämte, nach dem Professor, dem Pegasus und dem Blocksberg zu fragen. Ich griff verwirrt nach meinem Kopf. Ich fühlte so etwas von Katzenjammer. Und in der That, da ich's jetzt recht betrachte, ich weiß nicht, ob nicht am Ende alles bloß ein Traum war, der mir, wie eine Fata morgana die duftigen Küsten jenes ersehnten Eldorados vorgespiegelt. Dem aber sei nun wie es wolle, genug: „Auch ich war in Arkadien!“

Landsknecht und Schreiber.

(1846.)

Und eine solche durch und durch poetische Natur tritt uns in dem Werke: „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes, Wien 1844," keck und überraschend entgegen.

Unter einem deutschen Landsknechte im normalen Sinne denken wir uns einen wanderlustigen, abenteuernden Soldaten, dem die Poesie, anstatt in Feder und Tinte, in Blut und Leben geschlagen, der, wo es ehrlich oder doch tüchtig gilt, ohne lange zu fragen, in Gottes Namen dreinschlägt, der Vielerlei erfahren und daher mild und unbefangen urtheilt über das oft nur scheinbar Verschiedene, dem das fortstürmende Leben, weil es ihm keine Zeit zu unnützem Grübeln läßt, den Blick rein und scharf erhalten, daß er die Dinge sieht, wie sie in Wahrheit sind, den endlich der verhüllte Ernst des Lebens, die Noth und die beständige Todesgefahr immer innerlich hinwendet auf den ewigen Urgrund der Dinge. Stellt man nun einen solchen altfränkischen Kriegsmann in die gegenwärtige Zeit, in die Zeit dreißigjährigen äußeren Friedens und innern Krieges recht mitten hinein, so haben wir unsern Landsknecht wie er leibt und lebt, und es ist ein eben so ergötzliches als lehrreiches Schauspiel, ihn durch eben diese Zeit bald scheltend, bald lachend, dort gutmüthig bewundernd, hier zornig dreinhauend, aber immer unverdrossen und herzhaft, sich hindurchschlagen zu sehen. „Es ist bekannt," sagt er selbst, „daß, wenn der Wein in den Reben reif wird, alle Fässer gähren." Ob nicht in jedem Menschen so ein Fäßlein Most irgendwo im Herzenskeller verborgen liegt, welches zu gewissen Jahreszeiten gährt und braust und siedet und zischt, und sich hinaussehnt in die freie Natur und in die Strahlen der befruchtenden Sonne, um sich vergolden und erwärmen zu lassen! Oder ist vielleicht

der ganze Mensch so eine Art Faß, welches in dem dunkeln, dunstigen Keller der Städte, in Bureaux, Salons, Kasernen, Fabriken und Antichambern eingepfercht, bei schönem Sonnenschein und frischem Ostwind sich hinausgezogen fühlt in die freie Natur, in welcher auch sein Geschlecht blühte und reifte, bevor er in dem miserablen Flaschenkeller der Civilisation als zoll- und steuergerechtes, trinkbares Fluidum einboutellirt und eingetrichtert war? Mir wenigstens fährt im Frühjahre, wenn die Bäume blühen und die Wiesen grünen, wie Mephisto und Walpurgis — und im Herbste, wenn die Trauben reifen und die Vögel ziehen, eine unnennbare Sehnsucht in die Seele und eine Unruhe in die Beine. Ich muß hinausziehen in die freie Natur, auf Berg und Fels, in Wald und Feld, und es leidet mich nicht mehr auf dem Pflaster der Straßen und in den Gemächern der Häuser.“ Ein solcher Gesell aber muß sich begreiflicherweise oft, unbequem, fremd und unheimlich fühlen, „seit wir das heilige Dunkel mit staatswirthschaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben. — Doch dort brennt noch eine schmutzige Gassenlaterne; wie stolz sie auf mich herabblickt! Ich glaube gar, sie redet mich an: Unbefriedigter Thor! hast du denn nicht meine Strahlen, und sind sie dir nicht genug, um nach Hause zu kommen, ohne dir die Nase anzustoßen? wozu thörichtes Faseln von Kerzenschimmer aus dem Nachtstübchen der Geliebten — oder Glanz von Kirchenlampen? Du bist ein civilisirter Staatsbürger. An meinem Lichte kommst du sicher bis in's nächste Kaffeehaus, dort kannst du schlechten Punsch trinken, Billard spielen und ein seelenvergnügter Kerl sein; dann leuchtet dir der Nachtwächter nach Hause, nur nimm dich vor der Patrouille in Acht!“

Allein, anstatt seelenvergnügt mit dieser Gassenlaternen-Philosophie sich zu begnügen, oder, was noch fashionabler, im vornehmen Weltschmerz einen Wiener Poeten-Spaziergang mitzumachen, merkt er viel lieber nach allen Seiten auf, und was irgend im Leben noch poetisch aufblüht, da läßt er nicht lange auf sich warten. Mitten aus den Austerschmausen, Opern und Liebschaften Wiens schleicht er sich fort zwischen Mörder und Contrebandisten über die Pyrenäen zu Don Carlos, „um Spanien zu beweisen, daß die in Europa verlassene Sache des legitimen Königs bei einigen ritterlichen Kriegerherzen noch Anklang finde,“ und trifft dort gar tüchtige, wenngleich etwas verwunderliche Gesellen. In Afrika ficht er als Adjutant Bourmont's gegen Türken und Beduinen, weiß dießmal freilich nicht recht, wer in dem Handel da eigentlich Recht oder Unrecht hat, und wandert darauf, als Matrose verkleidet, zu Fuß durch das südliche Frankreich; denn „ich habe mich“, sagt er, „bei meinen oftmaligen Wanderungen überzeugt, daß dieß die einzige Art ist, ein Land, welches man wirklich kennen lernen will, zu bereisen; denn nur so amalgamirt man sich mit dessen innern Bestandtheilen, welche den flüchtig oder vornehm Reisenden stets terra incognita bleiben, da er nur mit jenen Elementen des Volkslebens in Berührung tritt, welche durch die beständige Reibung mit fremden Beziehungen abgeglättet sind, und ihre Eigenthümlichkeit verloren haben.“ Und wenn es dann eben nichts Besseres zu thun gibt, liegt er bei Tag und Nacht im Walde, auf den wilden Auerhahn lauernd, oder setzt von Klippe zu Klippe den Gemsen nach. Aber wo er auch sein mag, „überall denkt er mit Liebe und Sehnsucht an sein liebes freundliches Oesterreich, mit seinen gemüthlichen, gesunden Menschen, seinen grünen Wäldern, seinen freundlichen

Dörfern mit ihren spitzigen Kirchthürmen, seinen alten Burgen, Klöstern und Bauerhöfen zurück."

Der geneigte Leser, wenn er nicht etwa Europa müde ist, mag ihn nun selber da und dorthin begleiten, es wird ihn schwerlich gereuen. Wir aber wollen dem rüstigen Wanderer, damit er nicht mit andern Touristen vermengt werde, noch kürzlich sein näheres Signalement auf die Fahrt mitgeben aus seinen eignen Worten, wie sie oft, gleich Schlaglichtern, seine ganze Physiognomie beleuchten. Fröhlich, tapfer, Soldat und Jäger aus Herzenslust, daher sattelfest und ein guter Schütz, der so ziemlich überall in's Herz der Dinge trifft; in Krieg und Jagd immer die Höhen suchend; daher rasch des Terrains kundig und wohl im Stande, sich und andere zu orientiren. Gleich in Spanien, unter dem Volke, das er dem Purpurmantel, eines zum Bettler gewordenen Königs vergleicht, erklärt er es für unmöglich, dieses Volk, welches von jeher gegen die Verschmelzung in ein Ganzes sich gesträubt, unter die revolutionäre Nivellirmaschine zu bringen. „Man irrt sich, wenn man den spanischen Patriotismus in eine ungeschickte Nachahmung der Lehren und Maßregeln der französischen Revolution setzt, statt denselben in der Entwickelung und Befriedigung dessen zu suchen, was die nationalen Sitten und Gewohnheiten erheischen."

Es müßten Generationen erst aussterben, bevor der Krieg erlischt, der sich hier zwischen der Volksthümlichkeit und aufgedrungenen Elementen entzündet hat. Ja, der Bürgerkrieg ist, wie gewisse Krankheiten im menschlichen Organismus, endlich so zu sagen im Lebensprincip dieses Volkes verschmolzen und beinahe ein normaler Zustand geworden." —

Mitten in der Doktrinär-Seligkeit von Paris, die nun mit der neuen Welt fertig zu sein glaubt, spürt der wetter-

kundige Alpenwanderer die unheimliche Schwüle aufsteigender Gewitter. „L'aristocratie des capacités," sagt er, „l'aristocratie de l'argent" soll dort die andere ersetzen. Aber ihre Köpfe stehen auch auf keinen festeren Hälsen, als jene, welche sie der Guillotine opferten, und eine Zeit wird kommen, wo der Proletär den Besitzenden eben so arg drängen und beneiden wird, als jetzt der Bürger den Adel, wo die garde nationale eben so sehr für eine bewaffnete Tyrannei der Minorität gelten wird, als ehemals das feudalistische Ritterwesen; und der sogenannte tiers-etat wird eben so wenig sich einer ewigen Superiorität erfreuen, als jene, welche er gestürzt hat. Ja, ich behaupte, daß er weniger Sympathie zum Volke hat, als das feudalistische Prinzip, weil der Grundbesitz schon an und für sich patriarchalischere Verhältnisse bedingt, als die Industrie und das Städteleben. Was nützt das Alles, wo die Religion, die Charitas, die versöhnende Menschenliebe fehlt! Der wahre Adel läßt sich nicht machen. Er entspringt aus der Geschichte eines Volkes, läßt sich weder geben noch nehmen, ist ein Eigenthum der Nation und nicht des Einzelnen." — Eine ächtsoldatische, scheue Ehrfurcht aber hat er vor der Wissenschaft, wo sie „so ganz hart an jenen Grenzen vorüberstreift, welche die terra incognita des Jenseits abschließen, da, wo die Wissenschaft nur noch auf dem verbotenen Baum der Erkenntniß zu blühen scheint. Da, wenn er den geistigen Arm nach den Hesperiden-Aepfeln ausstreckt, wird der Forscher, der Gelehrte, Held, da setzt er nicht bloß sein zeitliches Wohl, er setzt sein innerstes Leben, seine Seelenruhe ein, um die köstlichen zu gewinnen, und in sofern wagt er immer den Kampf mit dem Bösen. Unterliegt er, weh ihm diesseits und jenseits! Den Triumphator erwarten zwar Palme und Lorbeer dort, wo

alle Märtyrer bekränzt werden, hier aber oft nur das Kreuz — ich meine das, worauf er geschlagen wird, nicht jene, die einem angeheftet werden."

Man sieht aus diesem Lebenslauf und kurzem Signalement — welches übrigens, beiläufig gesagt, zugleich das treue Urbild eines ächten „kaiserlichen" Offiziers von altem Schrot und Korn darstellt — daß dieser Landsknecht den frappanten Gegensatz eines wahrhaft Lebenden zu einem berühmten „Verstorbenen" bildet, der, seine Lorgnette in's Auge kneifend, sich England und andere Welttheile durch das exclusiv geschliffene Glas der modernsten Salonbildung fein lächelnd beschaut, der seine Genialität diplomatisch verwaltend, nach allen Seiten hin mit Weltschmerz und Mehemed Ali kokettirt und gewisse arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchschimmern läßt, während unser Landsknecht, ohne nach dem oder jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verschwender sich überall ganz und aufrichtig gibt. Es ist mit einem Wort die unmittelbare Frische, die den Landsknecht über den Fürsten hebt, und im Grunde eben nichts anders ist, als die innere Gesundheit. Die Kerngesundheit aber, das Nomadenleben und die poetische Lust an Abenteuern, der bedeutende historische Hintergrund dieser Abenteuer mit einzeln auftauchenden Helden- und Narrengestalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffassung und Darstellung, der verständige Soldatenblick, der sich von keiner falschen Convention oder poetischem Plunder irre machen läßt, die totale Unfähigkeit daher zu affectiren oder mit dem Plunder zu kapituliren; das alles erinnert dagegen oft unwillkürlich an den unvergänglichen Simplicissimus. Wie dieser zwischen rauchenden Trümmern im verhallenden Donner des Krieges aufgewachsen, steht auch unser Landsknecht auf der Wetterscheide einer untergehenden und einer

werdenden Zeit, und zeichnet diese Uebergangszeit mit ihren großen Erinnerungen, Thorheiten, Irrthümern und all ihrer ungeheuern Confusion in kecken Genrebilden auf den Goldgrund eines unverwüstlichen religiösen Gefühls. Ja, vergleicht man den materiellen Inhalt, das Leben und Treiben, die Schwänke, Glauben und Aberglauben des Volks in beiden Werken, so erstaunt man, wie grundähnlich die menschliche Natur unter ähnlichen Verhältnissen in den verschiedensten Zeiten sich bleibt; eine Uebereinstimmung, die am besten für die Treue der Auffassung beider Autoren zeugt. Auch die Frivolität ihrer Zeiten in Liebessachen haben beide untereinander gemein; allein hier wie dort nur scheinbar. Denn frivol ist doch nur der Frevel, das Laster schön und rein waschen zu wollen, Davon ist aber keine Spur bei unserm Landsknecht. Die Liebeshändel der „Frau Rosel“, der „Emma“, der „Mamsel Sali“ u. s. w. sind vielmehr durchaus tragisch, und zwar nicht durch moderne Knalleffecte, sondern indem überall einfach und ohne alle Reverenz der Fluch und heimlichfressende Todeswurm der Sünde nachgewiesen wird. Und wo er selbst mitspielend auftritt, wie in seinem „Rendezvous“ mit der schlauen Margot, auf der „Irrfahrt nach Edinburgh“ oder bei dem einen der „zwei Duelle“, schlägt die Sache — wiederum wie beim Simplicissimus — jedesmal auf seine eigene Unkosten in's Lächerliche um. Die Bergleute theilen sich bekanntlich in die vom Leder und die von der Feder; die Letzteren registriren, wägen und verquicken, was die ersteren aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern, wo diese gar Mancherlei gewahr werden, wovon jene droben sich nichts träumen lassen. Dies gilt indeß begreiflicherweise nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Classifikation allgemein machen, und die ganze menschliche

Societät je nach ihrem innerlichen Metier füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beide Klassen jenen welthistorischen Gegensatz vielleicht am entschiedensten repräsentiren; denn es ist überall ein sehr verschieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß oder einen gepolsterten Schreibesel reitet. Der Soldat im Krieg, auf Märschen, im Standquartier, steht auf Du und Du mit lebendigen Menschen, der exklusive Schreiber dem abstrakten Begriff eines imaginären Volkes gegenüber. Jenen zwingt die überraschende Gewalt unvorgesehener Umstände beständig, wie in höherer Eingebung, zu raschem Beschluß, zu dem dieser nur auf der logischen Leiter der Schule mühselig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im bunten Heereszuge, wo Lust und Tod in raschem Wechsel sich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht oder auf nächtlich einsamer Feldwacht, wo aller irdische Trost weitab liegt und keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat seine Sache vertrauend auf Gott setzt: hat der Schreiber sich kommode in seinem Lehnsessel auf sich selbst gesetzt und braucht den lieben Gott nicht, sondern Pillen gegen etwaige Hämorrhoidalübel. So lernt und bescheidet sich Jener, die verschiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewiesen, weil er sie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten; während der Schreiber von seinem Isolirschemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Und diese Formel ist überdem gegenwärtig noch fast überall die alte Kantische, nur freilich mit der wesentlichen Verschlimmbesserung, daß die Schreiber seitdem sich vom Kant selbst emanzipirt haben, und im lärmenden Geschwindmarsch des modernen Fortschritts unversehens über den ewigen Markstein hinausgelaufen sind, wo der alte Meister ihrer Göttin Vernunft die Grenzen absteckt

und sich selber scheu vor dem Höheren und Unbegreiflichen zurückgewendet hat. Wenn z. B. unser Landsknecht ärgerlich sagt: „Die Bilder unserer Ahnen, die erprobten Schwerter oder Schilder, die Kränze der Liebe und des Ruhms, sie sind alle unnützer Plunder geworden, der nur in die Rumpelkammer taugt. In den Fabrikgebäuden ist dann wohl reges Treiben, man lebt und webt und müht sich emsig ab, und am Ende frägt sich's erst, wozu man eigentlich gelebt, und besonders, wofür man gestorben ist?" — so finden die Schreiber diese Frage, wo nicht impertinent, so doch höchst überflüssig, und maschiniren dampfselig fort und fort, und reden über dies und jenes, über die zähe Anmaßung der Aristokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldsack, und trinken im Champagner die Gesundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der Landsknecht dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu sprechen, so lange die höheren Klassen Luxus und Verderbtheit, die niedere Roheit und Elend als Kennzeichen an sich tragen, so lange die Einen mit Uebermuth herab, die Anderen mit Neid hinauf blicken? Seid Christen, Brüder, verachtet nicht den Armen — haßt und beneidet nicht den reichen Bruder. Nicht der Kopf gebe den Nivellirungs-Maßstab, sondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukase. — Nein, nein; schrien dann die Schreiber dazwischen, nur immer her mit der Magna Charta! für die Ukase wollen wir dann schon von selbst sorgen. Der Landsknecht aber läßt sich durch das Geschrei in seinen ungelegenen Betrachtungen nicht sonderlich stören. Im Theater ruft er verwundert aus: „Merkwürdig ist, daß das Publikum noch immer eine unläugbare Parteilichkeit für die größtentheils längst beseitigten Bedrängnisse der Bourgeoisie mitbringt, und dient wohl zu einem der stärksten Belege

deutscher Spießbürgerlichkeit, und eines vorzüglich in einer engherzigen Beamten- und Krämerwelt mühsam fortvegetirenden und sich darin repräsentirenden Nationallebens! Mich ärgert dieses Publikum, welches immer als Axiom annimmt, ein Schuster müsse ein ehrlicher Kerl, ein Graf aber ein sittenloser und herzloser Lump, eine Gräfin eine eitle, übermüthige Kokette, eine Bürgerdirne hingegen eine Lukretia sein. Es kann wohl zuweilen so sein, ist aber oft anders. Daß der Arme den Reichen, der Dürftige den Genießenden haßt und beneidet, ist wohl begreiflich, und nur der milde Balsam der Religion kann die unerklärlichen Ungleichheiten der menschlichen Stellung ausgleichen und den minder begünstigten Bruder mit dem bevorzugten versöhnen, aber dieser winselnde, sentimentale, indirekte und ungerechte Jakobinismus ist mir viel verhaßter, als der natürliche, blutige, wilde der ächten Sanskulotten. Noch immer scheint das alte Iffländische Publikum von 1780 bis 1792 zu leben, ein Publikum, für welches die Schlachten und Revolutionen eines halben Jahrhunderts hinter dem Vorhange gespielt haben." — Weiß denn aber der gute Landsknecht nicht, daß seitdem eben dieser sentimentale, indirekte Jakobinismus der Schreiber selbst nun die Revolutionen hinter dem Vorhange fortspielt? Der Streit aber gewinnt an Lebhaftigkeit und Bedeutung, je mehr er sich dem eigentlichen Mittelpunkt nähert. Um mit ihrem reformatorischen Hebel an diesen zu gelangen, haben die schlauen Schreiber es nämlich schon längst insbesondere auf die Klöster abgesehen, die freilich auch außerdem in die allgemeine Nivellirungsfabrik durchaus nicht passen. Da kommt ihnen jedoch schon wieder der Landsknecht in den Weg, und erlaubt sich zu sagen: „Ich habe immer eine gute Meinung von den Leuten, welche sich zu ihrem Aufenthalte eine schöne Gegend

wählen, ich glaube, daß dies immer einen richtigen Sinn für die Schönheit der Natur beurkundet, und der wohnt nie in gemeinen Gemüthern. Es ist auffallend, daß besonders die Benediktiner, Prämonstratenser, auch die Jesuiten, folglich die meist gebildeten und wissenschaftlich wirkenden, humansten Mönchsorden sich zu dem Bau ihrer Klöster stets schöne Gegenden wählten, die sie dann später noch durch Sorge und Cultur verschönerten. Die Vertheidiger der Säkularisirung mögen einwenden, was sie wollen, aber ich bleibe dabei, daß für unsereinen, für den müden Wanderer, für den hülfe- und rathbedürftigen Landmann, das Portal eines Klosters mit seiner gastfreundlichen Klingel ein willkommenerer Anblick ist, als die Amts, Zucht- oder Krankenhäuser, in welche die meisten derselben umgewandelt wurden, ohne daß die Leute seitdem besser regiert, minder ausschweifend oder gesünder geworden wären.“ — Doch eben das Säkularisiren, nicht nur der Klöster, sondern aller menschlichen Verhältnisse, treiben die Schreiber als ihr gewöhnliches Metier, und versichern unablässig, man müsse endlich von Staatswegen (und der Staat, das sind sie) ein Einsehen thun, die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, sei nachgrade dem kindischen Flügelkleide der positiven Religion entwachsen, das sie an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortschritt hindere. Der Landsknecht dagegen: „keine politische Form vermöge die soziale Dekomposition zu hemmen, welche einer Gesellschaft bevorstehe, in welcher das moralische Cement der Religion und Nächstenliebe fehle.“ — Der Schreiber: Das müßten sie besser wissen, denn sie hätten in der Rhetorik und in der Poesie und in der Philosophie gesessen und den Kant studirt; wenn vielleicht noch einige Dekomposition stattfinde, so rühre das allein daher, daß sie in ihrem sauern Mensch-

heitsbeglückungswerk beständig von einer geheimen Revolution der Jesuiten belästiget und gestört würden, die ihnen allnächtlich hinterlistigerweise einige Zähne und Räder der Nivellirungsmaschine ausbrächen. — Der Landsknecht hinwieder grade umgekehrt: „Seit der Kölner Angelegenheit fange der alte Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Autorität wieder an. Letztere glaube seit der Reformation die erstere entbehren zu können. Aus ihrer einseitigen Ohnmacht folgten alle bisherigen Revolutionen.“ Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun haben, hören nicht mehr, und zerfahren geschäftig in drei breite Geschwader. Das eine sind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Wasserfluten des vorigen Jahrhunderts abgesetzt, ihr stolzes Lager aufgeschlagen, und, nachlässig in einem selbstverfaßten Auszug aus Confuzius Moralsprüchen blätternd, mit herablassendem Mitleid den religiösen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journalisten, Touristen, Magister der freien Künste u. dgl. m. sind schon schlimmer daran und haben, weil sie von der endlosen Bewegung und Negation leben, einen grimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Christenthums Verdächtige. Und zuletzt endlich der unübersehbare Troß der total Confusen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und, das Gedränge vermehrend, dort Hurrah, hier wieder Nieder mit ihm! schreien, ohne jemals zu wissen, wen und was es gilt. Und das ist, wie zwischen Gesund und Krank, der bedeutungsvolle Unterschied zwischen einem ehrlichen Soldaten und einem verschnörkelten Schreiber, der uns unserm Landsknecht so liebenswürdig und ehrenwerth und sein Wanderbuch dadurch so merkwürdig macht.

Erlebtes.

(1857.)

I. Deutsches Adelsleben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts.

Sehr alte Leute wissen sich wohl noch einigermaßen der sogenannten guten alten Zeit zu erinnern. Sie war aber eigentlich weder gut noch alt, sondern nur noch eine Karrikatur des alten Guten. Das Schwert war zum Galanteriedegen, der Helm zur Zopf-Perrücke, aus dem Burgherrn ein pensionirter Husarenoberst geworden, der auf seinem öden Landsitz, von welchem seine Vorfahren einst die vorüberziehenden Kauffahrer gebrandschatzt hatten, nun seinerseits von den Industriellen belagert und immer enger eingeschlossen wurde. Es war mit Einem Wort die mürb und müde gewordene Ritterzeit, die sich puderte, um den bedeutenden Schimmel der Haare zu verkleiden; einem alten Gecken vergleichbar, der noch immer selbstzufrieden die Schönen umtänzelt, und nicht begreifen kann und höchst emfindlich darüber ist, daß ihn die Welt nicht mehr für jung halten will. Der Adel in seiner bisherigen Gestalt war ganz und gar ein mittelalterliches Institut. Er stand durchaus auf der Lehenseinrichtung, wo, wie ein Planetensystem, die Centralsonne des Kaiserthums von den Fürsten und Grafen und diese wiederum von ihren Monden und Trabanten umkreist wurden. Die wechselseitige reli-

giöse Treue zwischen Vasall und Lehnsherrn war die bewegende Seele aller damaliger Weltbegebenheiten und auch die welthistorische Macht und Bedeutung des Adels. Aber der dreißigjährige Krieg, diese große Tragödie des Mittelalters, hatte den letztern, der ohnedem schon längst an menschlicher Alterschwäche litt, völlig gebrochen und beschlossen. Indem er die Idee des Kaisers, wenigstens faktisch, aus der Mitte nahm oder doch wesentlich verschob, mußte nothwendig der ganze starkgegliederte Bau aus seinen Fugen weichen. Die Stelle der idealen Treue wurde sofort von der materiellen Geldkraft eingenommen; die mächtigeren Vasallen kauften Landsknechte und wurden Raubritter im Großen; die Kleinern, die in der allgemeinen Verwirrung oft selbst nicht mehr wußten, wem sie verpflichtet, folgten dem größeren Glücke oder besserem Solde. Und als endlich die Wogen sich wieder verlaufen, bemerkte der erstaunte Adel zu spät, daß er sich selbst aus dem großen Staatsverbande heraus auf den ewig beweglichen Triebsand gesetzt hatte: aus dem freien Lehensadel war unversehens ein Dienstadel geworden, der zu Hofe ging oder bei den stehenden Heeren sich einschreiben ließ.

So war denn namentlich auch die Ritterlichkeit zuletzt fast ausschließlich an die modernen Offizierkorps gekommen. Auf diese warf zwar der siebenjährige Krieg noch einmal einen wunderbaren Glanz, Ruhmbegier, kecke Lust am Abenteuer, Tapferkeit, aufopfernde Treue und manche der anderen Tugenden, die das Mittelalter groß gemacht, schienen von Neuem aufzuleben. Allein es war kein in sich geschlossenes Ritterthum im alten Sinne mehr, sondern nur das Aufleuchten einzelner bedeutender Persönlichkeiten, die eben deshalb wohl ihre Namen, nicht aber den Geist des Ganzen unsterblich machen konnten. Auch hier giebt schon das Kostüm, das

niemals willkürlich oder zufällig ist, ein charakteristisches Signalement dieses neuen Ritters. Die Eisenrüstung war ihm allmälig zum Küraß, der Küraß zum bloßen Brustharnisch und dieser endlich gar zu einem handbreiten Blechschildchen zusammengeschrumpft, das er gleichsam zum Andenken an die entschwundene Rüstung dicht unter dem Halse trug, die Rechte, der die Manschette nicht fehlen durfte, ruhte auf einem stattlichen spanischen Rohr, das gepuderte Haupt umschwebten zu beiden Seiten, anstatt der alten Geierflügel, zwei aufgerollte Locken und „der Zopf der hing ihm hinten". Ein Ritter mit dem Zopf ist aber durchaus eine undenkbare Mißgeburt, was die armen Bildhauer, welche die Helden des siebenjährigen Krieges darstellen sollen, am schmerzlichsten empfinden. Und dieser fatale Zopf war in der That das mystische Symbol der verwandelten Zeit: alles Naturwüchsige, als störend und abgemacht, hinter sich geworfen und mumienhaft zusammengewickelt, bedeutete er zugleich den Stock, die damalige Centripetalkraft der Heere.

Die jungen Kavaliere jener Zeit dienten in der Regel nicht um einen Krieg, sondern um einen galanten Feldzug gegen die Damen so lange mitzumachen, bis sie die Verwaltung ihrer Güter antreten konnten, oder, wenn sie keine hatten, bis sie mit der glänzenden Uniform eine Schöne oder auch Häßliche erobert, die ihre vielen Schulden zu bezahlen bereit und im Stande war. Vom Ritterwesen hatten sie einige verworrene Reminiscenzen ererbt und auf ihre Weise sich zurechtgemacht: vom ehemaligen Frauendienst die fade Liebelei, von der altdeutschen Ehre einen französischen point d'honneur, vom strengen Lehnsverbande einen capriciösen Esprit de corps, der nur selten über den ordinärsten Standes-Egoismus hinausreichte. Es war die hohe Schule des

Junkerthums, an die selbst Fouqué's Recken mit ihren Gardereiter-Positionen und ausbündig galanten Redensarten noch zuweilen erinnern.

Der Adel überhaupt aber zerfiel damals in drei sehr verschiedene Hauptrichtungen. Die zahlreichste, gesündeste und beiweitem ergötzlichste Gruppe bildeten die von den großen Städten abgelegenen kleineren Gutsbesitzer in ihrer fast insularischen Abgeschiedenheit, von der man sich heutzutage, wo Chausseen und Eisenbahnen Menschen und Länder zusammengerückt haben und zahllose Journale, wie Schmetterlinge, den Blütenstaub der Civilisation in alle Welt vertragen, kaum mehr eine deutliche Vorstellung machen kann. Die fernen blauen Berge über den Waldeswipfeln waren damals wirklich noch ein unerreichbarer Gegenstand der Sehnsucht und Neugier, das Leben der großen Welt, von der wohl zuweilen die Zeitungen Nachricht brachten, erschien wie ein wunderbares Märchen. Die große Einförmigkeit wurde nur durch häufige Jagden, die gewöhnlich mit ungeheuerem Lärm, Freudenschüssen und abenteuerlichen Jägerlügen endigten, sowie durch die unvermeidlichen Fahrten zum Jahrmarkt der nächsten Landstadt unterbrochen. Die letzteren insbesondere waren seltsam genug und könnten sich jetzt wohl in einem Carnevalszuge mit Glück sehen lassen. Voraus fuhren die Damen im besten Sonntagsstaate, bei den schlechten Wegen nicht ohne Lebensgefahr, unter beständigem Peitschenknall in einer meist mit vier starken Rappen bespannten altmodischen Karosse, die über dem unförmlichen Balkengestell in ledernen Riemen hängend, bedenklich hin und her schwankte. Die Herren dagegen folgten auf einer sogenannten „Wurst“, einem langen gepolsterten Koffer, auf welchem diese Haimonskinder dicht hintereinander und einer dem andern auf den Zopf sehend, rittlings

balancirten. — Am liebenswürdigsten aber waren sie unstreitig auf ihren Winterbällen, welche die Nachbarn auf ihren verschneiten Landsitzen wechselweise einander ausrichteten. Hier zeigte es sich, wie wenig Apparat zur Lust gehört, die überall am liebsten improvisirt sein will und jetzt so häufig von lauter Anstalten dazu erdrückt wird. Das größte, schnell ausgeräumte Wohnzimmer mit oft bedrohlich elastischem Fußboden stellte den Saal vor, der Schulmeister mit seiner Bande das Orchester, wenige Lichter in den verschiedenartigsten Leuchtern warfen eine ungewisse Dämmerung in die entfernteren Winkel umher und über die Gruppe von Verwalter- und Jägerfrauen, die in der offenen Nebenthüre Kopf an Kopf dem Tanze der „Herrschaften" ehrerbietig zusahen. Desto strahlender aber leuchteten die frischen Augen der vergnügten Landfräuleins, die beständig untereinander etwas zu flüstern, zu lachen und zu necken hatten. Ihre unschuldige Koketterie wußte noch nicht von jener fatalen Prüderie, die immer nur ein Symptom von sittlicher Befangenheit ist. Man konnte sie füglich mit jungen Kätzchen vergleichen, die sorglos in wilden und doch graziös anmuthigen Sprüngen und Windungen im Sonnenscheine spielen. Denn hübsch waren sie meist, bis auf wenige dunkelrothe Exemplare, die in ihrem knappen Festkleide, wie Päonien, von allzu massiver Gesundheit strotzten. — Der Ball wurde jederzeit noch mit dem herkömmlichen Initial-Schnörkel einer ziemlich ungeschickt ausgeführten Menuett eröffnet, und gleichsam parodisch mit dem graden Gegentheil dem tollen „Kehraus" beschlossen. Ein besonders gutgeschultes Paar gab wohl auch, von einem Kreise bewundernder Zuschauer umringt, den „Kosackischen" zum Besten, wo nur ein Herr und eine Dame ohne alle Touren, sie in heiter zierlichen Bewegungen, er mit grotesker Kühnheit

abwechselnd gegeneinander tanzten. Ueberhaupt wurde damals, weil mit Leib und Seele, noch mit einer gewissen Aufopferung und Kunstbeflissenheit getanzt, gegen die das heutige vornehme nachlässige Schlendern ein ermüdendes Bild allgemeiner Blasirtheit darbietet. Dabei schwirrten die Geigen und schmetterten die Trompeten und klirrten unaufhörlich die Gläser im Nebengemach, ja zuweilen, wenn der Punsch stark genug gewesen, stürzten selbst die alten Herren, zum sichtbaren Verdruß ihrer Ehefrauen, sich mit forcirter Gelenkigkeit mit in den Tanz; es war eine wahrhaft ansteckende Lustigkeit. Und zuletzt dann noch auf der nächtlichen Heimfahrt durch die gespensterhafte Stille der Winterlandschaft unter dem klaren Sternenhimmel das selige Nachträumen der schönen Kinder.

Die Glücklichen hausten mit genügsamem Behagen großentheils in ganz unansehnlichen Häusern (unvermeidlich „Schlösser“ geheißen), die selbst in der reizendsten Gegend nicht etwa nach ästhetischem Bedürfniß schöner Fernsichten angelegt waren, sondern um aus allen Fenstern Ställe und Scheunen bequem überschauen zu können. Denn ein guter Oekonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer „Kernwirthin“ der Stolz der Dame. Sie hatten weder Zeit noch Sinn für die Schönheit der Natur, sie waren selbst noch Naturprodukte. Das Bischen Poesie des Lebens war als nutzloser Luxus lediglich den jungen Töchtern überlassen, die denn auch nicht verfehlten, in den wenigen müßigen Stunden längst veraltete Arien und Sonaten auf einem schlechten Klaviere zu klimpern und den hinter dem Hause gelegenen Obst- und Gemüsegarten mit auserlesenen Blumenbeeten zu schmücken. Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewaltiges Rumoren im Haus und Hof, vor dem der erschrockene Fremde, um nicht etwa um-

gerannt zu werden, eilig in den Garten zu flüchten suchte. Da flogen überall die Thüren lärmend auf und zu, da wurde unter Gezänk und vergeblichen Rufen gefegt, gemolken, gebuttert, die Schwalben, als ob sie bei der Wirthschaft mit betheiligt wären, kreuzten jubelnd über dem Gewirr, und durch die offenen Fenster schien die Morgensonne heiter durch's ganze Haus über die vergilbten Familienbilder und die Messingbeschläge der alten Möbel, die jetzt als Rococco wieder für jung gelten würden. An schönen Sommer-Nachmittagen aber kam häufig Besuch aus der Nachbarschaft. Nach geräuschvollen Empfangskomplimenten und höflichen Fragen nach dem „werthen Befinden", ließ man sich dann gewöhnlich in der desolaten Gartenlaube nieder, auf deren Schindeldache der buntübermalte hölzerne Cupido bereits Pfeil und Bogen eingebüßt hatte. Hier wurde mit hergebrachten Späßen und Neckereien gegen die Damen zu Felde gezogen, wurde viel Kaffee getrunken, sehr viel Taback verraucht, und dabei an den Getreidepreisen, von dem zu verhoffenden Erntewetter, von Prozessen und schweren Abgaben verhandelt, während die ungezogenen kleinen Schloßjunker auf dem Kirschbaum saßen und mit den Kernen nach ihren gelangweilten Schwestern feuerten, die über den Gartenzaun in's Land schauten, ob nicht der Federbusch eines insgeheim erwarteten Reiteroffiziers der nahen Garnison aus dem fernen Grün emportauche. Und dazwischen tönte vom Hofe herüber immerfort der Lärm der Sperlinge, die sich in der Linde tummelten, das Gollern der Truthähne, der einförmige Takt der Drescher und all' jene wunderliche Musik des ländlichen Stilllebens, die den Landbürtigen in der Fremde, wie das Alphorn den Schweizer oft unvermuthet in Heimweh versenkt. In den Thälern unten aber schlugen die Kornfelder leise Wogen,

überall eine fast unheimlich schwüle Gewitterstille, und Niemand merkte oder beachtete es, daß das Wetter von Westen bereits aufstieg und einzelne Blitze schon über dem dunklen Waldeskranze prophetisch hin und her zuckten.

Man sieht, das Ganze war ein etwas in's Derbe gefertigtes Idyll, nicht von Geßner, sondern etwa wie das „Nußkernen" vom Maler Müller. Da fehlte es nicht an manchem höchst ergötzlichen Junker Tobias oder Junker Christoph von Bleichenwang, aber eben so wenig auch an tüchtigen Charakteren und patriarchalischen Zügen. Denn diese Edelleute standen in der Bildung nur wenig über ihren „Unterthanen", sie verstanden daher noch das Volk und wurden vom Volke wieder begriffen. Es war zugleich der eigentliche Tummelplatz der jetzt völlig ausgestorbenen Originale, jener halb eigensinnigen, halb humoristischen Ausnahme-Naturen, die den stagnirenden Strom des alltäglichen Philisteriums mit großem Geräusch in Bewegung setzten, indem sie, gleich wilden Hummeln, das konventionelle Spinnengewebe beständig durchbrachen. Unter ihnen sah man noch häufig bramarbasirende Haudegen des siebenjährigen Krieges und wieder Andere, die mit einer unnachahmlich lächerlichen Mannes-Würde von einer gewissen Biederbigkeit Profession machten. Die fruchtbarsten in diesem Genre aber waren die sogenannten „Krippenreiter", ganz verarmte und verkommene Edelleute, die, wie die alten Schalksnarren, von Schloß zu Schloß ritten und, als Erholung von dem ewigen Einerlei, überall willkommen waren. Sie waren zugleich Urheber und Zielscheibe der tollsten Schwänke, Maskeraden und Mystificationen, denn sie hatten, wie Fallstaff, die Gabe, nicht nur selbst witzig zu sein, sondern auch bei Anderen Witz zu erzeugen.

Unser deutscher Lafontaine ist, bei aller sentimentalen

Abschwächung, nicht ohne einige historische Bedeutung, indem er uns oft einen recht anschaulichen Prospect in jene gute alte Zeit eröffnet, deren adeliger Zopf sich noch fühlbar durch alle seine Romane hindurchzieht.

In der zweiten Reihe des Adels dagegen standen die Exclusiven, Prätentiösen, die sich und Andere mit übermäßigem Anstande langweilten. Sie verachteten die erstere Gruppe und wurden von dieser eben so gründlich verachtet; Beides sehr natürlich, denn diese hatten die frischere Lebenskraft, die Jene als plebejisches Krautjunkerthum bemitleideten, die Exclusiven aber eine zeitgemäßere Bildung voraus, welche von Ersteren nicht verstanden oder als affectirte Vornehmthuerei zurückgewiesen wurde. Bei diesen Vornehmen war nun die ganze Scenerie eine andere. Sie bewohnten wirkliche Schlösser, der Wirthschaftshof, dessen gemeine Atmosphäre besonders den Damen ganz unerträglich schien, war in möglichste Ferne zurückgeschoben, der Garten trat unmittelbar in den Vordergrund. Und diese Gärten müssen wir uns hier nothwendig etwas genauer ansehen. Denn diese Adelsklassen, wie bereits erwähnt, ambitionirte sich durchaus, mit der Zeitbildung fortzuschreiten; und obgleich sie in der Regel nichts weniger als Literaten waren, so konnten sie doch nicht umhin, den Geist der jedesmaligen Literatur wenigstens äußerlich, als Mode, in ihrem Luxus abzuspiegeln. Die Gartenkunst aber, wie alle Künste untereinander, hängt mit den wechselnden Phasen namentlich der eben herrschenden poetischen Literatur jederzeit wesentlich zusammen.

Es ist leider hinreichend bekannt, daß wir einst das große poetische Pensum, das uns der Himmel aufgegeben, ungeschickterweise vergessen hatten und daher zu gerechter Strafe lange Zeit in der französischen Schule nachsitzen mußten, wo

die Muse, sie mochte nun muthwillig oder tragisch sein, nur in Schnürleib und Reifrock erscheinen durfte. Und der abgemessenen Architectonik dieser Schule entspricht denn auch zunächst der feierliche Curialstyl unserer damaligen geradlinigen Ziergärten:

Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,
Wo zwischen Taxus still die weißen Statuen stehen,
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,
Im Laube lauert Sphynx, anmuthig zu erschrecken.

Die schöne Chloe da spazieret in dem Garten,
Zur Seit' ein Cavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Cupido kommt gezogen,
Bald duckend sich im Grün bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Cavalier sich in galantem Kosen,
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen,
Es rauscht der taftne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein artig Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sich's im West will röthen,
Die Spieluhr schmachtend an, ein Menuett zu flöten.
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Geberde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt schon an zu dunkeln —"
„So angenehmer nur seh' ich zwei Sterne funkeln —"
„Verwegner Cavalier!" — „Ha, Chloe, darf ich hoffen? —"
Da schießt Cupido los und hat sie gut getroffen.

So ungefähr sind uns diese, ganz bezeichnend französisch benannten, Lust- und Ziergärten jederzeit vorgekommen. Wir konnten uns dieselben niemals ohne solche Staffage, diese Chloe's und galanten Cavaliere nicht ohne solchen Garten

denken, und insofern hatten diese Paradegärten allerdings ihre vollkommene Berechtigung. Sie sollten eben nur eine Fortsetzung und Erweiterung des Conversations-Salons vorstellen. Daher mußte die zudringlich störende Natur durch hohe Laubwände und Bogengänge in einer gewissen ehrerbietigen Form gehalten werden, daher mußten Götterbilder in Alongeperücken überall an den Salon und die französirte Antike erinnern; und es ist nicht zu läugnen, daß in dieser exclusiven Einsamkeit, wo anstatt der gemeinen Waldvögel nur der Pfau courfähig war, die einzigen Naturlaute: die Tag und Nacht einförmig fortrauschenden Wasserkünste, einen um so gewaltigeren, fast tragischen Eindruck machten. Allein solche wesentlich architectonische Effecte sind immer nur durch große würdige Dimensionen erreichbar, wozu es bei den deutschen Landschlössern gewöhnlich an Raum und Mitteln fehlte. Ueberdies war das Ganze im Grunde nichts weniger als national, sondern nur eine Nachahmung der Versailler Gartenpracht; jede Nachahmung aber, weil sie denn doch immer etwas Neues und Appartes aufweisen will, geräth unfehlbar in das Uebertreiben und Ueberbieten des Vorbildes. Und so erblicken wir denn auch hier, besonders von Holland her, sehr bald die Mosaikbeete von bunten Scherben, die Pyramiden und abgeschmackten Thiergestalten von Buxbaum, die vielen schlechten, zum Theil hölzernen Götterbilder, mit Einem Wort: die Carricatur; und auf diesen Plätzen promenirte der alte Gottsched als Prinz Rococco mit seinem Gefolge.

Aber dem feierlichen Professor trat fast schon auf die Ferse die bekannte literarische Rebellion gegen das französische Regime, zum Theil durch Franzosen selbst. Rousseau, Diderot, Lessing, jeder in seiner Art, vindicirten der Natur wieder ihr angeborenes Recht. Da brach auf einmal auch das

Prachtgerüste jener alten Gärten zusammen, die lang abgesperrte Wildniß kletterte hurtig von allen Seiten über die Buxwände und Scherbenbeete herein, die Natur selbst war ihnen noch nicht natürlich genug, man wollte wo möglich bis in den Urwald zurück, und ein wüstes Gehölz mit wenigen Blumen und vielen ärgerlichen Schlangenpfaden, auf denen man nicht vom Fleck und zum Ziele gelangen konnte, mußte den neuen Park bedeuten. Dazu kam noch die in Deutschland unsterbliche Sentimentalität, in beständigem Handgemenge mit dem Terrorismus einer groben Vaterländerei, Lafontaine und Iffland gegen Spieß und Cramer, und über Alle hinweg schritt der stolze, kein Vaterland anerkennende Kosmopolitismus. Und sofort finden wir denn dieselbe Anarchie auch in dem neuen Garten wieder: idyllische Hütten und Thränenurnen für imaginäre Todte neben schauerlichen Burgruinen, Heiligenkapellen neben japanischen Tempeln und chinesischen Kiosks; und damit in der totalen Konfusion doch Jeder wisse, wie und was er eigentlich zu empfinden habe, wurden an den Bäumen als gefühlvolle Wegweiser, Tafeln mit Sprüchen und sogenannten schönen Stellen aus Dichtern und Philosophen ausgehängt. — Jeder wahre Garten aber ist von seiner eigenthümlichen Lage und Umgebung bedingt, er muß ein schönes *Individuum* sein, und kann also nur einmal existiren.

Und eben dies war auch das Geschick oder vielmehr Ungeschick der damaligen Bewohner jener Schlösser. Sie waren, wie ihre Gärten, nicht eigenthümlich ausgeprägte Individuen, hatten auch keine National-Gesichter, sondern nur eine ganz allgemeine Staats-Physiognomie; überall bis zur tödtlichsten Langweiligkeit, dieselbe Courtoisie, dieselben banalen Redensarten, Liebhabereien und Abneigungen. Sie waren die Acteurs

der großen Weltbühne, die nicht den Zeitgeist *machten*, sondern den Zeitgeist *spielten*; das Decorationswesen der Repräsentation war daher ihr eigentliches Fach und Studium, und bühnengerecht zu sein ihr Stolz. Die alten Cavaliere nebst Haarbeutel und Stahldegen waren nun freilich von der Bühne verschwunden, die neuen hatten aber von ihnen die pedantische Cultur des *Anstandes* als heiligstes Familien-Erbstück überkommen. Allein der an sich löbliche Anstand ist doch nur der *Schein* dessen, was er eigentlich bedeuten soll, und so ging ihnen denn auch ihr Dasein lediglich in einer traditionellen Aesthetik des Lebens auf. Ihre Ställe verwandelten sich in Prachttempel, wo mit schönen Pferden und glänzenden Schweizerkühen ein fast abgöttischer Cultus getrieben wurde, im Innern des Schlosses schillerte ein blendender Dilettantismus in allen Künsten und Farben, die Fräuleins musicirten, malten oder spielten mit theatralischer Grazie Federball, die Hausfrau fütterte seltene Hühner und Tauben oder zupfte Goldborten, und Alle thaten eigentlich gar nichts. Sie hatten sich gleichsam die Prosa des Lebensdrama in ein prächtiges Metrum transferirt, und das ist ihre große negative Bedeutsamkeit, daß sie dadurch allerdings langehin das absolut Gemeine und Rohe unterdrückten und abwehrten. Aber Metrik ist noch keine Poesie, und den Gehalt des Lebens konnten sie dadurch nicht veredeln.

Die dritte und beiweitem brillanteste Gruppe endlich war die extreme. Hier figurirten die ganz gedankenlosen Verschwender, jene „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavaliere", welche zugleich den Zug frioler Libertinage repräsentirten, der sich wie eine narkotische Liane durch die damalige Literatur schlang. Zu diesem Berufe wurden die jungen Herren schon frühzeitig mit der sogenannten „guten Conduite"

ausgerüstet, d. h. sie mußten bei meist sehr zweideutigen und abenteuernden Strolchen tanzen, fechten, reiten und französisch sprechen lernen. Die Aeltern hatten vor lauter feiner Lebensart und gesellschaftlichen Pflichten weder Zeit noch Lust, sich um die langweilige Pädagogik zu kümmern, die eigentliche Erziehung war vielmehr gewöhnlich gewissenlosen oder unwissenden Ausländern von armer und geringer „Extraction" überlassen; die natürlich von ihren vornehmen Zöglingen in aller Weise dupirt wurden. Eine Anekdote aus dem Leben mag vielleicht am anschaulichsteu andeuten, wie cavalierement sich dieses Verhältniß oft gestaltete. Einer dieser Jünglinge hatte einen zwar gewissenhaften, aber sehr pedantischen Mentor, der wohl nicht ohne Grund nächtliche Ausflüge argwöhnen mochte und daher, wenn er Nachts im Garten eine ungewöhnliche Bewegung wahrnahm, jedesmal sich vorsichtig zum Fenster hinauszulehnen pflegte, um seinen Zögling zu belauern. Das war dem letztern schon längst störend und verdrießlich gewesen, er machte daher einmal in seinem nächtlichen Versteck absichtlich ein verdächtiges Geräusch. Kaum aber hatte der Mentor den Kopf wieder aus dem Fenster gesteckt, als zwei unten bereitstehende, als Spukgeister vermummte Lakaien ihm ihrer Instruction gemäß einen hölzernen Bogen über den Nacken warfen und den Erschrockenen damit am Fensterbrett festklemmten, während ein Dritter ihm, zum großen Ergötzen der Schalke, mit einem langen Pinsel das ganze Gesicht einseifte.

Nach dergleichen Studien wurden dann die „jungen Herrschaften" mit ihrem automaten Hofmeister auf Reisen geschickt, um insbesondere auf der hohen Schule zu Paris sich in der Praxis der Galanterie zu vervollkommnen. Da sie jedoch, bei Strafe der socialen Excommunication, nirgend mit

dem Volke, sondern wieder nur in den Kreisen von Ihresgleichen verkehren durften, die sich damals überall zum Erschrecken ähnlich sahen, so ist es leicht begreiflich, daß sie auf allen ihren Fahrten nichts erfuhren und lernten, und regelmäßig ziemlich blasirt zurückkehrten. Und eben so natürlich machten sie nun zu Hause, um nur die unerträgliche Langeweile los zu werden, die verzweifeltsten Anstrengungen, fuhren mit Heiducken, Laufern und Kammerhusaren zum Besuch, rissen ihre alten Schlösser ein und bauten sich lustig moderne Trianons. Allein das forcirte Lustspiel nahm gewöhnlich ein tragisches Ende, dem kurzen Rausche folgte der moralische und finanzielle Katzenjammer. So ein Lebenslauf verpuffte rasch wie ein prächtiges Feuerwerk mit Geprassel, leuchtenden Raketen und sprühenden Feuerrädern, bis zuletzt plötzlich nur noch die halbverbrannten dunklen Gerüste dastanden; und das verblüffte Volk rieb sich die Blendung aus den Augen und lachte auseinanderlaufend über den närrischen Spaß. — Der Spaß hatte jedoch auch seine sehr ernste Kehrseite, und grade diese Gruppe hat dem Adel am empfindlichsten geschadet, wie denn überall liebenswürdiger Leichtsinn und Unverstand gefährlicher ist als abstoßende Bosheit. Denn sie waren es vorzüglich, die nicht nur ihren eigenen Stand in schlimmen Ruf brachten, sondern auch in den unteren Schichten der Gesellschaft, die damals noch gläubig und bewundernd zum Adel aufblickten, die Seuche der Glanz- und Genußsucht verbreiteten. Sie haben zuerst die schöne Pietät des von Generation zu Generation fortgeerbten Grundbesitzes untergraben, indem sie denselben in ihrer beständigen Geldnoth durch verzweifelte Güterspeculation zur gemeinen Waare machten. Und so legten sie unwillkürlich mit ihrem eigenen Erbe den Goldgrund zu der von ihnen höchst verachteten Geldaristo-

kratie, die sie verschlang und ihre Trianons in Fabriken verwandelte.

Glücklicherweise aber läßt sich das menschliche Walten nicht in einzelne Kapitel und Paragraphen einfangen. Es versteht sich daher von selbst, daß die Grenzen aller jener Gruppen, die hier nur des klareren Ueberblicks wegen so concentrirt und scharf gesondert wurden, im Leben häufig ineinanderliefen. Am isolirtesten standen wohl die Prätentiösen durch ihre außerordentliche Langweiligkeit, die sie aller Welt als guten Geschmack aufdringen wollten. Am leichtesten dagegen sympathisirten die erste und dritte Gruppe miteinander, denn die unbefangenen Landjunker besaßen eben noch hinreichenden Humor, um sich an dem Muthwillen und den tollen Luftsprüngen ihrer extremen Standesgenossen zu ergötzen, während die letzteren beständig das Bedürfniß immer neuer und frappanterer Amusements verspürten, und sich von dem ewigen Nectar nach derberer Hausmannskost sehnten; es bestand zwischen Beiden ein stillschweigender Pact wechselseitiger Erfrischung. In allen Klassen aber gab es noch Familien genug, die, gleichsam mit einem nationalen Instinct, den alten Stammbaum frommer Zucht und Ehrenhaftigkeit in den Stürmen und Staubwirbeln der neuen Ueberbildung, wenn auch nicht zu regeneriren, doch wacker aufrecht zu halten wußten; sowie einzelne merkwürdige und alle Standesschranken hoch überragende Charaktere, auf die wir weiterhin noch besonders zurückkommen wollen.

So ungefähr standen die Sachen in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Es brütete, wie schon gesagt, eine unheimliche Gewitterluft über dem ganzen Lande, Jeder fühlte, daß irgend etwas Großes im Anzuge sei, ein unausgesprochenes, banges Erwarten, man wußte nicht von was, hatte mehr

oder minder alle Gemüther beschlichen. In dieser Schwüle erschienen, wie immer vor nahenden Katastrophen, seltsame Gestalten und unerhörte Abenteurer, wie der Graf St. Germain, Cagliostro u. a., gleichsam als Emissaire der Zukunft. Die ungewisse Unruhe, da sie nach außen nichts zu thun und zu bilden fand, fraß immer weiter und tiefer nach Innen; es kamen die Rosenkreuzer, die Illuminaten, man improvisirte allerlei private Geheimbünde für Beglückung und Erziehung der Menschheit, albern und kindisch, aber als Symptome der Zeit von prophetischer Vorbedeutung. Denn der Boden war längst von heimlichen Minen, welche die Vergangenheit und Gegenwart in die Luft sprengen sollten, gründlich unterwühlt, man hörte überall ein spukhaftes unterirdisches Hämmern und Klopfen, darüber aber wuchs noch lustig der Rasen, auf dem die fetten Heerden ruhig weideten. Vorsichtige Grübler wollten zwar schon manchmal gelinde Erdstöße verspürt haben, ja die Kirchen bekamen hin und wieder bedenkliche Risse, allein die Nachbarn, da ihre Häuser und Krämerbuden noch ganz unversehrt standen, lachten darüber, den guten Leuten im „Faust“ vergleichbar, die beim Glase Bier vom fernen Kriege, weit draußen in der Türkei behaglich discuriren.

Man kann sich daher heutzutage schwer noch einen Begriff machen von dem Schreck und der ungeheueren Verwirrung, die der plötzliche Knalleffekt durch das ganze Philisterium verbreitete, als nun die Mine in Frankreich wirklich explodirte. Die Landjunker wollten gleich aus der Haut fahren und den Pariser Drachen ohne Barmherzigkeit spießen und hängen. Die Prätentiösen lächelten vornehm und ungläubig und ignorirten den impertinenten Pöbelversuch, Weltgeschichte machen zu wollen; ja es galt eine geraume Zeit unter ihnen für plebejisch, nur davon zu sprechen. Die Extremen dagegen,

die ohnedem zu Hause damals nicht viel mehr zu verlieren hatten, erfaßten die Revolution als ein ganz neues und höchst pikantes Amusement und stürzten sich häufig kopfüber in den flammenden Krater. — Es ist überhaupt ein Irrthum, wenn man den Adel jener Zeit als die ausschließlich konservative Partei bezeichnen will. Er hatte, wie wir gesehen, damals nur noch ein schwaches Gefühl und Bewußtsein seiner ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung, eigentlich nur noch eine vage Tradition zufälliger Aeußerlichkeiten und folglich selbst keinen richtigen Glauben mehr daran. Ueberdieß war das Neue in Deutschland noch keineswegs bis zum Volke gedrungen, es war lediglich eine Geheimwissenschaft der sogenannten gebildeten Klassen, und daher häufig von Adeligen vertreten. Unter ihnen befanden sich viele ernste und hochgestimmte Naturen, die überall zuletzt den Ausschlag geben; aber grade diese, da sie die Unrettbarkeit des Alten einsahen, waren dem Neuen zugewandt. Und diese hatten den schlimmsten Stand. Den Landjunkern waren sie zu gelehrt und durchaus unverständlich, den Prätentiösen zu bürgerlich, den Extremen zu schulmeisterlich; sie wurden von allen ihren Standesgenossen als Renegaten desavouirt, was sie denn freilich in gewissem Sinne auch wirklich waren. Aus diesen Sonderbündlern sind später, als die Revolution zur That geworden, einige höchst denkwürdige Charaktere hervorgegangen. So der rastlos unruhige Freiheitsfanatiker Baron Grimm, unablässig wie ein Sturmwind die Flammen schürend und wendend, bis sie über ihm zusammenschlugen und ihn selbst verzehrten. So auch der berühmte Pariser Einsiedler Graf Schlabrendorf, der in seiner Klause die ganze sociale Umwälzung wie eine große Welttragödie unangefochten, betrachtend, richtend und häufig lenkend, an sich vorübergehen ließ. Denn

er stand so hoch über allen Parteien, daß er Sinn und Gang der Geisterschlacht jederzeit klar überschauen konnte, ohne von ihrem wirren Lärm erreicht zu werden. Dieser prophetische Magier trat noch jugendlich vor die große Bühne, und als kaum die Katastrophe abgelaufen, war ihm der greise Bart bis an den Gürtel gewachsen.

Wenn auf den unwirthbaren Eisgipfeln der Theorie die Lawine fertig und gehörig unterwaschen ist, so reicht der Flug eines Vogels, der Schall eines Wortes hin, um, Felsen und Wälder entwurzelnd, das Land zu verschütten; und dieses Wort hieß: Freiheit und Gleichheit. Das Alte war in der allgemeinen Meinung auf einmal zertrümmert, der goldene Faden aus der Vergangenheit gewaltsam abgerissen. Aber unter Trümmern kann Niemand wohnen, es mußte nothwendig auf anderen Fundamenten neugebaut werden, und von da ab begann das verzweifelte Experimentiren der vermeintlichen Staatskünstler, das noch bis heut die Gesellschaft in beständiger fieberhafter Bewegung erhält. Es wiederholte sich abermals der uralte Bau des babylonischen Thurmes mit seiner ungeheueren Sprachenverwirrung, und die Menschheit ging fortan in die verschiedenen Stämme der Conservativen, Liberalen und Radikalen auseinander. Es waren aber vorerst eigentlich nur die Leidenschaften, die unter der Maske der Philosophie, Humanität oder sogenannten Unterthanentreue, auf Tod und Leben gegen einander kämpften; denn die Ideen waren plötzlich Fleisch geworden und wußten sich in dem ungeschlachten Leibe durchaus noch nicht zurechtzufinden.

Fassen wir jedoch diesen Kampf der entfesselten und gährenden Elemente schärfer in's Auge, so bemerken wir den der Religion gegen die Freigeisterei, als das eigentlich bewegende Grundprinzip, offenbar im Vordertreffen, denn die Verände-

rungen der religiösen Weltansicht machen überall die Geschichte. Hier aber war der Kampf zunächst ein sehr ungleicher. Der kleine Landadel trieb großentheils die Religion nur noch wie ein löbliches Handwerk, und blamirte sich damit nicht wenig vor den weitausgreifenden Fortschrittsmännern. Die vermeintlich gebildeteren Adelsklassen dagegen, denen die Lächerlichkeit jederzeit als die unverzeihlichste Todsünde erschien, hatten, schon längst mit den freigeisterischen französischen Autoren heimlich fraternisirend, die neue Aufklärung als nothwendige Mode- und Anstandssache, gleichsam als moderne Gasbeleuchtung ihrer Salons, stillschweigend bei sich aufgenommen, und erschraken jetzt zu spät vor den ganz unanständigen Consequenzen, da ihre Franzosen plötzlich Gott abschafften und die nackte Vernunft leibhaftig auf den Altar stellten. Wie aber sollten sie so halbherzig und nachdem sie die rechte Waffe selbst aus der Hand gegeben, sich nun den ungestümen Drängen entgegenstemmen? Es konnte nicht anders sein: die neue Welt schritt über ihre ganz verblüfften Köpfe hinweg, ohne nach ihnen zu fragen. Christus galt fortan für einen ganz guten, nur leider etwas überspannten Mann, dem sich jeder Gebildete wenigstens vollkommen ebenbürtig dünkte. Es war eine allgemeine Seligsprechung der Menschheit, die durch ihre eigene Kraft und Geistreichigkeit kurzweg sich selbst zu erlösen unternahm; mit Einem Wort: der vor lauter Hochmuth endlich tollgewordene Rationalismus, welcher in seiner praktischen Anwendung eine Religion des Egoismus proklamirte. Hatte man aber hiermit Alles auf die subjective Eigenmacht gestellt, so kam es natürlich nur darauf an, diese Eigenmacht auch wirklich zu einer Weltkraft zu entwickeln; und daraus folgte von selbst der gewaltige Stoß der neuen Pädagogik gegen die alte Education. Diese

war bisher wesentlich eine partikuläre Standeserziehung gewesen, das Individuum ging in seinem bestimmten Stande, alle Stände aber in der allgemeinen Idee des Christenthums auf. Jetzt dagegen sollte auch hier die bloße Natur frei walten, jeder Knabe sollte seine subjective Art oder Unart ungenirt herausbilden, gleichsam spielend sich selbst erziehen, man wollte lauter Rousseau'sche Emile, das Endziel war der „starke Mensch". Diese Emancipation der Jugend vom alten Schulzwange hatte zunächst Basedow in die derbe Faust genommen, von dessen Dessauer Philantropie Herder sagte: „Mir kommt Alles schrecklich vor; man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über der Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arkanum Basedows liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen." — Basedow war ein revolutionärer Renommist, sein Nachfolger Campe ein zahmer Philister; Jener hat diesen Realismus aufgebracht, Campe hat ihn für die Gebildeten zurecht gemacht und Goethe das ganze Treiben in seinen „Wanderjahren" köstlich parodirt.

Allein solcher Umschwung macht sich nirgend so plötzlich, als die sich überstürzenden Pädagogen es wollten und erwarteten. Namentlich die Gymnasien waren noch keineswegs nach der neuen Schablone zugeschnitten, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe hier der moderne Realismus, neben dem alten Classicismus freundnachbarlich Platz nehmen konnte. Sie waren noch weit davon entfernt, jene Musterkarte von Vielwisserei zu bieten, die nur das eingebildete Halbwissen erzeugt, indem sie das fröhliche Argonautenschiff der Jugend über seine natürliche Tragfähigkeit, mit einer ganz disparaten

Ausrüstung belastet, von der dann gewöhnlich die Hälfte als unnützer Ballast wieder über Bord geworfen wird. Die protestantischen Gymnasien jener Zeit basirten noch wesentlich auf der Reformation, welche die Philologie als eine Weltmacht hingestellt hatte. Sie litten daher allerdings jetzt an einer, fast nur für künftige Professoren oder Theologen berechneten philologischen Starrheit; haben aber in dieser einseitigen Gründlichkeit Außerordentliches geleistet und eine Menge namhafter Gelehrten in die Welt gesandt. — Dasselbe kann man von den damaligen katholischen Gymnasien nicht rühmen. Diese befanden sich früher größtentheils in den Händen der Jesuiten, die eine mehr allgemeine Bildung mit einer gewissen klösterlichen Zucht und Strenge gar wohl zu vereinigen wußten. Jetzt aber, nach Aufhebung des Ordens, sahen sie sich plötzlich von allen Seiten den Anfechtungen des tumultuarischen Zeitgeistes, und zwar wehrlos, ausgesetzt. Denn die übrig gebliebenen Exjesuiten und mit ihnen ihre alten Erziehungstraditionen waren allmälig ausgestorben, und die neuen Lehrkräfte, wie sie die veränderte Zeit durchaus erfordete, noch keineswegs herangebildet. Es entstand daher, bevor man sich nur erst einigermaßen orientirt hatte, nothwendig ein augenblicklicher Stillstand, eine sehr fühlbare hin und her schwankende Unsicherheit und schüchterne Nachahmung des protestantischen Wesens, die natürlich Anfangs ziemlich ungeschickt ausfallen mußte. Nur das fortdauernde Bedürfniß eines feierlichen Gottesdienstes erhielt hier noch lange Zeit eine ernste und gründliche musikalische Schule, aus der mancher berühmte Künstler hervorgegangen ist. Die Schüler veranstalteten zwar noch immer zur Weihnachtszeit theatralische Vorstellungen, aber statt der früheren, mit aller würdigen Pracht ausgestatteten Aufführung geistlicher Schau-

spiele, wo man nicht selten kühn auf die Meisterwerke Calderons zurückgegriffen hatte, wurden jetzt alberne Stücke aus dem „Kinderfreund“, ja sogar Kotzebueaden gegeben. Auch ihre sogenannten Convicte bestanden noch, wirkten jedoch häufig störend durch den aristokratischen Unterschied zwischen den armen Freischülern (Fundatisten) und den reichen Pensionärs, die fast ausschließlich dem Adel angehörten. Denn auch der Adel mußte nun, wenn er nicht von der Zukunft excludirt sein wollte, dem allgemeinen Zuge folgen. Das nach dem neuen Maßstabe durchaus unzureichende Hauslehrer-Unwesen, sowie die Pariser Reisestudien hatten fast ganz aufgehört, der Offizierdienst reduzirte sich immer mehr erblich von Generation zu Generation auf bestimmte unbegüterte Militärfamilien, die, jungen Cavaliere gingen auf die Gymnasien wie die Andern. Ihre Erziehung war also keine specifisch adelige mehr, sondern mehr oder minder in die Volksschule aufgegangen.

Fast noch unmittelbarer berührte jedoch den Adel der gleichzeitig zur Herrschaft gelangte Kosmopolitismus, jener seltsame „Ueberall und Nirgends“, der in aller Welt und also recht eigentlich nirgends zu Hause war. Aus allen möglichen und unmöglichen Tugenden hatte man für das gesammte Menschengeschlecht eine prächtige Bürgerkrone verfertigt, die auf alle Köpfe passen sollte, als sei die Menschheit ein bloßes Abstractum und nicht vielmehr ein lebendiger Föderativstaat der verschiedensten Völker-Individuen. Alle Geschichte, alles Nationale und Eigenthümliche wurde sorgfältigst verwischt, die Schulbücher, die Romane und Schauspiele predigten davon; was Wunder, daß die Welt es endlich glaubte! Der Adel aber war durchaus historisch, seine Stammbäume wurzelten grade in dem Boden ihres speziellen Vaterlandes, der ihnen nun plötzlich unter den Füßen hinwegphilosophirt

wurde. Diese barbarische Gleichmacherei, dieses Verschneiden des frischen Lebensbaumes nach Einem eingebildeten Maße war die größte Sklaverei; denn was wäre denn die Freiheit anders, als eben die möglichst ungehinderte Entwickelung der geistigen Eigenthümlichkeit?

Hiermit hing wesentlich auch das politische Dogma zusammen, wonach alle Lasten, wie etwa jetzt den Jesuiten, dem Adel, alle Tugenden den niederen Ständen zugewiesen wurden. Wer erinnert sich nicht noch aus den damaligen Leihbibliotheken und Theatern der falschen Minister, der abgefeimten Kammerherren, der Schaaren unglücklicher Liebender, die vom Ahnenstolz unbarmherzig unter die Füße getreten werden, sowie andererseits der edelmüthigen Essighändler, biederen Förster u. s. w., wovon z. B. Schillers „Kabale und Liebe“ ein geistreiches Resumé giebt. Allein in der Wirklichkeit verhielt es sich anders als in den Leihbibliotheken; es war, nur unter verschiedenen Formen und Richtungen, der Eine eben nicht besser und nicht schlimmer als der Andere. Der Bauernstolz ist sprüchwörtlich geworden, und die Bauern sind noch heutzutage die letzten Aristokraten vom alten Styl. Der Bürgerstand aber hatte längst dieselbe retrograde Bewegung gemacht, wie der Adel. Seine ursprüngliche Bedeutung und Aufgabe war die Wiederbelebung der allmälig stagnirenden Gesellschaft durch neue bewegende Elemente, mit Einem Wort: die Opposition gegen den verknöcherten Aristokratismus. In seiner frischen Jugend daher, da er noch mit dem Ritterthum um die Weltherrschaft gerungen, athmete er wesentlich einen republikanischen Geist. Die Städte regierten und vertheidigten sich selbst, ihre streng gegliederten Handwerker-Innungen waren zugleich eine kriegerische Verbrüderung zu Schutz und Trutz, und die Handelsfahrten in die ferne

Fremde erweiterten ihr geistiges Gebiet weit über den beschränkten Gesichtskreis der einsam lebenden Ritter hinaus. Da war überall ein rüstiges Treiben, Erfinden, Wagen, Bauen und Bilden, wovon ihre Münster, sowie ihre welthistorische Hansa ein ewig denkwürdiges Zeugniß geben. Nachdem aber draußen die Burgen gebrochen und somit die bewegenden Ideen der zu erobernden Reichsfreiheit abgenutzt und verbraucht waren, fingen sie nach menschlicher Weise an, die materiellen Mittel, womit ihre jugendliche Begeisterung so Großes geleistet, als Selbstzweck zu betrachten; gleichwie sie ja auch in der Kunst nun die handwerksmäßigen Reimtabulaturen ihres Meistergesanges für Poesie nahmen. Und mit dieser gemeinen Herabstimmung hatten sie auch sich selbst schon aufgegeben, denn ihre Stärke war die Korporation, die Korporation aber ist nur stark durch den beseelenden Geist, der Alle dem Ganzen unterordnet und keinen Egoismus duldet. Da aber, wie gesagt, dieser strenge Geist ihnen im Siegesrausch abhanden gekommen, so mußten nun wohl ihre großartigen Vereine in ihre einzelnen Bestandtheile auseinanderfallen und jeder Theil in seinen bloßen Schein umschlagen; von ihrer lebendigen Gliederung blieb nur die pedantische Schablone, von ihrem fröhlichen Volksliede nur die Reimtabulatur übrig, ihre Stadtwehr wurde zur geputzten Schützengilde, die nach gemalten Feinden schoß, der alte Welthandel zur Kleinkrämerei. In ihrer schönen Jugendzeit hatten sie die Buchdruckerkunst um der Wissenschaft willen ersonnen und um Gotteswillen Kirchen gebaut, an deren kühnen Pfeilern und Thürmen die heutigen Geschlechter schwindelnd emporschauen. Jetzt bauten sie Fabriken und Arbeiterkasernen, erfanden klappernde Maschinen zum Spinnen und Weben, und es ist offenbar, die Industrie wuchs zusehends weit und

breit. Aber wir dürfen uns keine Illusionen machen. Die Industrie an sich ist eine ganz gleichgültige Sache, sie erhält nur durch die Art ihrer Verwendung und Beziehung auf höhere Lebenszwecke Werth und Bedeutung.

So hatte also der Bürgerstand — dessen Seele die geistige Bewegung, oder wie wir es jetzt nennen würden: das Prinzip des beständigen Fortschritts war — sich kampfesmüde auf den goldenen Boden des Handwerks gelegt, und die Städte waren allmälig aus einer Weltmacht eine Geldmacht geworden. Allein hierin war ihnen der Adel im Allgemeinen durch seinen großen Landbesitz noch immer bedeutend überlegen; sie hatten sich mit ihm auf denselben materiellen Boden gestellt, auf dem sie ihn unmöglich innerlich bewältigen konnten. Sie suchten daher nun äußerlich mit ihm zu rivalisiren, sie wollten nicht blos frei und reich, sondern auch vornehm sein. Das ist aber jederzeit ein höchst mißliches Unternehmen, denn um vornehm zu erscheinen, muß man wirklich vornehm, d. h. durch die allgemeine Meinung irgendwie bereits geadelt sein. Das forcirte Vornehmthun macht grade den entgegengesetzten Effect: „man merkt die Absicht und ist verstimmt"; wogegen das wirklich Vornehme sich durchaus bequem und passiv zeigt, als ein natürliches bloßes Ablehnen des Gemeinen bei völliger Unbekümmertheit um eine höhere Gattung, die sich ja schon ganz von selbst versteht. Es ist demnach sehr begreiflich, daß jene kleinliche Rivalität der Bürgerlichen, da sie auf der neuen Bühne die ihnen noch mangelnde Routine durch feierlichen Pathos zu ersetzen strebten, Anfangs noch ziemlich ungeschickt ausfallen mußte, und daß der Adel seinerseits diese gewaltsamen und pompösen Anstrengungen der „Ellenreiter" mit einer gewissen Schadenfreude belächelte.

Beides indeß, dieses Lächeln sowie jenes Großthun, nahm plötzlich ein Ende mit Schrecken, als gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts auf einmal die ganze Aufklärung, die echte und die falsche, aus den Bücherschränken in alle Welt ausgefahren. Es handelte sich nun nicht mehr um Dies und Jenes, sondern um die gesammte Existenz, Satan sollte durch Beelzebub ausgetrieben werden, es war ein Krieg Aller gegen Alle. Der grobe Materialismus rang mit körperlosen Abstracten, die zärtliche Humanität fraternisirte mit der Bestialität des Freiheitspöbels, die dickköpfige Menschheit wurde mit Bluthunden zu ihrer neuen Glückseligkeit gehetzt, und Philosophie und Aberglauben und Atheismus rannten wild gegeneinander, so daß zuletzt Niemand mehr wußte, wer Freund oder Feind. — Und in dieser ungeheueren Konfusion that der Adel grade das Allerungeschickteste. Anstatt die im Sturm umherflatternden Zügel kraft höherer Intelligenz kühn zu erfassen, isolirte er sich stolz grollend und meinte durch Haß und Verachtung die eilfertige Zeit zu bezwingen, die ihn natürlich in seinem Schmollwinkel sitzen ließ. Aber nur die völlige Barbarei kann ohne Adel bestehen. In jedem Stadium der Civilisation wird es, gleichviel unter welchen Namen und Formen, immer wieder Aristokraten geben, d. h. eine bevorzugte Klasse, die sich über die Maßen erhebt, um sie zu lenken. Denn der Adel (um ihn bei dem einmal traditionell gewordenen Namen zu nennen) ist seiner unvergänglichen Natur nach das ideale Element der Gesellschaft; er hat die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen mag, ritterlich zu wahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Bestehenden zu vermitteln und somit erst wirklich lebensfähig zu machen. Mit romantischen Illusionen und dem bloßen eigensinnigen Fest-

halten des Längstverjährten ist also hierbei gar nichts gethan. Dahin aber scheint der heutige exclusive Aristokratismus allerdings zu zielen.

II. Halle und Heidelberg.

Das vorige Jahrhundert wird mit Recht als das Zeitalter der Geisterrevolution bezeichnet. Allein damals wurden nur erst Parole und Feldgeschrei ausgetheilt, es war nur der erste Ausbruch des großen Kampfes, der sich unter wechselnden Evolutionen an das neunzehnte Jahrhundert vererbt hat. und noch bis heute nicht ausgefochten ist. Die deutschen Universitäten aber sind die Werbeplätze und Uebungslager dieses von Generation zu Generation sich erneuernden Kriegsheeres. Von Wittenberg ging einst die Reformation aus, von Halle die Wolf'sche Lehre, von Königsberg die Kant'sche, von Jena die Fichte'sche und Schelling'sche Philosophie; lauter unsichtbare Gedanken-Katastrophen, die einen wesentlicheren und entscheidenderen Einfluß auf das Gesammtleben ausgeübt haben, als sich die Staatskünstler träumen ließen.

Bekanntlich ist unser Jahrhundert unter dem Gestirn der Aufklärung geboren. Kant hatte soeben die philosophische Arbeit seiner Vorgänger streng geordnet und, da er dieselbe in seiner großartigen Wahrheitsliebe für das Ganze als unzureichend erkannte, die Welt lieber sogleich in zwei Provinzen getheilt: in die durch menschliche Erfahrung wahrnehmbaren, die er sich glorreich erobert, und in die terra incognita des Unsichtbaren, die er mit der nur dem Genie eigenen heiligen Scheu auf sich beruhen ließ. Seine Schüler aber wollten klüger sein als der Meister und Alles aufklä-

ren; eine Art chinesischer Schönmalerei ohne allen Schatten, der doch das Bild erst wahrhaft lebendig macht. Sie setzten daher nun ihren lichtseligen Verstand ganz allgemein als alleinigen Weltbeherrscher ein; es sollte fortan nur noch einen Vernunftstaat, nur Vernunftreligion, Vernunftpoesie u. s. w. geben. Da jedoch jene zweite dunkle Provinz höchst unvernünftig mit ihrer Phantasie, mit ihrem Glauben, ihren Volksgefühlen und Traditionen gegen dieses unerhörte Regiment zu rebelliren unternahm, so machten sie sich's bequem, indem sie das Geheimnißvolle und Unerforschliche, das sich durch das ganze menschliche Dasein hindurchzieht, ohne weiteres als störend und überflüssig negirten. Kein Wunder demnach, daß das deutsche Leben und das deutsche Reich, das grade auf diesen unsichtbaren Fundamenten vorzugsweise geruht, sich nun nach allen Seiten hin bedenklich senkte und zuletzt so lebensgefährliche Risse bekam, daß es von Polizei wegen abgetragen werden mußte. Und so war denn in der That der ganze alte Bau schon im Anfange unseres Jahrhunderts in sich zusammengebrochen; der Sturm der französischen Revolution und der nachfolgenden Fremdherrschaft hat nur den unnützen Schutt auseinandergefegt.

Allein auf freiem Felde können dauernd nur Wilde wohnen, über die man sich bei aller Naturvergötterung doch so unendlich erhaben fühlte. Das begreifen Alle, und so entstand damals sofort ein unerhörtes Treiben, Klopfen, Hämmern und Richten, als wäre alle Welt plötzlich Freimaurer geworden. Aber der Neubau förderte nicht, weil sie über Fundament, Grund- und Aufriß fortwährend untereinander zankten. Am geschäftigsten und vergnügtesten nämlich zeigten sich zunächst die alten zähen Encyklopädisten, die jetzt auf dem völlig kahlgefegten Bauplatze endlich ganz freie Hand hatten.

Diese wußten wirklich nicht, daß seit Erschaffung der Erde schon mancherlei Bemerkenswerthes darauf sich zugetragen; sie wollten daher schlechterdings die Welt ganz von Neuem anfangen und abstract construiren. Als Material hierzu trockneten sie vorerst alle Seelenkräfte auf, um sie in ihren philosophischen Herbarien gehörig zu klassifiziren, und daraus gingen damals die zahllosen neuen Gesetzbücher mit ihren Urrechten und Menschenveredelungen hervor. Sie waren, was sie freilich am wenigsten sein wollten, eigentlich gutmüthige Phantasten, wie ja jederzeit grade bei den Nüchternsten das Bischen defecte Phantasie am häufigsten überschnappt, welches der gesunden nicht leicht begegnet. Es ist hiernach auch sehr begreiflich, daß in dieser Alles verwischenden Gleichmacherei ohne Nationalität und Geschichte ein kühner Geist, wie Napoleon, den Gedanken einer ganz gleichförmigen europäischen Universalmonarchie fassen konnte.

Aber diesen Transcendentalen gegenüber oder vielmehr direct entgegen arbeiteten gleichzeitig ganz andere Bauleute: die Freischaar der Romantiker, die in Religion, Haus und Staat auf die Vergangenheit wieder zurückgingen; also eigentlich die historische Schule. Das deutsche Leben sollte aus seinen verschütteten geheimnißvollen Wurzeln wieder frisch ausschlagen, das ewig Alte und Neue wieder zu Bewußtsein und Ehren kommen. — Da jedoch beide Parteien einander keineswegs hinreichend gewachsen waren, so nahm bei solchem Stoß und Gegenstoß späterhin die ganze Sache eine diagonale Richtung. Es entstand die aus beiden widerstrebenden Elementen wunderlich kompromittirte moderne Vaterländerei; ein imaginäres Deutschland, das weder recht vernünftig, noch recht historisch war.

Alle diese verschiedenen Richtungen waren natürlich vor-

zugsweise und in möglichster Concentration auch auf den deutschen Universitäten repräsentirt. Namentlich in dem ersten Decennium unseres Jahrhunderts bildeten die oben erwähnten Abstracten, meist halbverkommene Kantianer, durchaus noch die tonangebende Majorität. Die Philosophen setzten in ihrer Logik, wie wenn man beim Lesen erst wieder buchstabiren sollte, umständlich auseinander, was sich ganz von selbst verstand; die Theologen lehrten eine elegante Aufklärungsreligion; die Juristen ein sogenanntes Naturrecht, das nirgends galt und niemals gelten konnte. Nur etwa die Lehrer des römischen Rechts machten hie und da eine auffallende Ausnahme, weil der Gegenstand sie zwang, sich in das Positive einer großartigen Vergangenheit zu vertiefen. Es ist bekannt, wie Bedeutendes Thibaut auf diesem Felde geleistet und wie der mild-ernste Savigny, der überdieß niemals in dieser Reihe gestanden, grade damals sich überall neue Bahnen gebrochen hat. Jene halbinvaliden und philosophischen Handwerker dagegen, da sie an sich so wenig Anziehungskraft besaßen, suchten nun mit allerlei schlauen Kunststücken zu erwerben; die derbsten unter ihnen durch zum Theil sehr schmutzige Witze und Späße, die alljährlich bei demselben Paragraphen wiederkehrten; die vornehmern, zumal wenn sie heirathslustige Töchter hatten, durch intime Soireen und Plauderthees, um die bärtigen Burschen zu civilisiren. Und das gelang auch ganz vortrefflich, denn zu ihnen hielt in der That beiweitem die Mehrzahl der jungen Leute, nämlich alle die unsterblichen Bettelstudenten, wie man sie billigerweise nennen sollte, da sie blos auf Brod studiren. Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie da in den überfüllten Auditorien in der schwülen Atmosphäre der entsetzlichsten Langenweile Lehrer und Schüler um die Wette verzweiflungsvoll mit dem Schlummer rangen

und dennoch überall die Federn unermüdlich fortschwirrten, um die verschlafene Wissenschaft zu Papier zu bringen und in sauberen Heften gewissenhaft heimzutragen.

Allein nebenher ging auch noch ein anderer geharnischter Geist durch diese Universitäten. Sie hatten vom Mittelalter noch ein gut Stück Romantik ererbt, was freilich in der veränderten Welt wunderlich und seltsam genug, fast wie Don Quixote, sich ausnahm. Der durchgreifende Grundgedanke war dennoch ein kerngesunder: der Gegensatz von Ritter und Philister. Stets schlagfertige Tapferkeit war die Cardinaltugend des Studenten, die Muse, die er oft gar nicht kannte, war seine Dame, der Philister der tausendköpfige Drache, der sie schmählich gebunden hielt, und gegen den er daher, wie der Malthefer gegen die Ungläubigen, mit Faust, List und Spott beständig zu Felde lag; denn die Jugend kapitulirt nicht und kennt noch keine Concessionen. Und gleichwie überall grade unter Verwandten — weil sie durch gleichartige Gewohnheiten und Prätensionen einander wechselseitig in den Weg treten — oft die grimmigste Feindschaft ausbricht, so wurde auch hier aller Philisterhaß ganz besonders auf die Handwerksburschen (Knoten) gerichtet. Wo diese etwa auf dem sogenannten breiten Steine (dem bescheidenen Vorläufer des jetzigen Trottoirs) sich betreten ließen, oder gar Studentenlieder anzustimmen wagten, wurden sie sofort in die Flucht geschlagen. Waren sie vielleicht in allzubedeutender Mehrzahl, so erscholl das allgemeine Feldgeschrei: Burschen heraus! Da stürzten, ohne nach Grund und Veranlassung zu fragen, halbverkleidete Studenten mit Rappieren und Knütteln aus allen Thüren, durch den herbeieilenden Succurs des nicht minder rauflustigen Gegenparts wuchs das improvisirte Handgemenge von Schritt zu Schritt, dichte

Staubwirbel verhüllten Freund und Feind, die Hunde bellten, die Häscher warfen ihre Bleistifte (mit Fangeisen versehene Stangen) in den verwickelten Knäuel; so wälzte sich der Kampf oft mitten in der Nacht durch Straßen und Gäßchen fort, daß überall Schlafmützen erschrocken aus den Fenstern fuhren und hie und da wohl auch ein gelocktes Mädchenköpfchen in scheuer Neugier hinter den Scheiben sichtbar wurde.

Die damaligen Universitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Aussehen, als lägen sie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Malerreisches sehen, als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rappieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß, und Alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles dieß aber kam erst zu rechter Blüte nnd Bedeutsamkeit, wo die Natur, die ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studiren half. Wo, wie z. B. in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und Nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten, und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit; da athmete auch der Studeut freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brodjägerei und der kindischen Brutalität. Wie groẞartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Commers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Thäler abendlich versanken, und von dem Schlosse nun der Wiederschein der

Fackeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen. — So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maaßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, nothwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quixote, philisterhaft und lächerlich erscheinen mußte.

In jener Zeit brütete äußerlich noch ein unheimlicher Frieden über Deutschland, aber die prophetischen Gedanken, die den Krieg bedeuten, arbeiteten gebunden in jeder Brust, und suchten sich überall in wunderlichen Geheimbünden Luft zu machen. Auch auf den Universitäten bestanden dergleichen Ordensverbindungen, noch ohne speziell politischen Beischmack, bloß auf allgemeine humanistische Zwecke gerichtet, mit allerlei abenteuerlichen Symbolen, furchtbaren Eiden und rasselndem Heldenschmuck, wie man es damals in den vielen Ritterromanen fand. Bestand auch ihr Hauptreiz eben nur in ihrer Heimlichkeit, die Sache war doch ehrlich, bitterernst und für die ganze Lebenszeit gemeint. Als aber jene humanistischen Ideen nach und nach abgenutzt, und alle Lebensverhältnisse immer matter wurden, da trat auch hier an die Stelle der strengen Orden die laxere Observanz der Landsmannschaften. Wie man draußen in der Philisterwelt nun mit dem Anstand statt der Tugend sich begnügte, so gingen auch diese Landsmannschaften eigentlich nur auf den Schein des Seins, auf den bloßen „Comment“. Gegen eine nähere Verbrüderung der speziellen Landsleute, obgleich im Allgemeinen beengend und einseitig, ließ sich im Grunde nicht viel einwenden. Allein dies war nicht einmal der Fall bei ihnen,

sie warben eifersüchtig auch aus anderen Provinzen und verfolgten die eigenen Landsleute, wenn sie sich ihrem Zwange nicht unterwerfen mochten. Und da mithin hier die rechte sittliche Grundlage fehlte, dieses Treiben vielmehr, wie schon der selbstgewählte fade Name „Kränzchen" andeutet, sich lediglich auf der Oberfläche geselliger Verhältnisse bewegte; so artete das Ganze sehr bald in bloßes Decorationswesen, in ein pedantisches Systematisiren der Jugendlust aus; Muth, Fröhlichkeit, Tracht, Trinken, Singen, Alles hatte seine handwerksmäßige Tabulatur, das unwürdige Prellen und Pressen der Füchse war ein löbliches Geschäft, Sittenlosigkeit und affectirte Rohheit eine besondere Auszeichnung, und es ist hiernach leicht erklärlich, daß gerade ihre Matadore im späteren Leben oft die stattlichsten Philister wurden. Mit der inneren Hohlheit aber wuchs die Prätension, sie knechteten die akademische Freiheit, indem Jeder nur auf ihre Weise frei sein sollte, und so währte noch langehin ein gewaltiges Ringen zwischen ihnen und den alternden Orden; ein Kampf, der in einzelnen Fällen mit einer heroischen Aufopferung geführt wurde, die wohl eines größeren Zieles würdig gewesen wäre. So faßte z. B. einst ein hervorragendes Ordensmitglied den kühnen Gedanken sich unerkannt mitten in das feindliche Lager zu begeben, um durch Ueberredung, Rath und That die Gegenpartei zu den Seinigen herüberzuführen. Er hatte sich auch wirklich bereits zum Senior einer Landsmannschaft heraufgeschwungen, und der abenteuerliche Plan wäre fast geglückt, als feiger Verrath Alles zu früh aufdeckte, und er nun in zahllosen Zweikämpfen sich durch sämmtliche Landsmannschaften wieder herausschlagen mußte, was allerdings ein Kampf auf Tod und Leben war. Das mag uns in gesetzteren Jahren jetzt unnütz und kindisch erscheinen; es

war aber immerhin eine Vorschule bedeutender Charaktere, die, wie wir wissen, zur Zeit der Noth und als es höhere Dinge galt, sich als tüchtig bewährt haben.

So war in der That auf den Universitäten eine gewisse mittelalterliche Ritterlichkeit niemals völlig ausgegangen und selbst in jener Verzerrung und Profanation noch erkennbar. Unter allen diesen Jünglingen aber bildeten die eigentlichen, die literarischen Romantiker wiederum eine ganz besondere Sekte. — Die allgemeine Stimmung oder vielmehr Verstimmung war schon seit langer Zeit so prosaisch geworden, daß jeder romantische Anflug für ein Sacrilegium gegen den gesunden Menschenverstand gehalten und höchstens als ein barocker Jugendstreich noch tolorirt wurde. Der schwere Proviantwagen der Brodwissenschaften bewegte sich langsam in dem hergebrachten Geleise eines hölzernen Schematismus, die Religion mußte Vernunft annehmen und beim Rationalismus in die Schule gehn, die Natur wurde atomistisch wie ein todter Leichnam zerlegt, die Philologie vergnügte sich gleich einem kindisch gewordenen Greise mit Sylbenstechen und endlosen Variationen über ein Thema, das sie längst vergessen, die bildende Kunst endlich tröstete sich mit einer sklavischen Nachahmung der sogenannten Natur. Die Kraftgenies in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten durch ihre Uebertreibung und lärmende Renommisterei das Uebel eigentlich nur noch schlimmer und unheilbarer gemacht, indem sie in vollem Burschenwichs ohne weiteres aus der Universität in die Welt hinaussprengten und Leben und Literatur burschikos einrichten wollten, was natürlicherweise einen allgemeinen Landsturm der Gelehrten gegen diese Freibeuter auf die Beine brachte. Zwar hatten Lessing, Hamann und Herder nach den verschiedensten Richtungen hin schon Blitze und Leucht-

kugeln dazwischengeschleudert. Allein Lessings kritische Blitze waren nur kalte Schläge, und da sie nicht zündeten, meinte Jeder, es gelte dem Nachbar, und hielt ihn getrost für den Seinigen. Herder dagegen trug aus aller Welt herrliche Bausteine zusammen, als es aber an's Bauen kam, war er inzwischen alt und müde geworden, sein Leben und Wirken blieb ein großartiges Fragment; und Hamanns Geisterstimme verklang unverstanden in den Wolken. Auch in der Poesie hatten Göthe und Schiller bereits den neuen Tag angebrochen, aber sie hatten noch keine Gemeinde. Das Wetterleuchten dieser Genien, obgleich den Frühling andeutend und vorbereitend, blendete und erschreckte vielmehr im ersten Augenblick die Menge; man hörte überall die Sturmglocken gehn, niemand aber wußte, ob und wo es brennt, die Einen wollten löschen, die Anderen schüren, und so entstand die allgemeine Konfusion, womit das neunzehnte Jahrhundert debütirte.

Da standen unerwartet und fast gleichzeitig mehrere gewaltige Geister in bisher ganz unerhörter Richtung auf: Schelling, Novalis, die Schlegels, Görres, Steffens und Tieck. Schelling mit seiner kleinen Schrift über das akademische Studium, worin er den geheimnißvollen Zusammenhang in den Erscheinungen der Natur sowie in den Wissenschaften andeutete, warf den ersten Feuerbrand in die Jugend; gleich darauf suchten Andere diese pulsirende Weltseele in den einzelnen Doctrinen nachzuweiseu: Werner in der Geologie, Creutzer im Alterthum und dessen Götterlehre, Novalis in der Poesie. Es war, als sei überall, ohne Verabredung und sichtbaren Verein, eine Verschwörung der Gelehrten ausgebrochen, die auf einmal eine ganz neue wunderbare Welt aufdeckte.

Am auffallendsten wohl zeigte sich die Verwirrung, welche

diese plötzliche Revolution anrichtete, auf der damals frequentesten Universität, in Halle, weil dort das heterogenste Material auch den entschiedensten Kampf provocirte. Hier trennte sich Alles in zwei Hauptlager: in das stabile der Halbinvaliden, und das bewegliche des neuen Freicorps, während das letztere wieder in mehrere verschiedenartige Gruppen zerfiel, welche aber von der Jugend, die noch nicht so ängstlich sondert, unter den Begriff der Romantik zusammengefaßt wurden. An der Spitze der Romantiker stand Steffens. Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend, so war seine Persönlichkeit selbst schon eine ramantische Erscheinung, und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinirte, als wirklich nachwies. Am unmittelbarsten mußte diese Naturphilosophie begreiflicherweise die Mediziner berühren, unter denen die besseren Köpfe sich jetzt von der bisherigen Empirie zu dem ritterlichen Steil und zu Froriep wandten, die überall auf das geheimnißvolle Walten höherer Naturkräfte hindeuteten. — Eine andere Gruppe wieder bildeten die jungen Theologen, welche sich um Schleiermacher, schaarten. Dieser merkwürdig komponirte Geist schien seiner ursprünglichen stacheligen Anlage nach zum Antipoden der Romantik geeignet, und doch hielt er wacker zur ihr, und hat auf demselben platonischen Wege der Theologie, die damals zum Theil in todten Formeln, zum Theil in fader Erfahrungsseelenlehre sich erging, wieder Gemüth erobert; eine Art von geharnischtem Pietismus, der mit scharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. — Am

entferntesten wären vielleicht die Philologen geblieben, hätte nicht Wolf, obgleich persönlich nichts weniger als Romantiker, hier wider Wissen und Willen die Vermittelung übernommen durch den divinatorischen Geist, womit er das ganze Alterthum wieder lebendig zu machen wußte, sowie durch eine geniale Humoristik und den schneidenden Witz, mit dem der stets Streitlustige gegen Schütz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalsamiren fortfuhren, fast in dramatischer Weise beständig zu Felde lag. — Zwischen diese Gruppen klemmte sich endlich noch eine ganz besondere Spezies von Philosophen herein, die den unmöglichen Versuch machte, die Kant'sche Lehre in's Romantische zu übersetzen. Hierher gehörte Professor Kayßler, ein ehemaliger katholischer Priester, der geheirathet, und nun, gleichsam zur Rechtfertigung dieses abenteuerlichen Schrittes, sich eine noch abenteuerlichere Philosophie erfunden hatte. Er hatte es indeß als doppelter Renegat mit den Kantianern wie mit der Romantikern verdorben; seine trockenen, abstrusen Vorträge fanden fast nur unter seinen schlesichen Landsleuten geringen Anklang, und wir wollten ihn hier bloß nennen, um das Bild der damaligen elementarischen Gährung möglichst zu vervollständigen. — Gegenüber allen diesen neuen Bestrebungen lag aber die breite schwere Masse der Kantschen Orthodoxen und der Stockjuristen, sämmtlich von dem wohlfeilen Kunststück vornehmen Ignorirens fleißig Gebrauch machend; unter den letzteren einerseits Schmaltz, der nachherige Geheimrath der Demagogenjäger, der die Kantsche Philosophie, die er vor Kurzen sich in Königsberg geholt, auf seine faselige Weise elegant zu machen suchte; andererseits Dabelow, König, Woltaer u. a., die von der Philosophie überhaupt nichts wußten.

Uebrigens stand Halle, so unfreundlich auch die Stadt

und ein großer Theil ihrer Umgebung ist, in jener Zeit noch in mancherlei lokalen Rapport mit der romantischen Stimmung. Der nahe Gibichenstein mit seiner Burgruine, an die sich die Sage von Ludwig dem Springer knüpft, war damals noch nicht modern englisirt und eingehegt, wie jetzt und bot in seiner verödeten Einsamkeit eine ganz artige Werkstatt für ein junges Dichterherz.

Völlig mystisch dagegen erschien gar Vielen der am Gibichenstein belegene Reichhard'sche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Göthe'sche Lieder componirte, die andere sogar Steffens' Braut war. Dort aus den geheimnißvollen Boskets schallten oft in lauen Sommernächten, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Guitarrenklänge herüber; und wie mancher junge Poet blickte da vergeblich durch das Gitterthor oder saß auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen die halbe Nacht, künftige Romane voraussträumend. — Nicht allzufern davon aber, um auch in dieser Beziehung die Gegensätze zu vervollständigen, bewohnte Lafontaine ein idyllisches Landhaus. Man erzählt von ihm, daß er an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten Schuld sei, daß ihn vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange eingesperrt hielten, bis er einen neuen dicken Roman fertig gemacht, was er denn, um nur wieder freizukommen, jedesmal mit unglaublicher Geschwindigkeit besorgt habe. Und hiermit stimmte in der That auch seine ganze äußere Erscheinung. Es war ein bequemer, freundlicher, lebensfroher Mann, der jetzt, da die Zeit seine Sentimentalität quieszirt hatte, sich getrost auf das Uebersetzen alter Klassiker verlegte und wie ein harmloser Revenant unter der verwandelten Generation umherging.

Von nicht geringer Bedeutsamkeit war auch die Nähe von Lauchstädt, wo die Weimar'schen Schauspieler während der Badesaison Vorstellungen gaben. Diese Truppe war damals in der That ein merkwürdiges Phänomen, und hatte unter Göthe's und Schiller's persönlicher Leitung wirklich erreicht, was späterhin Andere, z. B. Immermann in Düsseldorf vergeblich anstrebten, nämlich das Theater zu einer höheren Kunstanstalt und poetischen Schule des Publikums emporzuheben. Sie hatten allerdings, und wir möchten fast hinzufügen: glücklicherweise, keine eminent hervorragenden Talente, die durch das Hervortreten einer übermächtigen Persönlichkeit so oft die Harmonie des Ganzen mehr stören als fördern, gleichwie die sogenannten schönen Stellen noch lange kein Gedicht machen. Aber sie hatten, was damals überall fehlte, ein künstlerisches Zusammenspiel. Denn eben jener höhere Aufschwung der waltenden Intentionen hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und schloß das Gemeine oder Mittelmäßige von selbst aus; jeder hatte ein intimeres Verständniß seiner Kunst und seiner jedesmaligen Aufgabe, und ging daher mit Lust und Begeisterung an's Werk. Und so durften sie wagen, was den berühmtesten Hoftheatern bei unverhältnißmäßig größeren Kräften damals noch gar nicht in den Sinn kam. Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebueaden und Iffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarcos und den Jon der Schlegel, Brentano's Ponce de Leon u. s. w. — Man kann leicht denken, wie sehr dieses Verfahren grade das empfänglichste und dankbarste Publikum der Studenten enthusiasmiren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens schon, gleich

Götterboten, nach Halle hinüber, und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbülletins, beim „Kuchenprofessor" eifrigst studirt. War nun eines jener literarischen Meteore oder ein Stück von Göthe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß, oder in einspännigen Kabriolets, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gäulen und umgeworfenen Wägen vergleichbar, niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entrée und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Göthe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten. Und außerdem gab es dort auch vor und nach der Theatervorstellung in der großen Promenade noch eine kleine Weltkomödie, in welcher, wenigstens in den Augen der jüngeren Damen, die Studenten selbst die Heldenrollen spielten. Diese fühlten sich hier überhaupt wahrhaft als Musensöhne, es war ihnen zu Muthe, als sei dieß alles eigentlich nur ihretwegen veranstaltet; und sie hatten im Grunde Recht, da sie vor allen andern das rechte Herz dazu mitbrachten.

Dieses althallesche Leben aber wurde im Jahre 1806 beim Zusammensturz der Preußischen Monarchie unter ihren Trümmern mit begraben. Die Studenten hatten unzweideutig Miene gemacht, sich in ein bewaffnetes Freikorps zusammenzuthun. Napoleon, dem hier zum erstenmale ein Symptom ernsteren Volkswillens gleichsam prophetisch warnend entgegentrat, hob daher zornentbrannt die Universität auf, die Studenten wurden mit unerhörtem Vandalismus

plötzlich und unter großem Wehgeschrei der Bürger nach allen Weltgegenden auseinandergetrieben und mußten, ausgeplündert und zum Theil selbst der nöthigen Kleidungsstücke beraubt, sich einzeln nach Hause betteln. — Wunderbarer Gang der Weltgerichte! Dieselben vom übermüthigen Sieger in den Staub getretenen Jünglinge sollten einst siegreich in Paris einziehen.

Der Geist einer bestimmten Bildungsphase läßt sich nicht aufheben wie eine Universität. Was wir vorhin als das Charakteristische jener Periode bezeichnet, die Opposition der jungen Romantik gegen die alte Prosa war keineswegs auf Halle beschränkt, sondern ging wie ein unsichtbarer Frühlingssturm, allmählich wachsend durch ganz Deutschland. Insbesondere aber gab es dazumal in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. Solch' gewaltige Scenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres, und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat grade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war Görres.

Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnißvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben vertheidigte; denn alles Halbe war ihm tödtlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit Einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend; auch darin den Propheten vergleichbar, daß das „Steiniget ihn!" häufig genug über ihn ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Congreß-Sälen der politischen Weltweisen das Mane Thekel kühn an die Wand geschrieben, und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimathlos umherirrend. — Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effects verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen, schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort

neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend für's ganze Leben.

Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. Sie bewohnten im „Faulpelz“, einer ehrbaren aber obscuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgeräth darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige mild-ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Goethe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie in's Leben zu mischen, was denn häufig eine Confusion und Verwickelungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rath und That zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen in das begeisterte Wortspiel: „Ach im Arm ihm“ ausbrach; während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: „Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum

daß die phantastische Weise, womit er die alte Götterlehre als ein bloßes Symbolum christlich umzudeuten sucht, gar oft an den mittelalterlichen Neuplatonismus erinnert und am Ende zu einer gänzlichen Auflösung des Alterthums führt. Allein in Kriegszeiten bedarf ein grober Feind auch eines gewaltsamen Gegenstoßes. Erwägt man, wie geistlos dazumal die Mythologie als ein bloßes Schulpensum getrieben wurde, so wird man Creuzer's That billigerweise wenigstens als eine sehr zeitgemäße und heilsame Aufregung anerkennen müssen. Noch zwei andere höchst verschiedene Heidelberger Zeitgenossen dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen Thibaut und Gries. In solchen Uebergangsperioden ist die sanguinische Jugend gern bereit, den Spruch: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns“ gelegentlich auch umzukehren und Jeden für den Ihrigen zu nehmen, der nicht zum Gegenpart hält. Und in dieser Lage befand sich Thibaut. Schon seine äußere Erscheinung mit den langherabwallenden, damals noch dunkeln Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der eingeborene Widerwille gegen alles Kleinliche und Gemeine unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntniß von der Musik der alten tiefsinnigen Meister berührte er in der That den Kreis der Romantiker. — Bei weitem unmittelbarer indeß wirkte Gries. Wilhelm Schlegel hatte soeben durch das dicke Gewölk verjährter Vorurtheile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Uebersetzungen von Triost, Tasso und Calderon's Schauspielen treffen, ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit, überall den eigenthümlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis

unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren sich unsere jüngeren Poeten noch bis heute erfreuen. Auch war Gries schon geeignet, für den Ritt in das alte romantische Land Proselyten zu machen. Er verkehrte gern und viel mit den Studenten, die Abendtafel im Gasthofe zum Prinzen Karl war sein Katheder, und es war, da er sehr schwerhörig, oft wahrhaft komisch, wie da die leichten Scherze und Witze gleichsam aus der Trompete gestoßen wurden, so daß die heitere Conversation sich nicht selten wie ein heftiges Gezänke ausnahm.

Man sieht, die Romantik war dort reich vertreten. Allein sie hatte auch damals schon ihren sehr bedenklichen Afterkultus. Graf von Löben war in Heidelberg der Hohepriester dieser Winkelkirche. Der alte Göthe soll ihn einst den vorzüglichsten Dichter jener Zeit genannt haben. Und in der That, er besaß ganz unglaubliche Formengewandtheit und alles äußere Rüstzeug des Dichters, aber nicht die Kraft, es gehörig zu brauchen und zu schwingen. Er hatte ein durchaus weibliches Gemüth mit unendlich feinem Gefühl für den salonmäßigen Anstand der Poesie, eine überzarte empfängliche Weichheit, die nichts Schönes selbständig gestaltete, sondern von allem Schönen wechselnd umgestaltet wurde. So durchwandelte er in seiner kurzen Lebenszeit ziemlich fast alle Zonen und Regionen der Romantik, bald erschien er als begeisterungsmuthiger Seher, bald als arkadischer Schäfer, dann plötzlich wieder als ascetischer Mönch, ohne sich jemals ein eigenthümliches Revier schaffen zu können. In Heidelberg war er gerade „Isidoris Orientalis“ und novalisirte, nur leider ohne den Tiefsinn und den dichterischen Verstand von Novalis. In dieser Periode entstand sein frühester Roman „Guido,“ sowie die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines

andächtigen Pilgrims“; jener durch seine mystische Ueberschwenglichkeit, diese durch ein unkatholisches Katholisiren, ganz wider Wissen und Willen, die erstaunlichste Karikatur der Romantik darstellend.

Er hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten; aber die Gemeinde dieser Gleichgestimmten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutschland verbreitet. Es wäre eine schwierige, ja fast unmögliche Aufgabe, jenes wunderliche Gewirr von Talent und Zopf, Lüge und Wahrheit mit wenigen Worten in einen Begriff zusammenzufassen; und doch ist dieses Treiben insofern von literarhistorischer Wichtigkeit, als dasselbe den schmählichen Verfall der Romantik vorzüglich verschuldet hat. Es sei uns daher lieber vergönnt, aus unserer frühesten Schrift (Ahnung und Gegenwart) die aus dem Leben gegriffene Darstellung der damaligen Salonwirthschaft hier einzuschalten, da sie, vielleicht unmittelbarer, als eine Definition, in den Zirkel einführen dürfte.

Es ist nämlich dort von einer Soirée in der Residenz die Rede, wobei die Gesellschaft über die soeben beendigte Darstellung eines lebenden Bildes in große Bewegung gerathen. „Mitten in dieser Entzückung fiel der Vorhang plötzlich wieder, das Ganze verdeckend, herab, der Kronleuchter wurde heruntergelassen und ein schnatterndes Gewühl und Lachen erfüllte auf einmal wieder den Saal. Der größte Theil der Gesellschaft brach nun von allen Sitzen auf und zerstreute sich. Nur ein kleiner Theil von Auserwählten blieb im Saale zurück. Graf Friedrich (der Held des Romans) wurde während dessen vom Minister, der auch zugegen war, bemerkt und sogleich der Frau vom Hause vorgestellt. Es war eine fast durchsichtig schlanke schmächtige Gestalt, gleich-

sam im Nachsommer ihrer Blüte und Schönheit. Sie bat ihn mit so überaus sanften, leisen, lispelnden Worten, daß er Mühe hatte sie zu verstehen, ihre künstlerischen „Abendandachten“, wie sie sich ausdrückte, mit seiner Gegenwart zu beehren, und sah ihn dabei mit blinzelnden, fast zugedrückten Augen an, von denen es zweifelhaft war, ob sie ausforschend, gelehrt, sanft, verliebt, oder nur interessant sein sollten.

Die Gesellschaft zog sich nun in eine kleinere Stube zusammen. Die Zimmer waren durchaus prachtvoll und im neuesten Geschmacke decorirt, nur hin und wieder bemerkte man einige auffallende Besonderheiten und Nachlässigkeiten. unsymetrische Spiegel, Guitarren, aufgeschlagene Musikalien und Bücher, die auf den Ottomanen zerstreut umherlagen. Friedrich kam es vor, als hätte es der Frau vom Hause vorher einige Stunden mühsamen Studiums gekostet, um in das Ganze eine gewisse unordentliche Genialtität hineinzubringen.“

„Es hatte sich unterdeß ein niedliches, etwa zehnjähriges Mädchen eingefunden, die in einer reizenden Kleidung mit langen Beinkleidern und kurzem schleiernen Röckchen darüber, keck im Zimmer herumsprang. Es war die Tochter vom Hause. Ein Herr aus der Gesellschaft reichte ihr ein Tambourin, das in einer Ecke auf dem Fußboden gelegen hatte. Alle schlossen bald einen Kreis um sie, und das zierliche Mädchen tanzte mit einer wirklich bewunderungswürdigen Anmuth und Geschicklichkeit, während sie das Tambourin auf mannigfache Weise schwang und berührte und ein niedliches italienisches Liedchen dazu sang. Jeder war begeistert, erschöpfte sich in Lobsprüchen und wünschte der Mutter Glück, die sehr zufrieden lächelte. Nur Friedrich schwieg still, denn einmal war ihm schon die moderne Knabentracht bei Mädchen zu-

wider, ganz abscheulich aber war ihm diese gottlose Art, unschuldige Kinder durch Eitelkeit zu dressiren. Er fühlte vielmehr ein tiefes Mitleid mit der schönen kleinen Bajadere. Sein Aerger und das Lobpreisen der Anderen stieg, als nachher das Wunderkind sich unter die Gesellschaft mischte, nach allen Seiten hin in fertigem Französisch schnippische Antworten ertheilte, die eine Klugheit weit über ihr Alter zeigten, und überhaupt jede Unart als genial genommen wurde.“

„Die Damen, welche sämmtlich sehr ästhetische Mienen machten, setzten sich darauf nebst mehreren Herren unter dem Vorsitz der Frau vom Hause, die mit vieler Grazie den Thee einzuschenken wußte, förmlich in Schlachtordnung und fingen an, von Ohrenschmäusen zu reden. Der Minister entfernte sich in die Nebenstube, um zu spielen. — Friedrich erstaunte, wie diese Weiber geläufig mit den neuesten Erscheinungen der Literatur umzuspringen wußten, von denen er selber manche kaum dem Nameu nach kannte; wie leicht sie mit Namen herumwarfen, die er nie ohne heilige tiefe Ehrfurcht auszusprechen gewohnt war. Unter ihnen schien besonders ein junger Mann mit einer verachtendeu Miene in einem gewissen Glauben und Ansehen zu stehen. Die Frauenzimmer sahen ihn beständig an, wenn es darauf ankam, ein Urtheil zu sagen, und suchten in seinem Gesichte seinen Beifall oder Tadel im Voraus herauszulesen, um sich nicht etwa mit Etwas Abgeschmacktem zu prostituiren. Er hatte viele genialische Reisen gemacht, in den meisten Hauptstädten auf seine eigene Faust Ball gespielt, Kotzebue einmal in einer Gesellschaft in den Sack gesprochen, fast mit allen berühmtesten Schriftstellern zu Mittag gegessen oder kleine Fußreisen gemacht. Uebrigens gehörte er eigentlich zu keiner Partei, er übersah Alle weit und belächelte die entgegengesetzten Gesin-

nungen und Bestrebungen, den eifrigen Streit unter den Philosophen oder Dichtern. Er war sich der Lichtpunkt dieser verschiedenen Reflexe. Seine Urtheile waren alle nur wie zum Spiele flüchtig hingeworfen mit einem nachlässig mystischen Anstrich, und die Frauenzimmer erstaunten nicht über das, was er sagte, sondern was er, in der Ueberzeugung nicht verstanden zu werden, zu verschweigen schien."

„Wenn dieser heimlich die Meinung zu regieren schien, so führte dagegen ein Anderer fast einzig das hohe Wort. Es war ein junger voller Mensch mit strotzender Gesundheit, ein Antlitz, das vor wohlbehaglicher Selbstständigkeit glänzte und strahlte. Er wußte für jedes Ding ein hohes Schwungwort, lobte und tadelte ohne Maaß und sprach hastig mit einer durchdringenden gellenden Stimme. Er schien ein wüthend Begeisterter von Profession und ließ sich von den Frauenzimmern, denen er sehr gewogen schien, gern den heiligen Thyrsusschwinger nennen. Es fehlte ihm dabei nicht an einer gewissen schlauen Miene, womit er niedere, nicht so saftige Naturen seiner Ironie Preis zu geben pflegte. Friedrich wußte gar nicht, wohin dieser während seiner Deklamationen so viel Liebesblicke verschwende, bis er endlich ihm gerade gegenüber einen großen Wandspiegel entdeckte. Der Begeisterte ließ sich übrigens nicht lange bitten, etwas von seinen Poesien mitzutheilen. Er las eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein mit angestrengtester Heftigkeit vor, und schloß mit solchem Schrei und Nachdruck, daß er ganz blau im Gesicht wurde. Die Damen waren ganz außer sich über die heroische Kraft des Gedichts, sowie des Vortrages."

„Ein anderer junger Dichter von mehr schmachtendem Ansehen, der neben der Frau vom Hause seinen Wohnsitz

aufgeschlagen hatte, lebte zwar auch mit, warf aber dabei einige durchbohrende neidische Blicke auf den vom Lesen erschöpften Begeisterten. Ueberhaupt war dieser Friedrich schon vom Anfang an durch seinen großen Unterschied von jenen beiden Flausenmachern aufgefallen. Er hatte sich während der ganzen Zeit, ohne sich um die Verhandlungen der Andern zu bekümmern, ausschließlich mit der Frau vom Hause unterhalten, mit der er Eine Seele zu sein schien, wie man von dem süßen zugespitzten Munde Beider abnehmen konnte, und Friedrich hörte nur manchmal einzelne Laute, wie: „„mein ganzes Leben wird zum Roman““ — „„überschwängliches Gemüth““ — „„Priesterleben““ herüberschallen. Endlich zog auch dieser ein ungeheures Packet aus der Tasche und begann vorzulesen einen Haufen Sonette mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit. Keinem derselben fehlte es an irgend einem wirklich aufrichtigem kleinen Gefühlchen, an großen Ausdrücken und lieblichen Bildern. Alle hatten einen einzigen, bis in's Unendliche breit auseinander geschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie; aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesieen in ihrer durchaus polirten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit wie der fade unerquickliche Theedampf, die zierliche Theekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische, wie der Opferaltar dieser Musen vor. — Es ist aber eigentlich Nichts künstlicher und lustiger, als die Unterhaltung einer solchen Gesellschaft. Was das Ganze noch so leidlich zusammenhält, sind tausend feine, fast unsichtbare Fäden von Eitelkeit, Lob und Gegenlob u. s. w., und sie nennen es

dann gar zu gern ein Liebesnetz. Arbeitet aber unverhofft einmal Einer, der davon nichts weiß, tüchtig darin herum, so geht die ganze Spinnewebe von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde auseinander."

„So hatte auch heute Friedrich den ganzen Thee versalzen. Keiner konnte das künstlerische Weberschiffchen, das sonst fein im Takte so zarte ästhetische Abende wob, wieder recht in Gang bringen. Die Meisten wurden mißlaunisch, Keiner konnte oder mochte, wie beim babylonischen Baue, des Anderen Wortgepräng verstehen, und so beleidigte einer den andern in der gänzlichen Verwirrung. Mehrere Herren nahmen endlich unwillig Abschied, die Gesellschaft wurde kleiner und vereinzelter. Die Damen gruppirten sich hin und wieder auf den Ottomannen in malerischen und ziemlich unanständigen Stellungen. Friedrich merkte bald ein heimliches Verständniß zwischen der Frau vom Hause und dem Schmachtenden. Doch glaubte er zugleich an ihr ein feines Liebäugeln zu entdecken, das ihm selber zu gelten schien. Er fand sie überhaupt viel schlauer, als man anfänglich ihrer lispelnden Sanftmuth hätte zutrauen mögen; sie schien ihren schmachtenden Liebhaber bei weitem zu übersehen und selber nicht so viel von ihm zu halten, als sie vorgab und er aus ganzer Seele glaubte."

„Als aber Friedrich späterhin, noch ganz entrüstet, dieses Abenteuer einem Freunde erzählt, erwiedert dieser: „Ich kann Dir im Gegentheil versichern, daß ich nicht bald so lustig war, als an jenem Abende, da ich zum ersten Male in diese Theetaufe oder Traufe gerieth. Aller Augen waren prüfend und in erwartungsvoller Stille auf mich neuen Jünger gerichtet. Da ich die ganze heilige Synode, gleich den Freimaurern mit Schurz und Kelle, so feierlich im poetischen

Ornate dasitzen sah, konnt' ich mich nicht enthalten, despektirlich von der Poesie zu sprechen und mit unermüdlichem Eifer ein Gespräch von der Landwirthschaft, von Runkelrüben u. s. w. anzuspinnen, so daß die Damen wie über den Dampf von Kuhmist die Nasen rümpften und mich bald verloren hielten. Mit dem Schmachtenden unterhielt ich mich besonders viel. Er ist ein guter Kerl, aber er hat nicht eine Mannesmuskel im Leibe. Ich weiß nicht, was er gerade damals für eine fixe Idee von der Dichtkunst im Kopfe hatte, aber er las ein Gedicht vor, wovon ich trotz der größten Anstrengung nichts verstand und wobei mir unaufhörlich des simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepränge im Sinne lag. Denn es waren deutsche Worte, spanische Konstruktionen, welsche Bilder, altdeutsche Redensarten, doch Alles mit überaus feinem Firniß von Sanftmuth verschmiert. Ich gab ihm ernsthaft den Rath, alle Morgen gepfefferten Schnapps zu nehmen, denn der ewige Nektar erschlaffe nur den Magen, worüber er sich entrüstet von mir wandte. — Mit dem vom Hochmuthsteufel besessenen Dithyrambisten aber bestand ich den schönsten Strauß. Er hatte mit pfiffiger Miene alle Segel seines Witzes aufgespannt und kam mit vollem Winde der Eitelkeit auf mich losgefahren, um mich Unpoetischen vor den Augen der Damen in den Grund zu bugsiren. Um mich zu retten, fing ich zum Beweise meiner poetischen Belesenheit an, aus Shakspeare's „Was Ihr wollt" wo Junker Tobias den Malvolio peinigt, zu recitiren. „Und besäße ich eine Legion selbst, so will ich ihn doch anreden." Er stutzte und fragte mich mit herablassender Genügsamkeit und kniffigem Gesichte, ob vielleicht gar Shakespeare mein Lieblingsautor sei? Ich ließ mich aber nicht stören, sondern fuhr mit Junker Tobias fort: „Ei Freund leistet dem Teufel Widerstand, er ist der

Erbfeind der Menschenkinder.“ Er fing nun an, sehr salbungsvolle, genialische Worte über Shakspeare ergehen zu lassen. ich aber, da ich ihn sich so aufblasen sah, sagte weiter: „Sanftmüthig, sanftmüthig! Ei, was machst du, mein Täubchen? Wie geht's, mein Puthühnchen? Ei sieh doch, komm, tuck tuck.“ — Er schien nun mit Malvolio zu bemerken, daß er nicht in meine Sphäre gehöre, und kehrte sich mit einem unsäglich stolzen Blicke, wie von einem unerhört Tollen, von mir. Das Schlimmste war aber nun, daß ich dadurch demaskirt war, ich konnte nicht länger für einen Ignoranten gelten; und die Frauenzimmer merkten dieß nicht sobald, als sie mit allerhand Phrasen, die sie da nnd dort erhascht, über mich herfielen. In der Angst fing ich daher nun an, wüthend mit gelehrten Redensarten und poetischen Paradoxen nach allen Seiten um mich herumzuwerfen, bis sie mich, ich sie, und ich mich selber nicht mehr verstand und Alles verwirrt wurde. Seit dieser Zeit haßte mich der ganze Zirkel und hat mich als eine Pest der Poesie förmlich exkommunicirt.“ — —

Es ist sehr begreiflich, daß dieses prätentiöse Unwesen von den Gedankenlosen uud Schwachmüthigen für die wirkliche Romantik gehalten, von den Hämischen aber gern benutzt wurde, den neuen Aufschwung überhaupt zu verketzern. Vergebens verspottete Tieck selbst in den wenigen Nummern seines „Poetischen Journals“ jene falsche Romantik, vergebens zogen Arnim und Görres mitten durch den Lärm neue leuchtende Bahnen; das Gekläff der Wächter des guten Geschmacks, die den Mond anbellen und bei Musik heulen, war einmal unaufhaltsam erwacht. Es erschien ein „Klingkling-Almanach“, der die Lyrik der Romantiker paradisch lächerlich machen sollte, aber durch ein stupides Mißverständniß des Parodirten nur sich selbst blamirte. Der Däne Baggesen schrieb einen „Faust“,

eine Komödie, worin Fichte, Schelling, Schlegel und Tieck die lächerlichen Personen spielen; an Witzlosigkeit, Bosheit und Langweiligkeit, etwa Nicolai's „Werthers Leiden" vergleichbar. Garlieb Merkel endlich trommelte in seinem „Freimüthigen" ein wahres Fallstaffsheer zusammen, allerdings freimüthig genug, denn die armuthselige Gemeinheit lag ganz offen zu Tage. In Heidelberg selbst aber saß der alte Voß, der sich bereits überlebt hatte, und darüber ganz gräulich geworden war. Mitten in dem staubigen Gewebe seiner Gelehrsamkeit lauerte er wie eine ungesellige Spinne, tückisch auf alles Junge und Neue zufahrend, das sich unvorsichtig dem Gespinnste zu nähern unterfing. Besonders waren ihm, nebst dem Katholizismus, die Sonette verhaßt. Daher konnte Arnim, obgleich er Anfangs aus großmüthiger Pietät mit dem vereinsamten Greise friedlich zu verkehren suchte, dennoch zuletzt nicht umhin, ihm zu Ehren in der Einsiedler-Zeitung in hundert Sonetten den Kampf des Sonetts mit dem alten Drachen zu beschreiben.

Und auf ähnliche Weise hatte sich die Romantik überhaupt ihren Gegnern gegenübergestellt, indem sie, — wie in Tiecks verkehrter Welt, im Zerbino und gestiefeltem Kater, in Schlegels Triumphpforte für den Theaterpräsidenten Kotzebue, in Mahlmanns Hussiten vor Naumburg — jenes hämische Treiben heiter als bloßes Material nahm und humoristisch der Poesie selbst dienstbar zu machen wußte.

Aber die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Gesammtlebens, wie sie Novalis angekündiget hat; und was man später die romantische Schule nannte, war eben nur ein literarisch abgesonderter Zweig des schon kränkelnden Baumes. Ihre ursprünglichen Intentionen, alles Irdische auf ein Höheres,

das Diesseits auf ein größeres Jenseits zu beziehen, mußten daher insbesondere auch das ganze Gebiet der Kunst gleichmäßig umfassen und durchdringen. Die Revolution, die sie in der Poesie bewirkt, ist schon vielfach besprochen, um hier noch besonders, erörtert zu werden. Der Malerei vindicirte sie die Schönheit der Religion als höchste Aufgabe, und begründete durch deutsche Jünglinge in Rom die bekannte Malerschule, deren Führer Overbeck, Philipp Veit und Cornelius waren. Derselbe ernstere Sinn führte die Tonkunst vom frivolen Sinnenkitzel zur Kirche, zu den altitalienischen Meistern, zu Sebastian Bach, Gluck und Händel zurück; er weckte auch in der Prosamusik das geheimnißvolle wunderbare Lied, das verborgen in allen Dingen schlummert, und Mozart, Beethoven und Carl Maria von Weber sind ächte Romantiker. Die Baukunst endlich, diese hieroglyphische Lapidarschrift der wechselnden Nationalbildung, war grade in das allgemeine Stadium der damaligen Literatur mit eingerückt; kasernirtes Bürgerwohl mit heidnischen Substructionen, die Antike im Schlafrock des häuslichen Familienglücks. Da erfaßte plötzlich die erstaunten Deutschen wieder eine Ahnung von der Schönheit und symbolischen Bedeutung ihrer alten Bauwerke, an denen sie solange gleichgültig vorübergegangen. Der junge Göthe hatte zuerst vom Straßburger Münster den neuen Tag ausgerufen, sich aber leider dabei so bedeutend überschrieen, daß er seitdem ziemlich heiser blieb. Besonnener und gründlicher wies Sulpice Boißerée auf den Riesengeist des Kölner Domes hin, der bekanntlich noch bis heut sein mühseliges Auferstehungsfest feiert. — Das augenfälligste Bild dieser Umwandlung aber giebt die Geschichte der Marienburg, des Haupthauses des deutschen Ritterordens in Preußen. Dieser merkwürdige Bau hatte nicht einmal die Genugthuung, in malerische

Trümmer zerfallen zu dürfen, er wurde methodisch für den neuen Orden der Industrie-Ritter verstümmelt und zugerichtet. Die kühnen Gewölbe wurden mit unsäglicher Mühe eingeschlagen, in den hohen luftigen Sälen drei niedrige Stockwerke schmutziger Weberwerkstätten eingeklebt; ja um den letzten Prachtgiebel des Schlosses waren bereits die Stricke geschlungen, um ihn niederzureißen, als ein Romantiker Max von Schenkendorf, ganz unerwartet in einer vielgelesenen Zeitschrift Protest einlegte gegen diesen modernen Vandalismus, den der damalige Minister von Schrötter, ein sonst geistvoller und für alles Große empfänglicher Mann, im Namen der Aufklärung als ein löblich Unternehmen trieb. Jetzt veränderte sich plötzlich die Scene. Schrötter, da er seinen wohlgemeinten Mißverstand begriff, hieß, fast erschrocken darüber, sofort alle weitere Zerstörung einstellen, die Weber wurden ausgetrieben, Künstler, Alterthumsfreunde und Techniker, stiegen verwundert in den räthselhaft gewordenen Bau hinab, wie in einem Bergwerke dort ein Fenster, hier einen verborgnen Gang oder Remter entdeckend, und je mehr von der alten Pracht zu Tage kam, je mehr wuchs, erst in der Provinz, dann in immer weiteren Kreisen der Enthusiasmus, und weckte, soviel davon noch zu retten war, das wunderbare Bauwerk aus seinem Jahrhundertlangen Zauberschlaf.

Ein ähnliches Bewandtniß beinah hatte des mit dem Einfluß der Romantik auf die religiöse Stimmung der Jugend, indem sie gleichfalls den halbvergessenen Wunderbau der alten Kirche aus seinem Schutte wieder emporzuheben strebte. Allein, was dort genügte, konnte hier unmöglich ausreichen, denn die Romantiker, wenn wir Novalis, Görres und Friedrich Schlegel ausnehmen, thaten es nicht um der Religion, sondern um der Kunst willen, für die ihnen der Protestan-

tismus allzu geringe Ausbeute bot; ein Grundthema, das in „Sternbald's Wanderungen," in Tieck's „Phantasien" und in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" durch die ganze Klaviatur der Künste hindurch auf das anmuthigste variirt ist. Wir wollen daher auf die Konversion einiger durch die Musik, die Pracht des äußeren Gottesdienstes u. dergl. m. bekehrten protestantischen Jünglinge keineswegs ein besonderes Gewicht legen. Der ganze Hergang aber erinnert lebhaft an Schiller's Grundsatz von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, wir meinen die indirecte Macht, welche diese katholisirende Macht auf die katholische Jugend selber ausgeübt. Es ist nicht zu läugnen, ein großer Theil dieser fast überall protestantisch geschulten Jugend ist in der That durch die Vorhalle der Romantik zur Kirche zurückgekehrt. Die katholischen Studenten, die überhaupt etwas wollten und konnten, erstaunten nicht wenig, als sie in ihren Schriften auf einmal die Schönheit ihrer Religion erkannten, die sie bisher nur geschmäht oder mitleidig belächelt gesehen. Der Widerspruch, in dem sie durch diese Entdeckung mit der gemeinen Menge geriethen, entzündete ihren Eifer, voll Begeisterung brachten sie die altneue Lehre von der Universität mit nach Hause, ja sie kokettirten zum Theil damit in der Philisterwelt, wo man über die jungen Zeloten verwundert den Kopf schüttelte; mit Einem Wort: das Katholische wurde förmlich Mode. Die Mode ging nach Art aller Mode bald vorüber, aber der einmal angeschlagene Ton blieb und hallte in immer weiteren Kreisen nach, und daraus entstand im Verlauf der immer ernster werdenden Zeiten endlich wieder eine starke katholische Gesinnung, die der Romantik nicht mehr bedarf.

So war die Romantik bei ihrem Aufgange wirklich ein

Frühlingshauch, der alle verborgenen Keime belebte, eine schöne Zeit des Erwachens, der Erwartung und Verheißung. Allein sie hat die Verheißung nicht erfüllt, und weil sie sie nicht erfüllte, ging sie unter, und wie und warum dieß geschehen mußte, haben wir bereits an einem anderen Orte ausführlich nachzuweisen versucht. Als jedoch auf solche Weise die Ebbe kam und jene Springfluten zurücktobten, wurde auch der alte Boden wieder trocken gelegt, den man für neu entdecktes Land hielt. Der zähe Rationalismus, die altkluge Verachtung des Mittelalters; die Lehre von der alleinseligmachenden Nützlichkeit, wozu die sublime Wissenschaft nicht sonderlich nöthig sei; all' das vorromantische Ungeziefer, das sich unterdeß im Sande eingewühlt, kam jetzt wieder zum Vorschein, und heckte erstaunlich. Dennoch war aber der bloßgelegte Boden nicht mehr ganz derselbe. Die Romantik hatte einige unvertilgbare Spuren darauf hinterlassen; sie hatte durch ihr beständiges Hinweisen auf die nationale Vergangenheit die Vaterlandsliebe, durch ihren Experimental-Katholizismus ein religiöses Bedürfniß erweckt. Allein diese Vaterlandsliebe war durch die abermalige Trennung vom Mittelalter ihres historischen Bodens und aller nationalen Färbung beraubt, und so entstand aus dem alten abstracten Weltbürgerthum die ebenso abstracte Deutschthümelei. Andererseits konnte das wiederangeregte religiöse Gefühl natürlicherweise weder von dem romantischen Katholisiren, noch von dem wiedererstandenen Rationalismus befriedigt werden, und flüchtete sich daher bei den Protestanten zu dem neuesten Pietismus.

Von diesen veränderten Zuständen mußten denn auch zunächst die Universitäten wieder berührt werden; sie verloren allmählich ihr mittelalterliches Kostüm und suchten sich der modernen Gegenwart möglichst zu akkomodiren. Das deutsche

Universitätsleben war bis dahin im Grunde ein lustiger Mummenschanz, in exceptioneller Maskenfreiheit die übrige Welt neckend, herausfordernd und parodirend, eine Art harmloser Humoristik, die der Jugend, weil sie ihr natürlich ist, großentheils gar wohl anstand. Jetzt dagegen, durch die halbe Schulweisheit und Vielwisserei aufgeblasen, und von der epidemischen neuen Altklugheit mit fortgerissen, begnügten sie sich nicht mehr, sich an den dünkelhaften Thorheiten der Philisterwelt lachend zu ergötzen; sie wollten sich über die Welt stellen, sie meistern und vernünftiger einrichten. Dazu kam, daß sie in den Befreiungskriegen wirklich auf dem Welttheater rühmlich mit agirt hatten, und nun das Recht beanspruchten, die übrigen Acte des großen Weltdramas mit fortzuspielen, mit Einem Worte: Politik zu machen. Das war aber höchst unpolitisch, denn auf dieser komplizirten Bühne fehlte es glücklicherweise der Jugend durchaus an der unerläßlichen Kenntniß, Erfahrung und Routine. Die Burschenschaften, die zunächst aus jener inneren Umwandlung der Universitäten hervorgingen, waren ohne allen Zweifel gut und ernst gemeint und mit einem nicht genug zu würdigenden moralischen Stoizismus gegen die alte Rohheit und Sittenlosigkeit gerichtet. Anstatt aber nur erst sich selbst gehörig zu befestigen, wollten sie sehr bald im leicht erklärlichen Eifer des guten Gewissens auch die kranken Staaten durch utopische Weltverbesserungspläne regeneriren, die man am füglichsten als unschädliche Donquixotiaden hätte übersehen sollen, wenn sich nicht, wie es scheint, nun die wirklichen Politiker mit darein gemischt, und die jugendliche Unbefangenheit für ihre ehrgeizigen und unlauteren Zwecke gemißbraucht hätten. Und so wurden die Studenten, die solange heiter die Welt dupirt hatten, nun selber von der undankbaren Welt dupirt.

Als ein anderes Symptom der neuesten Zeit haben wir vorhin den bei den Protestanten wieder erwachten Pietismus bezeichnet. Man könnte ihn, da er wesentlich auf der subjectiven Gefühlsauffassung beruht, füglich die Sentimentalität der Religion nennen. Daher der absonderliche Haß der Pietisten gegen das strenge positive Prinzip der Kirche, die von einem subjectiven Dafürhalten und Umdeuten der Glaubenswahrheiten nichts weiß. Dieser moderne Pietismus ist jetzt auf den deutschen Universitäten sehr zahlreich vertreten, nicht eben zum sonderlichen Heile der Jugend. Denn der nackte Rationalismus war an sich so arm, trocken und trostlos, daß er ein tüchtiges Gemüth von selbst zur resoluten Umkehr trieb. Der weichliche sanft einschmeichelnde Pietismus dagegen, zumal wenn er Mode wird und zeitliche Vortheile in Aussicht stellt, erzeugt gar leicht heuchlerische Tartüffe, oder, wo er tiefer gegriffen, einen geistlichen Dünkel und Fanatismus, der das ganze folgende Leben vergiftet. Eine Sekte dieser Pietisten gefällt sich darin, grundsätzlich allen Zweikampf abzulehnen und sich dies als einen Act besonderen Muthes anzurechnen. Allein dieser passive Muth, die gemeine Meinung zu verachten und gelassen über sich ergehen zu lassen, ist noch sehr verschieden von der persönlichen Tapferkeit, die jeden Jüngling ziert. Es ist ganz löblich, aber noch lange nicht genug, das Unrechte hinter dem breiten Schilde der vortrefflichsten Grundsätze von sich selber abzuwehren, das Böse soll direct bekämpft werden. Ueberhaupt aber darf hierbei nicht übersehen werden, daß dem Zweikampf ein an sich sehr ehrenwerthes Motiv zum Grunde liegt: das der gesunden Jugend eigenthümliche, spartanische Gerechtigkeitsgefühl, das sich ohne innere Einbuße nicht unterdrücken läßt. Es giebt fast unsichtbare Kränkungen, infam,

perfid und boshaft, die bis in das innerste Mark verwunden, und doch, eben weil sie juridisch ungreifbar sind, vom Gesetz nicht vorgesehen werden können. Dies ist der eigentliche Sitz des Uebels, der Kampfplatz, wo der Zweikampf, wie früher die Gottesgerichte, ausgleichend eintritt. Dasselbe gilt im Großen auch von den Kriegen, diesen barbarischen Völker-Duellen um Güter, die das materielle Staatsrecht nicht zu würdigen und zu schützen vermag und zu denen wir namentlich die National-Ehre rechnen. — Demungeachtet sind wir weit entfernt, die ganz unchristliche Selbsthülfe des Zweikampfs irgenwie vertheidigen zu wollen, wünschen vielmehr vorerst nur eine genügende Vermittelung und Beseitigung seines tieferen Grundes, ohne welche nach menschlichem Ermessen alle Verbotsgesetze dagegen stets illusorisch bleiben werden.

Mit der neuen Umwandelung des Zeitgeistes hängt auch der Grundsatz wesentlich zusammen, die Universitäten möglichst in die großen Residenzstädte zu verlegen. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die großen Städte mit ihrem geselligen Verkehr, mit ihren Kunstschätzen, Bibliotheken, Museen und industriellen Anstalten eine sehr bequeme Umschau, eine wahre Universitas alles Wissenswürdigen bieten. Allein es frägt sich doch, ob dieser Vortheil nicht ewa durch Nachtheile anderer Art wieder neutralisirt, ja überwogen wird? Uns wenigstens scheint das alles mehr für die Professoren, als für die Studenten geeignet zu sein. Es kommt für die letzteren auf der Universität doch vorzüglich nur auf eine Orientirung in dem Labyrinth der neuen Bildung an. Auf jenen großen Stapelplätzen der Kunst und Wissenschaft aber erdrückt und verwirrt die überwältigende Masse des Verschiedenartigsten, gleichwie schon jeder Reisende, wenn er eine reiche Bildergallerie hastig durchlaufen hat, zuletzt selbst nicht

mehr weiß, was er gesehen; und namentlich die großen Bibliotheken kann nur der Gelehrte, der sich bereits für ein bestimmtes Studium entschieden und gehörig vorbereitet hat, mit Nutzen gebrauchen. Wie aber soll der für Alles gleich empfängliche Jüngling mitten zwischen den nach allen Seiten auslaufenden Bahnen sich wahrhaft entscheiden, wo jedes natürliche Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, wie es in kleinen Universitätsstädten stattfindet, durch den betäubenden Lärm und die allgemeine Zerfahrenheit der Residenz ganz unmöglich wird. Auch hier also droht abermals ein vager Dilettantismus und der lähmende Dünkel der Vielwisserei. Bei der Jugend ist eine kecke Wanderlust, sie ahnt hinter dem Morgenduft die wunderbare Schönheit der Welt; sie sich selbstthätig zu erobern ist ihre Freude. In den großen Städten aber fängt die Jugend gleich mit dem Ende an: aller Reichthum der Welt liegt in der staubigen Mittagschwüle schon wohlgeordnet um sie her, sie braucht ihren Fauteuil nur gähnend da oder dorthin zu wenden, sie hat nichts mehr zu wünschen und zu ahnen — und ist blasirt. Und auch in sittlicher Hinsicht ist der Gewinn nur illusorisch. In den kleinen Universitätsstädten herrscht allerdings oft eine arge Verwilderung, und die Studenten werden in den großen Städten gewiß ruhiger und manierlicher sein. Allein dort erscheint die Lüderlichkeit in der Regel so handgreiflich, bestialisch roh und abschreckend, daß jedes gesunde Gemüth von selbst ein Ekel davor überkommt, während hier die schön übertünchten und ästhetisirten Pestgruben wohl auch die Besseren mit ihrem Gifthauch betäuben. — Unsere Universitäten sind endlich bisher eine Art von Republik gewesen, die einzigen noch übrig gebliebenen Trümmer deutscher Einheit, ein brüderlicher Verein ohne Rücksicht auf die Unterschiede der Provinz,